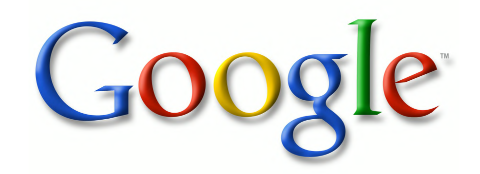
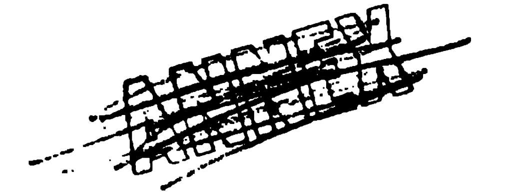







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY





ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. ERNST HÖPFNER UND DR. JULIUS ZACHER

DIRECTOR D. REALSCHULE Z. HEIL. GEIST ZU BRESLAU

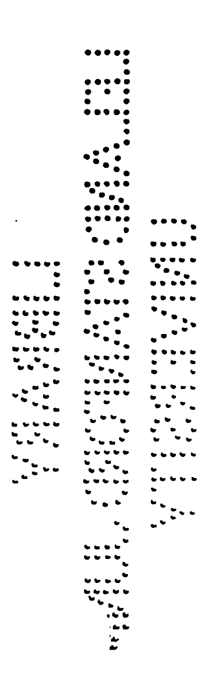
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ZU HALLE

DRITTER BAND

HALLE

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1871



VERZEICHNIS DER BISHERIGEN MITARBEITER.

Dr. Arthur Amelung, privatdocent in Dorpat.
Dr. G. Andresen, privatdocent in Bonn.
Prof. dr. Aug. Anschütz in Halle.
Gymnasiallehrer dr. E. Bernhardt in Elberfeld.
Gymnasiallehrer dr. Ludw. Bossler in Gera.
Dr. J. Brakelmann in Paris. †
Prof. dr. Berthold Delbrück in Jena.
Dr. B. Döring in Dresden.
Gymnasiallehrer dr. Osk. Erdmann in Graudenz.
Gymnasiallehrer dr. Ge. Gerland in Halle.
Redakteur H. Gradl in Eger.
Dr. Justus Grion, director des lyceums in Verona.
Oberlehrer dr. Haag in Berlin.
Director prof. dr. W. Hertzberg in Bremen.
Prof. dr. Moriz Heyne in Basel.
Prof. dr. Rud. Hildebrand in Leipzig.
Director dr. Ernst Höpfner in Breslau.
Oberlehrer dr. Oskar Jänicke in Berlin.
Dr. E. Jessen in Kopenhagen.
Prof. dr. Adalbert von Keller in Tübingen.
Prof. dr. C. Fr. Koch in Eisenach.
Gymnasiallehrer dr. Artur Köhler in Dresden.
Bibliothekar dr. Reinhold Köhler in Weimar.
Dr. Eugen Kölbing in Dresden.
Director prof. dr. Adalbert Kuhn in Berlin.
Dr. Ernst Kuhn, privatdocent in Halle.
Geh. reg. r. prof. dr. Heinrich Leo in Halle.
Staatsrat dr. Leverkus in Oldenburg. †
Prof. dr. Felix Liebrecht in Lüttich.
Oberlehrer dr. Aug. Lübben in Oldenburg.
Prof. dr. J. Mähly in Basel.
Prof. dr. Ernst Martin in Freiburg.
Prof. dr. Konrad Maurer in München.

Dr. Elard Hugo Meyer, lehrer an der handelsschule in Bremen.
Prof. dr. Leo Meyer in Dorpat.
Prof. dr. Theodor Möbius in Kiel.
Prof. dr. G. H. F. Nesselmann in Königsberg.
Reallehrer dr. C. Redlich in Hamburg.
Dr. Max Rieger in Darmstadt.
Prof. dr. Ernst Ludw. Rochholz in Aarau.
Prof. dr. Heinr. Rückert in Breslau.
Staatsrat dr. A. v. Schiefner in Petersburg.
Prof. dr. Richard Schröder in Bonn.
Dr. E. Steinmeyer in Berlin.
Gymnasiallehrer dr. B. Suphan in Berlin.
Prof. dr. S. Vögelin in Zürich.
Prof. dr. Wilhelm Wackernagel in Basel. †
Prof. dr. Karl Weinhold in Kiel.
Franz Wieser in Innsbruck.
Oberlehrer dr. E. Wörner in St. Afra bei Meissen.
F. Woeste in Iserlohn.
Prof. dr. Julius Zacher in Halle.
Prof. dr. J. V. Zingerle in Innsbruck.
Dr. J. Zupitza, privatdocent in Breslau.

INHALT.

Vermischtes:

Litteratur:

ÜBER DIE EDDALIEDER.

HEIMAT, ALTER, CHARAKTER.

In Scandinavien und Dänemark streitet man sich seit einer reihe von jahren über das speciellere anrecht an die sogenannte „Edda-poesie.“[1] Am wenigsten haben sich die schwedischen gelehrten an diesem zwiste beteiligt, der um so hitziger zwischen Dänen und Norwegern entbrant ist. Norwegische altertumsforscher wollen diese poesie als eine speciel norwegische angesehen wissen. Ihrer meinung nach wären, wenngleich die nachbarvölker ähnliche lieder gleicher form gehabt hätten, doch die Eddalieder, und zwar in der auf uns gekommenen gestalt, samt und sonders norwegische producte, von den Isländern bewahrt und niedergeschrieben. Dieser an und für sich keinesweges extravaganten, im gegenteil auf den ersten blick sehr plausibeln ansicht wollen die Dänen (denen sich im ganzen genommen die Schweden, obschon mit geringerem eifer, anzuschliessen geneigt sind) durchaus nicht beipflichten. „Der bewährte patriotismus der dänischen gelehrten“ sträubt sich gegen etwas so „antiscandinavisches,“ so „unnationales.“ Meine landsleute wollen die isländische litteratur so weit möglich in dem einen oder dem andern sinne zu etwas „gemeinsam-nordischen“[2] machen, ein bestreben, das sich vor allem auf die Eddalieder richten muss. Die gemässigteren unter den dänischen patrioten haben sich damit begnügt, den norwegischen theorien diesen umfänglicheren begriff „Gesamt-Nordisch“ (auch „Scandinavisch,“ in solchem sinne genommen, dass es Dänisch in sich begreift) entgegenzuhalten, ohne den Norwegern einen anteil am entstehen der Eddalieder geradehin abzusprechen, obschon man wol ersieht, dass ihnen der vermeintliche dänische anteil mit besonderm übergewicht am herzen liegt. Der sich fortwährend steigernde „nationale“ eifer der dänischen altertumsforscher hat sich jedoch nicht auf die länge mit so bescheidener unbestimtheit vertragen können. Mit dem lebhaftesten beifall hat man eine lehre aufgenommen, wonach den Norwegern, und auch wenigstens den eigentlichen Schweden (denen im alten *Svea*-

1) Vgl. das bezügliche in den artikeln von Maurer und Möbius im ersten bande dieser zeitschrift.

2) „*Fællesnordisk.*“

rike), aller anteil am entstehen der Eddalieder abzusprechen wäre, indem dieselben, und zwar wesentlich in der noch vorliegenden gestalt (grössteenteils sogar „wort für wort“ unverändert) einem „litterarischen goldenen zeitalter des älteren und mittleren eisenalters[1] in Südscandinavien (Dänemark und wol auch das alte Göta-rike)“ entstammen sollten, wogegen den Norwegern ein späteres silbernes zeitalter einzuräumen wäre, in welchem andere von den auf Island niedergeschriebenen gedichten entstanden, so wie ferner die mythischen erzählungen in der prosaischen Edda als norwegische (oder gar zum teil isländische) verzerrte allegorisierende umbildungen von mythen, als volksmärchen des mittelalters, anzusehen wären.[2] Gegen meine landsleute habe ich mich (in ein paar dänisch geschriebenen aufsätzen) insofern an die Norweger geschlossen, als ich, ohne überall jede möglichkeit dänischer oder schwedischer herkunft durchaus zu läugnen, die eddalieder doch im ganzen genommen für specielleres eigentum des norwegischen („norrönen“) volksstammes ansehen muss, jedoch mit der bedeutenden modification, dass ich die mehrzahl der lieder für isländische bearbeitungen älterer dichtung halte, und nur bei einigen liedern an wesentlich unveränderte überlieferung buchstäblich gesprochen norwegischer producte glauben möchte. Die gedichte also kann ich nicht „gesamtnordische,“ noch viel weniger „südscandinavische“ oder dänische nennen; wogegen es sich von selbst versteht, dass niemand die verbreitung über den ganzen norden sowohl der mythologie als der heldensage, die das thema der Eddalieder abgaben, läugnen könte; was mich indessen nicht davon abhalten kann, mich auch in dieser beziehung der benennung „gesamt-nordisch“ zu widersetzen, und statt dessen die benennung „gesamt-germanisch“[3] festzuhalten, indem ja die mythologie der deutschen völker erweislich wesentlich ganz dieselbe war wie die norwegische, und die sage von den Welisungen und den Nibelungen nicht nur bekantlich bei den Deutschen wo möglich noch verbreiteter war als im norden, sondern, meiner ansicht nach, sogar erweislich bei den Deutschen entstand, und im norden nur als fremdes gut eingeführt wurde, so dass bei dieser sage der ausdruck „gesamtgermanisch“ dem norden sogar noch zu viel lässt. Es mag andere sagen gegeben haben, die über den ganzen norden verbrei-

1) Über die ausdrücke: „stein-, bronce-, erstes, zweites, drittes eisenalter“ der dänischen gelehrten vgl. des herrn verfassers erläuternde bemerkung am ende dieser abhandlung. Red.

2) Vgl. rücksichtlich dieser ultradänischen lehre: Möbius in dieser zeitschr. I, 430f.

3) „Gesamt-deutsch“ würden die nachfolger J. Grimms sagen. Mir, als einem Dänen, fällt es nicht natürlich, die benennung „deutsch“ auf den norden zu erstrecken.

tet, den Deutschen aber fremd waren. Ich weiss nicht eben, ob es jetzt noch möglich ist, irgend eine heidnische sage als eine solcher weise entschieden gesamtnordische zu bezeichnen, indem es uns ja zu sehr an näherer kentnis des sagenbestandes heidnischer zeiten in Schweden und in Norddeutschland gebricht. Mit den sogenanten Eddaliedern aber berührt sich die frage eigentlich gar nicht, indem dieselben, ausser der mythologie, diejenige heldensage behandeln, welche man sogar vielmehr eine deutsche[1] als eine „gesamtgermanische" zu benennen hat.[2]

Ich wünsche meine ideen über diese gegenstände in einer verbreitetern (wenngleich mir leider viel weniger geläufigen) sprache als der dänischen, und somit einem grössern und unparteiischern leserkreise als dem dänischen, vorzulegen. Nur mit dem wunsche nach feststellung der wahrheit schreiben, bleibt innerhalb der dänischen litteratur gewöhnlich eine mehrfach undankbare arbeit, grossenteils sogar eine unmöglichkeit.[3]

Es sind also zwei hauptansichten, die ich als die meinigen verteidige: 1) dass die heldensage der Eddalieder eine deutsche sei, 2) dass die Eddalieder „norröne" (norwegische und isländische) lieder seien; welche beiden ansichten von einander so ziemlich unabhängig sind. Besonders über die erstere liesse sich ein dickes buch schreiben. Ich wünsche aber eben besonders bei dieser so kurz und gedrängt wie nur immer möglich zu sein, also nur hauptmomente hervorzuheben, was mich nötigt, kentnis der sage bei dem leser vorauszusetzen.[4]

I.
DIE SAGE DEUTSCH.

Als einleitung zu diesem abschnitt (jedoch auch mit bezug auf den folgenden) scheint es zweckmässig, einige kurze bemerkungen vorauszuschicken, betreffend die norröne heroische sagenlitteratur überhaupt.

1) „Deutsch" also in dem sinne gebraucht, dass es Dänisch, Schwedisch und Norwegisch ausschliesst.

2) Nur die drei Helgenlieder enthalten (obschon durch spätere willkürliche umdichtung verschobene) bestandteile allem anschein nach ursprünglich nordischer heldensage.

3) So begegnete es mir bei dem Kopenhagener historischen verein, der, dänischen zuständen und dem Kopenhagener cliquenwesen gemäss, unter der leitung eines politikers und nicht-historikers steht, dass ich mich in diesem streite in der zeitschrift dieses vereins des wortes beraubt fand, während man fortfuhr, der den Dänen schmeichelnden ansicht den raum im vollsten masse offen zu halten.

4) Die beste übersicht der einen hauptform der sage findet man in der kurzen erzählung der Snorra-Edda (deutsch z. b. bei Simrock); die andere hauptform ken-

Es wanderten schon im altertum die producte des dichterischen geistes von einem volke zum andern. Damals, wie jetzt, wurde man des alten und bekanten satt, und war hungrig, neues zu geniessen. Dass auch schon damals die bewohner des nordens eher den Deutschen etwas entliehen, als umgekehrt, ist der natur der sache gemäss. Wir haben indessen einen beleg, dass wenigstens ein deutsches volk, nämlich die Engländer, nordische sagen nicht verschmähte, darin, dass das angelsächsische gedicht Beowulf nur nordische sagen behandelt. Die Angeln und Sachsen werden in demselben auch nicht einmal genant, wogegen es sich um drei nordische völker, jedes unter seinem könige, handelt: 1) um das der Dänen unter den Schiltungen (Scyldingas), als Halbdan, Roar, Helge, Rolf (Healfdene, Hróđgár, Hálga, Hróđulf), welches sich, mit derselben ausdehnung wie in spätern zeiten, bis an die Friesen erstreckt, und schon damals, als diese sage mit der aus Saxos und der Isländer überlieferung genugsam bekanten namenreihe nach England gelangte, nur ein reich, und nicht mehrere kleinere, ausmachte; 2) um das der Gauten (Geátas = der schwedischen form Götar), zu welchem der held des gedichtes, Beowulf, gehört; 3) um das der Schweden (Sweón = Svear in specieller bedeutung), unter dessen königen wir die namen Ottar und Adils (Ohthere, Eadgils) widererkennen. Die sage ist aus Dänemark oder aus Gautland nach England gebracht, und zwar zu einer zeit, als sie noch nicht die gestalt erreicht hatte, die wir bei Saxo und in der Rolfs-saga vorfinden. Andererseits ist diese sage aber von englischen christlichen dichtern, wol zu widerholten malen, so umgebildet worden, dass sie dennoch eine unursprünglichere gestalt trägt als in der nordischen überlieferung. Es ist auf den ersten blick sehr auffallend, dass wir in der äusserlich betrachtet reichen angelsächsischen poetischen litteratur auch keine einzige behandlung specifisch englischer heldensage, hingegen ein grosses gedicht über fremde sagen finden. Es lässt sich aber dies aus politischen verhältnissen erklären. Die streitigkeiten der untergegangenen kleinen angelsächsischen reiche waren nicht mehr ein passendes thema für den sänger, der am hofe des herschers über ganz England sein unterkommen zu suchen hatte. Die einheimischen angelsächsischen heldenlieder musten in vergessenheit geraten.

Im norden muste ein ähnliches schicksal die einheimische norwegische heldensage treffen. Dass diese eine reiche gewesen ist,

nen deutsche leser aus dem Nibelungenliede. Deutsche hilfsmittel (W. Grimm, Raszmann usw.) wäre es kaum nötig zu nennen. — Von den unzähligen abhandlungen möchte ich etwa diejenigen von Müllenhoff (Haupts zeitschr. bd. 10 und 12) hervorheben, an die ich mich näher als an irgend andere mir bekante schliessen kann.

brauchen wir nicht im geringsten zu bezweifeln. Aber nur ziemlich weniges hat sich gerettet: in der Halfs-saga, in verschiedenen bestandteilen der Fridthjofs-saga, der Örvarodds-saga, sowol als mehrerer anderer von den in den beiden letzten teilen der „Fornaldarsögur" enthaltenen märchen und romanen; ferner in der Helga kviđa Hjörvarđssonar,[1] und wol auch in dem zur heroischen sage gehörenden ramen des Grimnismáls. Auch die Ynglinga-saga (was man nun auch immer von der authentie des zu grunde liegenden gedichtes halten mag) ist zunächst nur als eine norwegische familientradition aufzufassen, und keinesweges als ein excerpt schwedischer königssage, obschon es immerhin möglich ist, dass diese familientradition wirklich einzelne aus dem vielleicht nicht nur vorgeblichen stamlande mitgebrachte sagenelemente möchte festgehalten haben. Ob die älteren bestandteile der ersten hälfte der Hervararsaga hieher gehören, ist disputabel, indem der kampf auf Samsö (der insel im Kattegat) auch von Saxo (und in einer „Kæmpevise") erzählt wird. Samsö und Läsö spielen auch anderwärts in der phantasie norrōner dichter, was sich aus der vertrautheit norwegischer schiffer mit diesem fahrwasser leicht genug erklärt, so dass in der nennung dieser insel kein beweis dänischen ursprunges liegt. An schwedischen ursprung möchte ich durchaus nicht glauben, indem, abgesehen von möglicherweise ächt schwedischen elementen[2] in der familientradition des norwegischen Yngling-geschlechtes (wohin diese sage schwerlich gehören könte), kaum irgend eine uralte sage oder irgend ein lied aus Schweden in die norrōne litteratur eingedrungen ist. Da sowol bei Saxo als in der Hervararsaga der kampf Hjalmars und Angantys auf Samsö mit der doch offenbar norwegischen sage von Örvarodd verwoben ist, möchten wir hier nicht ohne wahrscheinlichkeit an eine entlehnung des ganzen aus Norwegen nach Dänemark denken. Die liederreste in der ersten hälfte der Hervararsaga könten jedenfalls in keiner unverändert dänischen (oder

1) Helge ist ein Norweger (siehe eins der prosastückchen: *Hjörvarđi konungi í Noregi;* und str. 31: *hvat kanntu segja nýrra spjalla or Noregi*); vielleicht speciel aus Rogaland (cfr. str. 43 *Rogheims á vit?*). Dass die prosastückchen kriege in den „südlanden," speciel im „Schwabenlande" erwähnen, widerspricht dem nicht, aber beweist, dass wir eine späte gestaltung der sage vor uns haben, aus der zeit, wo man es liebte den schauplatz ins enorme zu erweitern, wie das in der Hervararsaga und andern *Fornaldarsögur* geschieht.

2) Zu diesen möchte gehören die sage von Gefjon, wie sie „Seeland" aus dem Mälar herauspflügt. Dies Seeland ist nämlich offenbar das schwedische Seeland (= Roslagen), die meeresküste nördlich des Mälars. In Norwegen oder Island hat man die sage später aus misverständnis und unwissenheit auf das dänische Seeland übergeführt, so in der strophe (gleich anfangs in der Snorra-Edda), die man dem vorgeblichen „Brage Skald dem Alten" zuschrieb.

schwedischen) redaction vorliegen, wie das aus folgender stelle hervorgeht:

betr þykkjumsk ek	Besseres meine ich,
buðlungr hafa	König, erlangt zu haben,
enn þó Noregi	als wenn ich erreichte
næðak öllum	ganz Norwegen

was natürlich nur ein norwegischer (oder isländischer) dichter, nach vereinigung Norwegens zu einem reiche, in das gedicht hineinbringen konte.

Einiges haben also die Isländer doch von der altnorwegischen heldensage bewahrt. Das können aber nur fragmente sein von dem ganzen grossen vorrate. Als in der letzten hälfte des 9. jahrhunderts die vielen kleinen norwegischen reiche durch eroberung zu einem grossen norwegischen reiche wurden, büssten sofort die einheimischen heldenlieder gröstenteils ihre lebensfähigkeit ein. Die in den nächsten jahrhunderten mehrmals eintretende verbindung Norwegens mit Dänemark und das politische interesse der norwegischen könige, als sprösslinge auch des „Ragnar-Lodbrokischen geschlechtes" zu gelten, führte dänische königssagen bei den Norwegern ein. So finden wir die sage von Roar, Helge und Rolf Krake, ferner die von Harald Hildetann, endlich die von Ragnar Lodbrok, in isländischen sagas behandelt, und zwar in einer gestalt, die sich zu der von Saxo überlieferten solchermassen verhält, dass einerseits an eine entlehnung [1] direct aus Dänemark erst zur zeit der isländischen sagaproduction nicht zu denken ist, andrerseits eine entlehnung „im ältern oder mittlern eisenalter" vollends undenkbar ist, indem sowol die Isländer als Saxo die gesamte dänische sagengeschichte mit sachsenkriegen, englandszügen und nordhumbrischen eroberungen durchwoben sein lassen, ein beweis, dass die dänische sagengeschichte auf dem wege durch die eigentliche sogenante Wikingszeit (ungefähr 850 bis 1030 [2]) eine gänzliche umgestaltung durchlebte, und erst in dieser jüngsten gestalt nach Norwegen (und Island) gelangte, wogegen die dänischen königssagen im Beowulf früher nach England gelangten, nämlich vor dieser umgestaltung, früher also, als die grossen kriege mit den Deutschen und die grossen züge nach England und eroberungen daselbst auf die gestaltung der dänischen sagengeschichte einwirkten. Norröne dichter erlaubten sich an der eingeführten dänischen sage willkürlich erdachte änderungen und zutaten, namentlich in bezug auf die Ragnar-

1) Des ganzen. — Eins und das andere mag natürlich sogar spät im mittelalter direct importiert sein.

2) Die eroberungen in England fiengen erst um 870 an. — Saxo lässt schon seinen ersten Frode den Rhein hinauf segeln!

Lodbroksche genealogie, also zu einer zeit, wo solche änderungen und zutaten noch praktisches interesse haben konten. So machten sie eine der frauen Ragnars zur tochter Sigurds des drachentöters, und Ragnar selbst zum sohne jenes schwedischen königs (Ring, oder, wie er in norröner umtaufung heisst, Sigurd Ring), dem der dänenkönig Harald Hildetann in der sagenhaften Braavalla-schlacht erlag. — Auch die sage von den goldmalenden riesenweibern Fenja und Menja erscheint in der norrönen litteratur in einer gestalt, die sie nur in Dänemark erreicht haben kann, nämlich mit der speciel dänischen königsreihe verwoben.[1] Da diese sage bei dem norrönen stamme nur als eine fremde auftritt, sich aber bei den Deutschen[2] widerfindet, haben wir sie also jedenfalls nicht als eine ursprünglich „gesamtnordische“ aufzufassen, sondern am ehesten als eine deutsche, in Dänemark eingeführte, und daselbst mit einheimischen dänischen sagen verwobene (was natürlich nicht verbietet, das „Grotten-lied“ für eine norröne production über ein zunächst dänisches thema zu halten).

Die norröne heroische sagenlitteratur enthält also ungefähr eben so viele aus Dänemark importierte sagen, als einheimische norröne. Weder die einen noch die andern liegen uns in den „Eddaliedern“ (liedern der sogenanten „Sämunds-Edda“) vor, nur allein die sage von Helge Hjörvards sohn[3] abgerechnet. Keiner der beiden codices dieser lieder (Codex Regius 2365. 4; Codex Arnemagnaeanus 748. 4) enthält sonst etwas direct hieher gehöriges. Das „Grottenlied“ ist anderswo (in einer handschrift der Snorra-Edda) aufbewahrt; es ist in dem einen der beiden metra der Eddalieder abgefasst, entfernt sich aber sonst nicht unbedeutend von der manier der in der „Sämunds-Edda“ aufbewahrten heroischen lieder. Es unterliegt indessen keinem zweifel, dass alle jene sagen ursprünglich in liedern derselben formen wie die Eddalieder überliefert worden sind, was wir denn auch schon daraus ersehen, dass mehrere dieser sagas bruchstücke von liedern solcher form liefern, vor allen die erste hälfte der Hervarar-saga, so wie auch hie und da alliteration durch die prosa hervorsticht, wie im heldenverzeichnis zur Braavallaschlacht, woselbst ein wirklich in Dänemark verfasstes lied zu grunde liegt, da nämlich Saxo[4] bei dem entsprechenden verzeichnis in seiner geschichte ganz dasselbe lied benutzt, ein lied aus späterer zeit als die colonisation Islands, indem es in beiden heeren Isländer („Thylenses“) aufführt, und diese offenbar schon im liede da waren, ehe dasselbe zum norrönen stamme hinüber wanderte,

1) Vgl. Grottasöngr str. 19. 21.
2) Vgl. J. Grimms Mythologie: *fanegolt*, *manegolt*.
3) und die wenigen hieher gehörenden strophen des *Grimnismáls*.
4) Zu anfang des 8. buchs. Vgl. *Fornaldarsögur* bd. 1. s. 379 f.

obschon der isländische sagaverfasser die vier Isländer im schwedischen heere[1] gänzlich verschweigt, ohne allen zweifel um Isländer nicht gegen einander kämpfen zu lassen, während er den Isländer in Haralds heer (Blend oder Blœng), so wie auch den Jomswiking (Toke) stehen lässt, aber ohne bezeichnung des heimortes, ein deutlicher fingerzeig, dass ihm in diesen beiden fällen der im liede genannte heimort anstoss erregte, indem er gewohnt war, sich die Braavalla-schlacht vor der entdeckung Islands und vor der gründung der Jomsburger republik zu denken.

Der norröne stamm hat also einerseits, zufolge der politischen verhältnisse, von dem schluss des 9. jahrhunderts an, seine eigne alte heroische liederpoesie in verfall und gröstenteils in vergessenheit geraten lassen, ohne eine neue zu producieren, andrerseits, und zwar ebenfalls offenbar zufolge politischer verhältnisse, und frühestens vom 10. jahrhundert an, dänische königssagen aufgenommen und festgehalten, zum teil willkürlich bearbeitet, nicht aber incorporiert, nicht zu norwegischen königssagen umgeschmolzen,[2] im gegenteil fortwährend als nur fremdes gut betrachtet. Die bezüglichen lieder haben die Isländer beinahe samt und sonders zu grunde gehen lassen, die eingeführten dänischen noch mehr als die einheimischen norrönen.

Dennoch haben uns die Isländer eine samlung heroischer lieder schriftlich überliefert, nämlich in der „Sämunds Edda." Diese lieder, die von den Welisungen und Nibelungen, behandeln einen sagenkreis, dem die Isländer ausdrücklich grösseres interesse als allen andern heroischen sagen, norrönen oder dänischen, zugestehen, den aber weder die Isländer noch der Däne Saxo jemals als einen norrönen noch als einen dänischen wollen betrachtet wissen, sondern als einen deutschen, weshalb Saxo auch nicht das mindeste über die helden dieser beiden geschlechter in seine sagengeschichte aufnimt. Die heutigen nordischen gelehrten dagegen wollen diesen sagenkreis teils für einen „norrönen," teils für einen „südscandinavischen," teils für einen „gesamtnordischen"[3]

1) *Mar rufus e Mithfirthi; Grombar annosus; Gram Brundelucus; Grim ex oppido Skierum.*

2) jedoch mit einer ausnahme (*Guðröðr*), wovon später.

3) Für die verbreitung dieser sage auch in Schweden haben wir zwei ziemlich alte zeugnisse in den bildern zweier runensteine aus christlicher zeit (*Ramsund-Berg* und *Gök-Sten*). Die bilder beider steine stellen die tötung des drachens und des schmiedes Regin dar. Säve hat eine abhandlung hierüber geschrieben. [Jetzt eben auch in deutscher übersetzung erschienen: Zur Nibelungensage. Siegfriedbilder, beschrieben und erklärt von prof. Carl Saeve. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit nachträgen versehen von J. Mestorf. Mit 4 tafeln abbildungen. Hamb. Meissner 1870].

erklären. Betrachten wir also in möglichster kürze den stand dieser fragen.

Die eine form dieser sagen, die isländische oder sogenante „nordische," liegt in den Eddaliedern vor, wobei wir nicht bestimt wissen, wie viel von den kleinen prosaausfüllungen direct von verlorenen strophen und liedern herstamt. Die erzählung in der „jüngern Edda" (Snorra-Edda) ist ein kurzes excerpt aus den liedern. Die Wölsunga-Saga ist eine in die breite sich dehnende, nicht eben talentvoll geschriebene erzählung auf grundlage der lieder (mit benutzung einiger jetzt verlorener).

Bei den Deutschen liegt die sage in fast unzähligen quellen vor, von etwa dem 9. jahrhundert an bis auf den heutigen tag, jedoch so, dass die ältesten quellen, so das Hildebrandslied (niedergeschrieben im 9. jahrhundert, oder im 8.?), und angelsächsische gedichte, (niedergeschrieben etwa im 9. bis 10. jahrhundert), nur bruchstücke der sage, oder gar nur andeutungen, liefern. Weiter zurück in der zeit reichen das burgundische gesetz (aus dem 6. jahrhundert), welches die Nibelungen-namen als burgundische fürstennamen aufführt, und der geschichtschreiber Jornandes (6. jahrhundert), welcher jedoch nicht die Nibelungensage selbst erwähnt, sondern nur die anderwärts mit derselben in verbindung gebrachte von Ermenrich und der Schwanhild. Die hauptquellen sind aber erst das Nibelungenlied und die Dietrichs-Saga, welche letztere isländisch, wol im 13. jahrhundert, nach deutschen gedichten und sagen abgefasst wurde. Die armut an älteren norddeutschen quellen ist bei der untersuchung des gegenseitigen verhältnisses der beiden hauptformen der sage sehr empfindlich. Die so eben erwähnte Dietrichssaga hat norddeutsche quellen benutzt, und beruft sich in der tat ausdrücklich auf solche; es werden aber, wenigstens für die eigentliche Nibelungensage, solche norddeutsche gewesen sein, die unmittelbar dem hochdeutschen Nibelungenlied entstamten.[1] Ähnlich steht es um die „Kæmpeviser" über Sivard Snarensvend, Didrik af Bern usw.

Nur die isländische form der sage, d. h. die in den Eddas und der Wölsungasaga vorliegende form, ist von nordischen gelehrten als eine „nordische," eine nicht aus Deutschland her entliehene sage in schutz genommen worden. Ähnliche rettung der Dietrichssaga und der Kæmpeviser[2] ist nicht einmal in frage gekommen, indem sich dieselben eben an die gewöhnliche deutsche, und nicht an die isländische form der sage

1) Vgl. die abhandlung von Döring im zweiten bande dieser zeitschr.

2) Nur drei ausgenommen, von denen später.

anschliessen, ihren stoff also jedenfalls aus Deutschland entliehen haben. Die mehrzahl der deutschen forscher ist übrigens geneigt, auch die isländische form als eine aus Deutschland, jedoch weit früher eingeführte zu betrachten.

Die isländische sagenform nent einen könig Wölsung, sohn des Rere, sohn des Sige. Wölsung ist vater des Sigmund, der besonders durch die untaten berühmt wird, die er zusammen mit Sinfjötle, zugleich seinem sohn und schwestersohn, ausübt. Der sohn Sigmunds, Sigurd, wird nach dem tode des vaters und in fremdem lande (Dänemark?) geboren. Dieser Sigurd nun tötet jenen drachen, bemächtigt sich des drachenschatzes, besucht die Brynhild, schwester des königs Atle, komt danach zu den Gjukungen (Gunnar, Högne, Guttorm,[1] welche in ein par liedern Niflungar genant werden); hier vergisst er die Brynhild, und heiratet die schwester der Gjukunge, welche bei den Isländern Gudrun heisst, während ihre mutter den namen Grimhild führt. Ferner verhilft er seinem schwager Gunnar zur heirat mit der Brynhild, aber durch eine list, welche diese dadurch rächt, dass sie die Gjukunge zur ermordung Sigurds antreibt, was auch von dem jüngsten der brüder, Guttorm, bewerkstelligt wird, nach einigen liedern, als Sigurd im bette schläft, nach andern, während er auf eine jagd ausgeritten ist; worauf Brynhild sich selbst tötet. Gudrun wird mit dem könig Atle verheiratet. Dieser lockt die Gjukunge zu sich, und vernichtet sie. Gudrun tötet zur rache seine beiden söhne (von welchen der eine Erp heisst[2]), und hernach ihn selbst, und dies letztere zwar (dem Atlamál zufolge) mit beihilfe eines sohnes des Högne. Zum dritten mal verheiratet sie sich, mit dem könig Jonakr. Ihre und Sigurds tochter, Swanhild, wird die gemahlin des gotenkönigs Jörmunrek, welcher in einem anfall von eifersucht die Swanhild von pferden zertreten lässt. Nun treibt Gudrun ihre und des Jonakr beiden söhne, Hamde und Sörle, und den sohn Jonakrs aus früherer ehe, Erp, zur rache wegen dieser untat an; auf dem wege wird Erp von seinen stiefbrüdern erschlagen, welche selbst im angriffe auf Jörmunrek umkommen, nachdem sie diesem hände und füsse abgehauen haben.

In der nicht-isländischen sagenform heisst Sigurd: Siegfried,[3] und Gudrun: Grimhild, Krimhilt; wogegen ihre mutter unter andern namen vorkömt. Hagen (= Högne) ist nur in einigen der hieher gehörigen

1) Guttorm wird im Hyndlalied stiefsohn des Gjuke genannt.

2) Wie in der Dietrichssaga.

3) Jedoch nicht in der Dietrichssaga und den Kæmpeviser. Weil Siegfried ein im norden ungebräuchlicher name ist, setzt auch die Dietrichssaga statt dessen gewöhnlich den norrönen namen Sigurd, und die Kæmpeviser die entsprechende dänische form Siward.

quellen bruder Gunthers (= Gunnar), ist aber überall ein genosse der Nibelunge.[1] Brynhild ist nicht mehr schwester des Atle, Etzel.

In den ereignissen gibt es folgende hauptabweichungen: Der anfang, von den vorfahren Sigmunds, ist in vergessenheit geraten (wogegen ein angelsächsisches gedicht noch die übeltaten Sigmunds und Fitelas erwähnt). Nicht Godomar (= Guttorm), sondern Hagen erschlägt den Sigfrid, als dieser im walde vom pferde gestiegen von einer quelle trinkt (aber nach Hans Sachsens darstellung, als er im walde schläft). Nicht Etzel, sondern Grimhild (= Gudrun) strebt den Nibelungen nach dem leben, indem sie, gegen den willen Etzels, ihren ersten gatten rächen will. Dies gelingt, zunächst durch die hilfe Dietrichs von Bern, der (von Sibich, oder von Otacher, oder von Ermenrich, je nach den verschiedenen berichten) vertrieben, sich an Etzels hofe aufhält. Nach dem kampfe gerät Dietrich in zorn über die grausamkeit der Grimhild, und haut sie mitten durch. Ein sohn Hagens übt rache an dem ziemlich unschuldigen Etzel. Die dritte heirat „Gudruns" fehlt also in dieser sagenform, so dass Gudrun mit dem tode Ermenrichs (= Jörmunrek) nichts zu tun hat, und nicht mutter der gebrüder Hamadeo und Sarulo ist; die tragische geschichte dieser brüder und ihrer schwester ist den deutschen stämmen bekant gewesen (schon Jornandes erwähnt ja diese sage), wird aber selten berührt, und ohne solche nähere verbindung mit der eigentlichen Nibelungensage. Viele der Edda gänzlich unbekante geschichten, besonders von Dietrich und Ermenrich, werden dagegen angeknüpft, (z. b. die von der tötung der Harlunge durch ihren Oheim Ermenrich).

Man ist darüber einverstanden, dass die isländische gestaltung der sage in ereignissen und in verwantschaftsverhältnissen der personen gewöhnlich das ursprünglichere besitzt, so wenn nach derselben Guttorm den Sigurd erschlägt, Brynhild sich selbst tötet, Atle die Gjukunge vernichtet, dass also in solchen fällen die sage bei den Deutschen verhältnismässig jüngere umbildungen erlitten hat. Doch ist man darüber wol allgemein einig, dass wenigstens Gudruns dritte heirat, also die nähere verbindung mit der Schwanhildensage, im norden erfunden ist.

Eins von dreien nun muss man sich denken: 1) entweder ist die sage im norden entstanden, und von da zu den deutschen völkern gelangt; 2) oder umgekehrt bei den Deutschen entstanden, und bei den nordischen völkern in altertümlicherer gestalt eingeführt, als sie sich in Deutschland bewahrt hat; 3) oder keins von beiden, sondern so ungeheuer alt, dass sie, in allen gemeinschaftlichen zügen, schon bei dem gemeinschaftlichen germanischen urvolke, ehe sich dieses in die deut-

1) Vgl. Grimms heldensage no. 96.

schen und nordischen völker zerteilte, ausgebildet war. Die unter nr. 1 aufgestellte alternative wird wol kaum von irgend jemand offen verteidigt, und mag im folgenden aus dem spiele bleiben. Die zweite ist die vorherschende ansicht deutscher forscher, und die dritte die der nordischen, insofern übrigens diese letzteren es wagen, ihre „nordische" lehre bestimter zu formulieren. Es fragt sich also zunächst: lässt sich irgend etwas anführen, was die eine der beiden letztern ansichten (nr. 2 und nr. 3) verbietet, und somit die andere bestätigt?

Wenn beide gestaltungen der sage entweder den norden oder Deutschland zum schauplatz der begebenheiten machen, dann ist die sage keine gemeinsame urgermanische. Ehe es deutsche und nordische völker gab, konte die sage auf kein einzelnes deutsches oder nordisches volk übertragen werden. Das urgermanische volk konte die sage nicht in den noch unbekanten wohnorten künftiger völkerzweige localisieren.

Nun ist in beiden gestaltungen der sage Sigfrid (Sigurd) deutscher fürst; das Rheinland („die fernen felsen des Rheins"[1]) schauplatz der haupterereignisse vor Sigfrids tode, und Etzels (Atles) land nach demselben. Es ist also durchaus unmöglich, dass die sage eine in solcher gestalt urgermanische sein könte;[2] es ist ganz undenkbar, dass sie nicht eine deutsche sein sollte; es ist gewiss, dass sie bei den nordischen völkern nur eingeführt ist.

Nach den deutschen quellen zusammengenommen, und zurück bis zu den ältesten (den angelsächsischen liedern,[3] dem Hildebrandslied, dem Burgundengesetz), rücksichtlich des Ermenrich bis zu Jornandes zurück, ist:

Ermenrich könig der Goten (in der Dietrichssaga nach Rom versetzt).

Dietrich könig in „Bern" (Verona) in Italien.

Etzel (Atle) könig der Hunen; diese wohnen in den ungarischen ländern.

1) Vgl. Völundarkviða str. 14. Sigurðkv. III. 16. Brot af Brynhkv. 11, usw.

2) Damit ist natürlich nicht geläugnet, dass die sage urgermanische, ja sogar urindogermanische elemente enthalten kann, ja enthalten muss, in ähnlicher weise, wie z. b. die Lodbrokssage urindogermanische elemente enthält, und dennoch in der isländischen aufzeichnung keine von jeher auch beim norrönen stamm erhaltene sage ist, sondern eine aus Dänemark importierte und mit ein paar norrönen zutaten erweiterte. Urgermanische grundelemente beweisen durchaus nicht, dass eine sage notwendig eine bei allen germanischen völkern von jeher erhaltene, somit eine nicht von dem einen zu dem andern germanischen volke importierte sei.

3) Siehe W. Grimm: Heldensage s. 18.

Gunther könig der Burgunden (bisweilen der „Franken,“ was sich daraus erklären lässt, dass der wohnsitz um Worms später fränkischer boden ward, und zudem die Burgunden überhaupt den Franken untertan wurden.[1])

Sigmund fränkischer könig in irgend einer Rheingegend.

In den Eddaliedern ist:

Jörmunrek könig der Goten.

Thjodrek (Guđrkv. III.)?

Atle im ersten Gudrunenlied und in der Atlakviđa könig der Hunen; sonst bleibt sein volk in blanco stehen.

Gunnar der Atlakviđa zufolge könig der Burgunden; sonst wird er „Gotenkönig“ tituliert, was nicht eben einen widerspruch zu bilden braucht, da die Burgunden wol zugleich Goten waren.

Sigmunds sohn Sigurd ein „hunischer könig.“[2] (In den prosaausfüllungen heisst Sigmund aber könig im Frankenlande, welches, vielleicht nur zufällig, in den liedern nicht vorkömt.) (Im Hamdismál reiten Hamde, Sörle und Erp auf „hunländischen“ pferden).

Also sind die ethnographischen verhältnisse in den liedern einigermassen verwischt und unklar geworden, offenbar hauptsächlich, weil man über die Hunen keinen rechten bescheid wuste. Man mag von mehr als einem „Hunenlande“ gehört haben. Oder man mag dem Sigurd wegen der verbindung mit der hunischen prinzessin Brynhild gelegentlich in irgend einem nexus die bezeichnung „hunisch“ beigelegt und somit eine verwirrung veranlasst haben; wenn Brynhild im „Wallande“[3] wohnt, widerspricht das durchaus nicht dem Hunenlande, welches eben ein „Walland,“ ein „wälsches,“ fremde zunge redendes land war. War erst Sigurd zu etwas „Hunischem“ geworden, kam man mit der nationalität Atles in verlegenheit, wie wir denn auch sehen, dass die lieder hierüber gern schweigen. — Dass die nordischen gelehrten es vorziehen müssen, umgekehrt die ethnographischen verhältnisse der Eddalieder für die ächten, und die der deutschen quellen für verzerrt zu halten, folgt von selbst.

Auch die nicht isländische form, so die darstellung der Dietrichssaga, und auch anderer quellen, wie die des Nibelungenliedes, zieht

1) Siehe W. Grimm: Heldensage s. 66.

2) In der Wölsungasaga heisst das reich Wölsungs und Sigmunds ein „Hunenland“ (vielleicht als teil des Frankenlandes aufgefasst?).

3) Die Walachei? (als teil des Hunenlandes betrachtet?).

Dänemark und die Dänen in die sage hinein, was also nicht erst durch nordische dichter bewerkstelligt wurde, obschon diese solches wol weiter ausgeführt haben mögen: so wenn sie die mutter Sigurds nach Dänemark (? [1]) entführen und daselbst den Sigurd gebären, und wenn sie Gudrun nach Dänemark entfliehen lassen. So kann es aber auch schon die norddeutsche sage erzählt haben. — Im norden, und zwar in norrōner bearbeitung, ist die sage von Helge dem Hundingstöter angeknüpft worden.

Nach den deutschen quellen zusammengenommen, und zwar abermals zurück bis zu den angelsächsischen,[2] so wie auch dem Hildebrandsliede, dem Burgundengesetze, und, rücksichtlich des Ermenrich, dem Jornandes, wird:

Ermenrich eins mit dem geschichtlichen gotenkönig Ermanarik.

Dietrich eins mit dem geschichtlichen gotenkönig Theodorik.

Etzel (Atle) eins mit dem geschichtlichen Hunenkönig Attila, so wie diesen die nicht allerältesten noch zuverlässigsten berichte darstellen. (Auch in der Dietrichssaga fällt er mit diesem Attila zusammen, indem seine frau Erka heisst, und „herzog Blodlin,“ = Bleda, an seinem hofe sich aufhält).

Gunther eins mit dem burgundischen könige Gundahar, den Attila 437 vernichtete, und dessen namen zusammen mit den übrigen Nibelungennamen wir im burgundischen gesetze in dieser namenreihe widerfinden: Gibika, Godomar, Gislahar, Gundahar (= Gjuke, Guttorm, Giselher, Gunnar, von welchen Giselher in der isländischen sagenform ausgefallen ist [3]).

Also wurden geschichtliche personen, die nicht gleichzeitig waren (Ermanarik, Attila, Theodorik), von der sage als gleichzeitig zusammengestellt, was schon im mittelalter deutsche schriftsteller bemerkten.[4]

Es sind natürlich diese identificationen entweder so zu fassen, dass die sagen wirklich von anfang an um diese geschichtlichen namen (auf dieselbe weise wie die sagengeschichte von Carolus Magnus) emporwuchsen, und zwar möglicherweise so früh, dass sie erst in späterm stadium mit einander in verbindung gebracht wären; oder aber so, dass

1) So nach der Wölsungasaga; es möchte aber das auf späterm misverständnis beruhen.

2) Diese schliessen sich gänzlich an die hochdeutschen an, bis auf einen disputabeln punkt, wovon später.

3) Man könte übrigens an und für sich, mit zurücksetzung anderer rücksichten, die Burgundenfürsten nach den sagenfürsten benant sein lassen.

4) W. Grimms Heldensage s. 37.

sich die identificationen erst in den schon ausgebildeten sagen einfanden, weil die namen zufällig passten: was jedoch um so unwahrscheinlicher würde, je mehr die sagen schon im voraus mit einander verknüpft wären, indem es schwerlich eintreffen würde, dass eine die mehrzahl der hauptpersonen eines combinierten sagenkreises umfassende namenreihe auf eine bestimte klasse historischer fürsten passen könte. Da nun sowol die identification der personen, falls diese übrigens eine unursprüngliche ist, als die verknüpfung der sagen bei den Deutschen müste bewerkstelligt worden sein, muss in der Edda sowol die verknüpfung als die identification, wo letztere durchblickt, als unwiderleglicher beweis deutschen ursprunges gelten. Die identification nun ganz isoliert für sich genommen wäre freilich aus den eddaliedern für sich genommen schwerlich zu erhärten, ausgenommen für das dritte Gudrunenlied, wo der name Herkja (= Erka) identification Atles mit Attila beweist, womit denn auch die identification Thjodreks mit dem könig Theodorik folgt; jedoch ist ferner auch für die beiden letzten lieder (Guđrúnarhvöt und Hamdismál) Jörmunrek, wie das von selbst folgt, mit dem bekanten Ermanarik eins;[1] wären aber diese drei lieder nicht da, würden wir von der identification an und für sich nicht weiter etwas erhebliches anführen können. Die identification ist aber eben nicht isoliert für sich in anschlag zu bringen; denn sie ist schon in der verknüpfung der sagen impliciert. Die zusammenstellung Gunnars, Atles und Jörmunreks (und, im dritten Gudrunenlied,[2] Thjodreks) als gleichzeitiger personen, um so mehr, wenn sie obendrein als könige respective der Burgunden, Hunen und Goten auftreten, ist beweises genug, dass dieser sagenformation ganz derselbe hinblick auf die geschichtlichen personen beigewohnt hatte, als der gewöhnlichen deutschen sagenformation. — Dass endlich ursprüngliche identität der sagenhelden und der geschichtlichen fürsten (oder einiger von diesen), d. h. im eigentlichsten sinne historische grundlage der sagen (was mir als das bei weitem plausibelste vorkomt), deutschen ursprung impliciert, bedarf auch nicht einmal der erwähnung.

So durchgreifend sind diese verhältnisse, dass es ganz vergeblich sein würde, um doch wenigstens etwas „nordisches" zu vindicieren, eine nach deutschen quellen vorgenommene umarbeitung der sagenverhältnisse einzuräumen (was natürlich schon an und für sich die abfassung der bewahrten lieder in sehr späte zeit herabsetzen würde); man

1) Nämlich mit dem Ermanarik des Jornandes; also ferner insofern eins mit dem historischen des Ammian, wie es der des Jornandes ist.

2) Auch, und wol nicht durch misverständnis, in der prosaeinleitung zum zweiten.

müste in solcher absicht als unächte und deutsche zutaten abziehen: die anknüpfung der hauptpersonen an deutsche und andere fremde völker und länder (Franken, Burgunden, Goten,[1] Hunen, Walland), sowol als die verlegung der scene an den Rhein; Sigurds tötung unter offenem himmel; den sohn Högnes als mitwirkend bei der erschlagung Atles; ferner den Thjodrek und die Herkja. Die zusammenstellung und gleichzeitigkeit Gunnars, Atles, Jörmunreks (und Thjodreks) wäre nach so enormen aufopferungen noch unversehrt, und müste gleichfalls aufgeopfert werden. Die gleich zu erwähnenden sprachlichen verhältnisse würden ferner nötigen, auch den namen Sigurd als den des drachentöters zu opfern. Und was bliebe dann übrig? Auch nur ein zehntel solcher berichtigungen und vervollständigungen nach deutschen quellen würde ja eben dartun, dass man im norden selbst die ganze sage nicht als eine einheimische, sondern eben als eine deutsche betrachtete. Und freilich gibt es zeugnisse genug, dass sowol die Isländer als Saxo die geschichte der Welisunge und Nibelunge dem Norden absprachen, und die vollständigste auskunft über dieselbe bei den Deutschen zu finden meinten.

Die linguistischen indicien deutschen ursprungs der sage sind von deutschen gelehrten[2] dargelegt worden. Schon das mag man als entscheidend betrachten, dass eine anzahl der hieher gehörigen namen bei den Deutschen in allgemeinem gebrauch waren oder noch sind, ohne es zugleich im norden zu sein; so besonders: Welisung, Nibelung (Nebelong), Sintarfizilo, Sibicho, Heimo, Dankrat, Hilperich, Schade, Brede; ferner Wieland (Weland); denn auch die allen deutschen und nordischen völkern bekante Wielandssage ist linguistischen zeugnissen zufolge deutschen ursprunges. Das nordische Völundr ist derselbe name wie Wieland, entspricht aber demselben dennoch nicht lautgerecht; wäre der name seit urgermanischen zeiten im norden überliefert, könnte ihm kein deutsches Wieland, sondern nur ein Waland gegenüberstehen; entlehnte wörter und namen werden leicht entstellt; eine entlehnung aus dem norden nach Deutschland kömt auch nicht einmal in frage. Das verhältnis bestätigt sich ferner im namen Hlöđvér der Völundarkviđa (und der zweiten Guđrúnarkviđa); dies ist offenbar eins mit dem deutschen Hlôdwic, Hluodwic, Ludwig; aber dem Hlôd- würde in ursprünglich gemeinsamen formen ein nordisches Hlóđ-,[3] nicht ein Hlöđ- entsprechen; letzteres stellt sich als entstellende reproducierung fremder aussprache her-

1) Gođþjóđ im Helr. Br. und Guđrhv. (Gotnar, Gotar für sich könte auch nur menschen bedeuten).

2) J. Grimm, Müllenhoff, Raszmann.

3) cf. Hlóđyn.

aus. Unter den namen der Welisunge sieht Sinfjötli dem Sintarfizilo gegenüber wie eine verstümmelte form aus; und das verhältnis zwischen Sigurđr (dänisch Siward) und dem Sigfrid der deutschen quellen ist noch weit entscheidender. Der dem Sigurđr (aus Sigvarđr) entsprechende deutsche name ist Sigwart; dennoch nennen die Deutschen den sagenhelden Sigfrid; dies war ein im norden ungebräuchlicher name, und wurde deshalb mit einem andern nicht unähnlichen vertauscht. Unter den Nibelungennamen trägt Guttormr (Guthormr) eine befremdende form; es ist vom nordischen Guđormr (Gormr) offenbar verschieden, und möchte blosse entstellung von Godomar sein. Übrigens ist der name Guttormr (so wie auch Hlöđvér), vielleicht eben durch einfluss der eingeführten sagen, in Norwegen in gebrauch gewesen. Aus dem letzten teil des sagenkreises hat man die drei namen Jónakr, Erpr und Hamđir als verdächtig angeführt. Jónakr scheint auch mir durchaus unnordisch. Erpr kann man, obschon es natürlich eine nordische form sein könte, wenigstens gegenüber den constanten formen jarpr, jarpi, Jarpi, Jarpulfr, irpa, als verdächtig bezeichnen. Hamđir würde als aus dem deutschen Hamideo entstellt gelten können, falls Bugge es nicht mit recht in eine ältere form Hamþér zurückcorrigiert, welche correct nordisch sein würde. — Unter den völkernamen ist Gođ-þjóđ [1] offenbare misdeutung eines deutschen gotdiet (gutþiuda).

Es stellt sich die frage, wie früh die sage nach dem norden gelangte. Schwerlich wird sich dies je mit bestimtheit entscheiden lassen.

Falls wir nur die geschichte Sigurds, Gunnars und Atles übrig hätten, würden wir wol behaupten, die sage sei wahrscheinlich aus einem schon längst christlichen lande hergekommen, indem nicht eigentlich die heidnischen götter, sondern fast nur das tragische schicksal waltet. Der frühere teil der sage aber, der in den deutschen quellen fehlende teil, ist mit den germanischen göttern um so vertrauter, könte also in dieser gestalt nur aus einem lande hergebracht sein, wo es jedenfalls noch nicht zur gründlichen tilgung der vorstellungen von den göttern gekommen war. Aber andrerseits erhebt sich die kaum zu beantwortende frage, wie viel von der einmischung der götter auf die rechnung nordischer bearbeitung komme, ob z. b. die wanderung der drei götter, Odin, Hōne, Loke [2] eine zutat sei. Das blosse auftreten eines „ein-

1) Helr. Br. und Guđrhv.: volk der Goten; sollte Got-þjóđ heissen.

2) Prosaeinleitung zur zweiten Sigurđarkviđa. — W. Grimm (Heldensage s. 385) sagt: „die götter sind eingeschoben.“

äugigen alten" hätte sich wol leichter dem befestigten christentum zu trotz erhalten können.

Eben so wenig hilft uns hier die vergleichung der beiden hauptformen der sage, indem wir nicht wissen, wie früh die den deutschen quellen eigentümlichen änderungen der namen und ereignisse eintraten, da über diese punkte eben die ältern deutschen quellen nichts enthalten. Natürlich kam die sage nach dem norden, bevor Hagen (statt des Godomar) die tötung Sigfrids, und bevor Sigfrids wittwe (statt des Atle) den verrat an den Nibelungen übernahm; aber wir wissen eben nicht, wie früh es die Deutschen so erzählten. Und falls die Isländer in der verwendung der namen Gudrun und Grimhild das ursprünglichere bewahrt haben, hat die sage ihre wanderung nach dem norden begonnen, ehe Sigfrids weib den namen Grimhild erhielt; wie früh sie aber bei den Deutschen so hiess, ist uns eben unbekant.[1]

Die angelsächsischen quellen, so dürftig sie sind, schliessen sich doch deutlich genug zunächst an die hochdeutschen an. Zweifelhaft bleibt jedoch diese übereinstimmung in den zeilen im Beowulf, wo die Welsunge erwähnt werden.[2] Nach der natürlichsten erklärung der worte wäre hier eine nicht-übereinstimmung, welche eine obschon nur relative zeitbestimmung implicieren würde. Es wird nämlich (natürlich gemäss der damaligen englischen form der sage) erzählt, wie ein sänger den hofleuten vorträgt: „Was er gehört hatte von Sigemunds taten, von den weiten fahrten und missetaten Wälsings, worüber man genaueres nicht erfahren, ausser nur Fitela mit ihm; diese unterhielten sich bisweilen darüber, der oheim und sein neffe, wie sie bei allerhand unfug kameraden gewesen, und manche der „Eoten" [was Jüten, aber auch riesen bedeuten könte] erschlagen hatten. Dem Sigemund entsprang grosser ruhm nach dem tode, indem der kampfderbe den wurm, des hortes hüter, tötete. Er, der edelingssohn, wagte allein, unter dem grauen felsen, die kühne tat; nicht war Fitela mit ihm; doch gelang es ihm den wurm zu durchbohren, dass das schwert im walle stand, und der drache starb. Der wüterich hatte es durch kühnheit erreicht, dass

1) Übrigens wäre es ja möglich, dass diese frau einst beide namen, Gudrun und Grimhild, führte (wie ja Brynhild auch als Sigrdrifa auftritt), und dass die Deutschen den erstern fallen liessen, die Norweger den letztern auf die mutter übertrugen.

2) V. 1753—1805 in Thorpes ausgabe (bei Grein v. 875—900). V. 1806 ff. (901 ff) reden offenbar nicht mehr von Sigmunds irrfahrten, sondern von denjenigen eines Heremód, die als wo möglich noch merkwürdiger bezeichnet werden. So versteht es auch Grein; und ebenfalls W. Grimm, indem er (Heldensage s. 15) mit v. 1805 abbricht.

er den schatz frei gebrauchen konte. Er, der sprössling Wälses,[1] lud die blinkenden kleinode auf das schiff. Er war bei weitem der berühmteste landflüchtige wanderer." Hier ist also Wälsing correcter weise so viel als sohn Wälses und eins mit Sigemund, was natürlich ursprünglicher ist als der norrönen erzählung „Sigmundr Völsungssonr." Hierüber ist kein zweifel möglich. Sonst aber hat man die ganze stelle auf zweierlei art aufgefasst. Entweder sind der „Wälsing" und der „kampfderbe sprössling Wälses" zwei personen (Sigmund und Sigfrid), so dass der sinn wäre: „dem Sigmund entsprang nach seinem tode ruhm durch die tat seines sohnes, welcher, und zwar sogar allein, ohne beihilfe eines Fitela, den drachen zu töten vermochte;" nach welcher erklärung hier kein wesentlicher unterschied von den andern überlieferungen der sage wäre.[2] Oder auch ist „Wälsing" und „sprössling Wälses" eins und dasselbe, beides bezeichnung des Sigmund, der sonst den Fitela bei sich hatte, jedoch demnach nicht bei der tötung des drachen; und dann fehlt also Sigfrid in der geschlechtsreihe, ist also noch gar nicht erfunden (indem wir hier jedenfalls ein älteres stadium der sage, nicht ein jüngeres, vor uns haben). Und ferner würde folgen, dass der norröne stamm die sage aus Deutschland her erhielt, erst nachdem man in Deutschland den sohn Wälses in zwei helden zerteilt hatte, indem man nach Sigmund einen Sigfrid einschob, dem man die tötung des drachen zuteilte. Die sprechweise des letzten angelsächsischen bearbeiters der Beowulfsage ist nicht eben immer sehr präcis. So auch nicht hier. Und obgleich die letztere erklärung wol den worten gemäss die natürlichere wäre, dürfte man doch vielleicht nicht zu fest auf dieselbe bauen.

Wir können wol annehmen, dass die norwegische geschichte schon mit Harald Schönhaar, in der letzten hälfte des 9. jahrhunderts, anfängt, wenigstens in manchen dingen, einigermassen zuverlässig zu sein, wogegen für die zeit vor ihm norwegische geschichte auch nicht einmal existiert. Unter den namen der söhne dieses königs nun finden wir (bei Snorre) Guttormr[3] und Sigfrøðr. Inwiefern man diese namen (correcte überlieferung derselben vorausgesetzt) als indicien deutschen einflusses, und wol eben als indicien des vorhandenseins der deutschen heldensage in Norwegen im 9. jahrhundert, anerkennen will, hängt davon ab, wie viel gewicht man auf die oben besprochenen verhältnisse legt, welche

1) *Wælses eafora.* Dies wort *eafora* wird in den wörterbüchern durch *proles, filius* übersetzt.

2) Nicht eben wesentlich ist es, dass es hier nicht (wie in der Wölsungasaga) die Gauten, sondern wahrscheinlich die Jüten sind, gegen die Sigmund kämpft.

3) So soll übrigens auch schon ein oheim Haralds geheissen haben.

es unwahrscheinlich machen könten, dass diese namen einheimische nordische wären. Das gewicht dieser verhältnisse aber zugegeben, müste man ferner zugeben, dass der so ungewöhnliche name Sigfröðr ein indicium abgeben müste, dass die sage damals nicht schon lange in Norwegen bekant war, indem er andeuten würde, dass man dem sagenhelden, nach welchem Harald diesen sohn benant hätte, noch den fremden namen (Sigfrid) belassen hatte, und erst nach Haralds zeit mit dem norrönen namen Sigurd vertauschte, ein umtausch, der ja offenbar um so schwieriger ausführbar geworden wäre, je längere zeit die sage mit samt dem fremden namen gehabt hätte, einzuwurzeln und über ganz Norwegen sich zu verbreiten.

Es würde nun ferner mit diesen indicien übereinstimmen, wenn man aus dem 9. jahrhundert (und dem anfange des 10.[1]) norwegische Skaldengedichte hätte, welche hindeutungen auf die sage enthielten. Nun finden wir freilich in der Skalda, in der Heimskringla und hin und wider in andern sagas, einige gedichte oder bruchstücke von gedichten, die den „Skalden Haralds Schönhaar“ zugeschrieben werden, so besonders dem Thjodolfr hinn hvinverski, der das Ynglingatal sogar noch vor der regierung Haralds, also schon um die mitte des jahrhunderts, sollte verfasst haben. In diesem Ynglingatal[2] werden Winge[3] und Jonakrs söhne genant. Solche zeugnisse müssen aber meines erachtens wegfallen, indem überhaupt an die authentie der gedichte „der Skalden Harald Schönhaars“ nicht zu glauben ist, und speciel das Ynglingatal sicherlich nicht aus dem 9. jahrhundert herstammen könte, sondern erst aus einer zeit, wo die geschichtlichen verhältnisse des 9. jahrhunderts in der norrönen sage, unter dem einfluss späterer politischer verhältnisse, eine gründliche umgestaltung erfahren hatten; aus einer zeit, wo man die wol frühestens im 10. jahrhundert eingeführten dänischen königssagen in norwegischem interesse corrigierte. Der berühmte dänische könig Gudfred (Godofridus) (in norröner form Guðröðr), welcher während der streitigkeiten Dänemarks mit Carl dem Grossen im jahre 810 durch verrat eines dienstmannes getötet wurde, ist im Ynglingatal in die reihe der norwegischen Fylkeskönige aus dem Ynglinggeschlechte eingefügt; weshalb die Ynglingasaga auch nicht die mindeste ahnung davon hat, dass er könig von Dänemark war.[4] Dass

1) Harald starb nämlich erst um 930, in sehr hohem alter.

2) In Snorres Ynglingasaga cap. 26 und 39.

3) Der Vingi des Atlamál.

4) Ynglingasaga cap. 53. — Um deren glaubwürdigkeit zu erretten, hat man eine, besonders durch Munch ausgebildete, theorie erfunden, dass diese Ynglinge Südschleswig erobert hätten, und von da aus das kaiserreich bekriegten, indem man

eine solche gänzliche umwandlung und verschiebung des geschichtlichen schon binnen 40 jahren nach seinem tode, als noch viele seiner zeitgenossen lebten, zu stande gekommen sein sollte, ist natürlich eine unmöglichkeit. — Noch weniger respect würden dann vorgebliche noch frühere vorharaldinische Skaldenstücke verdienen. In den bruchstücken einer Ragnars drápa loðbrókar [1] (in der Skalda), welche unter dem namen „Brage Skald des Alten“ passieren, werden die Wölsunge, Jörmunrek und Jonakrs söhne erwähnt. Es scheint mir sehr naiv, diesen „ältesten namhaften Skalden Norwegens“ des dagewesenseins auch nur für verdächtig zu halten. Schon sein göttlicher name, der name eben des Skaldengottes, sollte ihn solches verdachtes überheben,[2] obschon, „der wolunterrichteten Egilssaga“ zufolge, der tod ihn noch bis ums jahr 830 sollte verschont haben. Er soll sich in den dienst „Ragnars Lodbrok“ begeben haben. Aber damit ist schon ein blosser sagenkönig, ein typus der Wikingszeit, bezeichnet, welcher wol erst im verlauf des 10. jahrhunderts aus demjenigen Regner (in deutschen quellen Reginfridus), nebenkönig eines Harald (Harioldus), hat emporwachsen können, welcher dem zuverlässigen berichte Einhards zufolge, im jahre 814, nach zweijähriger unmerkwürdiger regierung, in einem bürgerkriege umkam. Erst nachdem die dänische sage ihn zu etwas übergrossem erhoben und ihm den beinamen Lodbrok (vielleicht einer andern uralten sage entlehnt) zugeteilt hatte, erhielt er mit der nach Norwegen wandernden sage bedeutung für die Norweger; und dann mögen sie ihm wol sogar die norröne Skaldenkunst in diesem „Brage Skald dem Alten“ zugesellt haben, wie es denn vielleicht auch nicht ganz zwecklos war, den beherscher der halben welt und sein ganzes geschlecht hie und da zu gunsten der norrönen interessen zu bearbeiten. (Aus den bruchstücken dieser kaum sehr alten *drápa* ersieht man übrigens nicht, ob mit dem daselbst genanten Ragnarr der sagenkönig Ragnarr loðbrók gemeint ist, was wir aber immerhin auf das wort des verfassers der Skalda glauben können.)

Die sonderbare naivetät, womit nordische gelehrte diese zeugnisse behandeln, zeigt sich am grellsten in bezug auf „das alte *Bjarkamál*,“

voraussetzt, Dänemark sei in mehrere königreiche zerfallen gewesen. Aber die einstimmige auffassung Einhards, Rimberts, Adams, Saxos, Snorres usw. beweist, dass Dänemark damals nur e i n reich bildete, das natürlich nicht norwegischen gaukönigen untertan war, sondern umgekehrt oft norwegische küstenstriche beherschte, wodurch erbansprüche entstanden, welche, sowol als die noch spätern dänischen ansprüche auf ganz Norwegen, die Norweger durch genealogische fictionen beseitigen wollten.

1) *„er hann orti um Ragnar loðbrók“* (Snor. Edda I, 370. 436).

2) Die existenz zugegeben, wäre damit nicht die authentie gegeben. Man konte ihm eben wie dem Ragnar, dem Bjarke, dem Starkad lieder andichten.

welches man als uraltes, und zwar dänisches, zeugnis für die Nibelungensage citiert. Die beiden in der Heimskringla [1] mitgeteilten strophen, zur Rolfssage gehörend, mögen immerhin einem ächten heldenlied, sogar einem aus Dänemark eingeführten, entlehnt sein; natürlich in solcher gestalt, wie sie die lieder von den dänischen königen in der Wikingszeit erhielten; dass die Rolfssage einst eine ganz andere gestaltung gehabt hatte, ersieht man, wie oben erwähnt, aus dem Beowulf. Diese beiden strophen nun enthalten nichts von den Nibelungen. In der Skalda dagegen finden wir als benennungen des goldes: „des Rheines roterz,“ „der Nibelunge streitursache,“ „Granes ladung,“ „Fafnes erde,“ in drei andern strophen, welche als zum Bjarkamál gehörend citiert werden. Diesen strophen aber sieht man es auf den ersten blick an, dass sie gar nicht demselben gedichte wie jene zwei [2] entnommen sind. Sie haben ein anderes und jüngeres metrum. Sie haben offenbar nie einem ächten heldenliede zugehört. Sie sind ein blosses verzeichnis von *kenningar* (umschreibungen) des goldes; ein verzeichnis, dem man mit einer den Isländern sehr geläufigen freiheit den alten namen *Bjarkamál* zugeteilt hat, indem man es, durch solche *kenningar* veranlasst, unter den verschiedenen sagen auch auf die Rolfssage speciel beziehen konte.

Bündige zeugnisse für das dasein der deutschen heldensage bei dem norrönen stamme im 9. jahrhundert wären also schwerlich aufzutreiben. Die besten wären noch immer jene beiden namen Sigfröðr und Guttormr; und besonders über den letztern liesse sich immer noch streiten; einer von beiden ohne den andern hätte hier wenig gewicht; und dann müssen wir noch correcte überlieferung voraussetzen. Aus dem 10. jahrhundert, so wie auch aus dem 11. haben wir einige zeugnisse aus Skaldengedichten,[3] deren authentie, wenigstens zum teil, geringerem zweifel unterworfen wäre. Wir können indess immerhin zugeben, dass es doch wahrscheinlich ist, dass die sage nicht erst so spät (nicht erst nach Harald Schönhaars zeit) zum norrönen stamm gelangte.

Über den weg, den die sage wanderte, wissen wir nichts. Es ist nicht eben ausgemacht, dass sie über Dänemark nach Norwegen kam. Sie könte auch direct aus Deutschland oder England hergebracht worden sein. Dass die aus der isländischen litteratur bekante form der sage auch in Dänemark gegolten habe, lässt sich nicht dartun, im gegensatz teilweise widerlegen, indem gar nicht zu bezweifeln ist, dass 1) die anknüpfung der sage von Helge dem Hundingstöter, 2) die speciellere

1) *Saga Ólafs helga* cap. 220.

2) Alle fünf sind in den *Fornaldarsögur* I s. 110 f. zusammengestellt.

3) Das *Eiríksmál; Egill Skallagrímssonr; Hallfreðr vandræðaskald* usw.

verknüpfung der Nibelungensage und der Jörmunrekssage durch die dritte heirat Gudruns, 3) die anknüpfung der Ragnar Lodbrokssage (welche letztere anknüpfung jedoch in keinem bewahrten Eddaliede vorkömt), das werk der norrönen bearbeitung ist. Saxo hat die Helge-Hundingstötersage und die Jarmerikssage, ohne irgend etwas von der Nibelungensage zu haben. Er stimt also insofern mit der deutschen sage, und zwar im bewahren des ältern, überein, als er von der specielleren anknüpfung der Ermenrichssage nichts weiss, und die fernere dennoch durchblicken lässt, indem der name Budle (anfangs in der erzählung) auf gleichzeitigkeit Jarmeriks und des (bei Saxo fehlenden) Atle zurückdeutet.[1] Dass Saxo den hexennamen Gudrun hat, bleibt ein neutrales verhältnis, indem man diesen namen sowol für anlass der norrönen formation, als für nachwirkung derselben gelten lassen kann.

Es fragt sich demnach zunächst nur, ob man einst in Dänemark insofern mit der norrönen form übereinstimte, dass man 1) Guttorm[2] den Siward töten liess, 2) Atle die Nibelunge vernichten liess, 3) Siwards weib Gudrun und nicht Grimhild nante (wenn übrigens wirklich Grimhild erst spätere entstellung ist). Die bekante stelle beim Saxo von dem deutschen sänger, der in Dänemark den Knud Laward dadurch warnte, dass er „die allbekante treulosigkeit Grimhilds gegen ihre brüder" vortrug, enthält einen beleg, dass den Dänen im 12. jahrhundert die nicht-isländische darstellung dieser verhältnisse „allbekant" war. Alle betreffenden „Kæmpeviser" schliessen sich ferner der nichtisländischen formation an, nur eine wol ausgenommen, die no. 4 in der Sv. Grundtvigschen ausgabe, welche einen verrat besingt, der demjenigen Atles an den Nibelungen ähnlich sieht, jedoch mit ganz andern namen, was ich so erklären möchte, dass dies eine norröne Kæmpevise wäre, in welcher man eben deshalb die namen alle änderte, weil sie der den Dänen bekanten erzählung zuwiderliefen.[3] Es fehlt demnach durch-

1) Saxo erwähnt auch die tötung der neffen Jarmeriks (der Harlunge), wovon die norröne form schweigt.

2) Der name Guttorm kömt ein par mal bei Saxo vor, und müste ja, falls er ein fremder ist, aus Deutschland oder aus Norwegen her in gebrauch gekommen sein. Ist er aus der Nibelungensage her in aufnahme gekommen, so wäre damit noch nicht erwiesen, dass man in derselben Guttorm als den mörder Sigfrids kante. Die Dietrichssaga hat ja den Guttorm, aber nicht als den mörder.

3) Sv. Grundtvig (in seiner ausgabe der „Folkeviser") versucht auch no. 2 und no. 3 der „nordischen sage" zu vindicieren. Bei no. 2 beruft er sich auf das daselbst erwähnte pferd Siwards; dasselbe kömt aber auch in der Dietrichssaga vor, und bewiese ja dennoch nichts, weil das blosse fehlen eines details in den späten deutschen quellen für die ältern verlornen nichts beweist. Die no. 3 soll „nordisch"

aus an beweisen, dass die norröne formation (in diesen drei oder zwei punkten) jemals zugleich die dänische (und schwedische) war. Dass wenigstens die Helgelieder und die Jörmunrekslieder der Edda eine nur norröne formation enthalten, dürfen wir jedenfalls als ausgemacht betrachten. Wie es aber nun auch immer um die redactionsform der sage in Dänemark mag ausgesehen haben, ist und bleibt der ganze sagenkreis ein deutscher und kein nordischer.

Ob auch die eddische göttersage, neben den urgermanischen, deutsche elemente enthält, wird sich vielleicht nie mit völliger gewisheit entscheiden lassen.

Dass die vorstellungen von dem untergange der welt bei den Deutschen wesentlich ganz dieselben waren wie bei dem norrönen stamme, ersieht man besonders aus dem „Muspill," worüber ich mich hier nicht zu verbreiten brauche. Falls die hieher gehörigen vorstellungen dem christentume entstammen, wären sie auch aller wahrscheinlichkeit nach von süden nach norden gewandert (etwa um die zeit der völkerwanderung). Ich weiss, dass die annahme christlichen ursprunges bei den altertumsforschern nicht in gunst steht, kann mich aber nicht erwehren, dem verdachte nachzuhängen. Die übereinstimmung der norrönen lehre und der durch das alte gedicht Muspill sichtbaren deutschen teils mit einer der letzten reden Jesu,[1] teils mit einem abschnitte in der Offenbarung Johannis[2] scheint mir zu gross, um nur zufällig zu sein,

sein, weil Siward im saale getötet wird, und weil die königinnen sich am flusse zanken; aber solches bleibt bei der armut an norddeutschen quellen ohne gewicht. In dem ersteren punkte schwanken ja auch die Eddalieder. Weit entscheidender ist es, dass in diesem liede (no. 3) die eine heldin Signild heisst (aus Grimhild, nicht aus Gudrun entstellt), dass Hagen den Siward tötet, und dass die andere heldin, also freilich eben die Brynhild (durch ein zusammenziehen und verschieben der züge der „unnordischen" sagenform) mitten durchgehauen wird. — Übrigens ist bei den „Kæmpeviser" norröner einfluss immer möglich.

1) Mt. 24. Mr. 13. Lc. 21. — Brüder werden sich befeinden, völker sich bekriegen .... ein grosser angriff auf Jerusalem .... Die sonne verfinstert sich, die sterne fallen .... Messias in seiner kraft steigt als richter herab ... usw. (Vgl. in der *Völuspá: brœđr munu berjask .... sól mun sortna .. hverfa af himni heiđar stjörnur* usw.).

2) $19_{,19}$ — 21. — „Das tier" wird ergriffen und in den feuersee geworfen (vgl. *Fenrir*). „Die schlange" (satan) wird ergriffen und auf tausend jahre in den abgrund geworfen (vgl. *Miđgarđsormr*). Nach den tausend jahren bricht sie los, mit „Gog und Magog" (vgl. die riesengeschlechter), gegen „die heilige stadt" (vgl. *Ásgarđr*), über „die ebene der erde" (vgl. die ebene *Vígríđr*) vorrückend. Es fällt feuer vom himmel und verzehrt sie (vgl. das feuer *Surts*). Himmel und erde vergehen (vgl. bei

obschon ich mir andrerseits nicht verhehlen kann, dass es wol einige schwierigkeit hat, sich vorzustellen, wie das gedicht eines mit christlichen vorstellungen vertrauten, und dennoch heidnischen sängers sich als volksglaube über ganz Deutschland und den norden hätte verbreiten können. Man müste solches denn eben der gigantischen kraft seines dichtergenies zuschreiben.

II.

DIE LIEDER NORRÖN.

Obschon die heroischen sagen der „Sämunds-Edda" deutsche sagen sind, versteht es sich von selbst, dass die lieder, die heroischen sowol als die mythischen, nordische lieder sind, ebenso wie der Beowulf ein englisches gedicht ist, obschon die sagen, von denen es handelt, nicht englische sagen sind. Es fragt sich nun, inwiefern man (in verbindung mit einer bestimmung des alters) noch specieller bestimmen kann, ob diese lieder, wie man es der aufzeichnung auf Island zufolge erwarten müste, norröne (norwegische und isländische) lieder sind, und, dies zugegeben, ferner dann auch, ob man irgendwie norwegische und isländische bearbeitung unterscheiden könte. Es wäre natürlich viele mühe gespart, falls, wie beim Beowulf, die sprache der lieder sogleich den ausschlag gäbe.

Die **sprachlichen verhältnisse** haben wir demnach zuerst in erwägung zu ziehen.

Noch im 9. und 10. jahrhundert war offenbar der sprachliche unterschied zwischen den stämmen des nordens so unerheblich, dass man nicht, wie jetzt, von verschiedenen nordischen sprachen, sondern nur von dialecten hätte reden können. Kaum irgend ein grammatischer unterschied würde in den liedern durch die isländische aufzeichnung hervorblicken, als nur etwa ein solcher, der die alliteration (also den consonantischen anlaut) afficierte, indem jeder andere, ohne beeinträchtigung des metrums, wol einfach durch mechanische einsetzung der isländischen wortformen würde verwischt worden sein. Die bezüglichen alliterations-

Snorre: *brendr er himinn ok jörđ*). Das grosse gericht wird gehalten (vgl. in der Völuspá: *þá kemr in ríki at regindómi*). Ein neuer himmel und eine neue erde erscheinen (vgl. *öđru sinni jörđ or ægi*), und ein neues Jerusalem aus gold und edelsteinen (vgl. *Gimlé*). — Dass auch der norrönen vorstellung nach, Helheim und Náströnd auch nach dem Ragnarök bewohner haben musten, folgt teils aus dem *regindómi*, teils daraus, dass der grosse brand nur die im Ginnungagap entstandene vergängliche welt verzehren konte, nicht aber Muspelheim und Nebelheim, also auch nicht die wohnorte im letztern.

verhältnisse berühren übrigens eben so wol, zum teil noch mehr, das alter als den heimort der gedichte.

Im ganzen norden ist der urgermanische anlaut **j**[1] weggefallen, und ebenso der anlaut **v** (: *w*) vor *o*, *u*, *y*, *ó*, *œ*, *ú*, *ý*,[2] und zwar ganz bestimt nicht erst im 9. jahrhundert; wie viel früher aber, lässt sich nicht eigentlich feststellen. In den von Bugge gelesenen[3] inschriften (denen mit den ältern runen) aus „dem ältern und mittlern eisenalter" stehen solche anlaute noch, ganz bestimt das *w* (Wodurid usw.), vielleicht das *j* (jah?), was also, falls wir hier ein älteres stadium der jetzigen nordischen sprachen selbst hätten, einen entscheidenden beweis abgeben würde, dass die Eddalieder in ihrer aufbewahrten gestalt samt und sonders erst aus einer weit späteren zeit stammen, indem sie samt und sonders diese anlaute nicht darbieten, und wörter wie z. b. *ár* (ursprünglich *jár*), *ulfr, Óðinn* (ursprünglich *vulfr, Vóðinn*) nur vocalisch alliterieren lassen. Ich vermag indessen nicht einzusehen, wie die von Bugge aus diesen inschriften herausgelesene sprachform ein directes, obendrein so später zeit angehöriges mutterstadium sämtlicher nordischen sprachen, oder auch irgend einer derselben, sein könte, und kann andrerseits aus historischen gründen nicht an eine hinlänglich grosse und überwältigende nordische völkerwanderung erst im 8. jahrhundert glauben, welche die jetzigen nordischen sprachen eingeführt hätte, sehe mich also gezwungen, in diesen inschriften die sprache eines, später absorbierten, eingedrungenen herscherstammes[4] zu erblicken, die sich ein paar jahrhunderte hindurch der sprache der grundbevölkerung zu trotz erhalten hätte, so dass diese inschriften eine ähnliche stellung einnehmen würden wie die nordischen in Grossbritannien. Ich für meinen teil sehe mich also genötigt, auf ein so bestimt abgränzendes chronologisches kennzeichen, wie das den inschriften zu entnehmende wäre, verzicht zu leisten. Da aber doch kaum jemand annehmen würde, dass die nordischen sprachen schon „im ältern eisenalter" das *w* verloren hätten, so würden die lieder sich doch jedenfalls selbst ausserhalb der gränzen so alter zeit stellen. — Es könten ein paar stellen in den liedern nachwirkung des anlautes *vo, vu* zu enthalten scheinen, nämlich

1) Was man in isländischen büchern, der neuern aussprache gemäss, als *j* druckt (*jörð* z. b.), war vormals ein vocal und alliterierte durchaus vocalisch.

2) Nur in verbaler flexion kann angleichung das *v* wider einsetzen, z. b. *vinna vann unninn* und auch *vunninn*.

3) Es dürfen meine worte nicht als eine gutheissung sämtlicher deutungen Bugges gelten, von welchen sehr viele überaus problematisch bleiben, was aber in der natur der inschriften liegt.

4) Man könte etwa an die Eruler denken?

Lokas. 2 [1]	*mangi er þér í orði vinr*
10	*rístu þá Viðarr*
	ok lát ulfs föður
Hárbarðsl. 24	*Óðinn á jarla*
	þá er í val falla

was solchenfalls also so zu erklären wäre, dass hie und da ein vers unverändert aus weit ältern gedichten herübergewandert wäre, natürlich mit hintansetzung der für die uns vorliegenden lieder gültigen alliterationsregeln. Aber auch nicht einmal das lässt sich kraft dieser paar beispiele behaupten. Die beiden erstern lassen sich gar zu leicht aus blosser unachtsamkeit eines schreibers erklären: *engi* statt *mangi,*[2] und ein *upp (upp rístu Viðarr)* überheben diese zeilen des verdachtes eines dahinter steckenden *vorði* und *vulfs.* Und was das beispiel aus dem Harbardslied betrifft, so ist dies gedicht sowol metrisch als in der alliteration viel zu locker, um ganz abnorme sprachliche verhältnisse (so wie ein *Vóðinn*) erhärten zu können.[3]

Der anlaut *vr* hat sich in Schweden, Dänemark und einem grossen teile des südlichen Norwegens (so in Buskerud, Thelemark, Robygdelag,[4] meines wissens auch in der bis 1658 norwegischen provinz Bohuslen oder Viken[5]) bis jetzt erhalten. Längs der ganzen westküste Norwegens, und ebenso auf Island (das eben aus diesem küstenlande bevölkert wurde) ist das *v* dieses anlauts gänzlich geschwunden; ob schon im 9. jahrhundert, lässt sich kaum dartun; aber wol jedenfalls im 10.; jedoch konte die veränderung nicht auf einmal längs der ganzen ungeheuern strecke am ocean eintreten. Da der schwund des *v* seit dem 9.—10. jahrhundert nur hat zunehmen können, dürfen wir annehmen, dass damals überhaupt das *„Søndenfjeldske“* (d. h. das land im südosten des höchsten gebirgsrückens), oder jedenfalls das ganze land zu beiden seiten des Skageraks, das *vr* wahrscheinlich noch unversehrt wird gehabt haben. Aber auch falls schon damals das gebiet des *vr* dieselbe begränzung hatte, wie heutiges tages, würde das vorkommen dieses anlautes ein gedicht nicht aus dem norrönen gebiete verweisen; auch nicht dann,

1) Die citate in meiner abhandlung passen, wo anderes nicht bemerkt wird, zu den in Deutschland verbreitetsten ausgaben, denen von Lüning und Möbius.

2) In Lokas. 2 könte man wol auch ein beispiel der freiheit erblicken, die drei zeilen im *ljóðaháttr* mit einander alliterieren zu lassen (wie in Lokas. 14, Hávam. 79), wobei die dritte nur einen stab erhält.

3) Übrigens findet man gelegentlich die alliteration der beiden ersten zeilen der dreizeiligen halbstrophe *(ljóðahattr)* versäumt, z. b. *Sólarljóð* 76 (beide halbstrophen), grade ein sehr correctes lied.

4) Wo man *vreí, vrak, vrang, vrie, vrist* sagt.

5) Vgl. ortsnamen wie Vrangebäck, Vrangvatten.

wenn das gedicht erst dem 9., 10. oder 11. jahrhundert angehören könte; es könte ja eben von einem sänger herrühren, dessen dialect das *v* noch bewahrte. Aber auch dichter, in deren aussprache es verschwunden war, werden es wol gelegentlich als willkürlichen archaismus verwendet haben. Einen beleg liefert das späte und christliche gedicht *Sólarljóð*[1] in diesen zeilen:

26 *(v)reiðiverk*
þau er þú vunnit hefir.

Ferner citiert die grammatische abhandlung des Ólafr Hvítaskald[2] als beispiel des *vr* eine zeile, die er dem Isländer Egill Skallagrímssonr beilegt:

vröngu varar Gungnis

und Olaf sagt hierüber: „jetzt heisst das in der dichtkunst: alter gebrauch des *v*" *(nú er þat kallat vindandin forna í skaldskap).* Aus den vorgeblichen gedichten „Brage Skalds des Alten" citiert die Skalda:[3]

vildið vröngum ofra
vágs hyrsendir ægi.

Den Brage dachte man sich nun freilich als zu einer zeit (anfangs des 9. jahrhunderts) lebend, von der wir nicht wissen können, wie es um das *vr* stand. Mir aber, der ich die „Bragenlieder" für spätere und wol isländische producte halte,[4] ist das *vr* in *vröngum* natürlich ein willkürlicher archaismus. — In den Eddaliedern nun, welche durch neubearbeitung älterer dichtung entstanden sind, könte das *vr* noch ausserdem auf eine andere weise blosser archaismus sein, indem dieselben nicht selten zeilen und strophen aus ältern gedichten unverändert herübernehmen, so dass ein *vr* hier für die ältern lieder, viel mehr als für die Eddalieder selbst, belege abgeben könte, obschon man natürlich auch, und eben vorzüglich in gedichte dieser antiksten form, das *vr* mit absicht als passenden archaismus hineinbringen konte. In den Eddaliedern nun hat man 8 unzweifelhafte beispiele[5] des bewahrten *vr* aufgefunden:

1) Ist nicht zu den „Eddaliedern" zu rechnen, steht auch in keiner der beiden handschriften.

2) Snorra Edda, Arn. Magn. ausg. II. 132. 134.

3) Snorra Edda I, 504.

4) Ebenso wie z. b. das dem Ragnarr loðbrók angedichtete Krákumál, welches aus christlicher zeit herrührt (vgl. *odda messu* in str. 11).

5) In diesen gedichten können natürlich weder für noch gegen das *vr* solche zeilen als beweise gelten, welche (wie in Þrymskv. 1. Lokas. 18. 27. Atlakv. 13. Rígsm. 1. Sigrdr. 37) auch, sei es ohne oder mit dem *vr*, den nötigen stab schon haben. Ein nebenstab ist ja der regel eben so gut gemäss, wie es zwei sind.

Hávam. 31	*en at viđi (v)rekask*
Vafþrúđn. 53	*þess mun Viđarr (v)reka*
Lokas. 15	*vega þú gakk*
	ef þú (v)reiđr sér
Fáfnism. 7	*sæi mađr þik (v)reiđan vega*
17	*hvars skolu (v)reiđir vega*
30	*hvars skolu (v)reiđir vega*
Sigrdríf. 27	*hvars skolu (v)reiđir vega*
Atlakv. 2	*vín í Valhöllu*
	(v)reiđi sásk þeir Húna

also nur für die beiden wörter *reka* und *reiđr* (nebst *reiđi*), und so dass fünf dieser acht beispiele die uralte alliterierende formel *(v)reiđr vega* enthalten, drei derselben sogar buchstäblich gleich lauten. Andrerseits finden sich mehr als doppelt so viele beispiele des vor *r* abgeworfenen *v*. Das sieht zusammen so sonderbar aus, dass ich darin nicht einmal direct kennzeichen einer übergangsperiode oder der verschiedenheit norwegischer dialecte erblicken möchte, sondern vielmehr in den fällen mit *vr* nur willkürliche archaismen, indem ich mir die sache so denke, dass ein paar stehende, von altersher alliterierende formeln mit *(v)reiđr* und *(v)reka*, die man nicht als solche aufgeben mochte, das bewustsein der ältern aussprache bei diesen beiden wörtern erhielten, und ferner zu willkürlich archaisierendem gebrauch der beiden wörter auch ausserhalb der formeln anlass gaben, während solches bei andern wörtern aus der ursache unterblieb, weil man sich bei denselben der ältern aussprache nicht mehr erinnerte. Doch läugne ich nicht (z. b. bei Vafþrúđn. 53) die möglichkeit unveränderter herübernahme einer zeile aus einem ältern gedicht. — Beispiele nun des *r* statt des ursprünglichen *vr* sind folgende aufgefunden:

Hávam. 5	*vits er þörf*
	þeim er víđa ratar[1]
17	*sá einn veit*
	er víđa ratar
106	*Rata*[2] *munn létumk*
	rúms um fá

1) Hier, und 17, und Alvísm. 6 würde die 2. zeile einen stab zu viel haben, wenn man die ursprüngliche aussprache *vrata* gelten liesse. *víđa vrata* ist eine ursprünglich alliterierende formel; dass sie dennoch jedesmal in zweiter zeile steht, beweist ausdrücklich, dass das *v* geschwunden war.

2) Borer, eigentlich schnirkler, aus derselben wurzel wie *rata;* cf. das dänische *vraade et hjul* (die nabe durchbohren).

Lokas. 55	*hann ræðr ró*
	þeim er rægir hér
Grímnism. 32	*Ratatoskr*[1] *heitir íkorni*
	er renna skal
Alvísm. 6	*Vingþórr ek heiti*
	ek hefi víða ratat
Helgakv. Hjörv. 6	*ríkr róg-apaldr*
	né Röðuls völlum
20	*þótt þú hefir reina*[2] *rödd*
21	*reini mun ek þér þikkja*
	ef þú reyna knátt
Helgakv. Hund. II. 26	*at þú at rógi*
	ríkmenni vart
Gripissp. 26	*vilkat ek reiði*
	ríks þjóðkonungs
36	*ratar*[3] *görliga*
	ráð Sigurðar
49	*mun fyr reiði*
	rík brúðr við þik
Atlakv. 27	*Rín skal ráða*
	róg-malmi skatna
29?	*röndum sleginn*
	ok róg-þornum[4]
Atlam. 4	*rúnar nam at rísta*
	rengdi þær Vingi
51	*röskr*[5] *tók at ræða*
	þótt hann reiðr væri

also für die wörter *reiðr* (nebst *reiði*), *rata* (nebst *Rati, Ratatoskr*), *rengja, reini, róg* (nebst *rægja*). Rücksichtlich des *rægja* ist zu bemerken, dass es auch im Schwedischen *röja* heisst, welche form während

1) *Rata* ist genitiv von *Rati*; *toskr* ist stosszahn (Bugges derivation aus *róta* ist falsch).

2) Siehe hierüber die noten in Bugges ausgabe; (*v*)*reini* bedeutet hengst.

3) Kaum für *hratar*, da in diesen liedern *r* statt *hr* fast nie vorkömt; Bugge in seiner ausgabe s. 174 weiss nur ein beispiel anzuführen: *ras* statt *hras:* Hávam. 152. — Im 9.—10. jahrhundert stand das *hr* wol im ganzen norden fest, jedenfalls in Norwegen, schwand aber nicht viel später, ausgenommen auf Island, wo es sich bis jetzt ziemlich fest gehalten hat.

4) Siehe hierüber Bugges ausgabe s. 432.

5) *röskr* hiess vielleicht ursprünglich *vröskr* (verschieden von *raskr*); da aber nur ein nebenstab nötig ist, können wir hier weder str. 51 noch 56 noch 58 zum strengen beweise für den abfall des *v* gebrauchen. (Ebenso verhält sich Rígsm. 1).

der union mit Norwegen im 14. jahrhundert könte eingeführt worden sein. Hätte aber das Schwedische unabhängig vom Norwegischen das *v* dieses wortes eingebüsst, so entstünde die frage, ob solches so früh geschehen wäre, dass es in den liedern nur ein chronologisches, nicht zugleich ein örtliches kennzeichen wäre. Dass ein *rægja* jedenfalls nicht „dem ältern und mittlern eisenalter“ angehört hat, versteht sich von selbst. — In einigen liedern (Hávamál, Lokasenna, Atlakviða) findet sich, wie wir sehen, beides: *vr*, und *r* statt *vr*. In vielen fehlen beispiele sowol des einen als des andern.[1] — Es versteht sich von selbst, dass *r* statt *vr* norrönes kennzeichen ist, und dass bewahrtes *vr* hier neutral bleibt, indem ja das südliche Norwegen das *vr* noch jetzt kent, und dieser anlaut auch in sehr alten westnorwegischen gedichten stehen müste, und in jüngern westnorwegischen oder isländischen als archaismus stehen könte (welches letztere, wie ich schon gesagt habe, ich wenigstens für die mehrzahl der fälle als meine erklärung festhalte).

Das Harbardslied abgerechnet, enthalten sämtliche lieder beider codices den postpositiven artikel kaum über drei oder vier mal (wo er obendrein von schreibern könte hineingebracht worden sein). Anders im Harbardslied; es gebraucht oft den artikel ungefähr eben so frei, wie es isländische prosa tut, characterisiert sich also dadurch auf doppelte weise als ein spätes product, indem es erstens einer zeit angehört, wo in der täglichen rede der artikel wenigstens eben so häufig war, was den runensteinen nach[2] keine heidnische zeit wird gewesen sein; und zweitens einer zeit angehört, wo man darauf verfallen konte, in einem liede den eigentlichen poetischen styl (dem der artikel widerstrebt) aufzugeben. Natürlich ist der artikel direct nur ein chronologisches kennzeichen. Aber je jünger ein lied ist, um so unwahrscheinlicher wird es ein nicht-isländisches oder gar ein nicht-norrönes sein können.

Ganz ebenso verhält es sich mit einem andern und nicht grammatischen kenzeichen später zeit, nämlich fremdwörtern, wie besonders *dreki* (Vǫlusp.), *kalkr* (Hýmisk., Sigurðarkv. III, Atlakv.), *kista* (Vǫldkv., Sigrdrf., Atlam.). Es gibt lateinische eindringlinge, wie z. b. *ketill*, *söðull*, *vín*, solche, die mit dem handel oder mit dem römischen heerwesen in verbindung standen, welche schon zur zeit der völkerwanderung oder gar früher zu den Deutschen gelangt sein könten, und viel-

1) Wie das denn auch nicht anders sein konte, da es der wurzeln mit *vr* nicht viele gibt.

2) Auch in den alten dänischen und schwedischen gesetzen ist der artikel noch verhältnismässig unhäufig. — Im Harbardslied steht er 20 mal.

leicht nicht jahrhunderte nötig hatten, um nach dem norden zu wandern. Aber *dreki* [1] würde keinesfalls so alt eingebürgert sein, und *kalkr* und *kista*, besonders das erstere, erregen verdacht, dass sie mit dem christentum hereingekommen seien.

Lexicalisches, das über norrön und nicht norrön entscheiden könte, wird sich übrigens schwerlich auftreiben lassen. Der wortschatz der Eddalieder muss natürlich als der norröne epische sprachschatz gelten. Inwiefern er aber speciel dänische (oder schwedische) elemente enthalten könte, und inwiefern der dänische (und der schwedische) epische sprachschatz von dem norrönen verschieden war, wird sich aus der ursache nie dartun lassen, weil wir keine so alte dänische (noch schwedische) dichtungen in einheimischer überlieferung haben.

Ergiebiger an entscheidungsmitteln als die sprachlichen verhältnisse sind diejenigen, woraus wir ersehen können, welche **landes-natur** die phantasie der verfasser dieser und der dahinter liegenden ältern lieder erfüllt hat. Einiges, obgleich nicht vieles, liesse sich wol auch aus noch andern in den gedichten hervortretenden lebensverhältnissen folgern.

Norwegen und Island sind felsenländer, Dänemark ein niedriges land. (Auch die uralten hauptwohnsitze der Gauten in West- und Ost-Gautland sowol als grösstenteils die der eigentlichen Svear um den Mälarsee sind nicht eigentliche gebirgsländer; Westgautland ist eine grosse, ziemlich hoch liegende ebene, wol mit einigen „bergen," aber keineswegs ein felsenland; Schweden ist uns indessen hier gleichgültig, indem alles darauf hindeutet, dass schwedische dichtung, inclusive sogar westgautische königs- und heldensage, dem norrönen stamm, jedenfalls der norrönen litteratur, fremd blieb). Ebenfalls rücksichtlich der vegetation ist der gegensatz zwischen Dänemark und Norwegen bedeutend (wogegen sich hierin der gröste teil Schwedens an Norwegen schliesst.)

Das blosse erwähnen von bergen ist nun natürlich nicht genug, um hier irgend welchen ausschlag zu geben. Auch die Dänen mögen sich das Jötunland (riesenland) als ein gebirgsland gedacht haben, so dass derartige vorstellungen nicht sofort hinreichen, um Dänemark die *þrymskviđa* abzusprechen. Wenn die Helgakviđa Hjörvarđssonar von Norwegen als von einem gebirgslande redet, beweist auch das an und für sich nichts, da auch ein Däne so von Norwegen reden würde. Auch „die felsen des Rheins" in der Võlundarkviđa und der Atlakviđa werden

1) Muss wie die andern aus romanischen ländern hergekommen sein, obschon ursprünglich ein griechisches wort.

wol, so wie die hunischen ebenen (Atlakv. 13), auf kunde der wirklichen geographischen verhältnisse beruhen. Wenn aber in den Helgenliedern Dänemark und andere ostseeländer als ächte gebirgsländer auftreten, so ist das ein entscheidender beweis, dass diese lieder keine dänischen sein können; die norröne phantasie hat sich hier der, übrigens den Norwegern wolbekanten, wirklichkeit nicht erinnert, und statt derselben norwegische natur eingesetzt, was natürlich kein Däne getan hätte. Und wenn überhaupt in den liedern die gebirgsnatur einen offenbar norrönen character hat, darf dies als entscheidender beweis norröner phantasie gelten. Der ausdruck der Þrymskviđa: *björg „brotnuđu“* bedeutet hier schon etwas, wie auch in der Lokasenna das *„fjöll“ öll skjalfa*, indem in beiden fällen nicht nur der berg, sondern speciel der felsen, der steinberg hervortritt; der norrönen phantasie waren felsenspalten und herabgestürzte felsblöcke etwas alltägliches. Die alltägliche vertrautheit mit norröner gebirgsnatur blickt aller orten durch. Mit dem erwähnten „zerbersten der berge“ und „erbeben der felsen“ vergleichen wir ferner *grjótbjörg gnata* (Völusp.) „die steinberge stürzen.“ Der zwerg wohnte auch dem Dänen im „berge“ (hügel); in diesen liedern noch specieller im „steine“: *á ek undir steini stađ* (Alvísm. 3), hinter der steinwand und der steinernen tür, aus der er herauskömt: *stynja dvergar fyr steindurum, veggbergs vísir* (Völusp.). In der einleitung zum Grímnismál, sowie auch im Hyndluljóđ, wohnt die riesin im *hellir* (steinhöle), und die im Helreiđ Brynhildar kömt aus dem stein hervor (*brúđr ór steini:* 3) und hat ein auf dem gestein ruhendes gehöfte (*grjóti studda garđa mína:* 1). Auch der Däne hätte vielleicht den Skirne über „berge“ reiten lassen; die norröne phantasie lässt ihn (Skírnism. 10), und ebenso die söhne der Gudrun (Hamdism. 11), über „die nassen felsen“ (*úrig fjöll*) ziehen (vgl. das *úrgar brautir* des Rígsm. und des Fjölsvm.), eine vorstellung, die offenbar dem westlichen abhange des norwegischen gebirges entnommen ist (und wol auch auf Island passt). Über die „reifbedeckten felsen“ (*hélug fjöll*) reitet Sigurd (Fáfnism. 26), und ebenso Rígr jarl „den dunkeln weg über die reifbedeckten felsen“ (Rígsm. 34). Im Grógaldr-Fjölsvinnsmál (falls man übrigens von diesem gedichte in verbindung mit den Eddaliedern reden kann) wird von zaubermitteln gegen „den frost auf dem hohen felsen“ (*frost á fjalli há:* Gróg. 12) geredet; und in einem zusatze zu einer strophe im Hávamál (89) von der übeln aufgabe „auf dem tauenden felsen ein renntier[1] holen zu sollen“ (*eđa skyli haltr*

1) Das renntier und der „weissbär“ (Atlam. 18) wären wol die einzigen für uns hier nicht neutralen tiere der lieder, indem in jenen zeiten auch die vielen „ziegenheerden“ dänischen verhältnissen nicht unangemessen sein möchten.

henda hrein í þáfjalli). Dem Hávamál ist der reisende speciel ein über die felsen reisender (wo er durchnässt wird): *matar ok váða er manni þörf þeim er hefir um fjall farit* (str. 3: „essen und kleider sind dem manne nötig, der über den felsen gereist ist"); noch bezeichnender stellt str. 117 fahrt über fels und *fjord*[1] zusammen, was ja eben auf das norwegische küstenland passt: *á fjalli eða firdi ef þik fara tiðir, fástu at virði vel* („must du fahren über fels oder fjord, versieh dich mit nahrung wol"). Im ersten Helge-Hundingstöter-liede lassen Granmars söhne den Svipud und den Svegjud entlang „tauige täler und dunkle bergesabhänge" laufen (*dala döggótta, dökkvar hlíðir:* 46); und im zweiten klettert Gudmund in „steilen bergesklüften" (*brattar bergskorar:* 20), und laufen die ziegen vor dem wolfe erschrocken den felsen herab (*af fjalli:* 35). Einen am ehesten wol isländischen eindruck möchte wol die Hýmiskviða machen mit ausdrücken wie *hölkn* (steinland), *hreysi* (steinmassen), *holtriða hverr* (waldige bergschlucht), *hraunhvalir, hraunbúar* (bewohner der stein- oder lavamassen), *bergbúi* (bergesbewohner; von dem *Œgir*), *bergdanir* (bergesleute), *háfjall skarar* (des haares hochfels, d. i. haupt), nebst den *hreingalkn,* entweder einer art unholde, die in ihrer gestalt zum teil renntier waren, jedenfalls irgendwie mit renntieren zu tun hatten, oder auch *kenning* (umschreibung) für wölfe (ungetüme, verfolger der renntiere); also jedenfalls eine norröne vorstellung. Die von der gebirgsnatur bedingten *fosse* (wasserfälle) geben gleichfalls anlass zu bildern, die ein gar undänisches gepräge haben. So fängt, in der einleitung zum zweiten Sigurdsliede, Otter den lachs im fischreichen *fosse;* und in str. 2 sagt der von Loke im *foss* gefangene hecht: *margan hefik fors um farit* („durch manchen *foss* bin ich gedrungen"); wie ja auch in der erzählung in der Snorra-Edda von der gefangennehmung Lokes dieser als lachs zwischen dem meere und dem *foss*[2] auf und ab schwimt. Und nun gar das gemälde in der Völuspá von der nach dem Ragnarök verjüngt emporsteigenden erde; wie stellt sich die dem auge des dichters dar? „Es fallen *fosse,* über denen der adler schwebt, zwischen felsen fischend" (*falla forsar, flýgr örn yfir, sá er á fjalli fiska veiðir*). Auch das Skírnismál hat über den adler einen der dänischen phantasie ungeläufigen ausdruck, in dem *ara þúfa* (27), das die felsenspitze bezeichnet, wo sich der adler zu setzen pflegt; in Dänemark setzt er sich auf die höchsten baumgipfel, indem ihm hier die erde keine hinlänglich hohen sitzplätze darbietet.

1) Langer schmaler meereseinschnitt.

2) Also einem, der zu hoch oder zu steil war um entweder hinüber zu sprinen oder hindurch zu dringen. Die kleineren oder sanfteren halten den lachs nicht auf.

Die dänischen **wälder** sind buchenwälder; doch gibt es eichenwald, und vormals war die eiche häufiger als jetzt. Noch sparsamer finden sich andere laubhölzer: birken, espen, eschen, ulmen usw. Nadelhölzer fehlen durchaus und fehlten wol schon vor dem „broncealter“; was man jetzt von solchen antrifft, ist alles in neuester zeit angepflanzt worden. Auf der skandinavischen halbinsel wächst die buche sehr wenig ausserhalb der provinzen Schonen, Bleking und Halland,[1] nämlich, obschon mit geringer verbreitung, in Götarike, und ausserdem an ein paar orten im südlichen Norwegen in der gegend am Christiania-fjord. Längs der norwegischen westküste fehlt sie durchaus. Die laubwälder Schwedens und Norwegens bestehen meist aus birken. Nächst der birke ist die espe das verbreitetste laubholz. Eichen sind recht häufig. Linden, ulmen, ahorne, eschen, wilde apfelbäume usw. wachsen, wie in Dänemark, sparsamer, und nicht in nördlicheren gegenden (in Norwegen ungefähr in der einen hälfte des landes). Die nadelhölzer, nämlich *gran* (fichte) und *fyrr* oder *tall* (kiefer) haben das übergewicht über die laubhölzer. Die fichte ist jedoch in einem grossen teile Norwegens unhäufiger, und fehlt fast durchaus im ganzen Bergenstift, und überhaupt längs der küste des oceans südlich des 62. grades; ist ja auch ein dem menschen unwichtigerer baum als die kiefer. Als brennholz dienen besonders die kiefer und die birke (in Dänemark aber die buche). — Die betreffenden verhältnisse nun in den Eddaliedern deuten entschieden auf die skandinavische halbinsel, und wol besonders auf die südlichere hälfte der norwegischen westküste, indem die buche und die fichte (*gran*) nicht vorkommen, dagegen ungefähr alle andern norwegischen hölzer,[2] so mehrmals die kiefer, und als brennholz diese und die birke (Völundarkv. 9. Guđrkv. II. 12), doch bei der verbrennung einer fürstlichen leiche ein scheiterhaufen von eichenholz, als kostbarer und vornehmer (Guđrhv. 20); ferner als gewöhnliches material zum dachdecken die birkenrinde (*næfr:* Hávam. 59), welches auf Dänemark nicht passt, indem einerseits die birke viel zu unhäufig ist, um hiezu das gewöhnlichste material abgegeben zu haben, andrerseits heidekraut und stroh nicht (wie letzteres in Skandinavien) zu kostbar für solchen gebrauch war. Unter den erwähnungen der kiefer wäre noch besonders hervorzuheben Hávamál 49: *hrörnar þöll sú er stendr þorpi á, hlýrat henni börkr né barr* („es verdorrt die kiefer, die auf dem hofe steht; nicht rinde noch nadeln schützen sie“), weshalb ihr der freundlose mann verglichen wird. Diese kiefer also ver-

Die Knýtlingasaga erwähnt die buchen- und eichenwälder Hallands.

2) Die meisten bleiben ja neutral, nur nicht die nadelhölzer, die buche, noch auch die birke, falls diese als ein vorherschender baum auftritt.

kümmert, weil die andern kiefern umher weggehauen sind. Das passt schlecht auf Schweden und die innern teile Norwegens, indem die wenig empfindsame kiefer daselbst auch ohne den schutz anderer bäume gedeihen kann. Es wird diese stelle nur auf die äussere, den winden des oceans am meisten ausgesetzte westliche küste Norwegens passen.

Auch aus dem ackerbau hat das Hávamál etwas charakteristisches, nämlich (str. 87): *akri ársánum trúi engi maðr, né til snemma syni* („dem frühe besäten acker traue niemand; so auch zu früh nicht dem sohne"). In Norwegen (und einem grossen teile Schwedens) kömt die frühlingssaat freilich bestimt genug hervor, wächst auch empor, ist aber danach der grösten gefahr ausgesetzt, indem der oft schon zur erntezeit oder vor derselben eintreffende frost alles verderben kann. Sehr zutreffend sagt dies sprichwort daher: „so auch zu früh nicht dem sohne." Uns Dänen fällt das treffende weg, und steht die strophe in bedeutungsarmer unbestimtheit da, indem bei uns die frühlingssaat nur geringer gefahr ausgesetzt ist, speciel nicht der erwähnten vor dem reifwerden, wol aber natürlich dem schaden durch hagel und zu schweren regen, der ja aber ebensowol die wintersaat trifft. — Im Harbardslied (3) nent Thor als seine kost auf der reise „häringe und hafer." Die häringe passen eben so gut zum seeländischen und schonischen küstenlande am Öresund als zum norwegischen, und die hafergrütze ist[1] ebensowol schwedische als norwegische alltägliche kost des gemeinen mannes; aber eben beides zusammen möchte man wol den norrönen indicien zuzählen. — Als das gewöhnliche korn nent übrigens das Alvíssmál die gerste (zum bier und zum brod angewendet; vgl. *lagastaf* und *æti*). Roggen[2] wird in den liedern nicht erwähnt, auch sonst sehr wenig in isländischen schriften, wol aber, nebst weizen, in den alten norwegischen gesetzen. Der weizen kömt in der Sæmundar-Edda nicht vor; dagegen aber im Rígsmál, jedoch nicht als auf dem felde wachsend, sondern als dünnes „flachbrod" (neben dem weine) auf dem tisch bei „Jarls" vater, d. h. in den vornehmsten und reichsten häusern. Die sagas erwähnen die starke einfuhr von weizen aus England. — Andere in den liedern erwähnte gewächse (als heidekraut, gras, lauch) sind neutral.

Es ist zu bemerken, dass die den verfassern der lieder vorschwebende vegetation nicht blos die isländische ist, indem die mehrzahl der genanten bäume auf Island nicht gedeiht (wogegen getreidebau vormals auf Island gelingen konte). Falls unter diesen liedern isländische bearbeitungen norwegischer poesie vorkommen, hielten also die Isländer die

1) Wenigstens in ärmern gegenden in Schweden, so in Wermland.
2) In Dänemark ist bekantlich der roggen das hauptnahrungsmittel.

ihnen so vertrauten norwegischen verhältnisse fest, indem sie sich gewöhnlich erinnerten, dass keins dieser lieder auf Island spielte. Von der im südlichen Norwegen vorkommenden schmarotzerpflanze *mistilteinn* begegnet uns eine gegen autoptische kentnis derselben zeugende erwähnung, wovon später.

Ausserhalb der vegetation kömt wenigstens eine speciel isländische vorstellung vor, nämlich im *hvera lundr* der Völuspá; *hverr* (kessel) ist benennung der heissen quellen auf Island; das *hvera lundr* (wo Loke gebunden liegt) bezeichnet einen ort voll derselben, beweist also eine isländische weiterbildung des „vulcanischen" mythus von dem gebundenen Loke,[1] und stempelt die Völuspá als ein isländisches lied. — Gletscher sind ja in Norwegen und Island sehr häufig, aber natürlich in Dänemark (und den alten wohnsitzen der Gauten und Schweden) unbekant, weshalb *jökull*, welches in der isländischen litteratur eismasse jeder beliebigen grösse bezeichnet, in den entsprechenden dänischen und schwedischen (jetzt nur provinciel vorkommenden) formen *egel*, *ikkel* nur eiszapfen bedeutet. Dies *jökull* nun steht zweimal in den Eddaliedern, und man ist darüber sehr uneinig, wie grosse eismassen es daselbst bezeichne. Die eine stelle ist Hýmiskv. 10: *gékk inn í sal, glumdu jöklar; var karls er kom kinnskógr frerinn* („er; der riese Hyme, gieng in den saal; es erdröhnten die *jöklar;* der „backenwald" des hereinkommenden alten war gefroren"); die *jöklar* hier verstehen einige von eiszapfen entweder am gefrornen backenbarte oder draussen am dache; in beiden fällen scheint mir das *glumdu* unpassend; *glymja* bezeichnet in den liedern einen gewaltigen, die sinne erschütternden laut; es ist den umständen weit angemessener, an die riesigen eiszapfen des felsigen riesensaales, an die dröhnenden eis- und schneegletscher zu denken, was auch darin eine stütze findet, dass dieser riese nicht eigentlich *Hýmir,* sondern *Ýmir* hiess; *Ýmir* ist aber „der dröhner." *Hýmir* war ein anderer riese, mit dem Thor bei einer andern gelegenheit es versucht den mittelgartswurm (*Miđgarđsormr*) zu fangen. Die verwechselung der beiden namen lässt sich schon in der aufzeichnung der erzählung bei Snorre bemerken, hat aber in diesem offenbar sehr späten und dem Snorre unbekanten liede zur zusammenschmelzung der beiden mythen geführt. Bei der andern stelle, Sigurđkv. III, 8, möchten die gletscher zweifelhafter sein, scheinen mir jedoch auch hier den angemessenern sinn hervorzubringen. Es heisst: *opt gengr hón innan ills um fylld ísa ok jökla aptan hvern*, wo *ísa* und *jökla* sowol genitiv als accusativ sein

1) Es könte übrigens überhaupt das vulcanische dieses mythus von den Isländern herrühren.

könte. Im erstern fall ist der sinn: „oft geht sie (Brynhild) mit bösem, mit eismassen und eiszapfen, im innern angefüllt, jeden abend," wo das bild sich ferner so variieren lässt, dass ihr inneres entweder einer wilden felsengegend voller eis und gletscher, oder auch einem mit eismassen angefüllten meere[1] verglichen würde, so dass diese erstere construction nicht eben an die bedeutung „eiszapfen" gebunden wäre. Ich ziehe aber, mit Lüning und mehrern andern, hier die accusativische construction vor: „oft wandert sie, im innern mit bösen gedanken erfüllt, über eisfelder und gletscher, jeden abend," ein bei weitem natürlicherer gedanke, wie wir denn wol auch voraussetzen dürfen, dass die sage sie nicht jeden abend hätte wandern lassen, ohne zu wissen, wo sie wanderte. Bei dieser letztern erklärung würden wol übrigens die gletscher und eismassen alpengletscher sein, und könten somit schon der deutschen sage angehört haben, würden sich aber natürlich leichter in norrönen als in dänischer überlieferung erhalten haben.

Sociale verhältnisse,[2] die uns hier fingerzeige geben könten, sind in den mythischen liedern nicht wol zu erwarten.

Die heldenlieder haben hie und da etwas, das auf gar verdächtige weise an das christentum erinnert. Das Sigrdrífumál rät von rache an verwanten ab, weil nach dem tode verzeihen heilsam werde (*þat kveða dauðum duga:* 22), und spricht von begraben im sarge (34: *áðr í kistu fari;* und doch gleichzeitig im hügel); obendrein mit der wunschformel, es möge der tote „selig schlafen" (*ok biðja sælan sofa*). So verspricht auch im Atlamál Gudrun dem sterbenden Atle einen „gemalten sarg" und ein „gewächstes tuch" für seine leiche (101: *kistu steinda, vexa vel blæju;* und doch gleichzeitig die leiche in ein schiff zu legen![3]). Das Grógaldr-Fjölsvinnsmál spricht geradezu von einem „christenweibe" (*kristin dauð kona:* Gróg. 13).

Auf die eigentliche wikingzeit weist im 2. Gudrunenlied (16) der „kampf südlich in Fife" (*suðr á Fívi*) in Schottland, wo „südlich" zugleich einen norrönen standpunkt verrät. Nicht letzteres, wol aber die beziehung auf die wikingzüge würde durch die correctur *suðr á Fjóni* (südlich in Fünen) wegfallen.[4] Auch durch die Helge-Hundings-

1) Vgl. *land ísa* als umschreibung des meeres, und *jöklagangr* von dem treiben der eisberge und eisschollen.

2) Vgl. Maurer in dieser zeitschrift II, 443.

3) Das schiff und die *kista* muss sie „kaufen," kann aber das tuch wol selbst wächsen.

4) Was Bugge (s. 424) von der auffassung sagt, wonach man „von Schonen südlich nach Seeland, von Seeland südlich nach Fünen reiste," beruht auf einer ausschliesslich norrönen (für Dänemark durch die sprechweise Saxos widerlegten) vor-

töter-lieder, jedenfalls das erste, blickt der einfluss der grossen wikingzüge auf die dichtung hindurch, und zwar, wie mir (in abweichung von Lüning) scheint, noch weit entschiedener als durch das Atlamál str. 96—97. Es versteht sich, dass solcher einfluss der wikingzüge lange nach ihrer eigenen zeit fortdauern konte.

Das Hávamál ist isländischen verhältnissen unangemessen, indem es dem „königskinde“ (*þjóđans barn:* 14) rat erteilt, der verfasser sich rühmt, mehr lieder zu wissen[1] als „des königs gemahlin“ (*þjóđans kona:* 147), und malplacierte liebschaften als eine gewöhnliche veranlassung kent, „der rede des königs“ in der volksversamlung (*þjóđans mál:* 115) nicht die gebührende aufmerksamkeit zuzuwenden, wie er sich denn überhaupt in seinen verhältnissen und seiner art als einen hofmann beurkundet, und zwar als einen, obschon wol etwas ältlichen, doch keineswegs überaus altertümlichen, falls wir nicht viel zu hohe begriffe von der einfachheit und sittenreinheit des fernen altertums haben. Das gedicht ist entschieden norrön, und entschieden für Norweger, nicht für Isländer gedichtet, wol zu einer zeit, als Norwegen schon éin reich war. — Das Rígsmál (um dies mitzunehmen) mit seinem vermeintlich aus dem Jarltum emporstrebenden kleinkönigtum, dem das stärkere und als ein fremdes bezeichnete dänische königtum, „Dans“ reich (45), als nachahmenswertes muster vorgehalten wird, enthält eine zum teil theoretisierende betrachtung norwegischer standesverhältnisse, welche betrachtung, trotz ihres rückblicks auf die zeit vor dem Harald Schönhaar, auch ein Isländer hätte anstellen können. — Die socialen verhältnisse geben zum teil mehr aufschluss über das alter als direct über die heimat der lieder. Umgekehrt steht es mit den physischen.

Die besprochenen realverhältnisse, physische und sociale, geben indessen zusammen ein entschieden norrönes bild. Da die gedichte so kurz sind, kann jedes für sich natürlich hiervon nur wenig liefern, manche nichts. Die heldenlieder sind hieran reicher als die mythischen (doch nicht die Hýmiskviđa und die Võluspá, die so wolversehen sind), am reichsten aber unter allen liedern das Hávamál, wie ja zu erwarten stand.

stellung, dass Jütland die südlichste dänische provinz sei, welche vorstellung dadurch aufgekommen sein wird, dass die norwegischen schiffer auf ihrem wege nach dem dänischen (und jütischen) haupthandelsplatz Hedeby (Schleswig) natürlich von norden her immer erst zwischen den dänischen inseln vorbei, und dann von diesen südlich nach Jütland kamen.

1) Genaue kentnis der mythologie bezeichnet er (160) als etwas ungewöhnliches!

Versuchen wir demnächst zu bestimmen, was, in bezug auf die uns vorliegenden fragen, dem **charakter** und andern **litterarischen verhältnissen** der lieder zu entnehmen wäre.

Bemerken wir im voraus, dass in der Võluspá die anwendung des *stef*,[1] und in einigen liedern die versification jüngeres stadium bezeichnet. Das Atlamál ist im *málaháttr*[2] abgefasst, so auch, obschon mit nicht so strenger durchführung, die Atlakviđa, wie auch ferner im Hamdismál diese jüngere abart des epischen *fornyrđalag* stark auftritt, übrigens in allen drei liedern so unangenehm stolpernd und tactlos, dass unser ohr kaum verse vernimt. Ein gar unantikes potpourri ist die regellose, an keine strophenform gebundene vermischung verschiedener versarten im Hárbarđsljóđ. Endlich ist auch die straffere (der art des Ynglingatal[3] sich etwas annähernde) behandlung des achtzeiligen *fornyrđalag* in der Hýmiskviđa gleichfalls zeichen nicht sehr alter zeit. Es versteht sich, dass diese lieder sich nicht hiedurch sofort als die jüngsten beurkunden, indem ja die beiden alten reinen formen, das ächte achtzeilige *fornyrđalag*[4] und der *ljóđaháttr* fortbestanden, wie das auch schon das Sólarljóđ, das Grógaldr-Fjǫlsvinnsmál und verse in mehreren Fornaldarsögur bezeugen.

Auch der stil jener fünf Eddalieder deutet auf späte zeit, der im Harbardslied durch eine, übrigens ungleichmässig verbreitete annäherung an die art der täglichen rede zur zeit des verfassers, der in den vier andern hingegen vorerst durch seine gesuchte, gekünstelte, nach dem ungewöhnlichen strebende art. Es stellen sich hier, wie in der versification, die beiden Atlenlieder und auch das Hamdeslied näher an einander, so auch darin, dass das künsteln eine gewisse annäherung an prosa, jedoch anderer und schwerfälligerer art als im Hárbarđsljóđ, nicht ausschliesst; während das Hymeslied auch wider hier mehr für sich steht. In andern liedern tritt kein so decidiert durchgeführter moderner stil auf. Indessen stehen sie sich keinesweges ganz gleich. Namentlich

1) Siehe hierüber Möbius in dieser zeitschrift bd. I s. 410, 435.

2) Wo die vier hebungen regelmässig alle überall ausgefüllt sind, die vierte gewöhnlich nur mit einem nebenton.

3) Die in meiner metrik (s. diese zeitschr. II, s. 142, 146) geäusserte vermutung, dass das abgestumpfte *fornyrđalag* (wie im Ynglingatal und Háleygjatal) unter die benennung *galdralag* mit hingehöre, ist zu unsicher. Aus einer papierhandschrift des Háttatal ersehen wir bestimt nur, dass der vorletzten strophe daselbst (ljóđaháttr mit kehrversen) der name *galdralag* im 17. jahrhundert beigelegt wurde. Ob dieser name auch auf die letzte strophe (abgestumpftes *fornyrđalag*), der kein neuer beigelegt ist, zu erstrecken sei, ob man also zwei arten *galdralag* anzunehmen habe, ersieht man nicht.

4) Bisweilen *Starkađarlag* genannt; auch *kviđuháttr?*

möchte ich das prätentiöse erste lied von Helge dem Hundingstöter als unantik bezeichnen, so auch verschiedenes in andern heldenliedern, und nicht ganz weniges in der Völuspá, so zum teil die strophen von Balder und Loke und von dem letzten kampfe.[1] Den reinsten stil haben die mehrzahl der mythischen lieder und die Völundarkviða. Ich werde später meine gründe geben, die Vegtamskviða für eins der allerjüngsten lieder zu halten, obgleich der stil keinesweges moderner ist als der so vieler anderer. Denn es versteht sich, bewahrung alten epischen stiles, die ja begabtern dichtern auch später gelingen konte, beweist nicht sofort höheres alter. Das alter der lieder ordnet sich nicht ohne weiteres nach dem stil.

Dies gilt auch in bezug auf eine specialität des stils, die umschreibungen, „*kenningar*."[2] Es versteht sich übrigens, dass es umschreibungen gibt, die jedem zeitalter angemessen sein möchten. Es wird wol auch schon in den fernsten zeiten natürlich gewesen sein, z. b. das schiff durch „seehengst," oder das meer durch „wogenstrasse" zu bezeichnen.[3] In allen sprachen werden wol manche *nomina propria* zusammensetzungen sein, die innerhalb des isländischen begriffes *kenning* fallen. Es gibt unzählige umschreibungen, z. b. solche wie „Odins sohn," „Friggs mann,"[4] welche natürlich erst dann als *kenningar* auftreten, wenn anhäufung derselben bewustes vermeiden directer benennung kund gibt. Die norrönen dichter trieben bekantlich die lust zum umschreiben bis ins enorme, jedoch nicht in allen dichtarten, sondern nur in denjenigen, wo sie auch den reim anwendeten (*dróttkvæðr háttr* und *runhenda*[5]), auch in der jüngern abgestumpften abart des *fornyrðalag* (wie im Ynglingatal); dagegen regelmässig nicht im epischen stile, und besonders nicht in den beiden uralten versarten (der epischen achtzeiligen und der dialogischen sechszeiligen[6]). Anhäufen und künsteln der *kenningar* hat sich also eben ausserhalb dieser beiden antiken dichtarten entwickelt, so dass sich die Eddalieder keineswegs schon aus der ursache, dass sie viel weniger *kenningar* haben und das enorme zusammenpacken

1) Str. 37, 38, 39, 53, 54 bei Lüning; 37, 39, 40, 54, 55 bei Möbius.

2) Nicht alles, was wir umschreibung nennen mögen, ist „*kenning*."

3) Aber natürlich gibts weitere variationen solcher bilder, die späteres stadium bezeichnen, z. b. *flotbrúsi* (fliessbock), *hlunngoti* und *hlunnvigg* (schiffsrollenhengst), *seglvigg* (segelross), *stagstjórnmarr* (rudertau-lenkungs-pferd).

4) Aber *Friggjar angan* ist schon an und für sich künstelnde bezeichnung.

5) Denselben also, wobei man, sowol wegen der grössern schwierigkeit, als wegen ihrer eigenschaft als loblieder auf mächtige männer, überlieferung des verfassernamens für wichtig hielt.

6) Der *málaháttr* bringt in Eddaliedern nicht merkbar häufigere anwendung der *kenningar* mit sich, namentlich nicht im Atlamál. Die Atlenlieder sind ja auch in eminentem grade episch. Anderwärts kömt decidierter *málaháttr* wenig vor.

derselben vermeiden, in eine viel ältere zeit als die der speciel sogenanten „Skaldenpoesie“ hinstellen könten. Es dienen uns hier wider das Sólarljóđ, das Grógaldr-Fjölsvinnsmál und andere anerkantermassen sehr späte producte (so auch unter den Eddaliedern das Atlamál, auch das dritte Gudrunslied, über deren späte entstehung fast alle einig sind) zum sichern masstab, und zum unwiderleglichen beweis, dass man auch in dieser beziehung die dichtarten wol zu unterscheiden hat, dass es ganz unkritisch wäre, dieselben in einen haufen zusammenzuwerfen und wegen der *kenningar* z. b. die gedichte in der Egilssaga oder das Ynglingatal sofort für jünger als sämtliche Eddalieder zu erklären. Dagegen innerhalb ein und derselben dichtart, innerhalb der eddaliedersamlung selbst, kann auch der gebrauch dieser umschreibungen etwas zu bedeuten haben. Es haben die *kenningar* der Eddalieder nicht eben ein sehr altertümliches, primitives gepräge, das über die „Skaldenpoesie“ hinaus zurückdeuten könte, sondern vielmehr zum grossen teil eben ein solches, dass wir mit fug annehmen können, sie seien aus der manier einer den verfassern geläufigern dichtart in diese antikern dichtungsformen eingedrungen, wo sie, meinem gefühle, im ganzen genommen recht geschmacklos, unmotiviert und klotzig dastehen. Obschon ich einräume, dass umschreibung und indirecte bezeichnung gewissermassen aller poesie zugehört, würde ich doch nicht der epischen poesie „des ältern und mittlern eisenalters“ solche abgeschmacktheiten zutrauen, wie z. b. „fliessbock“ (*flotbrúsi*) für schiff, „zweigverderber“ (*sviga læ*) für feuer, „kampfbaum,“ „kampfapfelbaum“ (*hildimeiđr, rógapaldr*) oder gar „apfelbaum des panzergedinges“ (*brynþings apaldr*) für kämpfer, „fusssohlenzweig“ (*ilkvistr*) für zehe usw. Es ist hiebei von gewicht, dass bei weitem nicht alle Eddalieder mit dergleichen wol versehen sind. Es gibt eine anzahl derselben, die der eigentlichen *kenningar* fast gänzlich entbehren, nämlich die meisten götterlieder, das Hávamál und die Võlundarkviđa[1] (so auch das Rígsmál). Unter den götterliedern haben nur die Võluspá[2] und noch weit mehr die Hýmiskviđa[3] stärkeren hang zu

1) Doch *herđaklettr* (Lok. 57), *heimis haugar?* (Hárb. 44), *alfröđull* (Skírn. 4 Vafþr. 47); *jötna vegir* (Háv. 106). — Das *þjóđvitnis fiskr* (Grímn. 21) und das (*þjóđár* oder) *þorp meyja mögþrasis* (Vafþr. 49) stehen wol in interpolierten, und von derselben hand interpolierten strophen.

2) *sviga læ, aldrnari, galgviđr? (gagl-?), valdýr, moldþinurr; veggbergs vísir?; Fenris kindir?* (nämlich falls diese wölfe eben nicht vom Fenre stammen). — *hveđrungs mögr, yggjungr ása, Friggjar angan, mögr Hlóđynjar, Fjörgynjar burr, Miđgarđs véurr, bani Belja, Baldrs andskoti, bróđir Býleists, Ođs mey*, u. a., welche durch die anhäufung den neutraleren charakter verlieren.

3) *háfjall skarar, hátún horna, hjalmstofn, hlunngoti, flotbrúsi, lögfákr, brimsvín, vínferill, ölkjóll, lögvellir, kinnskógr, holtriđa hverr, mögr miskorblinda,*

diesem putze; abgesehen davon, dass das Alvíssmál wesentlich eben nur ein verzeichnis von *kenningar* und andern *heiti* (dichterischen benennungen) ist. Die heldenlieder über den Nibelungen-sagenkreis sind mit *kenningar*, und zwar grossenteils recht geschmacklosen und sehr unprimitiven [1] ausgeputzt. Die zahl lässt sich verschieden berechnen, steigt aber in diesen heldenliedern mindestens weit über 100 hinauf, wovon freilich fast ein viertel auf das jüngere (1.) lied von Helge dem Hundingstöter komt. Nicht eben am ärmlichsten versehen sind solche lieder (oder bruchstücke), welche doch sonst im vergleich mit andern dieses kreises ein weniger unprimitives gepräge tragen, so das zweite Helge-Hundingstöter-lied, das zweite Sigurdslied, auch Fáfnismál, [2] in deren

gýgjar grætir, brjótr bergdana, hafra dróttinn, þurs ráðbani, orms einbani, Sifjar verr, Yggs barn, Hrungnis spjalli, áttrunnr apa, ulfs hnitbróðir, umgjörð allra landa; nach Bugge ferner *hreingalkn* (für wolf) und *eitrormmeiðir* (39) „giftwurmverderber" (für winter).

1) So *eggleiks hvötuðr, naddéls boði, dafa Darraðr, dolgrögnir, brynþings apaldr, hildimeiðr, hrottameiðr, dolgviðr, hvassa vápna hlynr, skjaldar börr, hjalmstafr, auðstafr, hringdrífi, geirmímir, geirnjörðr, geirniflungr, hjalmgunnar* (kein eigenname); *feikna fæðir; vár gulls, hörgefn, menskögul, mörk menja, linnvengis bil; stagstjórnmarr, hlunnvigg, seglvigg, seglmarr; rakka hjörtr; vefnisting; hliðfarmr Grana, eldr ormbeðs, ógnar ljómi, lindar logi; lindar váði, herr als viðar; benlogi, benvöndr; ilkvistr; móðakarn; skókr bituls; hölkvir hvílbeðjar?; græti alfa; Gunnar systra gögl; langr lyngfiskr lands Haddingja; Kolgu systir; Mistar marr; neit Menju góð?; gránstóð Griðar; hálu sker?; Hugins barr, hrafns hrælundir?* usw. (Vgl. auch *heiti* wie z. b. *gylfi, ægir*). Das meiste hievon ist noch um ein bedeutendes unprimitiver als die angelsächsischen *kenningar* (J. Grimm meint mit recht, diese seien im ganzen frischer und kräftiger als die nordischen). Andrerseits finden sich in den eddischen Nibelungenliedern auch minder gesuchte, der unmittelbaren anschauung näher verwante umschreibungen, z. b. *hringbroti, vágmarr, valstefna, hjörþing.* Oft aber wird eine scheinbar bescheidnere *kenning* doch im contexte anstössig und abgeschmackt, so z. b. das insipide *skíðijárn* (scheideeisen, d. i. schwert: Hamd. 16), *vandstyggr* (Atlkv. 13, falls es mit Bugge als bezeichnung für pferd zu nehmen ist), *sverða deilir* (ib. 36; ganz unmotiviert). Gelegentlich häufen sich mehrere synonyme hervorstechend zusammen, so in II Sig. 16—17 fünf für schiff; so auch in Fáfn. 36 *hildimeiðr* und *hers jaðarr.* Natürlich gibts hier auch umschreibungen, die, ohne auf unmittelbarer anschauung zu ruhen, doch ganz einfach sind, wie z. b. *Œgis dóttir, bani Fáfnis,* usw.

2) Ebenso die nicht zu diesem kreise gehörende Helgkv. Hjörv. mit *rógapaldr* und *vignesta böl,* ausser dem etwas gemässigtern *folks oddviti.* — II Helg. Hund.: *Gunnar systra gögl, gránstóð Griðar,* nebst den erträglichern, wie *folks oddviti, folks jaðarr, sárdropi, valdögg* u. a. — II Sig.: *lindar logi,* und in swei strophen zusammen folgende fünf, die an und für sich nicht alle zu den ärgern gehören: *Rævils hestr, seglvigg, vágmarr, sætré, hlunnvigg;* in einem vielleicht jüngern stück (19—25) stehen *hrottameiðr, hjalmstafr,* nebst den weniger prätentiösen *systir Mána, hjörleikr.* — Fafnism. hat in wahrscheinlich ältern stücken *eisköld, hildileikr, spil-*

zum teil sehr gekünstelten *kenningar* ich indicien sehe, dass sogar die weniger unantiken unter diesen heldenliedern einem späten stadium angehören. Man vergleiche sowol wegen der umschreibungen als wegen des stils überhaupt die im reinsten epischen stile gehaltene Þrymskviða, und man wird den unterschied fühlen. Wie schon oben angedeutet, ist das in andern beziehungen so überaus unantike Atlamál verhältnismässig sehr frei von diesen umschreibungen.[1]

Betrachten wir, in bezug auf die vorliegende frage, die heldenlieder specieller.

Unter denselben ist das erste, die Völundarkviða, das antikste, einfach episch, wie es heroische dichtung auf primitivem stadium sein müste. Natürlich braucht antikere form nicht sofort weit höheres alter zu beweisen. Es scheint mir wol, als ob man ein excerpieren aus einem ältern liede hindurchhört. Die erste strophe ist von einem kräftigen poetischen hauche belebt, was man nicht eben dem ganzen gedichte nachsagen kann. Der ton ermattet sogleich. Poesie hohen ranges ist es überhaupt nicht, und möchte dennoch unter den eddischen heldenliedern in ästhetischer beziehung beinahe den vorrang behaupten (doch jedenfalls nicht vor dem letzten abschnitt des zweiten Helge-Hundingstöter-liedes, demjenigen, der von der zusammenkunft der Sigrun mit dem toten handelt). Zur frage über norrön oder nicht norrön enthält das Wölundslied in form, stil, charakter und in beziehungen zu andern sagen oder liedern, kaum irgend etwas entscheidendes. Ich kann also rücksichtlich dieser frage nur auf den oben erwähnten nicht-dänischen gebrauch von kiefernbrennholz verweisen.

Das nächste lied, die Helgakviða Hjörvarðssonar, ist ganz unbedenklich für ein norrönes zu erklären. Der held ist im liede ein Norweger, und die sage (meines wissens) überdies auch nicht einmal ausserhalb der norrönen litteratur widergefunden. Obschon form und darstellung von primitiverer art ist als in den meisten der folgenden heldenlieder, liegt doch in diesem liede eine sehr späte sagenformation vor, indem die besungenen taten meist in südlicheren, sogar deutschen ländern vor sich gehen, eine erweiterung des schauplatzes, die ein-

lir bauga, *fjörsegi;* in einem willkürlichen einschiebsel (12—15) *hjörlögr;* in einem vielleicht jüngern stück (34—39) *hildimeiðr, hers jaðarr;* und in einem unbedenklich jüngern (40—44) *ógnar ljómi, lindar váði, hörgefn.*

1) Doch *börr skjaldar* und *ilkvistr*. Hiebei ist zu erinnern, dass es das längste dieser lieder ist. Auch über spätes alter der III Guðrkv. ist man einverstanden; sie enthält nur die bescheidnere umschreibung *herja stillir*, ist aber so sehr kurz (10 strophen).

fluss sowol der Wikingzeiten als der eingeführten nicht norrönen sagen bezeugt. — Dass die eine der beiden eddischen Helge-sagen der andern mehreres entlehnt hat, liegt am tage (vgl. Eylimi, Sigarr, Sigarsvellir, Frekasteinn, Varins-vík oder -fjörðr, und die behauptung, „Sigrun sei die widergeborene Schwaba.“ [1]) Da diese gemeinsamen züge der einheimischen dänischen, von Saxo bewahrten sage von Helge dem töter Hundings und Hödbrodds fremd sind, gehören sie vielleicht ursprünglich der norwegischen von Helge Hjörwards sohn an, könten jedoch zum teil auch mit der deutschen Wölsungensage hereingekommen sein, in welchem fall wol gegenseitige einwirkung der beiden Helgesagen anzunehmen wäre.

Die lieder über den Nibelungen-sagenkreis, d. h. die übrigen 17 heldenlieder der „Sämundar-Edda,“ sind samt und sonders gleichfalls für norröne lieder zu erklären.

Wie früher erwähnt, veranlasst uns die sagengeschichte Saxos anzunehmen, dass die verschmelzung mit der Helge-Hundingstöter-sage und die nähere anknüpfung der Jörmunreks-sage (d. h. dritte heirat Gudruns, und Schwanhild als tochter Sigurds und Gudruns) norröne erfindungen seien. Die eddische formation der Helgensage würde Saxo genötigt haben, entweder die Wölsunge in die dänische heldensage hineinzufügen, oder den Helge aus derselben zu entfernen. Die in Norwegen importierte dänische sage von diesem könige und die deutsche von den Wölsungen müssen, wir können nicht sagen auf welchem wege, bei dem norrönen stamme verschmolzen sein. Die umgekehrte verwandelung, wodurch ein ursprünglich der Wölsungensage zugehörender held aus dieser sonst bei Saxo gänzlich fehlenden sage ausgeschieden und in die dänische königsreihe incorporiert wäre, hat alle wahrscheinlichkeit wider sich.[2] Hätte Saxo die wittwe Sigfrids und Etzels als mutter der Schwanhild und der „hellespontischen gebrüder“ gekant, würde er keine ursache gehabt haben solches zu verschweigen, da es seiner dänischen sagengeschichte in keiner beziehung zuwiderlief. Er steht auch in der Jarmeriks-sage auf älterm boden als die Edda, indem er mit den deutschen quellen in nichtanknüpfung dieser sage an die Nibelungensage übereinstimt. Es existiert nichts, was uns zu einer so gewagten hypothese bringen sollte, wie diejenige es wäre, die dänische sage sei bei Saxo zwei mal zu dem ursprünglichern stadium zurückgekehrt. Wir können, obschon hier nicht von mathematisch zwingenden beweisen, sondern nur

1) Siehe prosaschluss der Helgkv. Hjörv. und drittes prosastückchen in Helg. Hund. II.

2) Saxo identificiert ihn mit Helge, dem vater Rolf Krakes; ob diese identification unursprünglich ist, bleibt eine frage für sich.

von natürlicher, ungezwungener ordnung der data die rede sein kann, mit gröster zuversicht behaupten, beide verschmelzungen seien norröne formationen. Somit wären denn fürs erste die beiden ersten und die beiden letzten[1] dieser 17 lieder schon wegen der sagenformation für norröne zu halten. Und der samler (so wie ferner auch der verfasser der Völsungasaga) hat keine diesen verschmelzungen widerstreitende darstellungen gekant, da er solches zweifelsohne notiert hätte, indem er ja so ausdrücklich den widerspruch der lieder über Sigurds tod hervorhebt. Dass nun diese verschmelzungen am anfang und am ende der sage auch in dem dazwischenliegenden teile, d. h. in der darstellung der hauptsage selbst, hervortreten sollten, wäre auch dann nicht notwendig zu erwarten, wenn diese dazwischenliegenden lieder jünger als die verschmelzungen wären, und wäre unmöglich in correct überlieferten liedern, die älter als die verschmelzungen wären. Die geschichte mit den Hundingssöhnen reicht aber in der Edda in die geschichte Sigurds selbst hinein und kömt erst in den beiden ersten Sigurdsliedern zum abschluss.[2] Die geschichte von Gudruns dritter heirat, mit deren folgen (in verbindung mit erwähnung Schwanhildens als einer tochter Sigurds), ist im dritten Sigurdslied (str. 53 und 59—61) excerpiert, und ferner im Atlamál (str. 102) angedeutet, indem daselbst, in übereinstimmung mit dem Hamdeslied und dem dritten Sigurdslied, das mislingen des selbstmordversuches der Gudrun, und die verlängerung ihres lebens bis auf „ein ander mal" (wie es prägnant heisst) berichtet wird.[3] Also wären, meiner ansicht nach, schon wegen dieser beiden sagenverschmelzungen nicht weniger als 8 von den 17 liedern als entschieden norröne zu bezeichnen.

Ferner ist der inhalt des sonderbaren liedes Oddrúnargrátr, der überdies auch wider im dritten Sigurdsliede (str. 56) teilweise excerpiert wird, ausserhalb der norrönen litteratur unbekant, und unterliegt dem verdachte norröner erfindung, oder auch so später einführung aus Deutschland her, dass er durchaus nicht „gesamtnordisch" sein könte. Über

1) Helgkv. Hund. I und II, Guðrúnarhvöt, Hamdismál.

2) Gripisspá 9. Sigkv. II, 15 f. Ist auch in dem verlorenen liede erwähnt worden, wonach Völsungasaga cp. 25 erzählt wird (Fornaldarsögur I s. 180: *hann drap sonu Hundings konungs ok hefndi föður síns ok Eylima móðurföður síns*).

3) Ob man recht hat Sörle und Hamde zu den „acht fürsten" des zweiten Sigurdliedes str. 5 zu rechnen (was noch einen beleg für die verschmelzung mit der Jörmunrekssage gäbe), ist mir nicht klar. — Dass in einem verlorenen liede sogar die anknüpfung der Ragnarssage sei belegt gewesen, lässt sich nicht mit sicherheit aus Völsungasaga cp. 27 folgern (Fornaldarsögur I s. 187: *dóttur okkar Sigurðar, Aslaugu, skal hér uppfæða með þér*).

sehr spätes alter dieses liedes ist man denn auch schon ziemlich einig. Ich bezweifle, dass es dänische altertumsforscher als ein „gemeinsamnordisches“ oder als ein dänisches in schutz nehmen möchten.

Diejenigen gelehrten, welche die Nibelungensage im norden als eine nicht-entlehnte, und die lieder als nicht norröne, sondern „gesamtnordische“ wollen angesehen wissen, sind darüber einverstanden, dass die anknüpfung der Dietrichsage eine später aus Deutschland hergenommene zutat sei, und werden schwerlich diese anknüpfung, oder überhaupt die Dietrichsage, schon „im ältern und mittlern eisenalter“ (d. h. vor der eigentlichen Wikingzeit) im norden eingebürgert sein lassen, werden also dem dritten Gudrunslied kein hohes alter zugestehen. Die meisten reden von dem späten alter dieses liedes in einem tone, als ob sie es recht gern den Isländern schenken möchten. Aber auch das zweite Gudrunslied ruht auf der anknüpfung der Dietrichsage, indem die prosaeinleitung sagt, es enthalte die klage Gudruns im gespräch mit Dietrich, worin sich der samler nicht irrt, indem ja die übersicht, welche Gudrun hier, ältere lieder excerpierend, über ihr leben gibt, eben bis auf den zeitpunkt reicht, wo sie sich mit Dietrich soll unterhalten haben, wie es denn auch nicht leicht wäre zu erraten, an welche andere person als den Dietrich diese klage gerichtet wäre. Mir, der ich die Nibelungensage im norden nicht für so sehr alt eingebürgert halte, ist übrigens nichts im wege, die Dietrichsage und die Nibelungensage mit einander verbunden (und wäre es auch sogar mit solchen details versehen, wie denen des Oddrúnargrátr) nach dem norden gelangt sein zu lassen, indem ich das dem dritten Gudrunsliede (und von manchen auch dem Oddrúnargrátr) beigelegte späte alter auf die samlung überhaupt ausdehne.[1]

Oben, in den bemerkungen über „landesnatur,“ glaube ich dargetan zu haben, dass das Hávamál ein norrönes lied ist. Dies zieht

1) Auch Sigurds tötung im freien (zweites Gudrunslied und *brot af Brynhildarkviðu*, oder wie Bugge es nent, *brot af Sigurðarkviðu*) sehen sich die nordischen gelehrten in der ärgerlichen lage für spätere deutsche zutat erklären zu müssen, während es meinem standpunkt gleichgiltig bleibt, ob es schon zwei deutsche versionen dieser begebenheit gegeben habe, und ob die tötung im bette (drittes Sigurdslied) deutsche version, oder variation deutscher version wäre (vgl. Hans Sachsens darstellung), oder aber, ob dies spätere norröne erfindung wäre; wie ich überhaupt jener künstelnden, verwickelten erklärungen überhoben bin, wonach eine menge einzelheiten (so ferner der schauplatz am Rhein, die deutschen völkerschaften, das entfliehen nach Dänemark als fremdem lande, usw.) spätere einmischung deutscher umdichtungen wären, indem solches alles mir nur einfach zeugnis für deutschen und gegen nordischen ursprung der sage überhaupt ist (ohne dass ich z. b. bei dem entfliehen nach Dänemark, die möglichkeit nordischer hinzudichtung zum deutschen bestand der sage zu läugnen brauche).

nun ferner das Sigrdrífumál mit sich, welches offenbar eine nachahmung ist der beiden letzten abschnitte des Hávamál, nämlich des *Loddfáfnismál* und des *rúnatalsþáttr* (zusammen str. 111—165), in umgekehrter ordnung, indem im Sigrdrífumál der *rúnatalsþáttr* (runencapitel) zuerst, die lebensmaximen zuletzt stehen. Dass eins der beiden lieder dem andern zum vorbild gedient hat, liegt am tage; und das Sigrdrífumál für das ältere zu erklären, wird um so weniger jemand einfallen, als es, wie oben erwähnt, so sehr deutlich von einem christen herrührt. Es ist das Sigrdrífumál [1] eben nichts als ein späteres experiment, ein versuch die frage zu beantworten, wie die in ältern epischen liedern erwähnten (aber schwerlich solcher weise ausgeführten) weisen und heilsamen lehren der Sigrdrífa möchten gelautet haben, wobei denn der verfasser, wenn er ein Isländer war, sehr wahrscheinlich kein anderes hinlänglich umfassendes vorbild haben konte als eben das Hávamál, obschon er in seinem *rúnatalsþáttr* (nämlich in den wenig zutreffenden strophen 14—17) vielleicht daneben andere ihm irgendwoher bekante *rúnatals*-strophen, und zwar ziemlich ungeschickt, möchte benutzt haben, während wider der schluss (str. 19) specieller an den schluss des Hávamál gemahnt. — Im zweiten Sigurdslied und im Fáfnismál sind mehrere sprichwörtliche strophen zerstreut, die ganz an die art des Hávamál erinnern, was ja aber nicht hinlänglich ist, um nachahmung desselben und entlehnung aus demselben bestimt zu behaupten, da sie eben, wie oft das Hávamál, allgemein gebräuchliche sprichwörter enthalten mögen; [2] so Fáfnism. str. 17, deren letzte hälfte mit der str. 63 des Hávam. zusammentrifft (*þá hann þat finnr, er með frœknum kemr, at engi er einna hvatastr*). Weniger sprichwörtlich scheint II Sigurðkv. str. 25, die an Hávam. str. 60 (*þveginn ok mettr* usw.) erinnert, und mir wol eine nachbildung derselben zu sein scheint, wie ja denn auch daselbst (in II. Sigurðkv.) ganze

1) Str. 6—37, wozu dann str. 2, 3, 4 passende einleitung wäre, wogegen str. 1 und 5 die letzten fragmente eines andern liedes sein werden, vielleicht desselben wol schon damals, ein par bruchstücke abgerechnet, nur seinem inhalt nach noch bekanten liedes, woraus der verfasser von Helreið Brynhildar (str. 6 f.) schöpfte, und welches direct oder durch vermittelung des Helreið dem dritten prosastück beim Sigrdfm. zu grunde liegt. — Es wundert mich indessen, dass Bugge (ausg. s. 416 und 423) dem einfalle beitritt, str. 6, 8, 9, 10 des Helr. aus diesem liede herauszunehmen, nnd in das Sgrdrfm. hinüber zu versetzen, als ob diese strophen mit dem Sigrdrfm. ein gedicht ausmachen würden. Man hat sich vielmehr im Sigrdrfm., nebst der prosa, auch str. 1 und 5 hinwegzudenken; dann eben bleibt ein vollständiges gedicht übrig (obschon es die handschrift nicht als besonderes gedicht bezeichnet, wol weil es die handlung nicht weiter führt).

2) Ebenso wäre es nicht notwendig, dass der verfasser der Sverrissaga die worte *fár er hvatr* usw. eben aus Fáfnism. str. 6 entlehnt hätte (vgl. Bugge s. 220).

fünf strophen unmittelbar davor stehen, die wie ein versuch in der manier des Hávamál aussehen.

Bei dem letzten teil des Fáfnismál ist zu bemerken, dass der samler der lieder daselbst nicht weniger als sieben vögel (*igđur*) reden lässt, die nach diesem liede erzählende Völsungasaga[1] sechs, wogegen die kurze erzählung in der Snorra-Edda[2] nur von zwei vögeln weiss, die dann eben die beiden ersten von den im Fáfnismál stehenden strophen hersagen, wie auch das bild (aus christlicher zeit) auf dem schwedischen Ramsundsberg nur zwei hat,[3] dagegen das am portal der Hyllestad-kirche im Säterdal in Norwegen drei.[4] Dass es nur ein irrtum des samlers wäre, jede der sieben strophen einem andern vogel in den mund zu legen, scheint mir wenig plausibel. Er müste denn, ohne zu wissen was er tat, bruchstücke von zwei oder drei liedern zusammengeworfen haben. Es wäre doch wol einfacher, hier eine spätere und isländische formation dieses abschnittes der sage zu sehen, sich die sache etwa so zu denken, dass man aus älterer nur bruchstückweise bewahrter dichtung die beiden ersten strophen (32 und 33[5]) noch hatte, und in neuer behandlung des stoffes noch fünf vögelstimmen hinzudichtete (str. 34—38); ferner wären dann auch die fünf letzten strophen, die gleichfalls von vögeln gesprochen werden, neudichtung, und wol ursprünglich dann gleichfalls sieben, wovon zwei verloren wären, so dass die vögel zwei mal sieben strophen gesungen hätten, die ersten sieben aufmunterung zur tötung Regins, die letzten sieben prophetierende übersicht über Sigurds spätere schicksale. Snorre würde dann diese neudichtung entweder verworfen oder nicht gekant haben, falls man übrigens in so gedrängter erzählung wie der seinigen auf blosse nichterwähnung von einzelheiten gewicht legen will.

Dass die erste Sigurđarkviđa (Gripisspá) eines der jüngern lieder in der samlung ist, darüber ist man ziemlich einig. Ich habe schon zu verschiedenen malen positive gründe angeführt, es speciel für ein norrönes zu erklären. Ich kann ferner Bugges meinung[6] beitreten, dass es speciel jünger ist als die so eben besprochenen Fáfnismál und Sigrdrífumál, indem die strophen 11—18 auf diesen beiden liedern, so wie wir sie jetzt haben, ruhen müssen, woraus ich also consequent zu folgern

1) Cap. 19 (Fornaldarsögur I s. 164), wo der inhalt einer strophe (37) fehlt.

2) In der Skalda. Kopenhagener ausg. I s. 358. (Egilssons ausg. s. 74).

3) Auf dem des Göksten ist nur einer deutlich; aber es ist beschädigt und defect.

4) Vgl. in Bugges Eddaausg. s. 415.

5) Welche denn, als bruchstücke, nicht entscheiden würden, ob das ältere lied zwei oder drei gehabt hätte.

6) S. LXX und 415 in seiner ausgabe.

habe, dass die Gripisspá auf Island und von einem christen verfasst ist. Es sind die strophen 11—18 ein an misverständnissen leidendes excerpt aus den genanten beiden liedern, welche der verfasser so verstanden hat, als ob Sigurd einen besuch bei Gjuke früher als bei Sigrdrifa und Heime abzustatten hätte, und als ob Sigrdrifa und Brynhild zwei personen wären; wozu ihn eben jene beiden lieder verleiten konten, indem sie nicht ausdrücklich sagen, wer die Sigrdrifa sei, und in den schlussstrophen des Fáfnismál die heirat mit Gjukes tochter früher als die reise nach der felsenburg Sigrdrifas erwähnt wird, welchem verhältnis der verfasser der Gripisspá eine chronologische bedeutung beigelegt hat.

Rücksichtlich der in der handschrift den beiden Atleliedern beigelegten benennung „grönländisch" trete ich ferner Gröndals und Bugges [1] ansicht bei, dass dabei unmöglich an etwas andres als das amerikanische Grönland zu denken ist, welches ja am schluss des 10. jahrhunderts von Isländern colonisiert wurde, und zu anfang des 11. das christentum annahm. Bugge meint mit recht, dies epitheton *in grœnlendsku* möge sehr wol bezeichnen können: „in Grönland verfasst," und beruft sich dabei auf die bekanten (oben auch von mir erwähnten) indicien, dass das Atlamál von einem christen herrührt, nebenbei auch auf den „weissbären" der strophe 18 dieses liedes, welches er sich also als frühestens im 11. jahrhundert verfasst vorstellen wird, wie ja denn auch schon andre nordische gelehrte es als ein sehr spätes anerkant haben.[2] Aber entschieden muss ich Bugge widersprechen, wenn er diese benennung, wider das zeugnis der handschrift, auf das Atlamál beschränken möchte, weil es seiner meinung nach befremdend wäre, zwei grönländische lieder über dasselbe sujet zu haben. Im gegenteil, ich würde es befremdend finden, wenn nur das eine der beiden lieder ein grönländisches wäre. Sie stehen einander im character, stil, sprache, versification so nahe, und stellen sich in diesen beziehungen in so schneidenden gegensatz zu den liedern über die vorausgehenden teile der sage, dass man sich versucht fühlen möchte, sie für zwei zu verschiedenen zeiten gelieferte producte desselben mannes, oder für zwei concurrenzstücke über aufgegebenes sujet in aufgegebenem stil und metrum zu halten. Ich gehe noch weiter, und gestehe, dass es mich ein wenig befremdet, nicht auch das Hamdismál als ein „grönländisches" bezeichnet zu finden, obschon es nur in geringerem grade die characteristischen eigenschaf-

1) Siehe dessen ausgabe s. 433, vgl. 428 (292, 282).

2) Man kann dies so ausgedrückt finden, als ob dies das einzige gedicht in der samlung wäre, das nicht älter als die eigentliche wikingzeit wäre; es wird aber noch jünger sein.

ten, den ton und die färbung der Atlelieder zur schau trägt. Es wird kein zufall sein, dass wir eben nur die beiden letzten abschnitte des sagenkreises, nämlich die Atlensage und die Jörmunreksage in so nahe verwanter modernerer form behandelt finden, während wir eben nur in Sigurds-, Brynhilds- und Gudruns-liedern einer moderneren form ganz andrer art begegnen (wovon weiter unten). Das Hamdismál scheint Bugge für viel älter als das Atlamál zu halten; denn von der strophe 24 des Hamdismál (*styrr varđ í ranni* usw.) behauptet er,[1] sie sei von „Brage Skald dem alten" in dessen Ragnarsdrápa[2] benutzt (*rósta varđ í ranni*), wobei Bugge aber ausser acht lässt, dass auch umgekehrt das Hamdismál die Ragnarsdrápa möchte benutzt haben, oder beide eine gemeinschaftliche quelle. Aber auch wenn unser Hamdismál quelle der *drápa* wäre, gäbe das, meiner früher ausgesprochenen ansicht gemäss, gar keinen chronologischen anhalt, indem die authentie der Bragelieder (ja obendrein die existenz des Brage) zu läugnen ist. Eine Ragnarsdrápa über diese sage ist ein indicium, dass die verknüpfung der Ragnars- und der Nibelungensage schon bewerkstelligt war. Aber die Ragnarssage, um so mehr diese verknüpfung, konte erst lange zeit nach dem tode Ragnars entstehen.

Von grosser bedeutung ist uns ferner ein epitheton, welches die handschrift nur drei liedern beilegt, nämlich „das alte" (*in forna, in fornu*). Erstens nämlich benent sie einen abschnitt der bruchstücksamlung, die zusammen das zweite Helge-Hundingstöter-lied ausmacht: „*Võlsungakviđa in forna*," welche benennung vor str. 12 steht, und, wie Bugge[3] richtig bemerkt, nur die folgenden strophen bezeichnen kann, wie viele, ob vielleicht alles bis zum schluss des „zweiten Helge-Hundingstöter-liedes," ersieht man nicht. Und in der tat gehört dies alles zu dem altertümlicheren in der samlung, und ist jedenfalls älter als die behandlung im ersten Helge-Hundingstöter-liede, welches eben ein versuch ist, eine partie dieser sagenabteilung in verbesserter und nicht bruchstückartiger weise widerzuerzählen. Zweitens erwähnt die handschrift im prosastück nach dem *brot af Brynhildarkviđu* „das alte Gudrunlied" (*Guđrúnarkviđa in forna*) in solcher weise, dass man ersieht, damit ist das zweite Gudrunlied gemeint.[4] Auf den ersten blick

1) In seiner ausgabe s. 441. — Es ist bei ihm str. 23.

2) Snorra-Edda I s. 372. — Im andern bruchstück dieser *drápa* alliteriert ursprüngliches *vr* mit *r*: *reiđr* mit *reifnis* und *rađalfs* (s. 438). Vgl. ein früher citiertes bruchstückchen von „Brage," wo *vr* mit *v* alliterierte.

3) Ausgabe s. 193. — Es ist daselbst str. 14.

4) Weshalb Bugges ausgabe diese benennung in die überschrift dieses liedes aufnimt.

möchte hier die benennung „das alte“ überraschen. Den nordischen gelehrten muss dieses lied für ein im vergleich spätes gelten, weil es Sigurd im walde und südlich des Rheins[1] töten lässt, und weil es, dem zeugnis der prosa zufolge, die worte Gudruns an Dietrich enthält. Auch mir ist es, wegen der weiter zu besprechenden form, ein sehr spätes, und zwar isländisches product. Vergleicht man es aber mit den andern Gudrunliedern, meine ich, dass man einräumen muss, dieselben möchten leicht ganz richtig noch jünger sein. Wegen des dritten Gudrunliedes, desjenigen mit dem Dietrich und der Herkja in den versen selbst, werden nun die nordischen gelehrten hierüber auch natürlich keine schwierigkeiten machen. Das erste Gudrunlied liegt ihnen näher am herzen, wird aber wahrhaftig eben so wenig ein „altes“ sein. Besehen wir es. Es fängt mit denjenigen zeilen an, die gleichfalls im zweiten Gudrunlied stehen (str. 11), welche behaupten, dass Gudrun, bei Sigurds leiche sitzend, weder weinen noch die hände zusammenschlagen konte. Das muss derjenigen version zugehören, wonach Sigurd draussen im walde getötet wird, und Gudrun im walde bei der leiche sitzt (der version des zweiten Gudrunliedes und des *brot af Brynhildarkviðu*). Denn nach derjenigen des dritten Sigurdliedes, wo er im bette erschlagen wird, ist das erste, was sie, bei der leiche sitzend, tut (str. 29—30), die hände so derb zusammenzuschlagen, dass „die becher im schranke[2] erschallen, die gänse im hofe aufschreien,“ und so überlaut zu weinen, dass es bis ins gemach der Brynhild ertönt, die darüber „aus ganzer seele lacht.“ Das erste Gudrunlied nun ruht auf beiden versionen zugleich; denn das nicht-weinen-können geht im hause vor sich; daselbst, während sie bei der leiche sitzt, finden sich die „jarle“ ein, um sie weinen zu machen, geben aber die sache auf, wonach die drei fürstinnen, Gjaflaug, Herborg und Gullrönd, von denen sonst auch nicht das mindeste bekant ist, und die eigens für dies lied werden erfunden sein, eintreten, und so abgeschmackte trostgründe[3] vortragen, dass man sich über das fortdauernde nicht-weinen wenig wundert. Zuletzt gelingt es doch der Gullrönd, durch eine sonst unbekante, wol speciel für dieses lied erdachte scene, die Gudrun zum erwünschten weinen zu bringen;

1) Vgl. *fyr handan ver* str. 7, und *á suðrvega* str. 8.

2) Oder was sonst *í vá* (str. 29) bedeuten mag. Bugges vorschlag, es sowol hier als Hávam. 25 (26) für *í vrá* verschrieben sein zu lassen, finde ich extravagant. Eher möchte man mit Vigfusson das *r* wirklich in der aussprache elidiert sein lassen. Beide mal verschrieben wird es jedenfalls nicht sein. Ich meine, es ist eben nur ein seltenes, noch nicht erklärtes wort, das mit *vrá* nichts zu tun hat.

3) Die Gjaflaug hat „fünf männer“ verloren, und sich immer zu trösten gewust.

und da „regnete es über die knie (wol auch durch das dunkle *tresk?*) und die gänse, die herlichen vögel, schrieen dabei auf" (str. 15—16), was also das weinen des dritten Sigurdliedes ist. Gudrun spricht nun ihren jammer in einer rede (str. 18—22) aus, deren anfang sie offenbar wider direct ihrer späteren rede an Dietrich (nämlich der strophe 2 des zweiten Gudrunliedes) entlehnt. Über diese erleichterung des schmerzes wird nun Brynhild zornig, welche mit der Gullrönd repliken wechselt (str. 23—24), die so vornehmen damen wenig anstehen; wonächst sich Brynhild etwas besonnener an das dritte Sigurdlied str. 37—39 wendet, woselbst sie ihre pecuniären interessen in der heiratsfrage offen bekent, hier aber, im excerpte (I. Gudr. 25—26), nur andeutet. Plötzlich aber steigert sich ihr zorn so, dass sie (str. 27) die scene damit abschliesst, „feuer aus den augen zu sprühen und gift zu schnauben," was ihr doch keins der andern lieder nachzusagen weiss. Es dürfte mir kaum als extravaganz verübelt werden, wenn ich dies sonderbare lied für einen willkürlichen isländischen versuch halte, etwas neues aus dem in einigen liedern gepriesenen nicht-weinen und nicht-händeschlagen zu machen, und dasselbe mit dem gewaltigen weinen und händeschlagen anderer lieder zu combinieren, und wenn ich ferner den verdacht hege, dass der verfasser der Völsungasaga hierüber bescheid wuste, und deshalb vorsätzlich unterliess, dies lied zu benutzen, und dass gleichfalls der samler der lieder recht wol wuste, dass dies lied ein neues war, und mit ganz besonderem hinblick auf dieses das zweite ein (im vergleich) „altes" nent, obschon er nebenbei auch noch an die beiden andern Gudrunlieder, das dritte und die Guđrúnarhvöt, gedacht haben mag. Ich möchte nämlich wol annehmen, dass er auch die Guđrúnarhvöt als ein neues lied gekant hat, und indirect als ein solches bezeichnet, wenn er drittens das Hamdismál „das alte Hamdeslied" nent. Er scheint eben so wenig wie wir irgend ein andres lied zu kennen, das auf irgend welche weise ein Hamdeslied wäre, als eben nur die Guđrúnarhvöt, wird wol auch wider hier „alt" mit beziehung auf irgend eins der andern lieder gebraucht haben,[1] und hätte nicht umhin können zu bemerken, dass das eine der beiden lieder mit so gutem fug wie das andere sich als ein Hamdeslied betrachten liesse, was in beiden fällen nur teilweise zutreffende benennung abgibt, wie denn andrerseits auch „Guđrúnarhvöt" ungenaue bezeichnung ist, indem „Gudruns antreiben" zur erschlagung Jörmunreks nur einleitung ist, um eine situation aufzutreiben, wo Gudrun einmal wider eine excerpierende übersicht über ihr leben geben könte. Der erste teil der Guđrúnarhvöt kann aus dem Hamdismál (in

1) So ist mir auch die benennung *Bjarkamál in fornu* zeugnis, dass man vom jüngeren alter eines andern *Bjarkamál* gewust hatte (vgl. oben s. 21 f.).

etwas minder (corrumpierter gestalt des letzteren als der jetzt vorliegenden) hergenommen sein, obgleich auch beide auf gemeinsame quelle zurückführen könten. Dass die bezeichnung von drei dieser heldenlieder als „alten“ eine vorstellung von andern als im vergleich neuen impliciert, folgt von selbst. Eine samlung von liedern aus „dem älteren und mittleren eisenalter“ würde durchgängig so *„forn“* gewesen sein, dass von einer unterscheidung des mehr und des minder *„fornen,“* geschweige denn von einer kleinen aristokratie aus nur drei speciel *„fornen“* liedern bestehend, gewis nicht die rede gewesen wäre.

Wol nicht ohne bedeutung ist es, welche der lieder der verfasser der Võlsungasaga nicht benutzt hat. Er hat ja nämlich sonst, neben ein par verlorenen,[1] eben die uns bewahrten benutzt und grossenteils in prosa umgesetzt, wobei parallele lieder, so die beiden Atlenlieder, und die beiden letzten (Guđrhv. und Hamdm.), je beide durchblicken. Nicht benutzt sind: Helgakviđa Hundingsbana II, Oddrúnargrátr, Guđrúnarkviđa III und I, Helreiđ Brynhildar, welche liste meines erachtens kund gibt, dass die nichtbenutzung eine vorsätzliche war. Der erste teil der sage von Helge dem Hundingstöter steht in der Helgakv. Hund. II (str. 1—27) unvollständig, unordentlich, wenig klar, dagegen in der Helgakv. Hund. I viel vollständiger, ordentlicher und leichter zu lesen. Der zweite teil dieser sage, welcher im ersten liede fehlt, hat so wenig bedeutung für die Wölsungengeschichte (mochte vielleicht auch noch dem bewustsein nicht zu undeutlich als etwas dieser geschichte ursprünglich fremdes dastehen), dass er sehr passend wegbleiben konte, indem der sagaverfasser die sache nur mit der bemerkung[2] abzufertigen brauchte, dass „Helge die Sigrun heiratete und ein berühmter könig ward.“ Ähnliche bewantnis wie mit dem weggelassenen teile der Helgensage hat es mit Oddrúnargrátr und Guđrúnarkviđa III. Auch wenn der sagaverfasser den inhalt dieser beiden lieder nicht für willkürliche erfindung hielt, würde er ihn als überflüssig ausgeschlossen haben, den der Guđrkv. III um so mehr, als er sich überhaupt auf die Dietrichsage nicht einlässt, die er doch sehr wol kante, da er ja bekantlich eben aus den abteilungen in der *saga þidreks*, die von den Wölsungen und Nibelungen handeln, etliches entlehnt hat.[3] Helreiđ Brynh. und Guđrkv. I wird der

1) Die in der lücke der handschrift zwischen *Sigrdrifumál* und *brot af Brynhildarkviđu* gestanden haben müssen. — Bugge (LXVII) setzt die entstehung der schriftlichen liedersamlung um 1240, die saga in die letzte hälfte des 13. jahrhunderts.

2) Võls. cap. 9 (Fornalds. I s. 141), wo in den schlussworten *ok er hann hér ekki siđan viđ þessa sögu* das *hér* (hier) andeutet, dass man anderswo mehr vom Helge erzählte.

3) Siehe hierüber z. b. diese zeitschr. I s. 417 unten.

sagaverfasser geradezu als ganz verwerflich betrachtet haben; er könte sehr wol sogar positive kunde gehabt haben, dass diese beiden als willkürliche erfindungen entstanden waren. Es hat demnach, meines bedünkens, die liste der nichtbenutzten lieder durchaus keinen zufälligen charakter.

Nachdem ich hiemit eine reihe mehrfach in einander greifender, und alle 17 lieder[1] angreifender litterarischer verhältnisse aufgeführt habe, die uns mit vereinter kraft zu dem resultat hindrängen, dass diese lieder (selbst die altertümlichsten nicht ausgenommen) unmöglich „dem ältern und mittlern eisenalter,“ also den zeiten vor der grossen wikingzeit, zugehören können, vielmehr, wenigstens grösstenteils, sogar erst dem zeitalter nach den wikingzügen zugehören werden, ferner dass sie keineswegs dänische (noch auch schwedische) lieder sein können, sondern nur norröne, am ehesten isländische,[2] bleibt noch übrig, den charakter und ästhetischen wert dieser heldenlieder (ein gebiet, worauf wir schon gelegentlich hinüberstreifen musten) näher zu erwägen, um zu sehen, inwiefern auch hierin bestätigung, speciel in der frage über isländisch, zu finden wäre.

Es versteht sich denn nun sofort von selbst, dass diese lieder sich in der genanten beziehung auf ein überaus unprimitives stadium hinstellen. Sie bilden ja nämlich keine einheit, auch da nicht einmal, wo von keiner verknüpfung verschiedener sagen die rede sein könte, sondern nur von ursprünglicher, unteilbarer einheit der sage. Rechnen wir die Jörmunrekssage und die Helgensage ab: die geschichte Sigurds und der Nibelunge bildet zusammen eine einheit, éine sage, somit ursprünglich natürlich éin gedicht. Und will man den untergang der Nibelunge gleichfalls abziehen: nun wol, es muss doch wenigstens Sigurds, Brynhilds und Gudruns geschichte immer eine einheit gebildet haben, die ursprünglich nur insofern in mehrere lieder kann zerlegt gewesen sein, als sie zu weitläufig für nur einen vortrag war, das gedicht also von selbst in mehrere einander fortsetzende cantos zerfallen muste, wie alle grösseren volkstümlichen epischen gedichte, wie die Ilias, die Odyssee, das Nibelungenlied, der Beowulf usw. Die Edda liefert aber nicht eine reihe cantos, die zusammen éin gedicht, entsprechend der einheit der sage, bilden, sondern eine anzahl vereinzelter, losgerissener versuche,

1) Am schwächsten das kurze *brot af Sigurðar-* oder *Brynhildarkviðu* für sich genommen. Aber es will nicht für sich genommen sein.

2) inclusive grönländische. — Auch die von Norwegern colonisierten inseln nördlich und westlich Schottlands dürfen nicht ausgeschlossen sein. Etwas speciel auf dieselben deutendes weiss ich nicht vorzubringen.

partieen oder personen der sage für sich zu besprechen,[1] und zwar so, dass die darstellung oft nicht einmal eine direct epische ist, sondern eine indirecte, indem irgend eine person die begebenheiten memoriert oder prophetiert; ferner so, dass bei den zuhörern schon gründliche kentnis der sage vorausgesetzt wird: nur wer in der sage wolbewandert ist, vermag die einzelnen lieder zu verstehen. Ich vermag hierin durchaus keinen „erhabenen grossartigen überblick,“ geschweige denn etwas uraltertümliches, primitiv germanisches oder nordisches, noch überhaupt in der art, wie es ausgeführt ist, irgendwie etwas volkstümliches zu entdecken (obschon ich nicht jedwede zerstückelung einer sage in kleine von einander unabhängige lieder sofort für etwas unvolkstümliches erkläre). Ich höre keineswegs „das ältere und mittlere eisenalter,“ ja auch nicht einmal die wikingzeit in diesen liedern singen. Im gegenteil, es klingt mir wie die schwächliche, unpoetische neubearbeitung der letzten epigonen, wie versuche litterarischer liebhaber. Wie sollte man sich die sage in solchen langweiligen, unharmonischen, zersplitterten übersichts- und repetitions-darstellungen ein halbes oder ganzes jahrtausend hindurch im ganzen norden überliefert denken? Warum sollte man eben an dieserlei form die langen zeiten hindurch hartnäckig festgehalten haben? Es muss ja doch vor dieser eine zusammenhängende, und vor allem eine directe darstellung der sage als einer nicht schon bis zum überdruss bekanten und eingeübten gegeben haben. Und es muss eine solche darstellungsart die einzige wirklich volkstümliche gewesen sein, die einzige wirklich geniessbare und unterhaltende, die einzige, wodurch das spannende und erregende der handlung nicht verloren gienge, die einzige ohne commentar verständliche, somit die einzige, worin sich die sage verbreiten und leicht überall erhalten könte. Man mache doch einmal das gedankenexperiment durch, wie sich die sage seit „dem ältern und mittlern eisenalter“ (oder auch nur durch die jahrhunderte der wikingzeit) mittelst der uns bewahrten lieder hätte von „Südscandinavien“ aus über den ganzen norden verbreiten und überall erhalten sollen. Die eine generation nach der andern hätte mit geduld, ja mit heisshunger und entzücken solchen unsinn angehört, wie z. b. dass Gripir dem Sigurd dessen ganze geschichte im excerpte vorhererzählt (wie in I. Sigkv.), so dass Sigurd, der erzritterliche held, die Brynhild mit dem vollen bewustsein besucht hätte, dass er, und wie

1) Wir mögen hiebei die weise bemerken, wie mehrere lieder anheben: *ár var alda þat er arar gullu* (I. Helg. Hund.); *ár var þats Guðrún görðisk at deyja* (I. Guðr.); *ár var þats Sigurðr sótti Gjúka* (III. Sig.); *Atli sendi ár til Gunnars* (Atlkv.); so mag ein gedicht, aber nicht leicht ein neuer abschnitt desselben anheben.

er sie hintergehen werde; dass ferner Gudrun eben so präcis detaillierten, obschon ebenso excerpierenden bescheid über ihre künftigen erlebnisse von der Brynhild anhören muss,[1] so dass gleichfalls Gudrun zur offenen betrügerin wird an Sigurd und an Brynhild, und Brynhild alles recht verliert, sich hernach von dem durch die waberlohe reitenden Sigurd täuschen zu lassen, und den betrug erst lange nach der heirat zu entdecken; dass Brynhild noch einmal dem Gunnar und vielen andern die geschichte mit Atle, so auch die mit Oddrun und die mit Jörmunrek excerpierend vorhersagt (III. Sig.), und nachdem sie bedauert hat, dass der tod sie unterbricht (sonst würde sie mehr sagen[2]), sofort noch auf dem wege nach der unterwelt einen neuen anfall der redesucht hat, und ein hexenweib, von dem sie ohne jede veranlassung aufgehalten wird, mit einem excerpierenden, psychologisch abwägenden vortrag über ihre *vita* regaliert (Helr. Brynh.); wie denn auch Gudrun dem Dietrich ihr leben übersichtlich erzählt, mit der vorhersagung des zu begehenden gatten- und kindermordes abschliessend (II. Guðr.), und diese geschichte später noch einmal monologisch widerholt (Guðrhv.); und gleichfalls auch die Oddrun diffuse übersichten über partieen der sage der Borgny vorträgt, die doch wol ungefähr eben so guten bescheid wissen mochte. Überall wäre die geduld der zuhörer durch nutzlose, unpoetische repetitionen des bekanten hingehalten worden, und in allen richtungen der effect der handlung vernichtet, indem man alles erst prophetierend, dann repetierend hätte durchgehen müssen. Das interesse an den personen und ihrem schicksal sollte sich frisch erhalten haben, obschon alle psychologische denkbarkeit, jede begreifliche vorstellung von menschlichen seelenzuständen und menschlichem handeln vernichtet wäre, indem nichts mehr geschehen konte, was die handelnden personen nicht schon alle voraus wusten (inclusive ihrer eignen verkehrten schritte, und aller folgen derselben). Ich kann mir die verbreitung und längere mündliche überlieferung der sage in so monströser abart der sagendarstellung nicht denken, ja nicht einmal recht vorstellen, dass diese abart die ältere, ächt epische und directe darstellung ohne weiteres verdrängt hätte. Ich finde es bei weitem vernünftiger anzunehmen, dass so etwas nicht einmal dem spätesten stadium des volkstümlichen heidnischen gesanges, sondern einem litterarischen, somit christlichen zeitalter zugehört. Denken wir uns diese lieder als litterarische ergänzungsversuche eines zeit-

1) Dies ist nämlich der wesentliche inhalt des liedes gewesen, wonach cap. 25 der Völsungasaga erzählt wird. Das lied selbst ist durch die bekante lücke in der Eddahandschrift verloren gegangen.

2) *mart ek sagða, munda ek fleira, er mér meir mjötuðr málrúm gæfi* (III. Sig. 68).

alters, wo man den inhalt der gesamten sage noch sehr wol wuste, wo aber in der tradition der worte der alten lieder viele grössere und kleinere lücken eingerissen waren, die alte einheitliche liederreihe nur noch in ungenügendem, fragmentarischem zustande vorlag. Das würde wol nur auf die isländischen litterarischen zustände passen. Sieht man die sache in derartigem lichte, dann, meine ich, ordnen sich alle facta natürlich und zwanglos. Eine solche dichtung würde die ältern fragmente vielfach incorporieren. Man begreift nun, wie die enorme abgeschmacktheit (die sich ja auch in so manchen, zum teil oben berührten details kund gibt [1]) neben der grossartigen poesie der hauptsage selbst bestehen kann, so wie auch neben dem poetischen schwunge einiger strophen und strophenreihen (so des letzten teiles der II. Helg. Hund., und verschiedener in andern liedern, besonders Fáfnism. und II. Sigkv., zerstreuter strophen [2]). Man begreift, wie die alle andern altgermanischen heldensagen überbietende tiefe psychologische richtung der hauptsage später, auf dem afterstadium unsrer lieder, zu jenen ermüdenden vorträgen der damen verführt hat, jenem redseligen und unzarten demonstrieren über ihre eigne psychologische stellung. Man begreift, wie das dem interesse wirklich förderliche dunklere und andeutende prophetieren der volkstümlichen darstellung („dir werden die bauge zum tode;" „meines goldes soll niemand gedeihen;" „dir ist kurzes leben beschieden;" „euch wird der eidbruch verderben;" und dgl.) auf dem repetierenden, aufsummierenden stadium zu dem absurden excerpierenden detailprophetieren unserer lieder verleitet hat. Man begreift wie schon in den altertümlichsten liedern so manches offenbar wenig alte (so vor allem die verschmelzung mit der Helgensage) auftreten kann: es werden sogar die ältesten frühestens dem spätern teil der wikingzeit entstammen.

Den grösten und am wenigsten, vielleicht gar nicht von weit später erneuernder hand berührten überrest älterer dichtung haben wir im zweiten Helge-Hundingstöterliede, wogegen das erste jüngere bearbeitung des ersten teiles der geschichte Helges ist, eine direct epische, und dennoch

1) Vgl. das früher bemerkte über *kenningar,* über den stil der Atlenlieder, zum teil des Hamdesliedes, über die sonderbarkeiten der Guđr. I, auch der Sig. III usw. Als ganz besonders grelle beispiele möchten noch genant werden: *kona varp öndu enn konungr fjörvi* (Sig. III, 29); *géngu allir ok þó ýmsir hana at letja: hratt af halsi hveim þar sér* (ib. 41—42); *fé opt svikinn* (Atlam. 52); *em ek lítt leikinn, lífs tel ek ván enga* (ib. 88) usw.

2) Wenn auch sogar sonst sehr unbefangene deutsche altertumsforscher (von nordischen will ich nicht reden) sich in überschwänglichem lob der eddischen heldenlieder ergehen, meine ich eben, dass solche vereinzelte poetische stellen, und noch mehr die poesie der sage ihr auge, in bezug auf den eigentlichen charakter der lieder überhaupt, geblendet hat.

in ihrer art unantike bearbeitung, die übrigens strophen mit dem zweiten gemeinsam hat, welche also aus älterer bearbeitung herübergenommen sind. Das widererzählen hört man dem ganzen ersten liede an, das eilende übersichtliche excerpieren besonders den strophen 9—14. Der schwülstige, prätentiöse stil, und die zahlreichen *kenningar* sind oben erwähnt. Poetisches talent möchte man dem verfasser nicht absprechen; aber weder hat er den rechten alten epischen stil getroffen, noch auch sonst hier ein befriedigendes gedicht geliefert.[1] — Überreste älterer dichtung liegen wol auch vor in II. Sigkv. str. 1—18 und 26, und in Fáfnism. 1—10 und 16—33, wogegen das übrige unter diesen beiden überschriften meines bedünkens von späterer hand herrühren muss, was ich schon früher angedeutet habe.[2] — Schon der hinzugedichtete schluss des Fáfnismál enthält jenes detaillierte und doch excerpierende prophetieren, welches ich unbedenklich der litterarischen isländischen überarbeitung des stoffes zuschreibe. Biographische übersichts- und repetitionslieder, zum teil prophetierende, alle von geringem ästhetischen werte, sind nun ferner: I. Sigkv. (d. i. Gripisp.); III. Sigkv.; das durch die lücke in der handschrift verlorene, aber in Võlsungasaga cap. 25 benutzte Brynhildlied; Helr. Brynh.; II. Guđrkv.; Guđrhvöt.; Oddrúnargr.; wahrscheinlich auch das *brot af Brynhildarkviđu,* dessen fragmentarische kürze jedoch kein sicheres urteil gestattet. — Ganz willkürliche experimente aus demselben zeitalter wie die soeben aufgezählten lieder werden sein: Sigrdrífumál und I. Guđrkv.; über beide habe ich schon meine ansicht ausgesprochen. Nicht anders möchte es sich vielleicht mit III. Guđrkv. verhalten, worüber ich übrigens sonst nichts bestimteres vorzubringen weiss.[3] — Übrig bleiben nun die beiden Atlenlieder und das Hamdeslied, welche wider direct episch sind, und eine

1) Das in der Morkinskinna und in der Hrokkinskinna aufbewahrte (in Fornmannasögur VII s. 6 ff. und in der Christiania-ausg. der Mork. s. 132 ff. gedruckte) im achtzeiligen *fornyrđalag* abgefasste lied des skalden Gisl Illugason über könig Magnus Barfuss, welches jedenfalls nicht älter als das jahr 1100 ist (und dessen authentie wol nicht zu bezweifeln wäre), zeigt in behandlung des metrums und in der phraseologie so entschiedene ähnlichkeit mit dem ersten liede über Helg. Hund., dass es erlaubt wäre, den Gisl für den verfasser auch dieses letzteren zu halten. Einen entscheidenden beweis für diese vermutung vermag ich jedoch nicht vorzubringen.

2) Die mythologischen strophen: Fáfn. 12—15, müssen wol ein ganz zufälliges, ungehöriges einschiebsel sein. — Dem dreimaligen *(v)reiđr vega* des Fáfnism. (zwei mal in sprichwörtern) ist übrigens kein gewicht beizulegen (vgl. oben s. 29).

3) Das heimliche gespräch zwischen Gudrun und Dietrich (II. Guđr.) möchte den einfall erregt haben, Atle werde eifersüchtig geworden sein, und dieser einfall die III. Guđr. ohne andern zusammenhang mit der sage hervorgerufen haben.

klasse für sich bilden. Trotz der durchgängig directen darstellung sind sie ganz und gar nicht altertümliche überreste, obschon sich das Hamdismál näher an ältere dichtung hält als die Atlenlieder. Ich habe über diese drei meine auffassung schon früher dargelegt, so auch, dass mir das Hamdismál in seiner bewahrten gestalt unbedenklich demselben zeitalter und derselben „schule“ zugehört, wie die beiden andern. — Bei der lücke in der handschrift zwischen Sigrdrífumál und *brot af Brynhildarkviðu,* welcher lücke die capitel 23—28, gröstenteils auch 29, in der Völsungasaga entsprechen, bleiben wir natürlich in ungewisheit über den charakter der daselbst verlorenen lieder, nur dass ganz deutlich das cap. 25 der saga auf einem prophetierenden übersichtsliede beruht, dessen einleitung eine situation zu wege bringen sollte, wo Brynhild prophetieren kōnte, und eben diese detaillierte prophetie die hauptsache war. Es ist möglich, dass die lücke ferner neubearbeitungen ähnlich dem dritten Sigurdliede enthalten hat, aber auch, dass daneben grössere überreste älterer dichtung sind aufgezeichnet gewesen (wie ja denn jedenfalls die neubearbeitungen stellen aus derselben unverändert werden herübergenommen haben); endlich auch, dass längere prosastücke die geschichte vervollständigt haben (so möchte man wol noch immer mit P. E. Müller und Keyser und gegen Bugge mutmassen, dass den capiteln 23—24 der saga kein lied, oder kein vollständiges, als grundlage gedient hat). Wenn Bugge (in der note) meint, das *brot af „Sigurðarkviðu“* (= *Brynhildarkviðu*) werde der überrest eines überaus langen Sigurdliedes sein, dessen bei weitem grösserer teil durch die lücke verloren wäre, und dem gegenüber die handschrift die lange III. Sigkv. als „die kurze“ (*in skamma*) bezeichnen konte, habe ich hiebei zu bemerken, dass der name *„Sigurðarkviða in skamma“* näher besehen nur einem teile dieses liedes angemessen ist, so dass das ganze vielleicht auch einen umfassenderen namen getragen hätte, in welchem fall der schluss auf übergrosse länge eines andern Sigurdliedes unsicherer wird. — Die früheren teile des sagenkreises, die „vorgeschichte,“ wird man wol der neubearbeitung weniger wert gehalten haben. Wahrscheinlich hat I. Helg. Hund. als vereinzelter versuch dagestanden. Dieses lied ist im 8. und 9. capitel der saga benutzt. Mit dieser ausnahme werden aber den ersten 13 capiteln der saga schwerlich vollständige lieder zu grunde liegen. In den wechselreden blicken mehrmals alliterationsstäbe durch. Man wird wol am ehesten nur mehrere bruchstücke der älteren dichtung übrig gehabt haben, in so verkümmertem zustande, dass sie der aufnahme in die liedersamlung nicht wert gehalten wurden. Es werden solche bruchstücke meist dialogische gewesen sein (wie ja auch in der liedersamlung die altertümlicheren überreste fast nur wechselreden sind).

Den inhalt auch dieses teils der sage muss man ganz gut festgehalten haben. Aber ich muss Bugge widersprechen, wenn er es[1] für erwiesen hält, der sagaverfasser habe eine menge hieher gehörige lieder ausser denen der „Sämundar-Edda“ gehabt. Bugges gründe sind sehr schwach; sie erhärten nur, was jedenfalls niemand bezweifeln könte: dass der sagaverfasser einige fragmente von sonst verlorenen liedern kante. Sein liederschatz war meines bedünkens sonst eben nur die uns erhaltene samlung[2] in nicht lückenhaftem zustande, von welcher er mehrere der lieder (vorsätzlich) nicht benutzte. — Bugges meinung, dass die samlung mit dem Hamdismál wirklich abgeschlossen, und der *codex regius* also nicht „*in fine mancus*“ sei,[3] trete ich unbedenklich bei, obschon Bugge nicht bemerkt zu haben scheint, dass auf der letzten, ursprünglich wol leer gelassenen halbseite, nach einem zwischenraume, eine anzahl jetzt wol völlig unleserliche zeilen hinzugefügt sind, ob mit derselben hand wie vorher, vermag ich nicht zu entscheiden. Dass das manuscript zur zeit, als diese zeilen hinzugefügt wurden, nicht noch mehr blätter am ende enthielt, schliesse ich daraus, dass diese zeilen ganz bis an den untern rand reichen, während sonst im codex ein breiter marginalraum unten leer steht. Der sonst ungebräuchliche zwischenraum vor diesen zeilen bezeichnet wol auch dieselben als eine zutat (man könte auf eine note über Heime und Aslaug raten, entsprechend dem schluss der Völsungasaga).

Gegen die haltlosen berufungen auf den vermeintlich höheren stand altdänischer cultur, und gegen die hergebrachten phrasen über die herlichkeit dieser lieder als beweis ihres entstehens im vorgeblichen culturlande, glaube ich hier eine ziemlich hinlängliche menge verhältnisse zusammengestellt zu haben, welche die abfassung dieser heldenlieder ganz und gar nicht dem „ältern und mittlern eisenalter“ in „Südscandinavien,“ sondern gröstenteils einem isländischen litterarischen[4] zeitalter (dem 11.—12. jahrhundert, vielleicht sogar auch dem anfange des 13.) zuweisen müssen, obschon einige, jedenfalls doch norröne, bruchstücke älter sein werden.

1) In seiner Eddaausg. XXXIV—XLI.

2) Deren prosastücke er ja gleichfalls gelegentlich benutzt.

3) Ausg. s. V. — Ein indicium, dass am ende nichts fehlt, wäre wol auch der umstand, dass nicht das letzte, sondern im voraus schon das vorletzte blatt (als überflüssig) abgeschnitten ist.

4) Mit welchem ausdruck (in ermangelung eines präciseren) ich das zeitalter dieser lieder von dem der eigentlichen heidnischen volkstümlichen poesie unterscheide. Ich verwahre mich gegen eine solche deutung meiner worte, als ob ich meinte, die lieder müsten sogleich schriftlich verfasst sein, was übrigens bei einigen nicht unmöglich wäre.

Hier, zwischen den helden- und den götter-liedern, möchte ich ein par worte über das nur im Flateyjarbók (um 1390) aufbewahrte, gewöhnlich aber in ausgaben der „Eddalieder" aufgenommene Hyndluljóđ einschieben. Obschon ton und charakter durchgängig ganz einerlei ist, trete ich Bugges meinung bei, dass es nicht ein lied sei, dass str. 28—43 (bei Lüning 28—41, bei Bugge 29—44) stück eines mythologischen liedes ist (*Völuspá in skamma* wird es in der Snorra-Edda benant[1]). Das übrige, das verzeichnis der heroen und heroengeschlechter, wird übrigens auch nicht vollständig sein; so möchte nach str. 27 (28) eine erwähnung Sigurd Rings und Ragnar Lodbroks ausgefallen sein. Dass die beiden lieder ohne ursache zusammengefügt wären, finde ich ganz unwahrscheinlich. Da der ton so ganz derselbe ist, vermute ich, man wird eine bestimte kunde gehabt haben, dass beide zusammengehörten, dass beide von einem verfasser herrührten, der denn in einem liede (das er nach der ältern Völuspá „die kürzere Völuspá" benante) eine schematische übersicht seiner mythologischen kentnisse an den tag gelegt hätte, in einem andern eine derartige über sein sagengeschichtliches wissen. Das mythologische lied nun rührt von einem christen her; denn dem verfasser war die mythenwelt etwas vergangenes, wie das mehrmals seine präterita bezeugen: „Freyr hatte die Gerđr, diese war tochter des Gýmir;" „ein ungetüm [Hel oder Midgardswurm] schien (*þótti*) vor allen das ungeheuerlichste zu sein;" „Haki war sohn der Hveđna" usw. Einem heiden waren Freyr, Gerđr, Gýmir, Hel (oder Miđgarđsormr) alle noch am leben, und Gerđr noch immer gemahlin des Freyr;[2] er hätte nur sagen können: Freyr hat die Gerđr, usw. Das eigentliche Hyndluljóđ, ebenso herplappernd als dieses mythologische, und im höchsten grade confus,[3] ist übrigens dem sagenbestand der isländischen litteratur ganz angemessen: es bekümmert sich nicht sonderlich um die vielen kleinkönigsgeschlechter, sondern vorerst um die Ynglingar (Harald Schönhaars geschlecht), Skjöldungar, Skilfingar, Völsungar (oder Ylfingar), Gjúkungar, Ödlingar (geschlecht des Eylimi: str. 25), nent auch Arngrimssöhne, Halfsrecken und einige andere norröne familien. Es hat die eigentümliche norröne verknüpfung

1) I, 42—44, wo eine strophe citiert wird.

2) Letzteres ist zwar aus dem Skírnismál allein nicht ganz deutlich zu ersehen; die Snorra-Edda aber, die sich hierin nicht irren würde, erklärt das verhältnis für eine förmliche ehe.

3) K. Maurer (Quellenzeugnisse über das erste landrecht usw. s. 92) sagt: „Die confuse art, wie dieses genealogische lied die ... geschlechter und personen durcheinander mischt, nimt ihm jede weitere bedeutung, als etwa die eines zeugnisses, dass die in ihm genanten namen wirklich in jedermans mund waren."

des norwegischen königtums mit dem dänischen;[1] ferner die der Helgensage (str. 25) und die der Jörmunreksage mit der Nibelungensage (Jörmunrek wird str. 24 ausdrücklich „schwiegersohn Sigurds'“ genant). Es ist dies ganz entschieden ein norrönes lied. Beide lieder sind solche gelehrsamkeitsproducte, dass sie nur dem „litterarischen“ isländischen zeitalter zugehören können.

Gehen wir demnächst an die besprechung der götterlieder in der „Sämundar-Edda.“

Der *codex regius* enthält ja deren 9: Völuspá, Vafþrúđnismál, Grimnismál, Skírnismál, Hárbarđsljóđ, Hýmiskviđa, Lokasenna, þrymskviđa, Alvíssmál. Im Arnamagnäanischen handschriftbruchstück stehen von diesen nur 5 (in anderer ordnung: Hárb., Skírn., Vafþr, Grimn., Hým., die drei ersten defect[2]) und ausserdem (zwischen Hárb. und Skírn.) Vegtamskviđa, die im *codex regius* fehlt, und von der ebenfalls die Snorra-Edda nichts weiss. Auch Hárb., Hým. und sogar þrymskv. sind der Snorra-Edda fremd, wogegen sie die sechs übrigen benutzt, indem das Skaldskaparmál zwei strophen aus Alvíssmál und zwei aus Grimnismál citiert, die Gylfaginning eine aus Lokasenna, eine aus Skírnismál, wie sie auch dieses lied weiter benutzt, und grossenteils nach Völuspá, Vafþrúđnismál, Grimnismál ausgearbeitet ist, von welchen dreien viele strophen vorkommen. — Erinnern wir uns, dass wir (mit Bugge) die ganz unrichtig sogenante „Sämundar-Edda“ für jünger als die Snorra-Edda zu halten haben; dass letztere, wahrscheinlich sowol Gylfaginning als Skaldskaparmál, jedenfalls letzteres, wirklich von Snorre († 1241) herrühren muss; dass die Gylfaginning jedenfalls etwas älter als das Skaldskaparmál ist; dass die urhandschrift der liedersamlung, die wir „Sämundar-Edda“ nennen, (wie Bugge meint) erst um die mitte des 13. jahrhunderts wird entstanden sein; dass der uns erhaltene codex dieser samlung (*cod. reg.*) wol aus dem schluss desselben jahrhunderts (also nicht viel jünger als die aus den heldenliedern der samlung excerpierte Völsungasaga) ist; dass das arnamagnäanische handschriftbruchstück, dessen lieder, die Vegtkv. ausgenommen, alle einer hand-

1) Dieselbe blickt auch im Rígsmál hervor, und ist vielleicht in einem verlorenen schluss des liedes durchgeführt gewesen, worüber vgl. Bugges anmerkung s. 149 f. Dies lied steht nur in einer handschrift der Snorra-Edda; was gleichfalls mit dem Grottasöngr der fall ist. Über letzteres gedicht habe ich hier nichts bestimteres vorzubringen. Es scheint mir einen ungewöhnlich neutralen charakter zu haben. Norröne indicien wären wol nur *kœmia Grotti or grjá fjalli* (10) und *setberg* (11).

2) Nach Hým. folgen ein par zeilen der prosa zur Völundarkv., dann lücke und dann teile der Snorra-Edda und anderes.

schrift der „Sämundar-Edda“ entnommen sind, im früheren teile des 14. jahrhunderts geschrieben ist.

In der Snorra-Edda finden sich spuren und fragmente von noch etwa einem dutzend andrer mythischer lieder.[1] I. s. 102 (bei Egilsson s. 17) wird citiert aus einem „Heimdallargaldr“:

níu em ek mœđra mögr, níu em ek systra sonr.

I. 94 (E. 15) zwei strophen eines liedes über *Njörđr* und *Skađi:*

leiđ erumk fjöll usw.

I. 118. (E. 21—22) anderthalb über die *Gná:*

hvat þar flýgr usw.

I. 286, 288 (E. 60, 61) zwei eines liedes über *þórr* und *Geirröđr:*

vaxattu Vimur usw.

I. 340 (E. 69) eine halbe aus einem nicht näher bestimbaren liede (vielleicht einem beschreibenden):

at Glasir stendr usw.

I. 180 (E. 39) aus einem dialogischen liede über Balders tod und Hermods ritt nach der unterwelt die strophe:

þökk mun gráta usw.

ausser welcher in dieser erzählung noch viele andre durchblicken, so (obschon nicht in jedem fall mit gleicher gewisheit, indem alliteration auch zufällig eintreffen kann, alliterierende redensarten ausserdem nicht notwendig mitzählen): *þá mælti Frigg: eigi munu vápn eđa viđir granda Baldri, eiđa hefi ek þegit af öllum þeim. þá spyrr konan: hafa allir hlutir eiđa unnit at eira Baldri? þá svarar Frigg: vex viđarteinungr fyr austan Valhöll* usw. Man hört den *ljóđaháttr* hindurch:

eigi munu hánum vápn eđa viđir granda,
af öllum hefik eiđa þegit.

hafa eiđa unnit allir hlutir
(ey) at eira Baldri?

viđarteinungr vex fyr Valhöll austan,
sá þótti ungr at krefja eiđs.

1) Ungerechnet (versteht sich) mythologische „skaldenlieder“ (*þórsdrápa, Haustlöng*) und blosse alliterierende verzeichnisse von namen und *heiti* (inclusive die *þorgrimsþula* und die *Kalfsvísa:* Bugge s. 332—334).

ek sé eigi *hvar er Baldr,*
ok annat, at vápnlauss emk.

sá hverr til annars, *váru(m) með einum hug*
til þess er vunnit hafði verkit.

hverr er sá með ásum, *er eignask vili*
allar ástir mínar,
(ástir) ok hylli, *ok á Helveg vili ríða,*
ef hann fái funnit Baldr?

níu nætr *(niðr) reið ek þaðan*
dökkva dala ok djúpa.

riðu fimm fylki *inn fyrra dag.*

hví ríðr þú hér *á Helveg?*

liggr niðr ok norðr.

hljóp sá hestr *svá hart yfir grind,*
at hvergi kom hann (hófum) nær.

sá ek þar *í öndvegi sitja*
Baldr bróður minn.

ef allir hlutir *í heimi hann gráta*
skal hann fara til ása aptr;
enn ef við mælir nökkurr, *eða vill eigi gráta,*
þá haldisk hann með Helju.

sendi Frigg ripti *ok enn fleiri gjafar,*
Fullu fingrgull

Und noch mehr liesse sich mitnehmen. — Während sonst die erzählungen in der Snorra-Edda (mehr oder weniger) den charakter von litterarischen excerpten (sei es nun direct aus liedern oder zunächst aus volkstümlichen erzählungen) tragen, gibt es eine, die nicht so grosse eile hat, die wie eine kleine saga aussieht, nämlich die von Thors reise nach Utgard (I. 142 f.; bei E. 28 f.). Durch diese blickt meines erachtens deutlich hie und da ein sehr einfaches lied im achtzeiligen metrum hervor. So: .. *ok vígði hafrstökurnar, stóðu þá upp hafrarnir, ok var annarr haltr eptra fæti;* man denke sich etwa:

vígði hann stökur, *stóðu upp hafrar;*
var annarr haltr *eptra fæti.*

herði hann hendr *at hamarskapti.*

báđu sér friđar, *buđu at fyrir kvæmi*
allt þat *er áttu þau.*

sefađisk hann, *tók i sætt börn þeirra,*
er ey þjóna Þór, *Þjalfi ok Röskva.*

batt allt í bagga, *á bak sér lagđi,*
steig um daginn *heldr stórum.*

stóđ hann upp, *(steig fæti at),*
reiddi hann hamar *hart ok títt,*
ljóst hánum ofan *á hvirfil miđjan,*
sökk hamars muđr *í höfuđ djúpt.*

miđnátt er nú *ok enn mál at sofa.*

hljóp at hánum *ok hamar reiddi,*
ljóst á þunn-vanga *er vissi upp.*

þola kögursveinum *köpryrđi.*

meiri muntu vera *enn mér lízk þú.*

sá skal ganga *á golf fram,*
er Logi heitir, *ok viđ Loka freista.*

hljóp köttr grár *á golf hallar.*

lágr er Þórr *ok (heldr) lítill.*

sjám fyrst, *hvar er fóstra mín;*
kalliđ hingat *kerling Elli;*
fáisk hann viđ hana, *fellt hefir hón menn,*
er eigi mér litusk *ústerkligri.*

gékk í höll *gömul kerling.*

svá fór enn *fang þat:*
at fangi hann knúđisk, *því fastara stóđ hón;*
varđ hann lauss á fótum, *ok eigi lengi,*
áđr féll á kné *fæti öđrum.*

eigi mun Þórr *þurfa at bjóđa*
fleirum mönnum *fang á höll.*

þar er þú sátt *setberg hjá höll,*
þrjá dala, *einn djúpastan.*

engi hefir orđit, *ok engi mun verđa,*
at eigi komi elli *öllum til falls.*

Natürlich ist nicht zu verlangen, dass die prosa mit so wenig nachhilfe den nötigen poetischen klang erhalten sollte. Wir brauchen nicht, oder nicht jedes mal, des gedichtes *ipsissima verba* producieren zu können. Es genügt, dass schon die prosa so oft der mechanik der verse angemessen ist. Weitere umstellungen und änderungen würden (wie bei der prosa der Völsungasaga) noch hinzuzudenken sein. — In der erzählung vom Fenre ist die beschreibung des bandes (I. 108; bei E. 19) ein vers, der etwa so gelautet hat:

görðu þeir fjötur, ok Gleipni hétu,
af kattar dyn, af konu skeggi,
af bjargs rótum, af bjarnar sinu,
af anda fisks, af fugls mjólk.

Einen mislungenen versuch den vers zu restituieren hat Bugge aus einer Eddahandschrift unter die „bruchstücke" aufgenommen.[1] — In der erzählung von den kleinodien stehen gegen den schluss hin (I. 344; bei E. 70) folgende stäbe: *dæmdu þeir, at dvergr ætti .. bauð Loki at leysa höfuð .. er hann vildi taka hann, var hann vits fjarri .. Loki átti skúa, er hann rann lopt ok lög .. vildi höggva af Loka höfuð .. hann átti höfuð en eigi hals .. vil stinga rauf ok rifa saman .. betri er alr bróður míns .. rifjaði saman ok reif ór æsunum.* — Offenbar auch mehrere in der von der gefangennahme Lokes (I. 182; bei E. 39, 40): *fal sik í fjalli .. brá sér í lax líki ok falsk í Fránangrs forsi .. hverja vél til mundu finna at taka hann í forsi ... Loki fór fyrir; leggsk niðr milli steina; drógu net yfir; kendu þeir, at kvikt var fyrir; fara í annat sinn upp til forsins.* — Vielleicht einige in der von Thor und Hýmir (I. 166 f.; bei E. 35): *lítil mun at þér liðsemd vera, er þú ert [lítill ok] ungmenni eitt ... á vastir erum komnir, er vanr emk at sitja, ok draga flata fiska.* — Vielleicht einige in der von Thor und Hrungnir (I. 270 f.; bei E. 56 f.): *er ríðr lopt ok lög*[2] *.. jafngóðr í jötunheimum (með jötnum) ... sökkva Ásgarði, ok drepa öll guð, nema Freyju ok Sif vil ek heim fœra .. asa öl mun ek allt drekka ... hafði vaðit norðan yfir Eli-vága, ok borit í meis á baki Örvandil, ór jötunheimum, ok þat til jarteikna, at meisi ór hafði staðit ein tá.*

Dass eine solche anzahl lieder noch im 13. jahrhundert auf Island vollständig wäre memoriert gewesen, ohne dass ein einziges von diesen seinen weg in die „Sämundar-Edda," oder, in förmlicher aufzeichnung, in irgend eine handschrift der Snorra-Edda

1) Nr. 13 s. 335. — Möchten nr. 12 (*Sægr heitir sár* usw.) und 14 (*flugu hrafnar tveir* usw.) (Möbius nr. 6 und 8 s. 205—6) nicht „kinderreime" sein?

2) Doch nur alliterierende formel.

gefunden hätte, wird man kaum wahrscheinlich finden. Und jedenfalls vermögen die oben angeführten spuren und fragmente der lieder nichts weiter zu erhärten, als dass solche lieder existiert hatten, dass man den inhalt (die mythen) noch sehr wol wuste, manche strophe (besonders wechselreden) noch herzusagen im stande war, auch bisweilen, wo man letzteres nicht mehr konte, doch eine einigermassen feste prosaische überlieferungsform hatte, worin sich die alliteration noch bisweilen kundgeben konte. Am vollständigsten wird man (von den jetzt besprochenen) noch das Balders- und Hermods-lied gehabt haben. Falls die sache so stand, würde es mit der überlieferung dieser mythenpoesie ebenso ausgesehen haben, wie mit derjenigen der älteren Nibelungendichtung.

Diese ansicht gewint nun ausserordentlich an stärke und sicherheit, wenn wir uns vor augen stellen, einerseits, dass diese nur fragmentarisch hervorblickenden lieder zur ächten, volkstümlichen, direct darstellenden, einfach besingenden poesie[1] gehört haben, einer epischen und dialogischen poesie, wo von den späteren künsteleien noch nicht die rede war, andrerseits, dass von den wirklich erhaltenen liedern, denen der „Sämundar-Edda," näher besehen nur zwei zu dieser altertümlicheren klasse gehören, nämlich die Þrymskviđa und das Skírnismál, während die übrigen, jedoch in verschiedenem grade, sich als übersichts- und gelehrsamkeits-lieder, oder gar als willkürliche experimente herausstellen. Übrigens wäre es ja wol denkbar, dass jene beiden (besonders das Skírnismál) ebenfalls nicht ohne erneuernde bearbeitung so ziemlich vollständig vorliegen könten; nur müste dann die erneuernde hand in beiden fällen (und wol ganz besonders bei der einfacheren Þrymskviđa) eine meisterhafte gewesen sein. Dass von den beiden formen die epische (wie in Þrymskv.) älter als die dialogische (wie in Skírn.) ist, folgt von selbst. — Dass jüngere lieder in der „Sämundar-Edda" (z. b. Vǫluspá) manches mit wenig oder ohne veränderung aus älteren werden herübergenommen haben, ist ferner in der natur der sache begründet.

Bei der älteren (der nicht „litterarischen") mythenpoesie spielt die frage über norrön oder nicht norrön eine weniger bedeutende rolle. Denn teils waren ja die meisten mythen urgermanische, teils ist es wahrscheinlich, dass einige sich von den Deutschen her nach dem norden verbreitet hatten. Und die überlieferung und verbreitung wird in älterer, in heidnischer zeit ununterbrochen besonders durch lieder vor sich gegangen sein. Es ist daher grade was wir von vornherein hätten erwarten

[1] Nur über das *Heimdallargaldr* und das lied, woraus das *Glasir stendr* usw. (wenn übrigens dies ein götterlied war) hergenommen ist, können wir keine bestimtere meinung haben.

müssen, wenn dann und wann sehr ähnliche stellen, oder gar fast dieselben strophen, bei anderen germanischen völkern anzutreffen sind (wie derartiges auch in der Nibelungendichtung zu erwarten gewesen wäre, falls wir nämlich hinlänglich alte nichtnorröne Nibelungenlieder hätten). Bugge mag vielleicht recht haben, wenn er (s. LXX) meint, die strophe 3 der Võluspá (.. *jörđ fannsk æva, né upphiminn* ..) verglichen mit dem Weissenbrunner gebete (.. *dat erda ni was, noh ûfhimil* ..) erweise sich (zum teil) als eine wenig veränderte urgermanische. Der wesentliche inhalt der früher erwähnten beiden strophen aus einem liede über Njörđr und Skađi komt bei Saxo[1] in lateinischer versificierter paraphrase vor, jedoch in eine andere sage (die von Hadding und Regnild) verwoben. Das lied könte demnach ein ursprünglich gemeinsames sein. Da es aber gar sonderbar ist, dass eben nur genau die beiden selben strophen sich auf Island und in Dänemark erhalten hätten, entsteht der verdacht, sie möchten norrönes specialgut sein, das sich irgendwie nach Dänemark und in eine ganz andere dänische sage verirrt hätte. Ferner wird der wesentlichste inhalt der þrymskviđa in einer schwedischen und in einer dänischen Kæmpevise erzählt; und von einer entsprechenden norwegischen hat man noch eine strophe übrig.[2] Man überzeugt sich leicht, dass die Kæmpeviser eben der þrymskviđa entstammen können, dass aber das umgekehrte verhältnis nicht anzunehmen ist, dass somit (in diesem einen falle) dem umstande, dass Snorre das isländische lied nicht benutzt,[3] keine eingreifende bedeutung beizulegen ist. Da nun der mythus ein urgermanischer sein wird, hätten wir auf den ersten blick ursache, die þrymskviđa für ein urgemeinsames lied zu halten, das sich in Norwegen, Schweden und Dänemark in die drei Kæmpeviser verwandelt hätte. Näher besehen ist dies dennoch keine natürliche, sondern eben eine extravagante auffassung. þrymskviđa ist das einzige erhaltene epische mythenlied ächt volkstümlichen und antiken gusses.[4] Nun wäre es doch gar zu erstaunlich, falls ganz unabhängiger weise wider dieses lied in drei andern ländern das einzige heidnische mythenlied (in mittelalterlicher neubearbeitung) wäre. Es ist viel einfacher, anzunehmen, auch die Kæmpevise sei eine norröne, in Dänemark und Schweden eingeführte.[5]

1) Müllers ausg. I. s. 53. 55.

2) Nr. 1 in den samlungen von Sv. Grundtvig und von Arwidson; bei Grundtvig steht auch die norwegische strophe angeführt.

3) þrymr steht aber in der Snorra-Edda unter riesennamen.

4) Ein solches ist nämlich die Hýmiskviđa nicht; hierüber weiter unten.

5) Sprachliche indicien dieses verhältnisses wären das *Locke* und das *Loye (Leie, Lewe)*, indem man im Dänischen wol eher ein *Loge* statt *Locke* zu erwarten hätte, und *Loie* oder *Leie*, wie auch das *Frojenborg* des schwedischen liedes, auf norröne diphthongische aussprache deutet *(Laufey, Freyja)*; das *Haffsgaard (= Asgarđr)*

Auch mit manchen andern Kæmpeviser muss solches der fall sein,[1] wie denn auch Saxo (obschon er keinen isländischen einfluss auf die ordnung der eigentlichen dänischen königssage zuliess) verschiedene norröne specialsagen hat.[2] Es liegt nun eben am tage, dass von den drei Kæmpeviser eine die grundlage der beiden andern ist. Es lässt sich demnach auch nicht einmal von der Þrymskviđa erweisen, sie sei ein „südskandinavisches“ lied; wie viel weniger von irgend einem andern Eddaliede? Dass Þrymskviđa und Skírnismál wol norröne indicien enthalten, ist früher erwähnt. — An der übermässig langen zauberrede im Skírnismál mag man jetzt anstoss nehmen. Sonst muss man diesen beiden liedern bedeutenden dichterischen wert zugestehen.

Es giebt freilich noch ein mythisches lied mit epischer und directer (weder prophetierender noch memorierender) darstellung des inhaltes, nämlich die Hýmiskviđa. Es ist aber dennoch eben so wenig wie die Atlenlieder ein wirkliches, uraltes volkslied. Eben wie bei den Atlenliedern macht die garstige form, das offenbare widererzählen, die unnatürliche redeweise, die abwesenheit wahrer poesie, eine vielhundertjährige volkstümliche überlieferung undenkbar. Die vielen und gesuchten *kenningar* und die behandlung des metrums deuten auf die spätere „skaldenzeit,“ und wol am ehesten auf Island hin. In der mythendarstellung zeigt sich eine doppelte vermengung nicht zusammengehörender dinge. Erstens ist Hýmir (mit dem Thor auf fischfang ging) mit Ýmir (bei dem Thor den kessel holte) zusammengeworfen, was bei Snorre noch nicht der fall ist, wenigstens noch nicht realiter, indem Snorre (ohne zweifel auf einem wirklichen volksliede fussend) den fischfang ohne zusammenhang mit dem kesselholen erzählt,[3] obschon die handschriften zwi-

könte sogar speciel auf die isländische und zum teil westnorwegische aussprache von *á* wie *au* deuten.

1) Für norrön halte ich auch die von *Angelfyr* (= *Angantýr;* nr. 19 bei Sv. Grundtvig); ferner die von *Sveidal* (= *Svipdagr;* nr. 70); die von *Kragelil* (= *Kráka, Áslaug;* nr. 22, 23), indem ja Saxo die geschichte mit *Kráka* und *Ragnar* nicht kent (also nicht nur die anknüpfung an die Nibelungensage, sondern sogar diese geschichte selbst muss eine norröne sein).

2) Z. b. die von *Ano sagittarius* (= *Ánn bogsveigir*); die von *Refo Thylensis* (= *Gjafa-Refr*) und dem freigebigen könig Götrik (den Saxo für eins mit dem berühmten Gotfrid hielt). Die mythe von *Geruth* (= *Geirröđr*) erklärt Saxo für eine aus Island hergebrachte (*Geruthi acceptam a Thylensibus famam*). Norrön ist die sage von Örwarodd und Hjalmar, somit auch die von Angantyr; so auch einiges in der von Starcath (Starkand), welche ja dennoch in ihren grundzügen eine urgermanische sein wird, wie ja auch Saxo wuste, dass Starkandsagen in Deutschland verbreitet waren (anders kann ich die worte s. 274 nicht verstehen: .. *etiam apud omnes Sveonum Saxonumque provincias speciosissima sibi monumenta pepererat*).

3) I. 166 f. (bei E. 35 f.).

schen den beiden namen Hýmir und Ýmir schwanken, was wir indessen nicht dem Snorre selbst zuzuschreiben brauchen. Es wird dies eine isländische vermischung zweier namen und später zweier sagen sein. Zweitens ist nun hiermit auch der vorfall mit dem hinkenden bock in verbindung gebracht, den Snorre (auf einem wirklichen volksliede fussend) mit Thors reise nach Útgarđr verknüpft. Snorre hat die Hýmiskviđa entweder nicht gekant, oder mit vorsatz nicht benutzt. Es ist sehr möglich, dass sie erst im 13. jahrhundert verfasst ist. Jedenfalls können wir sie unbedenklich für einen isländischen litterarischen versuch halten, womit auch die worte in str. 38 wol übereinstimmen: *hverr kann um þat gođmálugra görr at skilja?* d. i. „wer von den mythologen kann hierüber [über den vorfall mit dem bock] specieller handeln?"

Die übrigen lieder (welche im gegensatz zu den drei jetzt besprochenen voraussetzen, dass der zuhörer den stoff schon inne hat) sind gelehrsamkeitsgedichte, übersichts- und repetitionsgedichte, mit indirecter, prophetierender, memorierender, katechisierender, oder auch disputierender (*„senna"*) darstellung mythischen stoffes; eins derselben, das Alvíssmál, übrigens eigentlich nicht einmal ein mythisches.

Dass nun derartige darstellungsweise auch schon in heidnischer zeit, sogar vor der entdeckung Islands, wird in anwendung gewesen sein, möchte ich nicht läugnen. Man bedenke aber, dass $^7/_{10}$ dieser lieder von so unprimitiver, so wenig volkstümlicher art sind. Sie sind einer generation angemessen, der es bei den mythen zunächst am memorieren der specialia, am paradieren mit diesen, gelegen war. Sind es derartige lieder, die man ohne zeugnisse, ohne beweise, bloss mit berufung auf die vermeintliche obherschaft dänischer „cultur," dem „älteren und mittleren eisenalter" in „Südscandinavien" zuweisen kann? Wie könten eben solche „südscandinavische" lieder eine einheimische norröne liederdichtung überflüssig oder gar unmöglich machen? Ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass die Isländer sich auch mit dem versificieren ihrer mythologischen gelehrsamkeit abgegeben haben solten? Und hätte man nicht eben derartige lieder von den Isländern zu erwarten?

Das vornehmste dieser lieder ist die Völuspá. Wer würde den hohen, nicht nur mythologischen, sondern auch poetischen wert dieses gedichtes läugnen wollen? Hat man es aber damit sofort für das älteste aller Eddalieder, oder gar für ein urnordisches zu erklären? Es war in seiner vollständigen gestalt eine gedrängte, excerpierende übersicht der götterlehre. Es wird manches aus älteren liedern unverändert herübergenommen haben. Nicht aber solche excerpte sind es, wie das über Gullveig, das über Óđs mey und þórr, das über Baldr, Höđr und Loki, das über Odins und Widars kampf mit dem wolf, das über Thors mit

dem wurm, die sich viele jahrhunderte hindurch mündlich würden erhalten haben. Es finden sich unantike wendungen, wie *þá kná Vala vígbönd snúa (heldr váru harðgör höpt) ór þörmum* nach skaldenmanier mit solcher parenthese, und *Vala þörmum* weit auseinander getrent; *lætr hann megi hveðrungs mund um standa hjör til hjarta;* so unter den nicht wenigen *kenningar* einige von den gesuchteren; ferner das kaum sehr alte fremdwort *dreki;* das verdächtige *goðþjóð* (vgl. oben s. 17), das auf einfluss der deutschen heldensage deuten möchte (eben wie im Vafþr. das *Hreiðgotar,*[1] im Hárb. das *Valland,* im Grimn. das *Rín*); weiter verschiedene indicien norröner landesnatur, vor allen das speciel isländische *hvera lundr;* endlich das *„stef.“* Es wird aller wahrscheinlichkeit nach ein isländisches gedicht etwa aus dem 10. jahrhundert sein, welches am anfang und ende (vielleicht auch sonst) etliches aus ältern, nicht excerpierenden liedern unverändert möchte aufgenommen haben. Einem christen würde es nicht zuzuschreiben sein, obschon besonders die stelle *bræðr munu berjask* usw. verdacht erregen möchte.[2]

Auch die Lokasenna, meine ich, könte man sich wol von einem heiden verfasst denken. Natürlich auch von einem christen, doch nicht von einem eigentlichen eiferer für das christentum. Der verfasser spricht *sine ira;* sein standpunkt ist ein weltlicher, zudem ein frivoler und indifferenter. Aber freilich ist sein gedicht offenbar nichts, als eine übersicht der schwächen, der angreifbaren punkte in der götterlehre. Und obschon die amüsante, unwiderlegliche kritik das gedicht wol populär machen konte, kann ich mir doch nimmer denken, dass dies die uralte form der sage vom zwist Lokes mit den göttern wäre. Es liegt dahinter eine ältere, die dem verfasser unseres liedes nur zum motiv gedient hat, um seine ketzerische kritik in dramatische form zu bringen. Es wird früher nur von einem wortwechsel die rede gewesen sein, worin

1) Dass sich die Dänen, der behauptung Snorres gemäss, jemals Goten (anders als in der bedeutung „männer“) oder gar (wie die deutschen Goten) Hredgoten genant hätten, davon findet sich meines wissens keine spur bei Saxo noch auch sonst in Dänemark. — *Hreiðgotar* in Vafþr. 12 möchte appellativ sein, erweist sich übrigens mit angelsächsisch *Hrêðgotan* verglichen als fremdwort

2) Die in Haupts zeitschr. VII. 315 f. aufgeführten zeugnisse bezeugen die existenz der mythen, nicht die der Völuspá (ausgenommen vielleicht die stelle bei Arnor Jarlaskald um die mitte des 11. jahrhunderts, und die bei Gunnlaug im 12.). Bei den daselbst citierten vermeintlich dem 9. jahrhundert zugehörenden gedichten läugne ich ja überdies auch die authentie. — Hier möchte ich die bemerkung anbringen, dass ich Möbius bedenklichkeiten (zeitschr. I. 408) gegen Bugges ordnung der Völuspá beitrete. Beweisen lässt sich die richtigkeit derselben jedenfalls nicht, weshalb ausgaben sich derselben enthalten solten. Dem übersetzer ist sie ganz gewis lockend genug.

Loke sich offen rühmte, den tod Balders verursacht zu haben, also den göttern juridischen grund gab, ihn gefangen zu nehmen und zu binden. Dies ist mythologisch das hauptmoment, ist auch in unserm liede nicht verschwunden, indem Loke sich jener tat rühmt (wie denn auch Balder, Nanna und Höđr abwesend sind). Niemand wird aber hierin das eigentliche sujet unseres liedes sehen. Unser lied hat nicht mehr den unmittelbaren mythologischen zweck. Das sujet desselben sind eben nur die kritischen details; der mythus ist ihm nur ein äusserliches motiv. Dass auch das heidentum seine freidenker hatte, brauchen wir eben so wenig zu bezweifeln, wie, dass es eine komische poesie wird gehabt haben. Wir müssen es denn wol als unentschieden stehen lassen, ob unser gedicht von einem heiden oder einem christen herrührt. An speciellen fingerzeigen ist es arm.[1] Es deutet (wie auch das Harbardslied) auf einige uns nicht näher bekante, offenbar unanständige, sagen hin. Mit detaillierter mitteilung solcher sachen waren die Isländer gewöhnlich zurückhaltend (so besonders Snorre). Der lückenfreie text ist (wie auch bei Vafþr., Hárb., Vegt., Alv.) nicht eben zeichen sehr langer mündlicher überlieferung.

Noch ärmer an bestimmenden einzelheiten war ursprünglich das Vafþrúđnismál, eine katechisierende *senna*, die sich ein viel bescheideneres ziel stellt, als die Loka-senna, indem sie nur (übrigens in sehr sauberer form) eine anzahl mythologischer detailkentnisse auftischt. — Der abschnitt str. 44—53 wird eine hinzudichtung sein (älter als Snorre, jünger als Alvíssmál). Denn ursprünglich wird natürlich Vafþrúđnir 12 fragen beantwortet haben, bei der 13. aber stecken geblieben sein. Die 5 fragen (und antworten) nach der 12. sind später eingeschoben, und zwar erst wol nur die 4, welche in der manier des liedes bleiben, wogegen die vorsätzlich rätselhafte in str. 48—49 wol von einer dritten hand interpoliert wäre. — Die hinzudichtung widerstreitet sowol der Võluspá als dem ältern teil des Vafþrúđnismál, indem str. 50—51 schwerlich andern sinn haben können als den, dass nach dem Ragnarök nur vier götter leben: *Viđarr, Vali, Móđi, Magni,* wogegen Võluspá *Höđr, Baldr, Hœnir* und näher besehen alle *æsir* leben lässt, wie auch Vafþrúđnismál 39 den *Njörđr* als lebend und zu den Wanen zurückgeschickt erwähnt, was (eben wie die stelle in Võluspá) rück-auswechselung des *Njörđr* und des *Hœnir*, somit existenz sowol der Asen als der Wanen

1) Das *Sámsey* der str. 24, wol die insel im Kattegat, braucht eben so wenig wie *Hlésey* in Hárb. 37 (falls dies das Läsö im Kattegat ist) kentnis dänischer sagen (somit späte zeit) zu bezeugen, indem ja einheimische norröne sage ebensowol solche allbekante inseln verwenden konte, wie einheimische dänische sage norröne, schwedische, deutsche, englische, slawische länder.

impliciert. Die hinzudichtung in Vafþrúđnismál unterliegt also dem stärksten verdacht, auf blossen misverständissen älterer liederbruchstücke zu beruhen, also von einem christen herzurühren. Bei der behauptung der str. 47, dass es *Fenrir* sei, der die sonne verschlinge, brauchen wir also weder *Fenrir* nach skaldenmanier appellativ stehen zu lassen, noch auch an irgend welche urindogermanische identification des höchsten gottes und der sonne zu denken, sondern einfach an misverständnis eines *ulfr* in einem ältern bruchstück. Somit wäre die ganze hinzudichtung als mythologische quelle zu verwerfen, also auch die mit Völuspá wenig vereinbare stelle (45) über *Líf* und *Leifþrasir* ziemlich wertlos, oder nicht leicht verwertbar. — Die hinzudichtung hat endlich auch noch dem liede einen neuen schluss geschafft: *feigum munni mælta ek mína forna stafi ok um ragna rök*, indem ja Vafþrúđnir erst in derselben, nicht im ältern teile von *ragna rök* geredet hatte (wenn man nicht etwa an die frage str. 17 denken wollte). Der aufzeichner gibt sowol den alten schluss (*nú ek viđ Óđin deildak* usw.) als den neuen, dass man nach belieben wähle.

Das Grimnismál ist nichts als eine vorratskammer mythologischer specialia, die man in solcher form memorieren wollte. Der ramen ist einer sonst unbekanten norrönen heldensage entlehnt, in der man Odin in einer situation hatte, wo es ihm vermeintlich passend wäre, solche gelehrsamkeit auszukramen. Nach dem ersten plane hätte er vielleicht nur die 12 vornehmsten götterwohnungen herzählen sollen (str. 4—17), wo er wol schon lückenhafte vorstellung von der götterwelt verrät. Das erst weggelassene *Alfheimr* ist nachher in str. 5 eingeschaltet worden, so dass, der ausdrücklichen zählung der handschrift zuwider, jetzt 13 wohnorte erwähnt stehen. Str. 18—50 folgt eine polterkammer mit allerlei details, die übrigens der verfasser selbst[1] als erweiterung des repertoriums hinzugefügt haben könte. Verschiedenes wird andern liedern entnommen sein, so str. 40 (*ór Ýmis holdi* usw.) vielleicht direct dem Vafþr. str. 21. Snorre kante das lied in der jetzigen gestalt. Es wird ein isländisches und schwerlich ein heidnisches sein.

Wider ein gelehrsamkeitslied in der beliebten form der *senna* ist das Hárbarđsljóđ, in welchem ich eben so wenig eine tiefe absicht,[2]

1) Vgl. diese zeitschr. bd. I s. 414.

2) Man hat gemeint, das lied sei frucht und abbild eines kampfes zwischen dem Odinscultus und dem Thorscultus, obendrein so, dass ersterer den vornehmen, letzterer den „bauern" eigen gewesen wäre. Ein solcher kampf zwischen beiderlei cultus hat nicht existiert. Der tempelcultus sowol Thors als Odins (und aller götter) war nur in den händen gewisser vornehmer geschlechter, die das recht zur goden-würde hatten. Thor war bei den vornehmen eben so beliebt wie bei den

noch auch einen „tiefkomischen humor“ zu sehen vermag, wie in der Lokasenna eine „tieftragische zerrissenheit.“ Mit dem wirklichen humor der Lokasenna hat dieser kraftlose, trockene, langweilige versuch nichts gemein, obschon der verfasser wol den frivolen indifferentismus der Lokasenna hat copieren wollen; dass er dieselbe vor augen hatte, macht die zeile (in 26) *ok þóttiska þú þá þórr vera* (die ebenso in Lok. 60 steht) wahrscheinlich, wenn auch nicht gewis. Sein zweck ist nur, mittelst einer *senna* seine „*forna stafi*,“ seine gelehrsamkeit in den Odins- und Thors-mythen, besonders den in isländischen schriften ungern behandelten, paradieren zu lassen. Es ist ein durchaus „litterarisches“ product. Und wenn die Snorra-Edda von demselben nichts weiss, mögen wir dies, in verbindung mit den übrigen verhältnissen (so auch sprache und versification), als indicium betrachten, dass das Harbardslied ein isländisches product des 13. jahrhunderts ist. Als mythologische quelle kann es sich nicht neben die Snorra-Edda stellen; so wenn str. 19 Thor zum töter des Thjasse macht, der die augen Thjasses an den himmel wirft, was dem bericht der Snorra-Edda (I, 214) widerstreitet, haben wir dem Snorre die grössere zuverlässigkeit beizulegen. Es ist wol möglich, dass das „motiv“ des liedes eine mythe war, in welcher Odin, verkappt, dem Thor eine überfahrt verweigerte. Das lied kann aber nicht die urnordische einkleidung einer solchen mythe sein; es enthält nur die isländische „litterarische“ verwendung der einzelnen situation.

Der „ramen“ der Vegtamskviđa kann hingegen keine ächte mythe enthalten. Der ritt Odins nach Helheim wird nur eine ganz willkürliche nachbildung von Hermods ritt sein. Denn falls Odin genau dasselbe, was er in Võluspá 36—38 (bei Bugge 31—33 [1]) von der daselbst memorierenden *võlva* vortragen hört, schon vor Balders tod (nach dem rat aller götter) bei einer andern *võlva* als prophetie angehört hatte, hätte er weder gestatten können, dass man dem *mistilteinn* keinen eid abforderte, noch auch dass Hõđr zur belustigung der Asen den *mistilteinn* auf Balder warf, noch auch überhaupt, dass man mit Balder einen bei so traurigem bewustsein seines schicksals gänzlich abgeschmackten scherz triebe. Man wird es somit nicht als zuverlässige mythische züge behandeln können, wenn die *võlva* in Helheim statt in Jõtunheim begraben ist, und wenn die wohnung in Helheim wie ein griechisches elysium, wie ein „schönes“ haus voll gold und lustiger getränke, geschildert wird. Übrigens möchte ich nicht läugnen, dass grade diese einleitung (str. 1—7 [2]) von poe-

ärmeren; er war kein ackerbauer. Eben die vornehmen waren ackerbauer und *bœndr*.

1) Bei Lüning str. 36—37 und die note hiezu.

2) Bei Möbius das nicht eingeklammerte in 1—11.

tischem talent zeugt. Es folgt (str. 8—12[1]) das wirkliche sujet des liedes: prophetierende übersicht der Baldersmythe, mittelst dialogisierender (katechisierender) paraphrase der betreffenden strophen (36—38) in Võluspá. Einmal (str. 11: *Rindr berr* usw.) kann der paraphrast sich hiebei nicht mit 8 zeilen behelfen, sondern muss dies eine mal 10 gestatten. Schon in der Võluspá ist das *meiðr* (baum), vom *mistilteinn* gebraucht, nicht eben zeichen autoptischer kentnis dieser pflanze; die worte sind: *stóð um vaxinn völlum hærri mjór ok mjök fagr mistilteinn.* Dies hat nun der verfasser der Vegt. obendrein so verstanden, als ob der *mistilteinn* ein hoher (*völlum hærri*) und herlicher (*mjök fagr*) baum wäre, indem er sagt: *Höðr berr hávan hróðrbaðm. þinig.*[2] Aus den letzten worten hieselbst in Võluspá, nämlich *en Frigg um grét í Fensölum vá Valhallar* macht Vegt., nach dem vorbild anderer lieder (so des Vafþr.) ein rätsel (ein sehr abgeschmacktes), womit Odin die scene verlassen kann: *hverjar 'ro þær meyjar, er at muni gráta, ok á himin verpa halsa skautum?* (*skötum*, *sköttum?*). Die zu gebende antwort wird gewesen sein: Friggs augen. Es folgen dann die beiden ungeschickten schlussstrophen. — Die sechszeilige formel in str. 1 wird der str. 14 der þrymskv. entnommen sein. — Die Snorra-Edda weiss von unserm liede nichts. Auch fehlt es in der eigentlichen „Sämundar-Edda." Es steht erst in der Arnam. handschrift (nach 1300). — Alle umstände zusammengenommen, wird es förmlich unnatürlich, dasselbe für irgend etwas anderes als einen isländischen litterarischen versuch des 13. jahrhunderts zu halten.

Das Alvíssmál endlich (ziemlich uneigentlich ein „götterlied") ist freilich etwas älter, jedenfalls älter als die Snorra-Edda (auch als die hinzudichtung zu Vafþr.), wird aber schwerlich eine wirkliche mythe zum ramen benutzt haben, geschweige in heidnischer zeit entstanden sein. Es ist dem Vafþr. nachgebildet, also wieder ein beispiel der engen litterarischen verknüpfung unserer wenigen götterlieder, womit es so sehr wol stimt, sich wenigstens die mehrzahl derselben innerhalb eines nicht überaus langen zeitraums und auf Island verfasst zu denken. — Machen wir zum verständnis des liedes ein gedankenexperiment. Lassen wir eine

1) Bei Möbius 12—16.

2) Zu diesem *þinig*, „hieher," d. i. nach dem orte, wo Balder stand, wo also der gedanke eben verweilt, vergleiche man *féll hér í morgun at Frekasteini* in Helg. Hjörv. 39, und Bugge in der note zu dieser strophe. — Sonderbar genug tritt Bugge dennoch der erklärung bei, dass *hróðr-baðmr (-barmr)* bezeichnung des Balder sei. Aber weder könte *bera* hier „schicken" bedeuten, noch auch Höðr den Balder nach Helheim tragen, noch auch der transport nach Helheim vor dem töten Balders *(hann man Baldri at bana verða)* stehen.

anzahl altertums- und skaldendichtungs-kundiger Isländer beisammen sein, die sich auch mit litterarischen exercitien die zeit vertreiben. Es wird die aufgabe gestellt, in katechisierender form, nach muster des Vafþr., eine samlung von 6 mal 13 *kenningar* und anderen *heiti* für erde, himmel, mond, sonne usw. zu liefern. Derjenige, dem dies zufällt, löst die aufgabe genau, kann sich aber nicht enthalten, über diese art gelehrsamkeit und poesie ein wenig zu ironisieren. Den gelehrten macht er zum „allweisen" zwerg, der den Wafthrudne noch übertrifft, indem er auch die 13. frage beantwortet, und der dennoch in seinem eifer nicht bemerkt, dass sogar der ungelehrte und unweise Thor doch mehr klugheit hat, und dass seine gelehrsamkeit beim ersten strahl des tageslichts unnütz wird und in nichtigkeit vergeht. Noch deutlicher wird die ironie, wenn man sich erinnert, dass dieser geistige zwerg sich einer nähern verbindung mit den grösten himlischen mächten fähig glaubt. Obgleich die *heiti* das sujet sind, meine ich also, dass der Isländer auch eine andere idee hineingebracht hat, wodurch das lied erst erträglich wird.

Bei der mehrzahl der götterlieder deuten demnach charakter und litterarische verhältnisse durchaus nicht auf „das ältere und mittlere eisenalter" in „Südscandinavien," noch auch zunächst auf die wikingzeit hin, sondern vielmehr auf ein mehr „litterarisches" zeitalter, somit auf Island. — Die litterarische einkleidung (den ramen) abgerechnet, werden sie im ganzen, obschon nicht unbedingt, als zuverlässige quellen zur mythologie gelten müssen, stimmen auch (Hým. ausgenommen) sehr wol mit den erzählungen der Snorra-Edda, und mit den mythologischen beziehungen in „Skaldenliedern," so dass in der isländischen litteratur nur **ein** stadium der mythenentwickelung vorliegt, nämlich das späteste norröne.

Übrig bleibt die didaktische poesie, d. h. das Hávamál. — Obschon dasselbe wieder aus drei liedern besteht, meine ich (wie beim Hyndluljóð), dass an keine willkürliche zusammenwerfung zu denken ist. Dieselbe persönlichkeit; dieselbe, nicht hohe, art[1] dichterischer fähigkeit, charakter, ton, manier; lebensanschauung; dieselbe lockere moral; die in allen drei teilen vorkommenden beziehungen zur mythe vom dichtermet (welche übrigens mit Snorres erzählung übereinstimmen, nicht aber grundlage derselben sind, wozu sie, als blosse fragmentarische andeutungen, unbrauchbar waren); ferner die ebenfalls in allen drei teilen vorkommende beziehung zur *höll Háva:* — alles zusammen beweist mir, dass

1) Grossenteils *truisms:* vgl. Thorpe, Cod. Exon. p. VIII—IX.

alle drei teile von einem verfasser herrühren, der dieselben, als eine trilogie, selbst verknüpfte, und zusammen als eine samlung von *mál Háva* wollte betrachtet wissen, übrigens wol sprichwörter und stellen aus andern liedern adoptierte, wie denn andrerseits einige von den interpolationen (z. b. str. 84—86) von andrer hand herrühren mögen. Nähere ausführung ist hier weniger nötig, indem die früher erwähnten beweise norwegischer herkunft (worauf es hier ankomt), nicht nur im ersten abschnitt vorkommen (was denn ferner den gemeinsamen ursprung noch äusserlicher bestätigt). — Dass das Sigrdrífumál nachahmung der beiden letzten abschnitte (also eigentlich nicht den heldenliedern zuzuzählen) ist, (was ein zeugnis für das zusammengehören dieser beiden abschnitte hinzufügt), habe ich früher erwähnt.

Nachträgliche bemerkungen.

1. Den bezeichnungen „älteres, mittleres, jüngeres eisenalter“ wünscht die redaction eine erörternde bemerkung beigefügt, weil dieselben in Deutschland unüblich, auch, nebst den verwanten „broncealter“ und „steinalter,“ in ziemlichem miscredit seien. Die jetzige chronologische bestimmung von seiten der dänischen archäologen [1] ist diese:

„älteres dänisches eisenalter“ c. 250—450 n. Chr.
„mittleres dänisches eisenalter“ c. 450—700.
„jüngeres dänisches eisenalter“ c. 700—1030;

so dass also das „jüngere eisenalter“ etwa 100 jahre vor der in demselben einbegriffenen eigentlichen wikingerzeit (d. h. der zeit der grossen dänischen und norwegischen plünderungs- und eroberungszüge über die nordsee im 9.—11. jahrhundert) angefangen hätte. Vor c. 250 n. Chr. stellen unsere archäologen das dänische „broncealter“ von unbestimbarer dauer, und vor dieses natürlich das „steinalter.“ Über nationale verhältnisse dieser beiden perioden haben sie es *pro tempore* aufgegeben, irgend etwas bestimteres zu behaupten, während sie jedenfalls die herschende bevölkerung im ganzen „eisenalter“ für eine germanische halten. - Ich bitte zu bemerken, dass ich diese benennungen vermeintlicher perioden mit hinzugefügten citationszeichen zu verwenden pflege, indem ich dieselben nicht als die meinigen adoptiere, sondern sie nur deshalb habe gebrauchen müssen, weil ich mit einer dänischen theorie zu tun habe, die sich so formuliert hat: „Die Eddalieder (wesentlich in der noch vorliegenden gestalt) sind in Dänemark (vielleicht auch

1) Siehe z. b. den 1869 publicierten katalog (*„Ledetraad“*) des *Museum for nordiske Oldsager.*

in Südschweden) im ‚älteren und mittleren eisenalter‘ verfasst;“ dem gegenüber sich meine ansicht so formulieren muste: „unsere Eddalieder sind auf norrönem boden, zwar zum teil schon im ‚jüngern eisenalter‘ (nämlich in der eigentlichen wikingerzeit), doch in der vorliegenden gestalt grösstenteils erst nach dem ‚jüngern eisenalter,‘ und zwar meist auf Island, verfasst; die deutsche heldensage war schon in der wikingerzeit im norden, sogar auf norrönem boden, verbreitet, ob noch früher, ob schon vor dem ausgang des ‚mittlern eisenalters,‘ [1] wissen wir nicht.“ Natürlich kann ich die möglichkeit so früher einwanderung dieser sage nicht läugnen, indem ich ja eben die möglichkeit so früher oder noch früherer einwanderung gewisser göttersagen angedeutet habe, ausserdem an so frühe oder noch frühere einwanderungen deutscher herschergeschlechter mit ihren gefolgen zu glauben geneigt wäre, welcher art einwanderungen natürlich manche deutsche sage sowol, als auch die runenschrift, hätten mitbringen können.

Ich ergreife diese gelegenheit, um eine berichtigung anzubringen, die am schicklichsten von einem Dänen vorzubringen ist, deren veröffentlichung mir aber dennoch in Dänemark schwierig werden würde. Es haben sich die dänischen archäologen der jetzt herschenden schule bemüht, und es ist ihnen auch gelungen, nicht nur in Dänemark, sondern in Europa die vorstellung zu verbreiten, dass die periodeneinteilung in ein „stein-, ein bronce- und ein eisenalter“ eine originale idee dieser schule, etwas vor dieser schule nicht dagewesenes, eine „entdeckung“ von seiten dieser schule sei. Der verstorbene Thomsen habe zuerst (in *Ledetraad til nordisk Oldkyndighed*) im jahre 1836 diese idee, zunächst nur noch als vermutung, aufgestellt; Worsaae, und nebenbei andere Kopenhagener archäologen hätten sie dann weiter gesichert und articuliert.[2] Ich bin in der archäologischen litteratur wenig belesen und kann es nicht unternehmen, die alte natürliche vorstellung von früherem gebrauch der steine als der metalle litterarisch zu verfolgen. Ich begnüge mich damit, die Thomsensche entdeckung in ganz demselben umfange wie 1836, schon aus dem jahre 1813 zu belegen, nämlich aus der *Udsigt over Nationalhistoriens ældste og mærkeligste Perioder,* T. I, 2. hälfte, wo die ganze theorie s. 73—76 zu lesen steht. Dies buch ist von dem in Dänemark noch allbekanten, aber heutzutage wol nur noch von dänischen fachmännern der altertumswissenschaft gelesenen, Vedel

1) D. h. zunächst des dänischen „mittleren eisenalters;“ es ist nicht eben die meinung der archäologen, dass die chronologischen bestimmungen ganz unverändert auf Schweden und Norwegen passen müsten.

2) Vgl. z. b. Worsaae *Blekingske Mindesmærker* 1846 s. 4 note 1; und in *Aarbøger f. nord. Oldkyndighed* 1866 s. 112.

Simonsen verfasst. S. 76 schliesst er seine ansicht in folgende worte zusammen: „Die waffen und das hausgerät der Urskandinavier waren also zuerst von stein und holz; später lernten sie das kupfer zu bearbeiten (... sogar dasselbe zu härten[1]), und, wie es scheint, am spätesten das eisen. ... Ihre culturgeschichte könte man also, von dieser seite aus betrachtet, in ein stein-, ein kupfer- und ein eisen-alter einteilen, obschon diese keinesweges durch so entschiedene grenzen getrent waren, dass das eine nicht in das andere hineingereicht hätte, und dass nicht die ärmeren klassen nach einführung der mittleren [gerätschaften] noch fortgefahren hätten, die ersten zu gebrauchen, so auch die mittleren nach einführung der letzten, wie solches ja auch in unsern tagen mit gefässen aus thon, zinn und porcellan der fall gewesen ist."[2] Vedel Simonsen ist zu loben, weil er die einfache benennung „kupferalter" nicht mit der affectiert lautenden, und von allgemeinerem standpunkte aus unpraktischen „broncealter" vertauschte, obschon es ihm nicht entgangen war, dass das kupfer „gehärtet" war. — Von einer Thomsenschen „entdeckung" darf also die rede gar nicht sein. Das hauptsächlichste der weiteren gliederung des systems ist die aufstellung eines „älteren, mittleren, jüngeren eisenalters." Worsaae hatte früher den anfang des eisenalters auf c. 700 „festgestellt." Wahrnehmungen (besonders des archivars Herbst) liefen bald dieser annahme zuwider; und das blosse aufgeben einer vollständig aus der luft gegriffenen jahreszahl ermöglichte zwei (oder wenn man will drei) neue „entdeckungen," die „entdeckung des älteren eisenalters," und die „entdeckung des mittleren eisenalters" (somit auch die eines „jüngeren"). — Natürlich lässt sich die frage nicht abweisen, ob die Thomsensche „entdeckung" ihre europäische berühmtheit einer nicht-belesenheit der Kopenhagener archäologen, oder dem Kopenhagener kameradenwesen zu verdanken hat. Es lässt sich leider ein nichtgelesenhaben früherer archäologischer arbeiten, speciel der Wedel-Simonschen, sämtlichen Kopenhagener archäologen nicht zutrauen. Und leider steht der hier besprochene fall nicht vereinzelt.[3] Die entdeckungs-

1) D. h. bronce zu verfertigen.

2) Geijers schwedische geschichte (in Lefflers deutscher übersetzung 1832, bd. I s. 109), offenbar die oben angeführte stelle excerpicrend, sagt dasselbe in 4 zeilen.

3) Eine derbe probe dieser cameraderie ist die note 9 (zum eisenalter) p. 48 im katalog des Kopenhagener museums für nordische altertümer, woselbst bei der deutung der horninschrift *(ek hlewagasti'r holtinga'r horna tawido)* nicht Bugge citiert wird, sondern ein Däne, und somit einem sowol in Dänemark als in Norwegen öffentlich gerügten attentate gegen das volle, exclusive eigentumsrecht Bugges (an diese deutung, somit an die darin enthaltenen lehren, dass eine gewisse rune ein *s* oder *r* finale sei, dass die „thematischen" vocale *a, i, u* auch in nominativen erhalten seien, usw., endlich an die einfache übertragung dieser lehren auf die andern inschriften) in arger weise

manie in verbindung mit der kameraderie möchte leicht in verführung geleitet haben. Fast möchte man einen verdacht hegen, dass etwaige gewissensscrupel mit der leichtsinnigen bemerkung seien beschwichtigt worden, Vedel Simonsen spreche ja von einem „kupferalter," Thomsen von einem „broncealter!"

2. Einige monate, nachdem meine abhandlung an die redaction gesant war, hielt Worsaae einen (aus zeitungsreferaten bekanten) vortrag, der es als möglich oder wahrscheinlich bezeichnete, dass diejenigen „bracteaten," auf denen man einen mann (oder kopf) mit einem vogel, oder mit einem vierfüssigen tiere, oft mit beiden, sieht, auf die Sigfridsage zu beziehen wären, womit nach Worsaaes (in den zeitungen referierten) worten die existenz der „Eddalieder" schon im „mittleren eisenalter" gesichert werden würde.[1] Ich werde auf Worsaaes vermutung zurückkommen können, falls dieselbe in gedruckter darstellung erscheinen wird. Hier will ich nur ein par kurze bemerkungen geben, indem ich daran erinnere, dass ich es nur für unwahrscheinlich, nicht für völlig unmöglich halte, dass die Nibelungensage schon vor dem ausgang des vermeintlich „mittleren eisenalters" nach dem norden hätte gelangen können. Ich habe die abbildungen der bracteaten im *Atlas de l'archéologie du Nord*[2] nachgesehen, und meine, mich überzeugt zu haben, dass dieselben keine solche beziehung erweisen, wie es ja überhaupt unmöglich wäre, in dem manne der bilder eben den Sigfrid nur mittelst eines vogels, eines pferdes oder eines drachens zu erkennen.[3] Specieller ist zu bemerken: 1) Der vogel oder die vögel der bildchen sitzen nie, wie in der Sigfridsage, auf einem baume, sondern schweben über dem manne, oder sitzen auf ihm oder dem (vermeintlichen) pferde;

vorschub geleistet wird. — Bugge veröffentlichte seine deutung, mit vorbehalt weiterer anwendung, 1865 in der *Tidskrift for Philologi og Pædagogik*. Die bewahrung der (vermeintlichen) „thematischen" und anderer im nordischen weggefallenen vocale hatte übrigens schon Munch so ziemlich ebenso gelehrt, nur dass er andere casus statt der nominative erhielt, welche Bugge mittelst des *s* (oder *r*) finale erhält. Es versteht sich von selbst, dass die ganz einfache, mechanische übertragung dieses finalen buchstaben auf andere inschriften (z. b. Tune, Tanum, Warnum, Berga usw.) Bugges eigentum ist (vgl. meine note in *Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie*, 1867, p. 275).

1) K. Maurers jüngster (meiner ansicht so günstiger) beitrag zu dieser zeitschrift accentuiert solcherweise die sonderung der frage nach dem alter der vorliegenden lieder von derjenigen nach dem alter der sage im norden, dass nunmehr sogar dänische gelehrte diese beiden fragen schwerlich öfter identificieren werden.

2) Die mit inschriften sind auch im Stephensschen runenwerke abgebildet.

3) Die isländische, im Kopenhagener museum bewahrte abbildung Theodorichs stellt diesen zu pferde dar, von einem vogel begleitet, und einen drachen erlegend.

2) nirgends durchbohrt ein mann einen „wurm“ (*ormr*) von unten, wogegen auf vielen bracteaten ein unbewaffneter mann ein vierfüssiges tier vor sich hat, das er abzurichten scheint, wobei er oft demselben oder einem vogel ein signal durch emporhalten der hand gibt, auf einem bildchen (no. 85) auch zugleich den daumen in den mund zu stecken scheint, welches letztere auf die erzählung vom braten des herzens des wurmes zu beziehen das bild selbst verbietet; 3) wo ein mann oder manneskopf auf einem vierfüssigen tiere abgebildet wird, kann dies tier gewöhnlich nicht einmal ein pferd sein, wegen der hörner, oder des bartes, oder der schlangenförmigen zunge, oder der gespaltenen füsse;[1] 4) wo wir einen kampf mit einem vierfüssigen tiere sehen (no. 73), also doch am ehesten etwas specieller zutreffendes zu suchen hätten, passt die darstellung durchaus nicht zu unserer sage, geschweige denn wo der kämpfende es mit zwei tieren zu tun hat (no. 87). — Ich bin an die voreiligen entdeckungen Worsaaes so gewöhnt, dass ich mich kaum zu bedenken hätte, schon jetzt die beziehung auf den Sigfrid für gänzlich aus der luft gegriffen zu erklären; indessen, ich könte ja später diese erklärung modificieren, falls tatsachen, die ich nicht bemerkt hätte, aufgewiesen würden. — Am ehesten könte ich es noch begreifen, falls man in no. 69 — 72 des *Atlas* beziehungen auf die Wielandsage vermuten wollte. Aber sogar dies fällt bei genauerer besichtigung zusammen. — Dass die bracteaten nicht auch dem „jüngeren eisenalter“ angehören, wird man nicht beweisen können. Und somit käme es bei den einzelnen bracteaten darauf an, (nicht nur den entstehungsort, sondern auch) das alter speciel zu bestimmen, eine oft ganz unlösbare aufgabe.

3. Zu s. 16. Nach J. Fritzner wäre der name Brede, als neutral, daselbst zu streichen. Fritzner bemerkt in einem neulich erschienenen aufsatze, welcher im zweiten heft des ersten jahrganges der norwegischen historischen zeitschrift s. 179 — 86 gedruckt ist:[2]

a) dass dieser name, Brede, im östlichen Norwegen gebräuchlich sei. — Hiebei wäre indessen noch zu erinnern, dass, falls die daselbst übliche form wirklich genau *Brede* ist, solches den namen wol eben als einen eingeführten charakterisieren würde, indem die lautverhältnisse

1) Das tier mit gespaltenen füssen ist auch auf schwedischen runensteinen nicht unhäufig; die no. 78 in Dybecks (jüngerem) runenwerke (I) erweist schlagend, dass es kein pferd ist, indem daselbst ein pferd nebenbei dargestellt ist. Wahrscheinlich haben wir an ein imaginäres tier zu denken; nicht aber an das pferd Odins, wie man gelegentlich vermutet hat; denn dies dachte man sich als ein achtbeiniges (siehe das bild in Stephens runenwerk p. 224?)

2) *„Bevise Navnene i de nordiske Völsungasagn, at disse ere laante fra Tydskerne?“*

jetziger norwegischer dialecte entweder ein *Bre'e* (*Bræ'e*) oder ein *Bride* erwarten liessen.

Sonst enthält Fritzners aufsatz nichts, das irgend welche modification meiner bezüglichen bemerkungen veranlassen könte. Fritzners bemerkungen zu gunsten nordischen charakters der sage sind nämlich ferner folgende:

b) der name Sigge sei in Schweden üblich gewesen. — Eben deswegen habe ich ihn oben, als einen gewissermassen neutralen, weggelassen, obschon doch zu bemerken bleibt, dass er auf norrönem gebiet nicht üblich war, wie ihn Fritzner denn auch da nur zwei mal aufgefunden hat, das eine mal in einer urkunde (anno 1348) aus *Jamtaland* (welches übrigens in kirchlicher beziehung, und in mehr als einer periode auch in weltlicher, unter Schweden gehörte), das andere mal im namen eines hofes in Norwegen: *Siggagarđr.*

c) Völsungr sei keine unnordische wortform. — Versteht sich; ist wol auch von niemand behauptet worden. Gewöhnlich wurden ja fremde germanische namen in der isländischen litteratur eben in die correcte norröne form umgesetzt.

d) Sinfjötli komme einmal in einer urkunde des mittelalters als name eines Norwegers vor. — Es stellt sich dies ähnlicher weise wie das einzelne male vorkommende aber dennoch als unüblich zu bezeichnende *Sigfröđr* (nachahmung des deutschen namens *Sigfrid*).

e) Sigurđr sei keine unnordische form. — Versteht sich. Fritzner hat nicht bemerkt, dass das linguistische indicium hier eben in der divergenz der beiden namen *Sigurđr* und *Sigfrid* liegt (vgl. oben s. 17).

f) Gjúkasteinn komme als name eines hofes in Norwegen vor (jetzt *Gjösteen*). — Da die form des namens *Gjúki* nicht unnordisch ist, würde dieser name in der vorliegenden frage nur dann nicht neutral bleiben, wenn er entweder in Deutschland (in der form *Gibich*) oder im norden üblich gewesen wäre. Meines wissens war er sowol im norden als in Deutschland unüblich.[1] Das blosse *Gjúkasteinn*, eben wie *Gibichenstein*, beweist nur bekantschaft mit der sage, ein verhältnis, das keiner beweise bedarf, da wir ja eben die Eddalieder als hinlänglichen beweis vor uns haben.

g) Erpr sei keine unbedingt unnordische form, sondern im vergleich mit *jarpr* nur ein wenig auffällig; komme auch ein par mal als mannsname vor. — Dies verhält sich so; weshalb ich auch die form *Erpr*

1) Förstemann, altdeutsches namenbuch (Nordhausen 1856) 1, 450 gibt fast ein dutzend belege für das vorkommen des eigennamens Gibico bis zum 10. jahrhundert. Red.

oben nur als eine verdächtige, nicht als eine entscheidende bezeichnet habe.

h) Jónakr könne wol trotz der unerhörten endung *-akr* eine nordische form sein. — Ich kann dies nicht einräumen, und betrachte das *Jónakr*, sowol wegen des *-akr* als wegen des *Jón-*, als eine unnordische form.

i) Der name eines hofes in Norwegen, Nevlungen, beweise vielleicht verbreitung der sage, indem die ältere form *Niflungar* werde gewesen sein, und dieses erst name einiger „scheren“ (klippen) im meere, hernach auch des ihnen gegenüber aufgeführten hofes sei. — Das klingt sehr plausibel, würde aber nur verbreitung der sage, nichts über deren ursprüngliche heimat beweisen.

j) Im namen eines hofes in Norwegen, Húnaborg, „könne man spur des einflusses der Nibelungensagen zu finden glauben.“ — Die bescheidene und hypothetische form dieser bemerkung ist zu loben, indem der name auch nur Bärenburg bedeuten könte, und überhaupt die vielen germanischen ortsnamen mit *Hún-*, *Haun-*, *Hün-* usw., nicht speciel auf die Nibelungensage zu beziehen sind, dieses *Húnaborg* eben so wenig wie die isländischen meeresbuchten *Húnaflói* und *Húnafjörðr*, oder wie das dänische kirchspiel *Hunesogn*, die dänischen dorfnamen *Huneby*, *Hunetorp*, die deutschen *Haundorf*, *Haunstadt*, *Haunstetten*, *Hünfeld*, *Hünenberg* usw. Nicht einmal zu erwähnen, dass ein name wie *Húnaborg* uns nichts über die erste heimat der sage lehren könte.[1]

Fritzner meint ausserdem in dem norwegischen ortsnamen *Róðmarsstaðir* verglichen mit dem *Hróðmarr* der *Helgakviða Hjörvarðssonar* ein indicium der norrönen heimat der Nibelungensagen gefunden zu haben. Bei den übrigen in dieser bemerkung implicierten fehlschlüssen brauche ich aber nicht zu verweilen, da dieses lied ja gar nicht zu den Nibelungenliedern gehört, sondern eine norröne sage behandelt.

KOPENHAGEN. E. JESSEN.

1) Eine ansprechende etymologie und erklärung von *hún* und den damit zusammengesetzten namen gibt Gerland in Kuhns zeitschrift für vergleichende sprachforschung 10, 275 fgg. Red.

DIE NITHARDHANDSCHRIFT UND DIE EIDE VON STRASSBURG.

Seit längerer zeit schon spürte ich der vielberufenen einzigen Nithardhandschrift nach, die, abgesehen von ihrem historischen werte, für mich ganz besonders interessant war wegen der berühmten eidschwüre vom jahre 842, dieser ältesten denkmäler der deutschen und französischen sprache, welche keiner der deutschen gelehrten, die darüber geschrieben, im original zu gesichte bekommen hat und auch von französischer seite seit fünfzig jahren, so viel ich weiss, nur Chevallet. Die abweichungen der facsimiles, die nur auf ungenauigkeiten der widergebung beruhen konten, so wie einzelne schwierigere stellen liessen eine nachvergleichung immerhin noch als wünschenswert erscheinen. Trotz der einschlägigen äusserungen bei Pertz [1] und Chevallet [2] war es mir durch die mitteilung eines französischen gelehrten, (der mir, nicht ohne einige geheimnistuerei, den codex bei günstiger gelegenheit einmal auf der bibliothek zu zeigen versprochen), vollkommen bekant, dass diese wertvolle handschrift *per fas et nefas* noch immer in der Pariser kaiserlichen bibliothek auf-

1) Mon. SS. II, 650 „Sed eum (Freherum) nonnunquam fefellisse, ectypon a V. Cl. Roquefort in glossario linguae Romanicae publici juris factum atque a nobis repetitum et collatio codicis nobiscum communicata evidentissime ostendunt. Siquidem codex saeculo XVII. bibliothecae Palatinae Vaticanae sub numero 1964 inlatus bello ultimo Parisios rediit ibique a Cl. Roquefort evolutus et ab alio viro docto *cuius nomen ignoro* rei tamen diplomaticae peritissimo cum editione Bouquetiana diligentissime collatus est. *Mox Italiae redditus Romae latet, nec, vel maxima cura nostra adhibita iterum emersit.* Sed quo plurimum gratulandum nobis censemus, collationem istam, in qua nihil desiderari posse videtur flagitantibus nobis summa cum benivolentia transmisit V. Cl. Guérard bibl. reg. adscriptus etc.“ Was übrigens Freher anlangt, so ist zu seiner entschuldigung anzuführen, dass er die handschrift ebensowenig gesehen, wie irgend ein anderer deutscher gelehrter, trotz Massmanns ausdrücklicher behauptung des gegenteils (*Abschwörungsformeln*, p. 57, anm. 49). In dem seiner abhandlung vorangehenden dedicationsschreiben an den bekanten Bongars (den samler der wertvollen mss., die heute die zierde der Berner stadtbibliothek ausmachen), dankt er jenem ausdrücklich dafür, dass er den damals in Petavius besitz befindlichen Nithard für ihn collationiert. (Siehe Dom Bouquet, VII, 35).

2) A. de Chevallet, *origine et formation de la langue française* I (1853) p. 83: „J'ai fait faire avec grand soin il y a plusieurs années un fac-simile des serments après un ms. de Nithard provenant de la bibliothèque du Vatican et déposé à la bibliothèque nationale. C'est un volume en vélin petit in-folio à deux colonnes d'une belle écriture du IX[e] siècle ou du commencement du X[e] il est côté Vat. no. 1964. *Depuis lors ce ms. est retourné à Rome et doit avoir été réintégré dans la bibliothèque du Vatican.*“

bewahrt werde und dass Frankreich den widerholten reclamationen der päpstlichen regierung, welche ihren kostbaren palatinus 1964 gern widergehabt hätte, andauernd nur ein taubes ohr geliehen. Die art aber, wie man Pertz zu mystificieren gesucht[1] und die ausdrücke, in denen noch Chevallet (1853) von der handschrift spricht (anm. 2), schreckten mich ab, einen directen versuch bei den bibliotheksbeamten zu machen, zumal ich weder in den geschriebenen noch in den gedruckten catalogen, die damals in der abteilung für handschriften zugänglich waren, den codex nachgewiesen fand. Es überraschte mich daher einigermassen, als im september dieses jahres mein freund dr. Wilhelm Arndt, der sich gerade mit der geschichte der Karolinger beschäftigte und mit dem ich von der handschrift sprach, behauptete, dieselbe in einem der in der *bibliothèque de l'école des chartes* von Leopold Delisle veröffentlichten cataloge des *Fonds latin* verzeichnet gesehen zu haben. Sofortige nachsuchungen in dem betreffenden catalog, der erst seit kurzem im manuscriptensaale aufgestellt war, ergaben kein resultat und ich glaubte an einen irtum oder an eine verwechselung mit der auch im handschriftlichen cataloge des *supplément latin (Catalogue des mss. latins du nouveau fonds du Roi*, *Auteurs, II)* verzeichneten, früher dem kloster St. Victor zugehörigen abschrift aus dem fünfzehnten jahrhundert, worin die schwüre ausgelassen.[2] Nach einiger zeit gelang es dr. Arndt jedoch, die betreffende erwähnung in Delisles *Inventaire des mss. conservés à la bibliothèque impériale sous les nos 8823—11503 du fonds latin* 1863, p. 49 widerzufinden. In der tat, da stand der Nithard verzeichnet, nur ganz kurz in einer zeile (9767. *Hist. de Nithard. IX. s.*), ohne anführung des in derselben handschrift befindlichen Flodoard, wie versteckt unter längeren titeln, und war mir deshalb früher bei flüchtiger durchsicht des betreffenden catalogs, in welchem ich überdies ein manuscript nicht suchte, welches die bibliothekverwaltung so lange sorgfältig verheimlicht, völlig entgangen. Ob die gründe, welche die französische regierung resp. die bibliotheksverwaltung zu solcher verheimlichung veranlassten, heute nicht mehr obwalten, weiss ich nicht; vielleicht verdankt sie den unbestrittenen besitz des schatzes der dankbarkeit des papstes für den wirksamen beistand, welchen Frankreich ihm in der behauptung seines territoriums geleistet — genug, der codex, wenn auch in den schränken der reserve

1) Pertz hat dies ohne zweifel wol gemerkt, wenn er es auch, aus rücksicht auf die bibliothekverwaltung, in seinen oben angeführten worten nicht zwischen den zeilen lesen liess. Die frisch geschriebene collation Guérards, die ihm dieser (wie dr. Arndt mir mitteilt) als längst von einem ungenanten gemacht, stückweise überlieferte, hat den erfahrenen gelehrten wol kaum täuschen können.

2) Früher *St. Victor* 287, jetzt *Fonds latin* 14663. Siehe unten s. 89.

sorgfältig verschlossen, wurde auf verlangen unweigerlich hervorgeholt und zur benutzung gegeben. Dr. Arndt, welcher die handschrift zum behufe einer neuen ausgabe nochmals zu vergleichen beabsichtigte, schaffte die Pertzsche ausgabe und das facsimile in den scriptores herbei, ich besorgte, für die schwüre, Roquefort, Raynouard, Diez, Chevallet, Müllenhoff und was sonst von litteratur erforderlich, und wir begannen eine neuvergleichung, deren resultate ich im nachfolgenden gebe.

Diese resultate sind an und für sich nicht sehr bedeutend und nehmen ihren wert nur aus der wichtigkeit der denkmäler, um deren wortlaut es sich hier handelt. Immerhin aber sind sie noch beträchtlich genug, wenn man bedenkt, dass vier facsimiles (Roquefort, de Mourcin, Pertz, Chevallet) dieser texte in die öffentlichkeit gekommen sind. Dass überhaupt diese palaeographischen nachträge möglich sind, erklärt sich zum teil aus der ungenauigkeit der facsimiles, zum grösseren teile daraus, dass keiner, der die schwüre veröffentlicht und erklärt hat, in der lage gewesen ist oder sich die mühe gegeben hat, die schreibweise und namentlich die corrigierweise des copisten im zusammenhange, sowol im übrigen texte des Nithard als im Flodoard (der von demselben schreiber herrührt) zu studieren. Nicht einmal letzteren umstand hat man gekant oder beachtet, sonst hätte man wol kaum den codex noch in das 9. jahrhundert setzen können, da Flodoard erst 894 geboren ist.

Ich schicke eine genaue beschreibung der handschrift voraus, da eine solche nirgends existiert und auch Pertz eine solche zu geben nicht im stande war, da er nur die collation von Guérard zu gesichte bekam.

Ms. des *Fonds latin* 9768 (früher *Suppl. latin* 623).

Die handschrift umfasst 46 blätter pergament in quart, nämlich sechs quaternionen, von denen die dritte durch fehlen zweier blätter nach fol. 18 unvollständig. Da beide in der handschrift enthaltene werke vollständig sind, so scheinen die beiden fehlenden blätter vor der benutzung ausgeschnitten; in der nat stehen noch schmale pergamentstreifen über, so dass die correspondierenden blätter im heft vollständig fest sitzen. Vom blatt 18 selbst ist nur ein kleines stück erhalten; nach vollendung der handschrift scheint das hier am ende des Nithard freigebliebene pergament weggeschnitten zu sein, um anderweitig verwant zu werden. Jede seite hat zwei columnen zu 33 zeilen, die mit dem griffel vorgezeichnet, beziehungsweise eingeritzt sind, wie das bis zum ende des 12. jahrhunderts die regel war. Der einband ist ein schweinslederband des 17. oder 18. jahrhunderts, er stamt aus der zeit, da die handschrift dem vatican angehörte und trägt die ordnungsnummer (1964)

dieser bibliothek in gold gepresst auf dem rücken, wie andere handschriften der kaiserlichen bibliothek, die früher dem vatican angehörten, z. b. die provençalischen Chansonniers F. fr. 12473 und 12474, welche die vaticannummern 3204 und 3794 noch auf dem rücken tragen. Von einem noch früheren besitzer des Nithard zeugt der name *Petavius* auf dem unteren rande des fol. 1ʳ und oben rechts von derselben hand: *Q 50*, welches die ordnungsnummer in Petavius bibliothek zu sein scheint. Aus seiner zeit und wol auch von ihm ist die foliierung der handschrift in arabischen ziffern, sowie eine anzahl randglossen und die ausfüllung einer lücke (bei der teilung unter Karl und Ludwig im jahre 843). Aus ziemlich neuer zeit endlich stammen die stempel der Pariser kaiserlichen bibliothek auf dem r° des ersten und dem v° des letzten blattes. Merkwürdiger weise ist der stempel der ersten republik [1] über den stempel gedruckt, der nach Leopold Delisles versicherung nur unter der restauration angewendet wurde, [2] letzterer scheint sogar auf dem v° des letzten blattes absichtlich verwischt.

Was den inhalt der handschrift anlangt, so reichen die annalen des Nithard von fol. 1ʳ — 18ʳ; fol. 18ᵛ ist leer, (von dem ganzen blatt ist, wie schon angeführt, nur ein fragment übrig, da alles unbeschriebene weggeschnitten) ebenso fol. 19ʳ; auf fol. 19ᵛ folgen, von demselben schreiber geschrieben, die annalen des Rheimser domherrn und kirchenarchivars Flodoard, das hauptwerk dieses nachfolgers des Hincmar, welche von 919 — 966 reichen. Auch die zusätze eines unbekanten verfassers über die jahre 976 — 978 sind von demselben schreiber nachgetragen, ein beweis, dass die handschrift auf keinen fall über das ende des 10. jahrhunderts zurückreicht. Es kann also keine rede davon sein, die handschrift „frühestens an das ende des 9. jahrhunderts zu setzen," was Diez (*Altr. sprachd.* p. 3) Pertz (SS. II, 650 *„quamvis ex specimine scripturae saeculo nono decimove tribuamus*) und andere für möglich hielten, natürlich ohne zu wissen, dass der Flodoard in derselben handschrift steht und von demselben schreiber herrührt. Die handschrift gehört sicherlich frühestens dem ende des 10., möglicherweise gar erst dem anfang des 11. jahrhunderts an, da auch die annalen des Flodoard nicht das original, sondern nur eine ziemlich fehlerhafte abschrift sind.

1) R. und F. (République française) monogrammatisch verschlungen, mit der umschrift *Bibliothèque nationale;* die zweite republik hatte dieselbe umschrift, nur R. und F. in lateinischen majuskeln getrent nebeneinander.

2) Drei lilien in ovalem felde, von der krone überragt und mit der umschrift *Bibliothèque royale*, fast derselbe stempel, nur mit kreisrundem felde, scheint am ende des *ancien régime* im gebrauch gewesen; ihn tragen alle handschriften des *Fonds Cangé.*

Wie der Flodoard, so ist auch der Nithard ziemlich fehlerhaft geschrieben. Der schreiber hat sich oft selbst corrigiert; doch ist auch die hand eines gleichzeitigen correctors zu unterscheiden, der namentlich SS. II. 663, 32 das *„in basilicam ubi nunc quiescunt“* mit verweisungszeichen am unteren rande nachgetragen hat. An derselben stelle hat eine dritte hand die heiligennamen bis *„Rotomagorum archiepiscopi“* am rande rechts nachgetragen. — Der rubricator, für den der raum zu initialen und überschriften freigelassen ist, scheint sein werk gar nicht einmal begonnen zu haben, wenn nicht etwa die grüne farbe, mit welcher anfangsbuchstaben bei absätzen und satzanfängen auf den beiden ersten seiten ziemlich grob bemalt sind, für einen begin gelten soll. — Die älteren und neueren besitzer des Nithard sind mit dem schatze nicht allzu sorgsam verfahren, wie eine anzahl dintenflecke, zum teil nicht ohne schaden des textes, bezeugen.

Die zweite Nithardhandschrift, ebenfalls in der kaiserlichen bibliothek (*Fonds latin* 14663, früher *St. Victor* 287) ist eine abschrift der eben beschriebenen, die im 15. jahrhundert genommen worden ist, und hat mithin keinen selbständigen wert. Es ist eine papierhandschrift, im kloster St. Victor aus allerlei mss. desselben klosters und anderer sammlungen zusammengeschrieben. Ich nenne unter den etwa dreissig bis vierzig werken, die sie enthält, nur *„Landulphi de Columpna tractatus de statu Romani imperii,“* eine *Chronique de Normandie* (1087—1239) und eine merkwürdige lateinische anecdote über den ursprung des königreichs Yvetot.[1] Nithard und Flodoard beschliessen die handschrift, der schreiber hat sie (nach einer bemerkung am ende des Nithard) für ein werk genommen. Wir erfahren dabei gleichzeitig, dass das original damals der abtei St. Magloire gehörte. Die abschrift hat weder buchüberschriften noch capitelabteilungen; für die eide ist die hälfte von fol. 286^r freigelassen, auch hat der schreiber die von dritter hand nachgetragenen heiligennamen (SS. II. 663, u. ob.) unberücksichtigt gelassen, während er die einschaltung zweiter hand *in basilicam — quiescunt* in den text aufnahm.

Dom Bouquet hat die abschrift für seine ausgabe benutzt, in ermangelung des originals, das damals schon im vatican war (*recueil des historiens*, VII, 11).

1) Ein vollständiges inhaltsverzeichnis findet sich bei Leopold Delisle: *Inventaire des manuscrits de l'abbaye de Saint-Victor conservés à la bibliothèque impériale sous les numéros 14232—15175 du fonds latin.* Paris, Durand et Pedone Lauriel, 1869, p. 37.

Die facsimiles.

Facsimiles der eide finden sich

1) bei Roquefort, *Glossaire de la langue romane* I, XX.
2) De Mourcin, Serments prêtés à Strasbourg. Par. 1815. XIV.
3) Pertz, SS. II. 777.
4) De Chevallet, *origine et formation de la langue française* I, 83.

Die facsimiles bei De Mourcin und Pertz stammen aus Roquefort, das Chevallets, welches nur die romanischen eide umfasst, ist selbständig, aber wenig sorgfältig ausgeführt. De Mourcins facsimile ist das beste, weil er das ungenaue specimen bei Roquefort nach neuvergleichung der handschrift berichtigt.

Es war mir aufgefallen, dass das facsimile bei Pertz zu dem bei Roquefort gar nicht stimte und vielfach ein falsches zeichen, einen falschen buchstaben gab, wo jener das richtige hatte. Namentlich steht bei Pertz *in damno fit* (st. *sit*) und darnach, ebenso schwarz, wie von alter hand, ein strich, der im original aus Petavius zeit herrührt und in *Roqueforts* facsimile nicht reproduciert ist, ebensowenig wie da *fit* steht; ferner liest Pertz deutlich *sic hex* bei R. richtig sic hęc; weiter bei Pertz *geganga,* bei R. richtig *gegango; utrorumque populus quiq* bei Pertz, *qui;* richtig bei R.; und noch andere kleinigkeiten, wie *sorbrihchit* für *forbrihchit* u. a. m. Nicht am wenigsten war dabei unklar, woher Pertz den strich hatte, der bei Roquefort sich nicht fand, wol aber im original, das der herausgeber der monumenta doch nicht gesehen. Es lag nahe, anzunehmen, dass Guérard, der die an Pertz überlieferte, „von einem unbekanten aber sehr geschickten paläographen“ genommene collation natürlich auch selbst gemacht hatte, auch die Roquefortsche collation in seiner weise neuverglichen und verbösert. Ich bemerkte jedoch bald, dass De Mourcin in seiner abhandlung verschiedene ungenauigkeiten in dem facsimile Roqueforts rügte (z. b. p. 39. 71. 81 u. a. a. o.), die ich nur in dem der *Scriptores* bemerkte. Von den anmerkungen Massmanns (*Abschwörungsformeln* 180—182, anm. 3. 6. 7. 9. 10) zu Roqueforts facsimile lässt sich dasselbe sagen, sie finden nur auf das facsimile bei Pertz anwendung. Es scheint mir daraus zur evidenz hervorzugehen, dass in einer anzahl von exemplaren des *Glossaire de la langue romane,* namentlich in den beiden der Pariser kaiserlichen bibliothek, welche ich verglichen habe, das ältere höchst fehlerhafte facsimile, auf welches sich De Mourcin und Massmann beziehen und welches Pertz in den Scriptores reproduciert hat, herausgenommen und durch ein correcteres (vielleicht nach Mourcins berichtigter tafel) ersetzt worden ist. Leider aber basieren sämtliche deutsche bearbeitungen der schwüre auf

dem facsimile bei Pertz, beziehungsweise auf dem fehlerhaften specimen bei Roquefort.

Ich gehe jetzt zu den paläographischen nachträgen und berichtigungen über.

Der schwur Ludwigs des Deutschen.

en avant Diez bemerkt hierzu: (*Altr. sprachd.* 7) „Pertz emendiert ohne not *in avant.*"

in avant, welches auch Massmann (*Abschwörungsformeln* p. 58 anm. 50) als falsch bei Pertz rügt, ist nicht emendation desselben, sondern correctur erster hand im ms., wie das auch auf sämtlichen facsimiles deutlich zu sehen ist. Das lang durchgezogene *i*, ähnlich einem *j*, komt auch sonst in der handschrift häufig vor, z. b. fol. 35^r b: *sciljcet*, fol. 35^v a: *vjsi* — regelmässig aber ist es, wenn ein vocal in *i* verändert wird; es wird dann direct auf den vocal geschrieben und, zum zeichen der correctur, lang durchgezogen. So ist *obsidebus* fol. 32^r a zeile 19 v. o. in *obsidibus* corrigiert; fol. 32^r b stand: *relicto Remis Hugone diacono Heriberto filio*, es ist in der angegebenen weise *Heriberti* corrigiert. Fol. 45^v b, z. 15 v. o. stand: *Quique Remis ordinatur ab episcopos*, durch daraufgeschriebenes langgezogenes *i* ist *episcopis* corrigiert. Der mislaut, woran sich Diez stösst, muss also wol zugelassen werden und die sprachliche consequenz des denkmals, in dem *in* nun sieben mal gebraucht ist, ist nur um so grösser.[1]

salvarai eo salvaraeio bei Pertz ist druckfehler, oder fehler in Guérards collation. Der codex bietet also diese schreibung, die übrigens nach den bei Diez (p. 8) angeführten beispielen zu rechtfertigen wäre, wirklich nicht, seine lesart wird übrigens auch von sämtlichen facsimiles getreu reproduciert.

et in adiudha Das erste *d* ist im ms. durch daruntergesetzten punkt deutlich expungiert, was alle facsimiles und herausgeber vernachlässigt haben. Der schreiber expungiert zuweilen mit zwei punkten, einem oberhalb und einem unterhalb des zu tilgenden buchstabens, wie *gellu* (Pertz separatabdr. d. Nith. p. 40) und *ad* (ibid. p. 51) — mit einem punkt, wenn die correctur darüber geschrieben wird, wie *gratenter* fol. 3^r a; *indulxit* fol. 4^r b; *sacramentam* fol. 12^v b; aber auch wenn dies nicht der fall, ist die expunction mit nur einem darunter gesetzten punkte häufig, z. b. *Stellingua* fol. 15^r a (Pertz separatabdr. p. 46). Ganz in derselben weise ist auch *eidem* etwas weiter unten expungiert, wo die

1) Burguy (*grammaire de la langue d'oïl* I, 19) hat übrigens das facsimile richtig gelesen, ebenso Müllenhoff (*Denkmäler* p. 479).

schreibung *Stellinga* ausserdem die richtigkeit der ersten correctur belegt. Es heisst da fol. 15[r]b: „*Igitur metuens Lodhuvicus ne eidem Nortmanni nec non et Sclavi propter affinitatem Saxonibus qui se Stellinga nominaverant* etc. Auch fol. 18[r] ist *inteperiaes* ebenso corrigiert. In derselben weise, wie die richtigkeit der correctur *Stellinga* in der oben angeführten belegstelle, wird die richtigkeit der correctur *aiudha* in unserem denkmale durch das später wider vorkommende *aiudha* belegt; es ist also falsch, umgekehrt in diesem zweiten falle das in der ersten stelle corrigierte erste *d* (*adiudha*) widerherzustellen, wie einige herausgeber getan haben.

Für den vocalischen oder consonantischen charakter des *i* (vgl. die bemerkung von Diez, *Sprachd.* 8) in *aiudha, aiue* ist übrigens eine laisse aus dem Oxforder Alexander (*Bodleian libr.* 264 f. 128[r]) besonders interessant, die ich bei Michel, *Chronique des ducs de Normandie* II, 516 mitgeteilt finde. Die wörter *aiue* und *liue* stehen daselbst mit *hastive pensive trive* in assonanz. *Aiue* oder *ajue* findet sich übrigens noch in der burgundischen übersetzung der predigten des heiligen Bernhard (Fonds français 24768 fol. 1[r]),[1] die wol kaum älter als das letzte drittel des 12. jahrhunderts, während das ms. aus dem anfange des 13.

salvar dist Burguy meint, dass hier ebensogut *dift* gelesen werden kann (*Grammaire* I, 20). Trotz genauester besichtigung der handschrift und vergleichung sonstiger *st* kann ich mich davon nicht überzeugen; es steht da *dist.* Ob *f* und *t* in der selten vorkommenden verbindung *ft* verbunden werden, wie *s* und *t*, steht zu bezweifeln. Die schwierigkeit *debet: dist* bleibt freilich bestehen; ob sie durch die lesung *dift* gehoben wäre?

alzresi in Pertz facsimile ist fehlerhaft widergegeben, es steht *t* da, ebensogut wie zwei zeilen weiter

sit statt *fit* und in den lateinischen einleitungsworten zum schwure Karls *hęc* und nicht *hex* steht.

Schwur Karls des Kahlen.

scal in thiu Nach Müllenhoff (*Denkm.* p. 479) soll im ms. *iu* stehen; das *n* ist deutlich.

sô sama Grimm (SS. II. 666, anm. 49) vermutet, dass vielleicht auch in der handschrift *sama* zu lesen ist, wenn man genau sieht. Es steht deutlich *soso | ma.*

1) Die stelle ist gedruckt bei Leroux de Lincy, *Les quatre livres des rois* p. 521) der *ajue* schreibt, wie Michel im Charlemagne und die herausgeber des Roland.

indi mit Ludheren Nach Müllenhoff, 479 soll hier die handschrift *luoheren* haben; in der handschrift ist von einem *o* nichts zu sehen und diese lesart verdankt wol der bemerkung Grimms: (SS. II. 666, zeile 45 der anm., 2. col.) „vielleicht ist *luoheren ludheren* mit oben erblichenem oder übersehenem strich" ihren ursprung.

ne gegangu Grimm sagt (SS. II. 666, 1. col. d. anm. z. 51): „Das voranstehende *geganga* ist allzu deutlich, als dass man *gegangu* lesen könte, wie die grammatik fordert, möglich, dass der schreiber in dem ihm vorliegenden text *u* für *a* nahm und *a* setzte." Auch Müllenhoff und die anderen herausgeber notieren nach dem an dieser stelle geradezu gefälschten Roquefortschen facsimile resp. der Pertzschen reproduction *geganga* als lesart des codex, während da deutlich *gegango* steht, wie De Mourcin schon 1815 erkante. Derselbe gelehrte gibt in seiner schon mehrfach citierten, sehr sorgfältigen arbeit folgende aufklärung über die entstehungsgeschichte der Roquefortschen lesart (p. 71): „*Selon le facsimile de M. de Roquefort on auroit nege ganga. Cette faute provient de ce que la dernière lettre de gegango étant couverte d'encre et entièrement illisible, M. de Roquefort a cru devoir y suppléer un a. L'o étoit préférable. Au surplus la tache étoit récente; je l'ai légèrement frottée avec le bout du doigt et un peu de salive; l'o s'est alors parfaitement decouvert.*" — De Mourcin hat den dintenfleck so gründlich abgerieben, dass heute kaum noch spuren davon sichtbar sind; das *o* ist ganz deutlich. Als curiosum notiere ich, dass Marquard Freher, der auch (nach Bongars collation) *gegango* liest, hier *gefango* bessern möchte.

thê minan Auch die handschrift hat *the*, nicht *zhe*; wenn die untere ecke des *t* nicht so rund geworden wie gewöhnlich, (so spitz wie im facsimile ist sie jedoch im codex nicht) so rührt das offenbar (nach dr. Arndts scharfsinniger bemerkung) daher, dass die feder sich an der besonders stark vorgerissenen linie gestossen. Es ist daher durchaus nicht notwendig, das *t* graphisch für ein *z* zu nehmen und ein versehen des schreibers anzunehmen (vgl. Grimm SS. II. 666, anm. col. 1 z. 49—51).

Schwur der romanischen völker.

quique in den lateinischen einleitungsworten ist bei Roquefort-Pertz schlecht widergegeben (quiq· statt quiq;).

que son fradre druckt Diez ohne bemerkung, während die handschrift deutlich *quae* (*que* mit cédille: *quę*) hat.[1]

1) So auch Pertz und Müllenhoff.

Lodhuwig Die handschrift hat nicht *loghuuuig* (Diez, *Sprachd.* p. 13), sondern *lodhuuuig.*

Schwur der deutschen völker.

sînemo Codex: *sine n.o,* nicht der erste strich, wie Grimm vermutete, sondern der dritte ist verblichen, aber nur teilweise, der untere teil ist, als punkt, noch sichtbar, was das facsimile Roquefort-Pertz vernachlässigt.

hidhuunige,

Ludhuunig und

sorbrihchit im facsimile Roquefort-Pertz sind, wie Massmann bei den beiden ersten schon vermutete, ungenauigkeiten der reproduction. Der codex gibt sehr deutlich: *Ludhuuuige, Ludhuuuig* und *forbrihchit.*

wirdhu Grimm sagt (SS. II, 666 col. 2 d. anm. 25): „Ob es *wirdhit* (*erit*) oder *wirdhic* oder etwa *wirdhu* lautet, kann gezweifelt werden.“ Müllenhoff notiert *wirdhic* als lesart des codex, so steht auch deutlich im facsimile Roquefort-Pertz, während im original unzweifelhaft *wirdhit* steht.

PARIS, IM OCTOBER 1869. JULIUS BRAKELMANN.

Nachschrift.

Die vermutung des herrn dr. Brakelmann, dass das Roquefortsche facsimile der Strassburger eide nachträgliche correcturen erfahren habe, und dass die abzüge nicht in allen exemplaren des wörterbuches genau übereinstimmen, scheint in der tat gegründet zu sein. Das facsimile in meinem exemplare von Roqueforts glossaire (Paris 1808), welches ich vor etwa 20 jahren in einer Weigelschen auction zu Leipzig als neues unaufgeschnittenes buch gekauft habe, bietet folgendes:

z. 10. *mialtrc | ſi,* mit solcher anlehnung des unteren hakens von *l* an den grundstrich des *t,* dass das *t* allerdings einem *z* ähnlich wird.

z. 13. zwar *ſit,* aber so unklar und undeutlich, dass es auch als *fit* gelesen werden kann.

z. 14. *ſicᵇec,* aber *e* und *c* stossen an ihren oberen enden so zusammen, dass man auch *ex* lesen kann.

z. 21. *inthi utha zermigſoſo | maduo* · unzweifelhaft deutlich.

z. 22. *luheren* unzweifelhaft deutlich.

z. 23. *nege gango·· zheminan* Das *o* in *gegango* ist unzweifelhaft klar und deutlich, aber seine gestalt ist etwas runder und voller, als die

der übrigen *o* des facsimile. Desgleichen unzweifelhaft ein *z*, nicht *t*.

z. 26. *quiq;* unzweifelhaft klar und deutlich.

z. 28. *quę* an der unteren biegung des *e* ist ein langer nach links gehender strich angesetzt.

z. 32. *lodhu*|*uuig* unzweifelhaft deutlich.

z. 34. *ſine n.obruodher* Der punkt, als rest des dritten *m*-striches, ist erheblich kleiner als die zu interpunktionszeichen verwendeten punkte, aber doch ganz deutlich erkenbar.

z. 35. Das erste wort kann *hidhuuuige*, aber auch *ludhuuuige* gelesen werden. Das letzte wort der zeile dagegen bietet unzweifelhaft nur *lud*|*huuuig*.

z. 36. *forbrih*|*chit* mit unzweifelhaft deutlichem *f*, nicht *ſ*.

z. 39. *uuirdhit* mit unzweifelhaft deutlichem *t*, dessen langgeschwungener querstrich bis an das voranstehende *i* reicht.

HALLE. J. ZACHER.

BRUCHSTÜCKE AUS DEM WILLEHALM VON ORANSE DES ULRICH VON DEM TÜRLIN.

Von dem früheren abgeordneten herrn Herrmann aus Mülheim a. d. Mosel erhielt ich unlängst ein mit versen beschriebenes pergamentenes folioblatt, auf dessen unterem rande folgende worte stehen: „annotationbuchlein deß hauß Manderscheidt welcher gestaldt et quibus annis die Graffen von Manderscheidt gelebt und regirt haben ab Aō. 1387 biß 1510. 15 etc.“ Da das queer geknickte blatt, wie dieser anscheinend von einer hand des 17. jahrhunderts queer darauf geschriebene neue titel andeutet, zum umschlage eines dünnen quartheftes gedient zu haben scheint, welches zu notizen über die grafen von Manderscheidt bestimt war, drängt sich die vermutung auf, dass auch die zerstörte handschrift selbst, der das blatt entstamt, zu der alten, reichen und berühmten samlung der grafen von Manderscheidt auf ihrem schlosse zu Blankenheim in der Eifel gehört haben möge. Das geschlecht dieser grafen starb in der mänlichen linie um die zeit der französischen revolution aus; in den revolutionsstürmen ward das schloss zerstört, und die dort aufgehäuften schätze und seltenheiten giengen teils zu grunde, teils wurden sie in alle weltgegenden zerstreut. Einzelne der ehemals dort befindlichen altdeutschen handschriften sind almählich wider zu tage gekommen: so eine pergamenthandschrift des

Tristan vom jahre 1323, jetzt im besitze des herrn regierungsrates von Groote zu Köln; eine andere pergamenthandschrift des Tristan aus dem vierzehnten jahrhunderte, jetzt in der königlichen bibliothek zu Berlin; eine (in Pfeiffers ausgabe nicht benutzte) pergamenthandschrift des Barlaam, jetzt in der königlichen universitätsbibliothek zu Bonn; eine handschrift des Wigalois, eine des Renner, auch eine papierhandschrift des Willehalm von Oranse, im besitze des herrn von Groote. (Vgl. Tristan, von meister Gotfrit von Straszburg, herausgegeben von E. von Groote. Berlin 1821. 4. p. LXVII fgg. Wolfram von Eschenbach, zweite ausgabe, von Karl Lachmann. Berlin 1854. s. XXXIII.)

Das folioblatt enthält 6 in längslinien gerahmte spalten, von je 43 zeilen, zwischen feingezogenen queerlinien, im ganzen also 258 zeilen. Die schöne und deutliche schrift könte ihren zügen nach zwar vielleicht noch dem 13. jahrhundert angehören, wird aber wol mit grösserer wahrscheinlichkeit in das 14. zu setzen sein. Jeder vers beginnt mit einem grossen anfangsbuchstaben und schliesst mit einem punkte. Interpunction fehlt; nur an sehr wenigen stellen begegnet ein punkt oder strich auch innerhalb der zeile. Hie und da sind wörter, buchstaben oder buchstabenteile durch untergesetzte punkte getilgt, oder auch durchstrichen. Die verse 103 und 242 beginnen mit grosser blauer, vers 181 mit eben solcher roter initiale. Letztere ist jedoch wol zu unrecht gesetzt, da sie nicht mit einem grösseren absatze der erzählung zusammenfällt, und ihr auch nur 2, nicht 3 reime vorangehen. Am unteren rande der kehrseite steht die signatur .iiij.

Der schreiber braucht *v* an-, in- und auslautend für *u*, *v* mit darüber gesetztem häkchen für *ü* und für *iu*, mit darüber gesetztem *e* für *üe*, mit darüber gesetztem *o* für *uo*, *iv* mit häkchen über *v* für *iu*, *o* mit darüber gesetztem *e* für *œ*, setzt an- und inlautend langes, auslautend kurzes *s*, hat für *z* und *ȥ* nur einerlei zeichen, und weiss zwischen *ȥ* und *s* nicht mehr richtig zu unterscheiden, wie er denn neben *dc* für *daȥ* auch *wc* nicht nur für *waȥ*, sondern auch für *was* verwendet. Zuweilen setzt er auch einen circumflex, jedoch ohne folgerichtigkeit, und selbst an ganz ungehöriger stelle, wie er auch in verwendung der grossen anfangsbuchstaben nicht folgerichtig verfährt.

In dem nachstehenden genauen abdruckt sind, statt der eben angegebenen schreibweise, die jetzt üblichen typen verwendet, die eigennamen mit grossen anfangsbuchstaben versehen, und die wenigen abkürzungen welche sich auf die allgemein üblichen beschränken, aufgelöst worden, mit ausnahme von *vñ*, um den verschiedenen möglichen auflösungen in *und*, *unt* und *unde* nicht vorzugreifen. Von einsetzung unserer jetzt üblichen interpunction ist abstand genommen worden, weil die incorrect-

heit, an welcher der text durch schuld des schreibers zu leiden scheint, doch kaum erlaubt haben würde, sie überall richtig und reinlich durchzuführen.

recto a. Ist mir ze dez Margraven kunne.
Der hohesten frœden wunne.
Die min hertze gehaben kan.
Ist. so ich sich ir einen an.
5 Ir trost mich zefrœden leit.
Swaz ich in leide han gebeit.
Daz hat ein selig end genomen.
Nu waz der Markis komen.
Dem wart dez bruoders komen kunt.
10 Do er erbeitzte er gie zestunt.
Zuo der kunegin da er in vant.
Er tet hie bruoders liebi erkant.
Ein rich enpfahen braht in dez inne.
Ouch sprach er zuo der küneginne.
15 Nu pflig sin frowe, als er dir si.
Wisse er ist dir mit triuwen bi.
Daz frœte der küneginnen sin.
Nu schier gie uf den Palas hin.
Viviantz vñ diu ritterschaft.
20 Arnolt wart mit liebe kraft.
Enpfangen als da zehove zam.
Diu künegin nu wasser nam.
Grave Arnolt vñ der Markis hie.
Diu künegin dez niht enlie.
25 Si tete nach züchten schin.
Arnolt und diu künegin.
Diu schœne Alyse vñ der Markis.
Hie wart gedient in zühte wiz.
Gantzer wille si dar zuo treip.
30 Der grave nu alda beleib.
Wol uf sehs tage frist.
Arnolt sprach daz du· so bist.
Hie heime vñ niht tagalte pfligst.
Schaffe daz du iht so ligest.
35 Du hast hie iunger mage vil.
Die wol tuont ritters getete spil.

28. ursprünglich *wirt*, undeutlich corrigiert; es soll wol *wart* gemeint sein.

Betrahte daz vñ volge mir.
Mach ûns frœde ê ich kom von dir.
Ez ist wol zit daz man daz tuo.
40 Nu horte diu küneginne zuo.
Der dize rede vil wol behagt.
Si sprach er hat dir war gesagt.
Ez zimet dir wol nach dime komen.
b. Da wirt frœde von vernomen.
45 Sit si von hoher arte sint.
Vñ ob sümlichiu kint.
In iungen iaren sint. waz dar umbe.
Die wisen leren die tumben.
Bitz er manlicher getat gewon.
50 In dirre rede lie si niht von.
Daz ich in wil dez bringen inne.
Ob ich in von hertzen minne.
Sin arte wirt von mir gehœhet.
Sin tugent hat zuo mir geflœhet.
55 Vil liebi diu mich hat ergetzet.
Ob ich an liebi was geletzet.
Sin pris wirt von mir getiurt.
Sit sich sin triuwe hat gehiurt.
Gen mir in gantzer liebi hol.
60 Der grave sprach von recte iu sol.
Unser künne bieten êrê.
Nu tet er nach ir beider lere.
Berhtramen er besante.
Der hette ze Proventz in dem lande.
65 Vil guoter bürge die man da vant in.
Da was er gevarn hin.
Do der Margrave wider kam.
Kyberten vñ Hues zim nam.
Die waren ime gesezzen na.
70 Dem Markise si ritten sa.
Er tet in dizę rede kunt.
Berhtram sprach ez ist ein funt.
Der dem lande ze frœden frumt.
Ouch schaffe ich wol daz uns kumpt.

68. Der letzte strich des *m* in *Kybertem* ist durch untergesetzten punkt getilgt. — *hves*

75 Her der ritterschefte vil.
Der Margrave sprach bruoder ich wil.
Hundert ritter ich machen wil.
Dez stoze ich niht langer zil.
Ouch süllen in allen enden.
80 Werben wir. daz ez geschehe.
Ze disen pfingsten daz man sehe.
Daz üns gê niht an frœden abe.
Welle mir uz daz ich habe.
Du vñ min bruoder Kybert.
85 Hundert edel knappen die swert.
Enpfahen mit Viviantze.
c. Man muoz hie frœde sehen gantze.
Also wil diu künegin.
Do sprach Kybert da süllen wir sin.
90 Gebetes iemer undertan.
Der tugent daz wol verdienen kan.
Sit daz si üns ze frœden wart.
Ditz was nu ungespart.
Si ritten hin vñ her vñ besanten sich.
95 Dez bewert diu aventiure mich.
Ez ergie als ich geseit han.
Gen Oranse si zogten dan.
Dar koment tusent ritter oder mer.
Nu wart nach Kyburge lêr.
100 Daz rich gezelt hie uf geslagen.
Ouch sach man vil soumer tragen.
Beide karren vñ wagen.
Nu huob sich manger hande spil.
Der ich nu niht sagen wil.
105 Flœten tambren vñ schalmien.
In dem klê muez ir kamer sin.
Für den witen palaz.
Diu ritterschaft erbeitzet was.
Vñ giengen schowen uf daz rivier.
110 Hie zehen. dort sechs, da liht vier.
Vñ benamen sich dem sweize gar.
Hie manig reidez valwes har.
Der geste houbet hie ziert.
Besolt vñ geviert.
115 Si uf den palas giengen.

Da si nach witze enpfiengen.
Der Markis vñ diu künegin.
Nu bedahte vil tiurer pfelle schin.
Termis den palas überal.
120 Der heiden richeit sich nit hal.
Daz moht man an Kyburge sehen.
Ouch saz bi ir an den man spehen.
Mohte minne geleze wol.
Nu wart der Palas frœden vol.
125 Die tische man richte vñ gab gnuok.
Mit videln harpfen man für truok.
Dirre frœde gie doch ein angest zo.
Ouch konden alle ir frowen nuo.
Den gesten man schuof guot gemach.
verso a. 130 Dez morgens do man messe sprach.
Do hiez diu künegin dar tragen.
Der ich niht gar mag gesagen.
Von pfelle semit vñ ander d'lachen.
Hundert rittern die an swachen.
135 Die wât mohten wol enpfahen.
Nach den botten sach man gahen.
Hundert ors vñ niwe gereit.
Vñ als vil schilten dar bereit.
Be vie vil riche spangen mit golde.
140 In die buckeln als si solden.
Die spangen zir sliezen.
Bereit wol ane verdriezen.
Mit meisterlichem flize.
Nieman mir daz verwize.
145 Ob ich iu prüefe daz ich nie gesach.
Diu aventiur mir sin veriach.
Als da stat wie was gehert.
Sin schilt ob daz min zunge mert.
Daz sol man durh zuht mir wissen nit.
150 Sit man Kyburge der wirde giht.
So kan ich kum geliegen hie.

122 Der schreiber hatte den vers irrtümlich mit *mohte* geschlossen; dann hat er dies *mohte* wider ausgelöscht, und hinter dem der folgenden zeile mit einem striche interpungiert.

138 *schillten*, aber das zweite *l* durch untergesetzten punkt getilgt.

Der Margrave och die.
Viviantzes schilt gesellen.
Ob sich die nu bereiten wellen.
155 Ia vil wafenroke vñ richer deke.
Diu frœde git hertzen weke.
Swa man die durh frœde tuot.
Von pfelle mangen richen huot.
Man mahte zuo dem richen kleid.
160 Kyburge hertze liebe geit.
Gen Viviantz vñ gen Milen.
Ouch waren gesant mit ilen.
Vil botten als ichs han.
Die manig schœn kastelan.
165 Berhtram vñ ander brahten gen der Marke.
Nach schowen vil starke.
Mit den vil schœner pferiden gie.
Nu was groze frœde hie.
Vf der burk vñ in dem plan.
170 Vil buhurt sach man hie began.
Vor der künegin vñ den frowen.
Man mohte hie frien graven schowen.
b. Hie an dez Margraven schilt.
Da wart Kyburge tugende gezilt.
175 So hohe daz man ir tugende iach.
Ouch was bereit als ich ê sprach.
Nach der aventiure sage.
Diz was an dem pfingest tage.
Von der ritterschaft wart gedrank.
180 Do man nu die messe gesank.
Dar nach segente man in diu swert.
Der Margrave nieman anders gert.
Der segente sinem neven.
Wan ein kappelan hies Steven.
185 Dez hertze sich so gemeine hielt.
Wan er gen gotte vil tugende wielt.
Ouch hielt er sinen orden wol.
Nu wart der palas aller vol.
Den man nu schiere rumpte hie.

168. Dem *o* in *groze* ist ein *e* übergeschrieben.
181. *sengente*, aber das erste *n* durch untergesetzte punkte getilgt.

190 Do diu messe vñ der segen ergie.
Vñ man in diu swert umbe gurt.
Do huob sich ein buhurt.
Der wol ein wibes hertze vie.
Viviantz sich so anlie.
195 Daz man in für si alle priste.
Ob ich iu hie nu wiste.
Von sime schilte vñ siner richen wat.
Her Wolfram daz geseit hat.
Ez ist niht durft daz ichs sage.
200 Dar nach an dem dritten tage.
Diu ritterschaft ze lande kerte.
Die sit iamer trûren lerte.
Als iu daz mære noch kündet.
Her Wolfram hat ez ergründet.
205 Der Markis hie minne koufte.
Daz mangen von dem leben sloufte.
Kyburgez süezi wart hie sur.
Ir kamen bœse nâchgeburn.
Von den der walt wart geœset.
210 Her Wolfram daz hat zerlœset.
Daz wir sin niht durfen fragen.
Ouch beginnet iu der leide betragen.
Wie irs vor hant gehort.
Reinen hertzen her nach frœde stort.
215 Vñ trüebet sinen reinen muot.
c. Nu hœrent ob ez iu dunket guot.
Viviantz vñ sin gesellechaft.
Die pflagen nu solicher ritterschaft.
Daz man in prises getete iach.
220 Viviantz do ze Milen sprach.
Ob du wilt wir sülen besehen.
Vñ mit gemeinem munde iehen.
Vñ giengen zuo der künegin.
Ez sol mit iwern hulden sin.

193. *wibvs hertzen*, mit haken über dem *v* und zwei punkten unter dem *n*.
197. *sime* ist zweimal geschrieben, das zweite aber durchstrichen.
199. vor *ichs* steht ein durchstrichenes *ist*.
203. *m're*.
209. *dēn*.

225 Frowe daz wir riten hin.
Durh sehens die keiserin.
Vñ minen herren den künig Loys.
Da vinden wir mangen Franzoys.
Da wirt iwer wirde bekant.
230 Nu hat der Wolfram nieman genant.
Won den klaren Viviantz.
Den er vant uf Alitzschantz.
Der Margrave ob im erbeitzte.
Den leit ze iamer reizte.
235 Do der in wibes hertzen.
Owe dez iemerlichen schmertzen.
Die klage ir ê hant vernomen.
Nu land üns aber wider komen.
Da diu rede ê beleip.
240 Kyburg si niht wider treip.
Dez willen der si ze frœden treip.
Nu enbôt Alyse diu maget.
Bi Viviantze gruozes vil.
Si ritten dan in kurtzem zil.
245 Vñ kerten rehte gen Litun.
Dunalde dez küneges garzun.
Hin wider lief si fragten mere.
Er seite daz der künig were.
Ze Muleun vñ diu keyserin.
250 Gen Oranse ich gesant bin.
Getarst duz sagen. ia herre wol.
Min herre der Margrave sol.
Die schœne Alysen bringen wider.
Min frowe lit an frœden nider.
255 Vñ frœde mit iamer au ir iaget.
Si gesehe Alysen die maget.
Ob ir kumit mit dem Markis.
Daz bringet iu wol lones pris.

In diesem bruchstücke treten uns die namen von personen des kärlingischen sagenkreises entgegen. Wir finden von den sieben söhnen des grafen von Narbon (vgl. Wolfram, Willehalm 5, 16) den ältesten, den markgrafen Wilhelm von Oransche (Markis vgl. Wh. 3, 11), den zwei-

225. *hein*, mit punkt unter dem *e*.

ten Bertram (Wh. 6, 22), den fünften Arnalt (= Arnold Wh. 6, 27), den siebenten Gybert (= Kybert Wh. 6, 29); ausserdem Viviantz, Wilhelms schwestersohn (Wh. 23, 1), Kyburg, gemahlin Wilhelms (Wh. 7, 30), welche früher Arabelle hiess und gemahlin des heidnischen königs Tybald war (Wh. 8, 2). Es wird das schlachtfeld Alischantz (Wh. 165, 4) und der berg Munleûn (Wh. 198, 15) erwähnt usw. Von diesen personen finden wir bei Kyburg (der künegin) den markis, Viviantz und Arnold. Letzterer fordert die königin auf, ritterspiele zu veranstalten. Kyburg geht gern darauf ein. Es wird nach rittern geschickt, um dieselben zu dem feste einzuladen, an dem auch Viviantz mit andern knappen das schwert empfangen solle. Nach der anweisung Kyburgs werden zelte aufgeschlagen und die ritter gut bewirtet und reichlich beschenkt. Bei den spielen zeichnet sich Viviantz aus. Nach beendigung der festlichkeit bitten Viviantz und Milen um urlaub, da sie zur kaiserin und dem könige Loys gehen wolten. Die beiden ritter brechen auf, nachdem Alyse ihnen viele grüsse aufgetragen hat und kommen zu Dunalde, von dem sie hören, die kaiserin befinde sich zu Muleun.

Es fällt aber diese festlichkeit vor die zeit, in welcher uns Wolfram von Eschenbach die obengenanten personen vorführt. Denn Wolfram begint sein gedicht nach vorausgesanter einleitung mit der vorbereitung zum kampfe gegen die heiden, und schildert uns alsdann die schlacht bei Alischantz, in welcher Viviantz getödtet wird. Die mitgeteilten verse können also nicht aus dem Willehalm des Wolfram von Eschenbach herstammen. Denn solte man auch wirklich der ansicht sein, Wolframs Willehalm, wie wir ihn jetzt besitzen, sei uns nicht vollständig überliefert, so können die 258 zeilen doch unmöglich teile des verlorengegangenen stückes und somit des Wolframschen Willehalm sein. Denn in den zeilen 198 und 199 lesen wir:

her Wolfram daȝ geseit hat,
es ist niht durft, daȝ ichȝ sage.

Zwar spricht auch in stellen seines Willehalm Wolfram von sich selber, aber immer, indem er die erste person hinzusetzt, z. b. Wh. 6, 19:

ich Wolfram von Eschenbach.

Von einem andern dichter also als Wolfram müssen die obigen zeilen herrühren. Einem früheren verfasser, als Wolfram, können wir sie jedoch der angeführten verse (198 und 199) wegen nicht zuschreiben; sonst wäre dies an sich nicht grade unmöglich, da ja der anfang von Wilhelms und Arabellens geschichte bereits vor Wolfram in Deutschland bekant war (vgl. Wolframs Willehalm 7, 23 ff.).

Wir haben demnach in den oben mitgeteilten versen ein bruchstück aus einem werke eines späteren nachwolframischen dichters vor uns. Da wir nun wissen, dass der ungenügende anfang des Wolframschen Willehalm den Ulrich von dem Türlîn bewogen hat, die mangelnde vorgeschichte, oder, wie er selbst sie nent, die „vorrede" hinzuzudichten, in welcher er die entführung Arabellens und ihre lebensschicksale bis zur schlacht bei Alischanz weitläufig erzählt, werden wir das obige bruchstück in dem gedichte dieses Ulrich aufsuchen. In der ausgabe Casparsons[1] finden wir nun zwar freilich keine spur davon, aber wir erinnern uns, dass diese ganz ungenügende ausgabe nur ein abdruck einer einzigen handschrift ist, und dass es noch eine andere, vollständigere, und nach Lachmanns urteile (Wolfram p. XLI) echtere recension gibt, welche z. b. in der Heidelberger handschrift no. 395 erhalten, aber freilich noch ungedruckt ist. Und da komt uns denn ein glücklicher zufall zu hilfe, dass ein anderes, kürzeres, von v. 56 bis 223 unseres textes reichendes bruchstück schon vor jahren in Regensburg gefunden und durch Karl Roth bekant gemacht worden ist,[2] von welchem Roth (s. XXII) zugleich feststellen konte, dass es mit dem texte des schlussstückes der Heidelberger handschrift no. 395 übereinstimt.

Hiernach entstamt also unser oben abgedrucktes bruchstück einer handschrift, welche den vollständigeren und echteren text des Willehalm von Oranse Ulrichs von dem Türlîn enthielt, und gehört zu dem schlussstücke dieses gedichtes.

Vers 207 des bruchstückes ist mit geringer änderung entlehnt aus Wolframs Willehalm 12, 30.

BERLIN. DR. HAAG.

1) Wilhelm der Heilige von Oranse erster teil, von Turlin oder Ulrich Turheim, einem dichter des schwäbischen zeitpunktes. Aus einer handschrift herausgegeben durch W. J. C. G. Casparson. Cassel 1781. 4.

2) Dichtungen des deütschen mittelalters in bruchstücken aufgefunden und mit erläüterungen herausgegeben von dr. Karl Roth. Stadtamhof 1845. — no. VIII. Wilhelm von Oransche. S. 134—141.

VIRGIL UND HEINRICH VON VELDEKE.

Die folgende abhandlung soll ein versuch sein, an einem beispiele die behandlung antiker stoffe in unserer poesie des mittelalters eingehend nachzuweisen. Aus diesem nachweis ergeben sich von selbst die richtigen gesichtspunkte für beurteilung eines dichters, über welchen kein geringerer kenner unserer litteratur, als Gervinus ist, ein vernichtendes urteil gefält hat. (Gesch. d. poet. N.-L. der Deutschen I, p. 293—302). Diesem urteile ist zwar schon widersprochen worden, so von Ettmüller in der vorrede seiner ausgabe des dichters p. XVIII, da aber Gervinus am angeführten orte zur begründung seiner ansicht nicht wenig einzelheiten aus Veldekes Eneit anführt, so wird auch nur ein genaues eingehen auf die eigentümlichkeiten des gedichtes zu einer überzeugenden berichtigung jenes urteils führen. Seitdem A. Pey (Eberts Jahrb. II, 1 ff.) den nachweis geführt hat, dass Veldeke seiner französischen vorlage, dem roman d'Eneas des Benoit de Sainte-More, genau gefolgt ist, dass die meisten abweichungen von Virgil nicht von ihm, sondern schon von Benoit herrühren, dass auch stellen, welche noch Gervinus für Veldekes eigentum hielt, nur gewante und freie nachahmung des französischen originals sind, seitdem sind freilich bereits eine anzahl der aburteilenden aussprüche von Gervinus hinfällig geworden.[1] So kan das urteil des litteraturhistorikers: „Der rittersman hat keinen begriff von dem, was er übersetzt“ (Handb. der Gesch. d. poet. N.-L. d. Deutschen 1842. p. 44) bei dem unkundigen nur falsche und schiefe begriffe erwecken. Der rittersmann hat seine französische vorlage sehr wol verstanden und man würde ihm gewis unrecht tun, wenn man ihn für einen gewöhnlichen übersetzer erklären wolte. Denn seine sprache fliesst so gewant und ungezwungen, dass er in dieser hinsicht sich nicht nur

1) Da der französische originaltext des romans d'Eneas von Benoit de Sainte-More leider noch ungedruckt ist, können wir über ihn und über das verhältnis der bearbeitung Veldekes zum französischen original nicht mehr wissen, als Alexander Pey in seiner oben angeführten abhandlung: „L'Enéide de Henri de Veldeke et le roman d'Eneas attribué à Benoit de Sainte-More“ auf p. 1—45 des II. bandes von Eberts jahrbuch für romanische und englische litteratur (Berlin 1860) mitgeteilt hat. Es lässt sich also im einzelnen freilich meist nicht mit der wünschenswerten sicherheit erkennen, ob und wie weit Heinrich von Benoit abweicht oder nicht. Der verfasser der vorliegenden abhandlung war somit ausser stande, über das verhältnis Heinrichs zu Benoit mehr und genaueres zu bieten, und muss in dieser beziehung den geneigten leser auf die darstellung von Pey verweisen, sowie überhaupt die abhandlung sich nur auf dem deutschen text der Ettmüllerschen ausgabe und dem von Pey dargebotenen aufbauen konte. Red.

wesentlich vor seinem nachahmer Herbort von Fritzlar auszeichnet, sondern auch manchem modernen übersetzer eine lehre geben könte. Hat er doch in dem berühmten gespräche über die minne die französische vorlage so meisterhaft nicht nur in das treffende deutsche wort, sondern auch in das entsprechende deutsche gefühl umgesetzt, dass Gervinus steif und fest behauptete, das müsse des Deutschen eigene erfindung sein. Es beschleicht uns zwar zunächst eine art wehmut, dass hier auch Gervinus schönes lob zurückgenommen werden muss (cf. p. 300), aber so übersetzen heisst fast gleich viel wie von neuem schaffen; es gibt stellen in Luthers bibel, die so, wie sie sind, von keinem als von Luther so gesagt sein könten. Und in diesem sinne kan immer Gervinus urteil stehen bleiben: „die deutsche dichtung jener zeit hat gewis weniges an lieblichkeit, an herzlichkeit, an inniger unschuld und naivetät diesen gesprächen der Lavinia und ihrer mutter zu vergleichen.“ Dass übrigens Heinrich v. Veldeke im einzelnen vielfach von seiner französischen vorlage abweicht, wird die folgende darstellung ergeben. Um das verhältnis des antiken gedichts zu dem mittelhochdeutschen in das richtige licht zu setzen, lege ich zunächst den gang der handlung bei Virgil und bei Veldeke vergleichend dar, sodan stelle ich zusammen, was von antikem sich bei Veldeke erhalten hat, und gebe zuletzt eine übersicht über das „moderne,“ welches unwilkürlich in die Eneit eingedrungen ist.

I.

Virgil führt uns in der Äneide sogleich mitten in die handlung hinein. Es sind schon sieben jahre verflossen, seit Äneas seinem vaterlande den rücken kehren muste, seine flotte ist aus dem sicilischen hafen Drepanum abgesegelt und fährt der küste Italiens zu, da erblickt Juno die verhassten überreste der Trojaner schon nahe dem ziele ihrer bestimmung und eingedenk ihres alten grolles und wol wissend, dass sprösslinge trojanischen blutes einst ihr geliebtes Carthago zerstören werden, dem sie die weltherschaft zugedacht hat, eilt sie zum Äolus und bestimt ihn, die troischen schiffe fernab von Italiens küste zu verschlagen oder auch im meere zu begraben. Da bricht der seesturm los. Die fahrzeuge des Äneas werden zerstreut, eines im meere versenkt, bis endlich Neptun durch sein gewaltiges *quos ego* die winde zügelt und das aufgeregte meer zur ruhe bringt. Äneas erreicht mit 7 schiffen von zwanzig die Libysche küste. Er erlegt für seine erschöpften gefährten sieben am ufer weidende hirsche und richtet den gesunkenen mut jener mit tröstenden worten auf. Unterdessen wendet sich Venus besorgt um ihren geliebten sohn an den vater der götter und menschen wegen der unaufhörlichen

irrsale, die dem Äneas verhängt sind und erhält von Jupiter die tröstliche versicherung, dass Äneas Italien erreichen, die kriegerischen völker des landes besiegen und den grund zu der künftigen weltmacht Roms legen werde. Als am nächsten morgen Äneas mit dem treuen Achates auf kundschaft ausgeht, komt ihm in dem walde, der die küste umgibt, seine göttliche mutter entgegen, unter der gestalt einer jägerin, gibt ihm auskunft über die herrin des landes Dido, weist ihn nach dem nahen Carthago und sagt ihm die glückliche rückkehr der verschlagenen schiffe voraus. Jene beschleunigen ihren weg und sehen bald das geschäftige Carthago vor sich liegen. Durch eine wolke dem blicke der menge entzogen durchschreiten sie die stadt, bis sie zu dem tempel der Juno gelangen, an dessen pforte sie glücklich mit ihren verloren geglaubten gefährten zusammentreffen, die eben herbeieilen um an dem throne der königin für sich und ihre gestrandeten schiffe recht und schutz zu suchen. Dido nimt den Äneas und seine gefährten ehrenvoll und gastfreundlich in ihrem palast auf; erfreut über die aufnahme sendet Äneas den Achates nach den schiffen, damit er den Ascanius samt reichen geschenken herbeibringe. Aber Venus fürchtet noch immer die doppelzüngigen Carthager, die schützlinge der Juno, und um die Dido mit noch stärkeren banden an Äneas zu fesseln, sendet sie in der gestalt des Ascanius, den sie nach Creta entrückt, ihren sohn Amor, und während nun Dido den vermeintlichen Ascanius beim gastmahle küsst und liebkost, wird ihr unauslöschliche liebe zum Äneas eingehaucht. Am ende des gastmahls bittet Dido ihren lieben gast, von anfang an ihr Trojas fall zu erzählen. — Soweit das erste buch. — Es folgt nun im zweiten buche der Äneide die erzählung des Äneas über die letzten schicksale Trojas. Der bau des hölzernen rosses, der scheinabzug des griechischen heeres, die geteilten meinungen der Trojaner, ob sie die merkwürdige hinterlassenschaft ihrer feinde in die stadt führen sollen oder nicht, die abmahnende rede des priesters Laocoon, der mit der lanze gegen den bauch des hölzernen ungeheuers stösst, dass die waffen der darin verborgenen Griechen klirren. Die auffindung des Sinon und dessen listige feinerdachte rede, durch welche verbunden mit dem wunderbaren tode des mahners Laocoon die Trojaner dahin umgestimt werden, den hölzernen coloss durch den niedergerissenen teil ihrer mauer in die stadt zu bringen und endlich den langersehnten tag des friedens festlich zu begehen. Dann bei nächtlicher weile die rückkehr der Griechen von Tenedos und das öffnen der tore durch ihre dem bauche des rosses entstiegenen genossen. Äneas wird aus dem schlafe aufgeschreckt durch die erscheinung des Hector, der ihn zur flucht und zur rettung der heimatlichen Penaten auffordert. Dann die lebendige beschreibung des kampfes in der strasse der bren-

nenden stadt, die heldentaten des Äneas, die schlacht um die königsburg und der tod des Priamus, dann die feine motivierung der flucht des Äneas, zu der ihn seine göttliche mutter selbst mahnt, der widerstand des greisen Anchises (der lieber unter den trümmern Trojas sterben will), endlich durch unverkenbare götterzeichen gebrochen, und Äneas, den greisen vater auf dem rücken, seinen sohn an der hand führend, gefolgt von der treuen Creusa, aus der stadt fliehend. Endlich ausserhalb der stadt bei dem tempel der Ceres angekommen macht er die schreckliche entdeckung, dass er in der eile der flucht seine gattin verloren hat. Seine rückkehr in die stadt, das lange vergebliche suchen, bis ihm der schatten der geliebten erscheint. Darauf seine flucht mit den Trojanern, die sich zu ihm gesellt haben, in das Idagebirge. — Im dritten buche werden nun die siebenjährigen irrfahrten des Äneas behandelt, ehe er nach Afrikas küste verschlagen wird. Am Ida hat er sich seine schiffe gebaut und geht mit begin des sommers, ungewis wohin ihn sein schicksal führen wird, in see. Der kurze aufenthalt an der durch den mord des Priamiden Polydor befleckten thrakischen küste, die ankunft auf Delos, wo ihn das apollinische orakel in dunkeln worten sein künftiges heimatland zeigt:

Dardanidae duri, quae vos a stirpe parentum
Prima tulit tellus, eadem vos ubere laeto
Accipiet reduces. Antiquam exquirite matrem.
Hic domus Aeneae cunctis dominabitur oris
Et nati natorum et qui nascentur ab illis. III, 94—98.

Äneas wendet sich hierauf nach Creta, wohin, wie Anchises meint, das orakel weist. Bereits ist die stadt Pergamum gegründet, als die Trojaner durch pest und dürre wider hinweggetrieben werden. Die heimatlichen Penaten selbst erscheinen im traume dem Äneas auf Apollos geheiss und deuten ihm das orakel:

Est locus, Hesperiam Graii cognomine dicunt:
terra antiqua, potens armis atque ubere glebae;
Oenotri coluere viri: nunc fama, minores
Italiam dixisse ducis de nomine gentem.
Hae nobis propriae sedes; hinc Dardanus ortus,
Iasiusque pater, genus a quo principe nostrum.
III, 163—168.

Nach der abfahrt von Creta überfällt ihn ein mächtiges unwetter, das ihn drei tage und nächte auf dem meere umherwirft und ihn endlich an die küste der Strophaden treibt, wo seine gefährten mit den Harpyen zu tun bekommen. Eine von ihnen, Celaeno verkündigt ihm, dass er

zwar nach Italien kommen und dort landen würde, dass er aber nicht eher würde eine stadt gründen können, bis grimmer hunger sie gezwungen hätte *ambesas absumere mensas:* III, 257. Es folgt dan die fahrt durch das Ionische meer bis zur küste von Epirus, der aufenthalt bei dem Priamiden Helenus und der Andromache, die ihm mit rat und tat beistehen. Dan die fahrt entlang der südküste Italiens, die abenteuer am fusse des Ätna, und endlich die ankunft in dem hafen von Drepanum an der westspitze Siciliens, wo der greise Anchises den mühen der seefahrt unterliegt. So schliesst Äneas seine erzählung mit dem zeitpunkte, mit welchem das erste buch der Äneis began.

Vielfach in haupt- und nebenzügen abweichend begint die deutsche Äneide Heinrichs von Veldeke. Das verschlungene, kunstvolle gefüge der handlung bei Virgil ist vermieden; Veldeke hält sich genau an die zeitliche aufeinanderfolge. Menelaus belagert um der ihm von Paris geraubten Helena willen die stadt und nimt sie endlich ein, nichts wird von den Griechen verschont, gesunde und kranke erschlagen, Priamus findet mit seinen vier söhnen den tod. Nur ein vornehmer man, der an dem einen ende der stadt wohnt, der herzog Äneas, der sohn der göttin Venus, *diu frowe ist uber die minne,* rettete sein leben. Er hatte zu jener zeit von den göttern vernommen, dass er sein leben erhalten und nach Italien fahren solte, woher Dardanus der gründer Trojas stamte. So kent also Äneas schon hier den ort seiner bestimmung, den er bei Virgil erst nach längerer irrfahrt auf Creta erfährt. Als nun der verhängnisvolle augenblick gekommen ist, da versammelt Äneas seine verwanten und dienstmannen um sich (*sîne mâge und sîne man*), teilt ihnen die weisung der götter mit und stelt ihnen frei, ob sie bleiben und kämpfend sterben oder mit ihm das land verlassen wollen; in beiden fällen werde er zu ihnen stehen. Sie entscheiden sich allgemein dafür, mit ihm das land zu räumen und so zieht er nun mit 3000 rittern aus, seinen sohn führt er an der hand, seinen altersschwachen vater lässt er hinter sich her tragen, auf der flucht verliert er seine gattin, der dichter sagt scherzhaft: „ich weiss nicht wer sie ihm nahm.“ Man sieht, mit keinem worte suchte der dichter die flucht zu beschönigen, nicht wie bei Virgil kämpft Äneas bis zum letzten augenblicke, um erst dann von den göttern dazu aufgefordert der stadt den rücken zu kehren. Es komt hier dem dichter nur darauf an, kurz und schlicht die facta zu erzählen, ohne sie tiefer zu motivieren. Er besteigt mit seinen leuten 20 schiffe, die die Griechen wol gerüstet unfern seines hauses stehen gelassen hatten, und bald sind sie auf der hohen see; aber durch den hass der Juno, die dem Paris noch immer nicht die bevorzugung der Venus vergessen kan (cf. Virg. Aen. I, 26), werden die Tro-

janer sieben jahre lang auf dem meere umhergetrieben und immer fern gehalten von dem lande, wo Äneas gern wäre, von Italien. Der dichter hat durch so merkwürdige erfindung dem Äneas den weiten weg in das Idagebirge und den bau der flotte gespart. Einmal zeigt Juno den Trojanern gar unsanft ihre macht; drei tage und nächte verfolgt sie die schiffe mit sturm und wind, regen und hagel, so dass sogar eins von ihnen im meere versinkt, erst am vierten tage legt sich das unwetter. Veldeke hat in der beschreibung des unwetters seine französische vorlage abgekürzt. Äneas erblickt das land und die hohen berge Libyens, bald erreichen sie die küste, da sind von ihren zwanzig schiffen nur noch sieben beisammen. Wenig gutes gewährt ihnen der hafen, in den sie eingelaufen sind. Es ist deutlich zu erkennen, dass sich in diesem unwetter zur see die züge vereinigt finden, die wir bei Virgil finden in dem seesturme, der die Trojaner nach der abfahrt von Creta trift (III, 190—206), und aus dem unwetter, welches sie an die Libysche küste treibt (I, 102—123). Äneas schickt hierauf 20 ritter, welche „*Ylionix*" anführt, in das land auf kundschaft aus und nach „*kouf und spîse.*" Die ritter stossen bald auf einen weg, der sie aus dem walde führt, und da sehen sie vor sich eine feste, schöne und grosse stadt (*borch*), die Dido erbaut hatte; es wird nun kurz die herkunft der Dido, die veranlassung ihrer einwanderung nach Libyen und die bekante geschichte von der rindshaut (cf. I, 366 f.), erzählt, jetzt dient der Dido ganz Libyen; über den bau der stadt verweist Veldeke auf Virgilius (cf. I, 418—29), er erzählt nur kurz, dass die stadt sieben tore und hundert türme hatte, an jedem tore sass ein mächtiger graf mit 300 rittern, in der stadt konte man alle arten der güter finden, die wasser und land hervorbrachte, auf der einen seite vom meere, auf der andern von strömen eingeschlossen, trotzt sie jedem angriff. Der palast der Dido steht nahe am meere, in seiner nähe wider das münster der Juno, ihr nämlich dient Dido spät und früh, damit sie Carthago zur hauptstadt aller reiche mache (cf. Virg. Aen. I, 12—18). Die boten gelangen endlich zur Dido: Ylionix führt das wort (wie bei Virgil I, 520 ff.), er bittet sie um hilfe, rat und frieden, stelt ihr den dienst seines hern zu gebote, fleht sie an, dass sie die Trojaner im hafen besseres wetter erwarten und ihre schiffe wider in stand setzen lasse, und unterrichtet sie überhaupt von dem misgeschick der flüchtigen Trojaner (cf. I, 520—560). Die königin, wolbekant mit dem schicksal Trojas und vertraut mit den leiden des heimatlosen umherirrens, will gern mit Äneas land und leute teilen, wenn er bleibe; wenn nicht, so stelt sie ihm wenigstens, so lange er sich aufhält, alles, was sie hat, zur verfügung (cf. I, 570—78. 619—630). Unterdessen sind die zwölf verschlagenen schiffe eingelau-

fen, Äneas ist ungeduldig auf die rückkehr der boten wartend auf einen hohen berg gestiegen, um nach ihnen auszuschauen, da sieht er sie kommen, eilt ihnen entgegen, und nun ist in lebendiger weise das hastige fragen des Äneas und das antworten der boten gezeichnet (genau nach Benoit) pag. 32, 21—33, 17. Äneas reitet mit 500 (bei Benoit 140) auserkorenen rittern in herlichen gewändern auf edlen rossen nach der stadt; er findet dort breite strassen und stattliche paläste; zu beiden seiten schauen *magede* und *frowen* aufs beste geschmückt seinem einzuge zu, leicht erkennen sie den Äneas heraus, denn er ist ja der schönste von allen. Dido empfängt freundlich ihn und seine mannen. Nachdem sie ihm den kuss des wilkommens gegeben, schafft sie ihren gästen alle bequemlichkeit. Erfreut über den guten empfang schickt Äneas boten nach dem Ascanius und trägt seinem kämmerer (*kamerâre*) auf, reiche geschenke herbeizubringen. Als nun der junge Ascanius zu hofe reitet, da berührt Venus ihm mit ihrem feuer den mund, so dass wer ihn zuerst küsst von liebe entbrennen muss. Als nun Ascanius an den hof komt, umarmt er die Dido und wird von dieser geküsst. So erfasst jene die minne zum Äneas, aber sie verbirgt jetzt noch ihre liebesqual im herzen. So hat auch hier der dichter (Benoit) die erfindung des Virgil vereinfacht; es folgt hierauf, wie bei Virgil, das reiche gastmahl, an dessen ende Dido den Äneas bittet, ihr zu erzählen, wie Troja erobert wurde. Fast mit derselben wendung wie bei Virgil begint auch bei Veldeke Äneas seine erzählung. Das *infandum regina jubes renovare dolorem* entspricht dem sinne nach den schlichten worten Veldekes: *ir habet begunnen einer rede diu mir wê tût.* Die erzählung des Äneas selbst ist bei Veldeke ausserordentlich verkürzt, mit etwa 400 kurzzeilen wird das ganze zweite buch Virgils abgefertigt, etwas ausführlicher ist die erzählung bis zum öffnen der tore durch die im bauche des hölzernen pferdes versteckten Griechen, am getreuesten sind die reden des Sinon widergegeben, wenn auch mit manchen entstellungen; z. b. dass das hölzerne ross so gebaut worden sei, dass man die göttin gewaffnet darauf setzen wolte, was nur durch den tod des werkmeisters verhindert worden, wovon sich bei Virgil keine spur findet, ferner dass der sogenante Sinon Ulixes selbst gewesen sei. Eine masse der schönsten episoden des buches, wie die von Laocoon (fehlt auch bei Benoit), die beschreibung der brennenden stadt und des kampfes in der strasse, die weiteren umstände der flucht des Äneas, sind unterdrückt; Äneas schliesst kurz damit, als er gesehen habe, dass er umgekommen sein würde, hätte er in Troja bleiben wollen, so sei er mit 3000 mannen, herlichen scharen, ausgezogen, um nach Italien zu fahren, und so sei er unter vieler mühsal endlich hieher gekommen. So springt der dichter mit einigen weni-

gen worten über das ganze dritte buch Virgils weg. Welche gesichtspunkte zu dieser verkürzung des stoffes geführt haben mögen, wird später zu erörtern sein. Dass aber durch die vollständige übergehung dieses buches, auf welches in den folgenden büchern Virgils vielfache rückdeutungen sich finden, manche unklarheit auch in die deutsche Äneide gekommen ist, wird sich bald zeigen.

Um so ausführlicher wird nun in der deutschen Äneide das thema behandelt, welches das ganze vierte buch von Virgil ausfüllt, die verhängnisvolle liebe der Dido zum Äneas, die mit dem tode der Dido endigt (p. 48, 5—80, 22). Das ist der rechte tummelplatz für den minnedichter, das war wol auch für seine hörer und leser eine der anziehendsten partieen. Hier hat zwar der dichter vielfach das, was bei Virgil mit wenigen worten angeführt ist, weit ausgesponnen, z. b. die schlaflose nacht der Dido (bei Virgil IV, 5 *nec placidam membris dat cura quietem.* cf. 9 *quae me suspensam insomnia terrent!*) wird bei Veldeke reich ausgemalt; nicht ohne tändelei wird erzählt, wie Dido den namen des geliebten der schwester bekent (cf. Virg. IV, 9—30). Die beschreibung des jagdaufzuges der Dido (cf. Virg. IV, 136—138), nimt bei Veldeke einige 70 kurzzeilen in anspruch (59, 19—61, 10), endlich wird die vereinigung der Dido mit dem Äneas (Virg. IV, 165—168), die bei Veldeke unter einem schützenden baume des waldes, nicht in einer waldgrotte wie bei Virgil, stattfindet, mit übertriebener ausführlichkeit behandelt (cf. p. 62, 39—63, 28). Pey bemerkt zu dieser stelle: *où le poëte français abrège l'épopée latine, le poëte allemand l'écourte où le trouvère la développe, le minnesinger la paraphrase et l'amplifie.* a. a. o. s. 7. Hier gibt also Pey eine gewisse selbständigkeit Veldekes zu. Aber auch hier sind in der deutschen Äneide vielfache kürzungen des ganges der handlung vorgenommen worden. Bezeichnend ist vor allem, dass Veldeke das vielbewunderte bild der Fama, welche die kunde von der verbindung der Dido mit dem ankömling über den erdkreis verbreitet, ein bild, das Benoit beibehalten hat, gänzlich unterdrückt. Veldeke weiss auch nichts von Iarbas, dem herscher Mauritaniens, dem verschmäbten freier der Dido, der nun zu Jupiter um rache fleht um dieser zurücksetzung willen; nichts weiss er von Jupiter, der durch Mercurius dem seine bestimmung vergessenden Äneas die fahrt nach Italien gebieten lässt, er berichtet nur mit wenigen worten, dass der Dido in folge dieses schrittes viele gram geworden wären, und zwar die *„hêren after lande,"* die ihre minne gesucht hatten, jetzt aber ihr an ihre ehre sprachen, und wie dann Äneas, als er ein so mächtiger herr geworden und so innig geliebt war, von den göttern einen dringenden befehl erhalten hätte, das land zu verlassen. Sonst findet man aber,

besonders in den reden der Dido, die grundgedanken des Virgil wider, nur die Anna unterstützt die leidenschaft ihrer schwester nicht mit so staatsklugen gründen wie bei Virgil, sie sagt ihr vielmehr, wie sie es anfangen müsse, den Äneas ihre neigung merken zu lassen, ohne es ihm geradezu zu sagen (cf. pag. 57, 1—7). Vornehmlich zeigt sich die erwähnte ähnlichkeit des gedankenganges in den reden bei der schliesslichen auseinandersetzung mit der Dido, obwol auch hier wider in der deutschen Äneide sich eine abkürzung findet, indem die nochmalige sendung der schwester Anna zu dem unerbittlichen Äneas unterblieben ist. Immer kürzer wird der deutsche dichter, je weiter es zum ende des vierten buches komt, er lässt alsbald nach dem wortwechsel mit der Dido Äneas davonfahren, dann die verlassene fürstin sogleich zur ausführung der list schreiten, durch welche sie ihrem leben ein ende machen will: das feuer des magischen opfers wird angezündet, die zurückgelassenen angedenken des Äneas herbeigebracht und dann die Anna nach der zauberin gesendet. So schafft bei Veldeke die Dido alle zeugen ihrer tat hinweg und nun schreitet sie in den tod: man sieht die ganze situation ist vereinfacht, es kent die deutsche Äneide nicht die vorzeichen, welche den nahen tod der Dido verkündigen (IV, 450—465), nicht das nächtliche grübeln der Dido, durch welches sie wider auf den entschluss zu sterben gebracht wird, nichts von der plötzlichen abfahrt des Äneas mitten in der nacht zufolge der warnung des gottes; wie Virgil die zwischen rachegedanken und milderen regungen schwankende Dido schildert, als sie am morgen die schiffe der Trojaner auf hohem meere sieht, dann ihre verwünschungen gegen Äneas, in denen sie gleichsam den tötlichen hass ihrer nachkommen gegen das römische volk und das racheschwert des Hannibal prophezeit, alles dieses sucht man vergebens bei Veldeke. Rachsüchtig und unversöhnt stirbt Virgils Dido, weichmütig und vergebend die deutsche.

Das fünfte buch Virgils ist wider in der deutschen Äneide fast ganz übersprungen; es wird mit 167 kurzzeilen abgetan (80, 23--84, 20). Gleich anfangs überrascht die kurze äusserung Veldekes, dass Äneas über meer gefahren sei, *unser dâ ze lande quam, dâ sîn vatér begruben lach,* wobei er sich nicht einmal die mühe nimt, dieses land zu nennen, obwol im vorhergehenden noch gar nicht erwähnt ist, wo und wann Anchises gestorben. Diese angabe fält aber bekantlich an das ende des dritten buches der Äneide und mit der übergehung dieses buches ist auch sie zugleich unterdrückt worden. Der dichter erwähnt zwar, dass Äneas gerade an dem jahrestage des todes seines vaters dorthin gelangt sei, aber die feierlichen opfer und die festspiele Virgils, die den grösten teil des fünften buches ausmachen, werden mit der kurzen andeutung

abgetan: *daz begienk ouch Ênêas harde hêrlichen dâ.* (Benoit hatte die feierlichen leichenspiele in die ritterspiele seiner zeit umgesetzt.) Ganz unterdrückt ist das abermalige feindselige eingreifen der Juno, welche durch Iris die der seefahrt müden trojanischen frauen zur anzündung der flotte verleitet und die rettung der schiffe durch den regenguss Jupiters auf das flehen des Äneas. Das einzige, was aus diesem buche bei Veldeke mit einiger ausführlichkeit behandelt wird, ist die nächtliche erscheinung des Anchises, der dem Äneas den rat erteilt, die greise und greisinnen und die den kommenden kämpfen nicht gewachsenen im lande zurückzulassen und ihn dann auffordert, geleitet von der Sibylle in der unterwelt aus seinem munde seine und seines geschlechtes zukunft zu erfahren; bei Virgil entschwindet der schatten des Anchises mit herannahen des morgens (V, 738: *Jamque vale; torquet medios nox humida cursus et me saevus equis Oriens adflavit anhelis*). Der verwante deutsche glaube spricht sich bei Veldeke in den worten aus: *ichn mach nicht langer hie sîn, ez nâhet der hanencrât.* Kurz wird dann der gründung einer stadt für die zurückzulassenden erwähnt, und Äneas hierauf ohne alle umschweife zur Sibylle geführt. Sowol die episode bei Virgil, in der Venus bei Neptun ihrem sohne günstige fahrt erwirkt als die andere, in der der tod des Palinurus erzählt wird, sind der censur erlegen.

Dagegen verweilt der dichter mit vorliebe bei dem sechsten buche Virgils, bei der fahrt in die unterwelt; überhaupt ein beliebtes thema bei den höfischen dichtern (84, 21 — 110, 30). Freilich schrumpft die Sibylle, die gottbegeisterte priesterin, bei Veldeke zu einer alten hässlichen hexe zusammen, die indes im grunde nicht so böse ist, wie sie aussieht. In der beschreibung der Sibylle ist Veldeke seiner eigenen einbildungskraft gefolgt (cf. Pey a. a. o. s. 9). Der tempel Apollos zu Cumae wird zu einem *betehûs* und von der verzückung der Sibylle ist bei Veldeke keine rede; wol kent auch die deutsche Äneis den goldenen zweig (*daz ris*), welcher bei der fahrt in den Tartarus notwendig ist; wie indes die episode Virgils vom tode des Misenus übergangen ist, so auch der zug, dass ein taubenpar den Äneas zu dem goldenen zweige führt. Veldeke begnügt sich damit zu erzählen, die götter hätten Äneas zu dem *rise* geführt, dafür ist aber Veldeke (mit Benoit) vorsichtig genug dem Äneas noch auf den weg ein kraut gegen den gestank der hölle und eine salbe gegen das höllische feuer mitzugeben! Bei dem gange durch die unterwelt folgt Veldeke nach Benoit ziemlich genau den hauptmomenten der Virgilschen erzählung, die eigentümliche gestaltung derselben wird an einem anderen orte zu behandeln sein. Nicht mehr wundern wird es uns, dass in der rede, in welcher Anchises seinem sohne das ganze künftige schicksal seines geschlechtes zeigt, die menge der

anspielungen auf die spätere römische geschichte bis auf Augustus herab in der mittelhochdeutschen dichtung übergangen sind. Wer von denen, die Veldekes gedichte lesen hörten, würde auch diese anspielungen verstanden haben! Dafür hilft sich hier der dichter für eine unterlassungssünde, die er früherhin begangen hat. Während nämlich bei Virgil im dritten buche die Celaeno und später der seher Helenus dem Äneas verkündigt haben, dass er erst, nachdem er seinen eigenen tisch gegessen habe, eine stadt in Italien würde gründen können, lässt Veldeke dies nachträglich in der unterwelt den Anchises tun, nur indem er die tische in schüsseln umwandelte: pag. 110, 2 fg. (*dorch nôt solt ir ezzen | ûwer schuzeln ûf ûwerm tische*).

So haben wir die erste hälfte der antiken dichtung betrachtet und schon jetzt drängt sich die beobachtung auf, dass Virgils ersten sechs büchern ungefähr nur das erste drittel von Veldekes dichtung entspricht. Während bei Virgil das interesse gleichmässig zwischen den schicksalen des Äneas seit der zerstörung Trojas bis zum ende seiner irrfahrten und seiner schicksale in Latium geteilt ist, fällt bei Veldeke das hauptgewicht auf die kämpfe in Latium, das übrige wird nur als einleitung betrachtet, die mit ausnahme des liebesabenteuers am hofe der Dido so kurz wie möglich abgetan wird.

Genauer folgt Veldeke den sechs letzten büchern der Äneide; von pag. 110, 31—150, 6 ist der inhalt des siebenten buches behandelt. Äneas wird mit übergehung der episoden von der Cajeta, der amme des helden, und von der nächtlichen fahrt vorüber an der küste Circes, sogleich zu der mündung des Tiber geführt, *dâ noch Montalbâne stêt.* Die hungrigen Trojaner bedienen sich bei der mahlzeit des brotes als schüsseln für ihr fleisch und die fische, als tische dienen ihnen kniee und beine, sagt Veldeke: als sie nun das fleisch verzehrt haben, essen sie auch das brot dazu und Ascanius sagt scherzhaft: „das will ich nicht vergessen, dass wir unsre schüsseln essen.“ Da gedenkt Äneas der worte seines vaters und verkündet nun seinen gefährten, dass hier der ort sei, wo sie sich niederlassen solten (bei Virgil VII, 122 steht ein widerspruch gegen das frühere). Die ganze umänderung des *mensas consumere* in „die schüsseln“ essen beruht auf der verschiedenheit der antiken und der deutschen sitte beim essen; nicht mehr auffallen wird es, dass hier wider die weitläufige einführung des königs Latinus und seiner vielumfreiten tochter Lavinia, sowie das orakel des Faunus unterdrückt ist (VII, 37—106). Äneas erfährt dass Latinus könig des landes sei und sendet zu ihm 300 gute ritter (bei Virgil 100 oratores) nach Laurentum mit reichen geschenken, indem er ihm seine dienste entbieten lässt. Wie bei Virgil heisst Latinus den Äneas nicht nur in seinem lande wilkom-

men, sondern bietet ihm auch eingedenk des götterspruches seine tochter Lavinia und mit ihr nach seinem tode das ganze reich an, hier wie dort wird die gesantschaft mit rossen beschenkt. Unterdessen ist Äneas auf einen hohen, steilen berg am meere geritten, den er sich zum bau seiner burg ausersieht, sehr charakteristisch gegen das Virgilische: *ipse humili designat moenia fossa molitusque locum primasque in litore sedes castrorum in morem pinnis atque aggere cingit.* Als die boten zurückkamen, war die burg bereits fertig. Bei Virgil tritt nun von neuem Juno auf, welche, da sie die besitznahme Latiums nicht verhindern kann dieselbe so sehr als möglich erschweren will, sie reizt daher durch die furie Allecto die gattin des Latinus Amata gegen den ankömling auf, gewis eine der prachtvolsten schilderungen Virgils. Als die königin den sinn ihres gemahls nicht wenden kann, treibt sie eine bacchantische wut in die wälder, und gefolgt von einer schar gleich wütender frauen verbirgt sie ihre tochter in tiefe waldgebirge, dann reizt Allecto auch den Turnus zum kampf gegen den fremdling auf, der ihm die bereits versprochene braut und mit ihr das reich entreissen will; endlich verwickelt die furie den jagenden Ascanius wegen des von ihm erlegten hirsches des Tyrrheus in einen blutigen streit mit den bewohnern des landes, bei dem der sohn des Tyrrheus und ein angesehener Latiner fällt: die veranlassung zum kampfe der Latiner gegen die fremdlinge. Dieses ganze eingreifen der göttin ist bei Veldeke natürlich unterdrückt, die sache nimt ihren natürlichen verlauf. Die königin, deren name bei Veldeke nie genant wird, begünstigt die vermählung ihrer tochter mit dem einheimischen fürsten, und hat den könig bereits dazu vermocht, gegen die ausdrückliche weisung des götterspruchs dem Turnus die tochter zu geloben. Jetzt setzt sie ihren gemahl, zornig über so raschen sinneswechsel, zur rede, und als sie nichts über ihn vermag, berichtet sie dem Turnus durch einen brief die gefahr, und fordert ihn zur behauptung seiner ansprüche auf; so beschliesst Turnus den krieg mit den eindringlingen und besendet seine verbündeten. Unterdessen baut Äneas seine burg aus, die veranlassung zum offenen ausbruch des krieges gibt auch hier die erlegung des hirsches und der sich daran knüpfende kampf des Ascanius mit Tyrrheus und seinen söhnen, der mit der zerstörung der burg des Tyrrheus und mit dem tode eines der söhne endigt. Hierauf plündern die Trojaner das umliegende land und versehen reichlich ihre burg Montalbane mit lebensmitteln, der belagerung gewis. Turnus erscheint vor dem könig Latinus und klagt die Trojaner des friedensbruches an, als der könig die fremden in schutz nehmen und die sache durch eine ehrenhafte sühne ausgetragen wissen will, geht Turnus zornig zur königin und wird von ihr in seinem entschlusse zum kriege bestärkt. Nicht

findet sich bei Veldeke die angabe, dass der greise Latinus sich jetzt, wo alles gegen ihn ist, von der regierung zurückzieht, auch die uralte römische sitte des öffnens der porta belli ist übergangen. Es erscheinen nun die von Turnus herbeigerufenen heere der italischen fürsten, von denen Veldeke nur die vorzüglichsten anführt; bei der Camilla und der beschreibung ihres aufzuges, besonders auch ihres pferdes, verweilt er wider mit besonderer vorliebe, auch hier im anschluss an Benoit (145, 31—150, 6). — Pag. 150, 7—174, 36 entspricht dem inhalte des achten buches der antiken dichtung; auch hier gibt es manche abweichungen, die erkennen lassen, wie durchgängig die verschlungene, mannigfach in einander eingreifende handlung bei Virgil in der mittelhochdeutschen dichtung vereinfacht ist, was bei Virgil gleichzeitig und nebeneinander geschieht, geschieht hier nacheinander; der lauf der erzählung entspricht dem laufe der zeit. Gleich am anfang haben Benoit-Veldeke den eigentümlichen zug, dass Turnus seine fürstlichen bundesgenossen versammelt, ihnen die lage der sache und das ihm von Latinus zugefügte unrecht darlegt, und sie zur hilfe gegen Aneas auffordert, worauf Mezentius sich dafür ausspricht, vorerst den Äneas zur verantwortung vor Turnus zu bescheiden, wogegen Menapus auf sofortige eröffnung der feindseligkeiten dringt; letztere meinung trägt den sieg davon, und nun werden die verteidigungsanstalten beschrieben, welche Äneas auf seiner burg trifft. Als Venus seine gefahrvolle lage sieht, söhnt sie sich mit ihrem gatten, dem *smidegotte*, wider aus, dem sie seit jenem bekanten abenteuer mit Mars gram geworden war, wobei Veldeke (nach Benoit) nicht umhin kann seinen landsleuten das bekante geschichtchen aufzutischen, von dem sich bei Virgil nichts findet. Vulcan schmiedet hierauf für Äneas eine prachtvolle rüstung, freilich ganz im geschmack und nach bedürfnis eines mittelalterlichen ritters; jedes einzelne stück wird eingehend beschrieben, während bei Virgil nur die bildwerke des schildes, scenen aus der römischen geschichte, beschrieben werden. Durch den boten, der ihm die waffen bringt, erhält Äneas zugleich die weisung der Venus, nach Pallantê zum könig Evander zu ziehen und mit ihm sich gegen seine feinde zu verbünden. Bei Virgil empfängt Äneas diesen rat durch den flussgott des Tiber. Hierauf stärkt Äneas den mut seiner leute durch eine lange rede, mahnt sie zur tapfern verteidigung der burg und besteigt mit seinem gefolge das schiff, das ihn nach Pallante bringt, dorthin wo jetzt Rom steht. Äneas trifft den könig Evander vor der stadt, wie er eben das andenken des Hercules, des Kakustöters, feierlich begeht. Die latinische stamsage von Kakus, von Virgil sehr ausführlich behandelt, ist natürlich wider bei Veldeke mit wenigen worten abgetan. Kakus ist ihm ein monstrum, man weiss nicht ob er sich

darunter einen lindwurm oder einen riesen gedacht hat; ebenso ist die rede des Evander, in welche Virgil die ganze urgeschichte des landes von der regierung des Saturnus an eingeflochten hat, bei Veldeke ganz übergangen. Nur das was zur motivierung des freundlichen empfanges beibehalten werden muste, nämlich dass sich Evander als gastfreund des Anchises zu erkennen gibt, ist beibehalten worden; freilich ist bei Veldeke Evander selbst in Troja gewesen, während umgekehrt bei Virgil Anchises in Arcadien mit Evander zusammengetroffen ist. Bezeichnend ist es, dass die fast ärmlichen und beschränkten verhältnisse des königs Evander, wie sie Virgil darstellt, um den gegensatz zu der nachmaligen grösse und pracht der weltbeherschenden stadt hervorzuheben, bei Veldeke sich nicht finden. Ihm ist Evander ein mächtiger könig, der die schwertleite seines sohnes Pallas mit einer glänzenden festlichkeit begeht, und der dem Äneas 10,000 mannen und 50 schiffe mitgibt. So hat sich das mittelhochdeutsche gedicht den bund mit den Etruskern erspart, zu welchem bei Virgil Evander den Äneas veranlasst, ebensowenig weiss es freilich auch von der sendung des Venulus zum Diomedes nach Argyrippa, von der Virgil gleich im beginn des buches erzählte. Mit diesem mächtigen heere tritt nun Äneas die rückfahrt an.

174, 37—198, 34 umfasst den inhalt des neunten buches, dessen inhalt die belagerung der burg oder des lagers der Trojaner ist. Bei Virgil begint das buch damit, dass Juno durch die Iris dem Turnus die entfernung des Äneas von den seinen kund tut und ihn zum beginn des kampfes in diesem günstigen zeitpunkte auffordert. Natürlich ist dieser eingang wider in der deutschen Äneide unterdrückt, Turnus erfährt dass Äneas entronnen sei, und entschliesst sich die burg zu belagern, die er schnell zu erobern gedenkt. Bald merkt er aber, dass die burg fest und gut verteidigt ist, er muss sich nach dem ersten angriff mit grossem verluste zurückziehen, etwas anders bei Virgil. Darauf entdeckt er die schiffe der Trojaner am ufer und lässt sie verbrennen, damit die feinde nicht entkommen können; nichts ist hingegen von dem wunder zu lesen, durch welches bei Virgil die schiffe von Jupiter auf Cybeles bitten in meernymphen verwandelt werden; bei Virgil begint auch der sturm aufs lager der Trojaner erst am folgenden morgen, die Latiner hatten erwartet, dass die Trojaner eine offene feldschlacht eingehen würden. Hierauf lagert sich das feindliche heer vor der burg des Äneas und überlässt sich, berauscht vom weine, von spiel und sang müde, einer sorglosen ruhe; nichts weiss Veldeke von den wachtposten, die in Virgils Äneide das lager umstelt haben. Es folgt nun die episode von dem nächtlichen gang des Euryalus und Nisus, in welcher Virgil entschieden sentimentaler ist als Veldeke. Das abenteuer geht hier wie dort auf

gleiche weise aus, nur dass bei Veldeke Volscens *„der hêre Volzân ze Laurente“* mit dem leben davon komt. Am andern morgen zieht das heer des Turnus zum sturm heran; bei Virgil werden die köpfe des Nisus und Euryalus vor dem heere hergetragen, während sie bei Veldeke an einem galgen aufgehängt werden. Von den klagen der mutter des Euryalus weiss die deutsche Aneide nichts. Nun folgt die beschreibung des sturmes auf das lager, die in den hauptmomenten genau nach Virgil gedichtet ist; erst die allgemeine beschreibung des sturmes, dann der sturz des von Lycus und Helenor verteidigten turmes, hierauf die erlegung des prahlenden Romulus durch Ascanius, endlich die grostaten der beiden riesen Pandarus und Bytias am geöffneten tore der veste, beider tod durch Turnus und dessen einschliessung in der burg, aus welcher er sich schliesslich durch einen sprung in den Tiber rettet. Veldeke lässt ihn dagegen durch das burgtor hinausschlüpfen, als dieses von Pandarus wider geöffnet wird, um die vor den toren kämpfenden Trojaner hereinzulassen. Es kehrt nun Turnus zu den seinen zurück und aus den grossen verlusten, die sein heer erlitten hat, lässt sich erkennen, dass das unrecht auf seiner seite ist.

198, 35 — 214, 40 entspricht dem inhalte des zehnten buches; der ganze anfang des buches bis 256 ist in der mittelhochdeutschen dichtung übergangen. Natürlich ist es wider die götterversamlung (X, 1 — 117), die gestrichen wurde; sie erscheint allerdings auch bei Virgil für den fortschritt der handlung ziemlich überflüssig, denn vergeblich versucht Jupiter die Juno und Venus zu versöhnen und stelt schliesslich doch alles dem schicksale anheim. Ebensowenig geschieht bei Veldeke des bündnisses erwähnung, welches Äneas mit den gegen Mezentius empörten Etruskern schliesst, und somit ist auch die aufzählung der oberitalischen bundesgenossen des Äneas (bei Virgil X, 163 bis 214) überflüssig geworden. Der weite umweg ist in der deutschen Äneide dem Äneas erspart worden, er erhält sogleich von Evander die ansehnliche hilfsmacht von 10,000 mann, mit denen er auf 50 schiffen zu den seinen zurückkehrt. Ebensowenig bedarf es jetzt der nymphen, in welche seine schiffe verwandelt worden sind, um ihm die bedrängnisvolle lage der seinigen zu melden (X, 215 — 56), selbst die ausführliche und lebendige beschreibung von der landung der etruskischen flotte (256 — 309) ist mit wenigen worten abgetan. Veldeke hält sich nirgends lange bei diesen einzelheiten auf; am nächsten morgen begint bei ihm der sturm auf die burg von neuem, da sehen die belagerten den Äneas mit seiner flotte herbeikommen und beginnen vor freude zu singen und zu blasen. Turnus hätte jenen zwar gern „die zufahrt genommen,“ aber sie sind bald aus den schiffen auf die rosse gekommen, und

nun begint die offene feldschlacht zwischen beiden heeren; auch hier hat Veldeke alles viel kürzer als Virgil erzählt. Abweichend von Virgil begint die feldschlacht damit, dass Pallas und Turnus zwischen den beiden heeren ihre lanzen brechen, nun erst folgt der massenkampf; Veldeke hilft sich über die ausführliche beschreibung desselben hinweg mit den worten: „es wäre allzu lang zu sagen, wer da fiel und wer da stach, und wer da seine speere brach, wer da starb und wer da schlug, denn es waren deren viele und genug," nur lässt Turnus 20mal mehr tote auf dem platze als Äneas. Unterdessen schickt Ascanius aus der burg 500 ritter dem Äneas zu hilfe, die dem feinde viel schaden tun; bei Virgil komt Ascanius selbst mit den belagerten Trojanern aus dem lager, aber zu einem andern zeitpunkte des kampfes, erst nach dem tode des Pallas (cf. 602—605); so dauert das blutige kämpfen bis nachmittag. Da gelingt es dem Turnus, einen teil der Trojaner in die flucht zu schlagen (bei Virgil sind es die mit Pallas gekommenen Arcader). Der junge Pallas bringt sie durch seine worte zum stehen und geht nun selbst auf Turnus los, vor dem sie fliehen. Es folgt der zweikampf zwischen Pallas und Turnus, der mit des ersteren tode endigt. Bei Virgil nimt Turnus dem erschlagenen feinde das wehrgehenk von kostbarer arbeit, bei Veldeke das ringlein, welches Äneas seinem jungen genossen geschenkt hatte. Bei Virgil folgt nun das wüten des Äneas in den reihen der feinde; Juno, dadurch um das leben des Turnus besorgt, lockt diesen durch ein scheinbild des Äneas auf eins der schiffe, dessen ankerseile sie alsbald löst. Turnus treibt in das offene meer hinaus. Auch hier ist bei Benoit und nach ihm bei Veldeke mit offenbarer absichtlichkeit das eingreifen der göttin unterdrückt worden, ein schütze, der sich in einem der schiffe geborgen glaubt, verwundet von dort aus den Turnus durch einen schuss, dieser springt in das schiff und tötet den schützen, dabei aber löst sich das ankerseil und der wind treibt das schiff ins offene meer; am andern morgen führt der umspringende wind das schiff wider ans land: *vor eine borch dâ Dampnûs sîn vater hêre uber was* — pag. 210, 28 f. (X, 688 *et patris antiquam Dauni defertur ad urbem*). Nun erst wendet sich Veldeke zur beschreibung der heldentaten, die der über Pallas tod ergrimte Äneas volbringt, und Veldekes worte: *her machete eine strâȥe enalmitten dorchȥ gedrank* — entsprechen ziemlich genau den worten Virgils v. 513 f. *latumque per agmen ardens limitem agit ferro.* Für Turnus tritt nun bei Virgil und bei Veldeke Mezentius ein, und sein und seines sohnes tragisches geschick wird in der deutschen dichtung ziemlich getreu nacherzählt: Mezentius muss von Äneas verwundet bald das schlachtfeld verlassen, es tritt für ihn sein sohn Lausus ein, der zuletzt den streichen des Äneas erliegt. Bei der kunde

davon kehrt der alte Mezentius, der seiner wunden gepflegt hat, in den kampf zurück, um sich an Äneas zu rächen, es ereilt ihn aber dasselbe geschick. Auch hier sind einzelne züge Virgils, z. b. der, dass Mezentius sein schlachtross Rhoebe anredet, als er zum letzten kampfe geht, in der höfischen dichtung nicht zu finden. Veldeke schliesst den kampf mit den worten: „*der storm wert allen den tach | unz daz in diu naht schiet, alsus saget uns daz liet.*"

215, 1—246, 40 umfasst den inhalt des elften buches, wider mit wesentlichen abkürzungen, aber auch erweiterungen. Gleich der anfang des buches, wo Äneas aus den erbeuteten waffen des Mezentius dem Mars ein *tropaeum* errichtet, ist in dem höfischen gedicht unterdrückt, es war ja dies eine dem mittelalter unverständliche sitte. Es wird bei Veldeke gleich die gesantschaft der Latiner (bei Virgil XI, 100—138) heraufgenommen, welche um einen waffenstillstand für die verbrennung der toten bittet, und darauf in zwei halbzeilen die verbrennung der toten erwähnt, die Virgil ausführlich schildert (XI, 182—224); um so ausführlicher erzählt das deutsche gedicht die heimsendung der leiche des jungen Pallas, und hier ist wieder in einem zuge erzählt, was bei Virgil durch eine episode unterbrochen ist (XI, 29—99. 138—180). Die meisten momente der erzählung Virgils finden sich bei Veldeke wider, der grund, warum andere unterdrückt sind, lässt sich leicht erkennen; z. b. findet sich bei Veldeke nicht die schöne vergleichung des toten Pallas mit einer geknickten blume (XI, 68 fg.), die doch selbst Benoit de Sainte More beibehalten hat, einmal weil Veldeke consequent allen bildern aus dem wege geht, und dann weil ihm wahrscheinlich die zusammenstellung eines gefallenen ritters mit einer blume unpassend schien; die beigabe der kriegsgefangenen, die als totenopfer fallen sollen (XI, 81. 82), war für jene zeit ungeniessbar, und das hinter der leiche weinend herschreitende streitross Äthra war wol auch fürs mittelalter unverständlich. Dagegen ist die bahre, bei Virgil ein einfaches geflecht aus baumzweigen (*stramen agreste* v. 67), bei Veldeke (nach Benoit) mit elfenbein, edelsteinen und kostbaren gewändern reich geziert, und auch bei ihm werden dem leichenzuge die rosse, schilde und waffen beigegeben, die Pallas erbeutet hat. Fast noch inniger als bei Virgil klingt in der höfischen dichtung die klage des Äneas um den gefallenen; bei Virgil findet man nicht den zug, dass Äneas mit gewalt von der leiche hinweggerissen werden muss: *sêre er weinen began, unze in sîne wîse man mit gwalde darvon brâchen* (p. 219, 7); wortreicher als der antike dichter, aber auch lebenswahrer ist der deutsche hier, wo er die ausbrüche des schmerzes erzählt, bei dem waffengenossen, bei dem vater und bei der mutter; von drei verschiedenen gesichtspunkten aus leiht unser dichter

dem schmerze worte, (man muss hier beachten, dass bei Virgil die mutter des Pallas schon längst verstorben ist). Über Virgil hinaus wird nun mit umgehender genauigkeit und mit sichtlicher vorliebe für den gegenstand die bestattung des Pallas in der heimat erzählt, das grabgewölbe, die grabschrift, die unverlöschliche lampe, die noch brante, als unter kaiser Friedrich das grab in Rom aufgefunden wurde, cf. p. 226. (Ettmüller, vorrede zur ausgabe p. XVI.) Benoit hat von der auffindung des grabes nichts. Die deutsche Äneide geht nun sogleich zu der versamlung über, die der könig Latinus zu sich berufen hat in der absicht, mit Aneas frieden zu schliessen. Kurz wird die rückkehr des Turnus angedeutet, die rückkehr der zu Diomedes geschickten gesanten muste natürlich auch hier unterbleiben, da schon früher ihre absendung übergangen war. Die grundgedanken der friedensrede, die bei Virgil könig Latinus hält, lassen sich noch bei Veldeke widerfinden; er erklärt sich bereit, dem Äneas das land zu Tuscâne zu lehen zu geben (cf. XI, 316—323), oder wenn er abziehen will, ihm zum neubau seiner flotte behilflich zu sein. Die charakteristik, die Virgil von dem beistimmenden Drances entwirft, hat sich auch bei Veldeke noch erhalten und dem *largus opum et lingua melior sed frigida bello dextera* (XI, 338) entspricht ziemlich genau das Veldekische *her was wîse unde rîche*, ... *verwizzen unde redehaht, niwan daz her ungerne vaht.* Drances ist es, der zur entscheidung des ganzen streites einen zweikampf zwischen Äneas und Turnus vorschlägt und so den gedanken anregt, der die neue wendung der handlung bedingt; auch die spottende gegenrede des Turnus hat Veldeke (nach Benoit) ziemlich treu widergegeben. Das boshafte wort: *ûwer ros is sô getân,* | *swenne irz rûret mit den sporen,* | *ez loufet allen den bevoren,* | *die û zu sprengen* | *die verre und ouch die lenge,* lässt sich wol vergleichen mit Virgils: *An tibi Mavors ventosa in lingua pedibusque fugacibus istis semper erit?* v. 389 ff. (nur ist im deutschen viel mehr humor). Es wird nun plötzlich die versamlung durch die nachricht aufgelöst, dass das heer des Äneas gegen die stadt anrücke. Nach Virgil XI, 511—26 hat Äneas die leichte reiterei in der ebene gegen die stadt vorangeschickt, er selbst sucht durch das gebirge auf umwegen dahin zu gelangen; diese situation ist bei Veldeke nicht klar dargelegt; vielleicht lag dies an seinem französischen vorbilde; Turnus durch kundschafter gewarnt legt sich gegen Äneas in einen hinterhalt, während Messapus und Camilla gegen die leichte reiterei der Trojaner kämpfen müssen; es beginnt nun die erzählung des reitergefechtes, und mit ihm tritt Camilla in den vordergrund. Virgil unterlässt auch hier nicht eine göttin, die Diana, unmittelbar an dem schicksale der Camilla zu beteiligen; auch dies ist natürlich wider

in den dichtungen des mittelalters übergangen. Die Trojaner werden zuerst durch den heldenmut der Camilla und ihrer jungfrauen aus dem felde geschlagen. Die lebendige beschreibung des hin und her wogenden reitergefechtes bei Virgil hat die deutsche dichtung nicht, eigentümlich ist ihr die auffassung, nach welcher die Trojaner zuerst die Camilla und ihre jungfrauen für göttinnen oder meerweiber (*merminne*) halten und deshalb scheu vor ihnen fliehen, bis endlich einer von ihnen, Ôrilocus (bei Virgil Orsilochus, derselbe, welchen dort Camilla im laufe einholt und tötet, 694 — 720), eine der kriegerinnen erlegt und dadurch seinen landsleuten die furcht vor den vermeintlichen göttinnen nimt. Nun treiben die Trojaner die Camilla mit ihrer schar zurück, bis sie endlich wider von Messapus vor Laurentums mauern in die flucht gejagt werden. Da reitet der ritter Tarcûn, *ein harde hobesch Trojân* (bei Virgil ist Tarcho der anführer des etruskischen heeres XI, 727) hervor und verspottet die Camilla, der besser ein anderer kampf anstünde, nämlich *daz vehten umb die minne*, in dem sie wol immer siegen würde. Es ist bemerkenswert, wie hier die ursprünglichen worte Tarchons verkehrt sind. Bei Virgil reitet dieser ins treffen, stellt die schlachtordnung wider her, und schilt seine leute, dass sie vor einer frau die flucht ergriffen; v. 734 ff. *femina palantes agit atque haec agmina vertit? quo ferrum quidve haec gerimus tela irrita dextris? At non in Venerem segnes nocturnaque bella, aut ubi curva choros indixit tibia Bacchi, exspectare dapes et plenae pocula mensae* et q. s. Bei Veldeke büsst Tarcûn seine spottrede mit dem leben, bei Virgil ermutigt er durch die gefangennahme des Venulus seine leute, und so weicht auch in der erzählung vom tode der Camilla die deutsche Äneis in nebenzügen von Virgils darstellung ab, sie stirbt hinterlistig erschossen von dem schützen Arras (bei Virgil Aruns), der ihr schon lange nachgeschlichen ist, und während dieser Aruns bei Virgil durch den rächenden pfeil der nymphe Opis getroffen wird, die von der Diana aufgestellt ist denjenigen zu strafen, der den tod der Camilla verschuldet, erliegt er bei Veldeke dem schwertstreiche einer der jungfrauen. Die flucht der Latiner nach dem falle der Camilla und das blutbad vor den toren Laurentums wird bei Veldeke kurz abgetan mit den worten, dass jene nun das feld räumten und dass Turnus auf die nachricht vom tode der Camilla seinen hinterhalt verliess und zur stadt zurückkehrte. Nach abzug des Turnus komt bei Virgil Äneas mit seinem heere an und findet den weg nach der stadt offen; man sieht hier wider die unklarheit der situation in der deutschen Äneide, in der es heisst, Äneas habe zwar den Turnus abreiten sehen, aber nicht gewagt ihn zu bestehen, da er nur 200 ritter bei sich gehabt; es wird hier überhaupt nicht klar, wo Äneas die ganze zeit über geblieben ist.

Beide heere schlagen hierauf vor Laurentum ihr lager auf. Äneas in der absicht, nach diesen niederlagen des feindes die stadt zu belagern.

p. 247, 1—332, 26 umfasst den inhalt des zwölften buches. Hier bewegen sich die mittelalterlichen dichter am freiesten. Gleich der erste abschnitt dieser partie (247, 1—256, 10) ist eine freie erfindung des französischen dichters, welcher Veldeke folgt. König Latinus bittet den siegreichen Äneas um einen waffenstillstand von 40 tagen, der ihm auch gewährt wird. So gewint der dichter zeit ausführlich zu beschreiben, wie die leiche der Camilla von Turnus unter grossem gepränge heimgesendet, und sodann wie die Camilla bestattet wird. Die genaue beschreibung ihres grabmals und seiner schönheit, ihrer grabschrift, der unverlöschlichen lampe und von anderem dergleichen wird hier, wie früher bei der bestattung des Pallas, widerholt. Erst nachdem dies alles breit erzählt ist, fährt der dichter mit dem weiter fort, was bei Virgil den anfang des buches ausmacht, damit, dass sich jetzt endlich Turnus entschliesst, dem kriege durch einen zweikampf ein ende zu machen. Turnus beharrt bei seinem vorsatz, trotz der abmahnenden rede des königs (und trotz der bitten der königin nach Virgil). Der abgelaufene waffenstillstand wird zur vorbereitung für den zweikampf noch um vierzehn tage verlängert (so bei Veldeke, bei Benoit um acht tage, bei Virgil XII, 75. 76 soll er gleich am nächsten tage stattfinden). Hiermit gewinnen wider die höfischen dichter zeit die episoden einzuflechten, auf die es ihnen besonders ankam, nämlich die unterredung der königin mit ihrer tochter Lavinia von der minne. Die mutter will der tochter lehren, dass sie den Turnus lieben, Äneas hassen muss, die tochter will überhaupt nichts von der minne wissen; auch in diesem berühmten gespräch zwischen mutter und tochter, welches Gervinus für reine erfindung des deutschen dichters hielt, ist dieser in vielen stücken dem französischen originale gefolgt, wenn auch nicht in allen. Da während des waffenstillstandes beide parteien friedlich mit einander verkehren, reitet eines tages (nach jener unterredung über die minne) Äneas mit seinem gefolge vor die mauern der stadt und hält gerade gegenüber dem palaste des königs. Da sieht Lavinia den schönen ritter und wird alsbald von liebe zu ihm ergriffen, der dichter sagt: *dô schôȥ si frouwe Vênûs mit einer scharphen strâle;* sie, die vorher von ihrer mutter gar keine belehrung über die minne annehmen wolte, weiss jetzt auf einmal, wie minne tut und was minne ist. Die mutter bemerkt am andern morgen die veränderung, die im wesen der Lavinia vor sich gegangen ist, und nimt sie nun ins gebet; nach langem zögern gesteht jene endlich der königin, die ihr nur die minne zu Turnus erlaubt hatte, dass sie den Trojaner lieb habe, sie kann das aber nicht sagen, sie schreibt es (auch der zug und

die stelle 282, 16—22 ist genau nach Benoit). Nun ist die königin zornig und sagt dem Äneas, dem treulosen Trojaner, alles schlechte nach, aber Lavinia bleibt standhaft in ihrem glauben an ihn; das mägdlein weiss sich aber keinen andern rat, als durch einen brief Äneas ihrer minne zu versichern, den brief bindet sie an einen pfeil und als am mittag Äneas wider zur burg geritten komt, lässt sie durch einen schützen den pfeil zu Äneas hinunterschiessen. Der lässt den pfeil aufheben und entdeckt bald an ihm den minniglichen brief; er grüsst hinauf zur jungfrau, die im fenster liegt, sie grüsst hinunter und damit ist die ‚*fruntschaft*' zwischen den beiden eröffnet. Äneas klagt die nacht über seine liebesleiden gerade so, wie in der vorangegangenen nacht die Lavinia. Am andern tage erwartet Lavinia ungeduldig den geliebten; als er lange ausbleibt, steigen allerlei zweifel in ihr auf und kleinmut bemächtigt sich ihrer, wofür sie sich aber um desto grössere vorwürfe macht, als sie Äneas endlich daherreiten sieht. Nun begint das hinauf- und hinuntergrüssen von neuem. So wird die erwerbung der Lavinia in der höfischen dichtung für Äneas eine herzenssache; bei Virgil ist Lavinia nur eine beigabe, an die sich das reiche erbe des Latinus knüpfte. Der tag des zweikampfes komt nun heran. König Latinus erscheint gefolgt von seinen fürsten auf dem kampfplatze, er selbst führt seine götter mit sich, sagt Veldeke, auf welche jene schwören solten. Die feierlichen eide, wie sie Virgil ausführt (XII, 175—215), sind bei Veldeke kurz abgetan, dafür lässt er den Äneas eine längere rede halten, in der er mit berufung auf seinen ahnherrn Dardanus, der könig in Italien war, ein altes recht auf das land nachzuweisen sucht (cf. 309, 10 ff.): *alsus bin ich in ir (der gote) gebote komen an mîn rehtez erbe*, und sodann im fall seines todes für Ascanius seinen sohn freien abzug fordert. Noch ehe es zum zweikampf komt, erhebt sich ein streit zwischen beiden heeren. Bei Virgil hat wider Juno die schwester des Turnus, Juturna, aufgereizt, dass sie den beschworenen vertrag breche und ihren bruder dem gewissen tode entreisse (134—160). Juturna stachelt unter der gestalt des Camers die Rutuler auf, das unbillige bündnis und den zweikampf zu hintertreiben. Diese werden in ihrer sinnesänderung noch bestärkt durch ein ihrer sache scheinbar günstiges anzeichen, günstig auch von ihrem seher Tolumnius gedeutet, der selbst der erste ist, welcher die lanze gegen die Trojaner schleudert. Bei den höfischen dichtern ist wider die ursache dieses vertragsbruches einfach auf einen edlen ritter zurückgeführt. Es erhebt sich nun ein allgemeines getümmel, könig Latinus flieht mit seinen göttern davon, Äneas will den streit scheiden, wird aber durch einen pfeil verwundet und muss aus dem getümmel geführt werden. Bei Virgil versucht vergeblich der arzt Iapis seine

kunst an der wunde, Venus muss herbeikommen und mit dem auf dem kretäischen Ida gepflückten *dictamnum*, mit *ambrosia* und *panacea* die wunde heilen (383—429), in dem höfischen gedicht tut dies alles der arzt Lapis mit dem „*triakel*“ und „*dictam*“ und einer kleinen zange, er heilt die wunde mit „*pigment*“ und mit einem mächtigen pflaster auf der stelle (314). Unterdessen hat Turnus, als er seinen feind verwundet aus dem kampfe bringen sieht, neue hoffnung geschöpft und ist rasch den seinen zu hilfe gekommen, es entbrent wider eine heftige schlacht, aus welcher Veldeke besonders den kampf des Trojaners Neptanabus (ein name, der sich bei Virgil nicht findet)[1] mit Turnus hervorhebt; endlich müssen die Trojaner weichen, bis der gesundete Äneas wider zu ihnen komt, nun wird Turnus samt seinen leuten in die flucht geschlagen, Äneas rückt gegen die stadt selbst heran und steckt die vorstädte in brand; bei Virgil tritt hier die episode vom selbstmorde der königin ein, in der deutschen dichtung wird der tod der königin erst an späterer stelle erzählt. Turnus erbietet sich jetzt, da er die stadt in solcher gefahr sieht, von neuem, den zweikampf aufzunehmen, schnell werden die vorbereitungen dazu getroffen, die beiden ritter rüsten sich zum entscheidenden kampfe. Hier bringt der höfische dichter wider einen eigentümlichen zug herein: Lavinia schaut oben von der burg dem kampfe zu, und da wünscht sie, um das leben des Äneas besorgt, dass sie ihm eines von ihren kleinodien gegeben hätte, welches ihn im kampfe schützen und stark machen würde. Die hauptmomente des zweikampfes, wie sie Virgil darstellt, lassen sich auch noch bei Veldeke erkennen. Bei Virgil das werfen der wurfspeere, bei Veldeke das brechen der lanzen zu rosse, dann der schwerterkampf, der damit endigt, dass dem Turnus die klinge springt, dann die flucht des waffenlosen, der zuletzt einen grossen stein ergreift und damit den Äneas trifft, dass dieser wankt und kaum stehen kann; am schlusse greift Turnus nach seinem zerbrochenen speerschafte, seiner letzten waffe. Äneas schlägt ihm den dickschenkel durch, (bei Virgil durchbohrt er ihm mit dem speer die hüfte v. 926). Da fleht der bezwungene feind um schonung seines lebens, und Äneas würde es ihm geschenkt haben, hätte er nicht an seinem finger das ringlein erblickt, welches er zuvor dem Pallas geraubt hatte; eingedenk des schwures den tod des jungen Pallas zu rächen, versetzt er ihm den todesstreich. Hier schliesst die Äneide Virgils. Veldeke spricht dem gefallenen noch den preis eines wahren ritters zu. Juturna und Juno und die von Jupiter gesante Megaera sind auch in dem letzten kampfe in der höfischen dichtung aus dem spiele geblieben. Was nun noch folgt ist die erfindung des französischen dichters: 332, 27 bis zum schluss.

316, 9

1) Der name Neptanabus stamt aus der Alexandersage; dort führt ihn der zu Alexanders vater gemachte letzte einheimische könig von Aegypten. Z.

Nach beendigtem kampfe erinnert Äneas den Latinus an sein versprechen ihm die Lavinia zum weibe zu geben und der könig komt mit ihm überein, über 14 tage die hochzeit zu begehen. Er reitet zurück in seine herberge, ohne die Lavinia gesehen zu haben, zu deren grossem leidwesen; denn jene erkent darin, mit der eigentümlichen reizbarkeit der liebenden, eine arge zurücksetzung, und desto mehr bereut nachher Äneas seine unterlassungssünde, doch sind die vorwürfe, die er sich macht, bei Veldeke kürzer als bei Benoit. Milde erweist er sich jetzt gegen die, welche seine gnade suchen, überall hin tragen die boten die einladung zu seinem hochzeitsfeste. Vor der hochzeit besucht er noch einmal in festlichem aufzuge seine braut, ein zug, der sich bei Benoit nicht findet, und sendet ihr und ihren frauen reiche geschenke. Hier erst flicht das deutsche gedicht die zornige rede der alten königin ein, der die verheiratung ihrer tochter mit dem Äneas ein greuel ist; nicht wie bei Virgil legt sie selbst hand an sich, vielmehr *„mit grôȥen rouwen“* liegt sie *an ir bete,* bis ihr der tod ins herz kam. Auch davon findet sich bei Benoit nichts. Nun ziehen fürsten und ritter in grosser menge zum feste herbei, und auch die spielleute bleiben nicht aus; es wird ein so prächtiges und grossartiges fest gefeiert, wie es nirgends gefeiert worden ist, wenn nicht die festlichen tage von Mainz, wo kaiser Friedrich seinen söhnen die schwerter gab, sich ihm gleichstellten. Hierauf erzählt der dichter das eheliche glück des Äneas, wie er seinem sohn Ascanius einen teil seines reiches mit dem neuerbauten Albano gibt, wie ihm die Lavinia den Silvius gebiert, dessen sohn der Silvius Aeneas ist und dessen nachkommen in weiterer folge Romulus und Remus, die gründer Roms. Dann erwähnt er, wie aus dem geschlechte des Ascanius Iulus und des Romulus ein mächtiger fürst geboren wurde, Julius Caesar, welcher *der werlde vil betwank*, bis er zuletzt von senatoren getötet wurde, und dass nach ihm gewaltig im römischen reiche Augustus herschte, unter dem Christus geboren sei, der uns alle erlöst habe. So schliesst das gedicht mit einem *âmen in nomine domini.*

Das resultat dieser vergleichenden darstellung lässt sich kurz dahin zusammenfassen, dass die vielfach mit episoden durchwirkte und durch diese retardierte handlung der antiken dichtung bei Veldeke vereinfacht ist, und schlicht und recht, ohne viele abweichungen von der hauptstrasse der erzählung, immer gerade auf das ziel lossteuert. Schon aus der obigen vergleichung geht hervor, wie abwehrend sich der höfische dichter zu dem ganzen mythologischen apparat Virgils verhält. Es ist bei ihm fast regel geworden, die episoden, welche die unmittelbare einwirkung irgend einer gottheit zum gegenstande haben, ohne weiteres zu unterdrücken, und dass er dies tat, erklärt sich aus der christlichen anschau-

ungsweise seiner zeit, der ein so unmittelbares teilnehmen der götter an den menschlichen und irdischen händeln nur befremdlich, wenn nicht anstössig gewesen wäre; aber noch mehr, auch gegen die unerschöpfliche fülle von notizen über eigentümliche sitten und bräuche des classischen altertums, vor allem auch gegen die antike geographie, verhält sich unser dichter gleichgiltig, und wie konte es anders sein in einer zeit, der selbstverständlich noch aller sinn für objective auffassung des altertums abgehen muste? und in einem gedichte, das für die höfischen kreise jener zeit gedichtet war?

In Virgils Äneide kämpfen fortwährend Venus und Juno mit einander. Jede spur dieses antagonismus konte Veldeke nicht unterdrücken, weil darin zu tief der gang der handlung begründet ist. Aber doch erscheint Juno bei ihm nur an zwei stellen und zwar im anfange des gedichtes, und bezeichnend genug ist es, dass sie während der kämpfe in Latium niemals erwähnt wird, im strengsten gegensatze zu Virgil, der hier erst recht ihre tätigkeit anheben lässt. Die erste jener beiden stellen (spalte 21 ff.) sagt von der Juno, sie habe *„dorch den apphel von golde | den Pâris froun Vênûse gab"* den Äneas gehasst und ihn sieben jahre lang von dem lande zurückgehalten, wo er gern gewesen wäre; einmal habe sie ihm gar unsanft ihre macht gezeigt, und seine schiffe drei tage und nächte mit unwetter heimgesucht. (Des Äolus wird hierbei nicht gedacht). An der anderen stelle (sp. 27, 25) heisst es, nahe dem palaste der Dido habe ein tempel der Juno gestanden, in welchem die göttin früh und spät verehrt worden sei, damit sie Karthago zur hauptstadt aller reiche mache. Aber von nun an verschwindet die göttin aus der erzählung. Häufiger tritt in der höfischen dichtung die göttin Venus handelnd auf. Gleich im anfange des gedichtes wird sie als die mutter des Äneas eingeführt: *„Vênûs diu gotinne, diu frowe is uber die minne, wâre sîn mûder und Cupidô sîn brûder."* Sie ist es, welche den mund des Ascanius mit ihrem feuer berührt, so dass Dido, die ihn küsst, von heftiger liebe zu Äneas erfasst wird; sie sendet der Dido die mächtige liebe: *„die starken minne sande | diu gotinne Vênûs | frouwen Dîdôn ze hûs"* (38, 14 ff.), und denselben gedanken variiert der dichter mit vorliebe; so heisst es 38, 38: *„ir Vênûs die strâle in daz herze geschôz,"* und dazu komt nun noch Cupido, der früh und spät sein feuer an die wunde hält (p. 39). In ihrer liebesqual fleht Dido den Cupido und die Venus um gnade an, und als sie dann vorgibt, sich durch das magische opfer von der unseligen liebe zu Äneas frei machen zu wollen, sagt sie: *„ich mûz ein opher machen dem gote von der minne und Venerî der gotinne"* (p. 75, 7); ihnen beiden gibt sie auch die schuld, dass sie ihr das herz so ganz genommen hätten, dass ihr jetzt alle ihre sinne

nichts nützten. Hierauf tritt Venus aber erst wider im zweiten teile des gedichtes auf, als sie ihren sohn von den feinden bedroht sieht; sie beredet den Vulcan ihm die prachtvolle rüstung zu fertigen, und verweist ihren sohn durch den boten, der ihm die rüstung bringt, auf das bündnis mit dem könig Evander. Hier ist sie also auch ausserhalb ihres eigensten gebietes, ausserhalb der minne tätig. Zuletzt erobert sie noch das herz der Lavinia für den Äneas, sie verwundet auch diese *„mit einer scharphen strâle,“* als das mägdlein zum ersten male den schönen Trojaner erblickt. Wir sehen also, der dichter lässt sie fast nur da auftreten, wo die minne ins spiel komt, und eben wegen des ausgebildeten minnecultus war Venus unter allen antiken gottheiten im mittelalter die bekanteste, sie ist nur das antike gegenstück zu der deutschen *frouwe Minne*, und auch *frouwe Minne* ist bei den höfischen dichtern durch ihre pfeile den herzen der armen sterblichen sehr gefährlich; so sagt ja Walther v. d. Vogelweide 40, 32: *frowe Minne ir hât mich geschozzen;* 40, 36: *ich weiz wol ir habet strâle mê: muget irs in ir herze schiezen.* Gewöhnlich erscheint bei Veldeke die Venus in begleitung des Cupido oder sogar des Amor und Cupido. Äneas selbst, als er von heisser liebe zu Lavinia erfasst ist, beklagt sich über Amor und Cupido: *„die mîne brûder solden sîn und Venûs diu mûder mîn“* (293, 10). Die alte königin belehrt ihre tochter Lavinia folgendermassen über die minne (p. 264): *„dû hâst dicke wol gesehen | wie der hêre Amôr stêt | in dem templô, dâ man in gêt | engegen der ture inne, | daz bezeichent die Minne,“* und dann beschreibt sie weiter, dass er in der einen hand eine büchse, in der andern zwei *gêre* habe, von denen der eine golden ist, wen er mit diesem verwunde, der minne alsobald, der andere sei bleiern, wen er mit diesem treffe, der sei stets der minne gram. In der büchse aber sei die salbe, mit der die minne den wider heile, den sie früher verwundet habe. Ähnliche auffassungen von der minne sind später sogar in die bildende kunst eingedrungen. Piper erwähnt in seiner Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst I, 249 ein elfenbeinschnitzwerk aus dem 13. jahrhundert, auf dem die frau Minne dargestellt ist als gekrönte und geflügelte frau, in jeder hand mit einem pfeil, zu beiden seiten zwei geflügelte figuren, die doch wol Cupido und Amor vorstellen sollen.

Wie sehr auch sonst der höfische dichter vermeidet, die götter unmittelbar an der handlung teilnehmen zu lassen, so wenig vermeidet er es gelegentlich ihre namen zu nennen. In der rede des Sinon ist es beibehalten, dass *frou Pallas* heftig auf die Griechen zürnt, weil sie ihr bild zerbrochen haben (sp. 44), und jene wollen ihren zorn versöhnen durch das mächtige ross, auf welches noch das bildnis der göttin

in voller rüstung gesetzt werden solte (sp. 45). Ja bei der rüstung des Äneas befindet sich eine fahne, die kunstvoll von der göttin Pallas gewirkt ist im wettstreit mit der Arachne (*Arânje* bei Veldeke), welche von der göttin besiegt zur spinne wurde (p. 162, 17 fgg.). Als Dido und Äneas hinaus auf die jagd reiten, wird jene vom dichter mit der Diana, *der gotinne von dem wilde*, Äneas aber mit *Phêbûs*, einem *gote vil hêre* verglichen (pag. 62, 6 fgg. vgl. Virg. Aen. IV, 143 fgg.). Neptunus, der könig von dem meere, sendet seinem sohne Messapus 1000 ritter (pag. 141, 19 fgg.) und *Volcân „der smidegot"* schmiedet für Äneas (aber ohne cyclopen) die prachtvolle rüstung (p. 157 fgg.). Des Mars (*des wîges got*) wird bei der erzählung jenes bekanten abenteuers mit der Venus gedacht, (welches sogar in der Berliner handschrift bildlich dargestellt ist, cf. Piper I, 247). Selbst *Êolûs „kunich von den winden"* wird nicht vergessen, ihm müssen die Griechen opfern, damit er ihnen die heimfahrt gewähre; ja ehe er in die unterwelt geht, belehrt die Sibylle den Äneas noch darüber, dass in diesem reiche Pluto hersche und *diu frouwe Proserpîne, diu alde winje sîne* (90, 26). Selbst nicht an heroen fehlt es in dem höfischen gedicht: Aventinus hat die löwenhaut seines vaters Hercules zu seinem schilde gemacht (p. 143), und zu ehren des Hercules, des Kakustöters feiert könig Evander ein prächtiges fest. Kakus, der nach der mythe ein sohn des Vulcan oder ein riese ist, wird bei Veldeke zu einem wunderbaren ungeheuer (*kunder*), das in einer höhle wohnt, also etwa zu einem lindwurm oder drachen. Den meisten helden des altertums begegnen wir in der höllenfahrt des Äneas. Da finden sich die helden des thebanischen krieges und die Trojaner und Griechen, die vor Troja gefallen sind (cf. 100 fgg.); der dichter kent die strafen, welche die Titanen im Tartarus zu leiden haben, er erwähnt die qualen des Tantalus, auch bei ihm fressen Geier dem Tityos das herz ab, das immer von neuem nachwächst; nur hat er hier die alte mythe verkehrt, denn nicht Dianen wollte jener zum weibe gewinnen, wie Veldeke sagt, sondern deren mutter Latona (cf. Virg. Aen. VI, 595—600). *Râdamantûs*, der *schalk* ist der höllenwirt und Minos der gesetzgeber der hölle (p. 105, 34); selbst die Tisiphone bleibt nicht unerwähnt (p. 103, 37). Überhaupt ist der gang des Äneas durch die unterwelt die einzige episode, welche Veldeke beibehalten hat, es war dies eben ein anziehender stoff für die kreise, für welche er dichtete, und in der Berliner handschrift ist Äneas höllenfahrt reichlich illustriert (cf. Piper: p. 216). Aber gerade an der behandlung dieser episode zeigt sich, wie das antike sich nach der mittelalterlichen anschauung des dichters fast von selbst umgestaltet. Die Cumäische Sibylle, bei Virgil das ebenbild der Pythia, schrumpft bei Veldeke zu einer hässlichen alten hexe zusammen, die

9*

ihr leben freudelos verbringt. An ihr scheint der dichter versucht zu haben, was er in beschreibung des hässlichen leisten kônte. Grau, stark, verwirrt sind ihre hare wie eines pferdes mähne, aus den ohren hängt ihr dick wie moos das haar, ihre augen liegen tief unter den langen, grauen augenbrauen, die bis zur nase hinab reichen, schwarz und kalt ist ihr mund, spärlich stehen ihr darin die langen, gelben zähné, ihr hals ist schwarz und gekrümt, sie sitzt zusammengekauert in schlechtem gewande, ihre arme und hände sind stark geadert und fahl, und doch soll bald ihre hässlichkeit noch überboten werden. Die unterwelt kann sich Veldeke nicht anders als unter dem bilde der hölle denken mit ihrem gestank und rauch, gegen welche die Sibylle dem Äneas ein kraut zu essen gibt, mit dem höllischen feuer, gegen welches er sich mit einer salbe bestreichen muss, mit der schwarzen finsternis, in welcher ihm sein blankes schwert leuchten soll. So tief wurzelte im dichter die anschauung der christlichen hölle. Die eigentliche hölle, bei Virgil der Tartarus, ist für Veldeke eine stadt mit glühender eiserner mauer, es erschallen daraus die klagen der armen seelen, die tag und nacht im feuer brennen und denen *Râdamantûs* ihre sünden vorhält; dieses fegefeuer ist aber ohne licht und brent so grimmig, dass das irdische feuer nur wasser dagegen ist. Die seelen derer, die durch eigene schuld das leben verwirkt haben, leiden dort unten, ehe sie von Charon übergesetzt werden, in finsterem walde grosse kälte von eis und schnee und werden jämmerlich zerfleischt von wilden ungetümen — *„die trachen und die lêwen | und die lintworme | die sûchten sie ze storme, | und die lêbarde | mûten si vil harde“* (pag. 91). Wie die unterwelt zur hölle geworden ist, so wird nun auch Charon zum teufel: *„eȥ was ein tûvel, niht ein man“* (92, 26); er ist die zweite schreckensgestalt, die von Veldeke vorgeführt wird. Charon hat einen langen schaltbaum von glühendem stahl in der hand, mit dem er die herandrängenden seelen schlägt und das schiff steuert; sein kopf ist wie der eines leoparden, seine augen glühen wie feuer, seine augenbrauen sind spitz wie dornen, scharf sind seine klauen an händen und füssen, seine zähne über und über rot, lang und gross, und da er nun einmal ein teufel ist, so darf ihm auch der schwanz nicht fehlen. Der dichter sagt: *„her het ein zagel als ein hunt“* (94, 6). Ein würdiges gegenstück zu dem furchtbaren waldmenschen, den Hartmann im Iwein 425—470 beschreibt. Die höfischen dichter gefielen sich auch in der darstellung des hässlichen und schrecklichen. Der *„ubile schalk“* Charon redet bei Veldeke in dem groben tone eines alten fährknechtes, und doch liegt darin mehr charakteristik, als in dem hohlen pathos des Virgilischen fährmans. — cf. *„dune wellest dich versinnen und varest schiere hinnen, dir wirt lîhte ein slach, daȥ dir der rucke brechen mach“*,

(sp. 95, 7 fgg.). Bei Virgil VI, 392 — 397 wird des Hercules Cerberusraub und des Theseus und Pirithous anschlag auf die Proserpina von Charon erwähnt, um sein mistrauen gegen Äneas zu rechtfertigen. Auffallend ist es, dass bei Veldeke Charon den Cerberusräuber Phocus nent (cf. Ettm. p. 389) und dann noch abweichend von Virgil der höllenfahrt des Orpheus (*der gûte harphâre*) gedenkt. Aber noch nicht sind alle schrecken der hölle erschöpft. Nachdem Charon, sobald er den goldenen zweig erblickt hatte, den Äneas samt der Sibylle übergesetzt hat, und beide an der Lethe (bei Veldeke *Oblîviô!*) vorübergekommen sind, gelangen sie zum Cerberus (*der helle portenâre*), und wider verweilt der dichter mit vorliebe bei der beschreibung dieses ungetüms; es hat drei grosse furchtbare köpfe, die augen glühen wie feurige kohlen, feuer fliegt ihm aus dem maul, und aus nase und ohren stinkender rauch, die zähne glühen ihm wie eisen im feuer, heissen, bitteren schaum wirft er aus dem munde, an seinem leibe sträuben sich überall nattern und schlangen, kurze und lange, grosse und kleine; als er den fremden kommen sieht, springt er auf, weit sperrt er das maul auf, er sträubt sich vor zorn, und die nattern und schlangen an ihm zischen und heulen und machen einen solchen lärm, dass die hölle erzittert, und das geschrei ist so gross, als ob der teufel jagte. (Ist das nicht ein anklang an die uralte sage von der wilden jagd?) Doch auf das zauberwort der Sibylle legt sich das ungetüm. Das elysium, *Elysîî gevilde,* ist mit kurzen worten abgetan; es stimte wol auch das elysium unter der erde nicht recht zur christlichen anschauung vom himmel. Wir sehen, es fehlt nicht an mythologischem beiwerk bei Veldeke, aber überall dringt die christliche anschauung der zeit in dasselbe ein. Die christliche anschauung des dichters macht sich oft ganz unwillkürlich luft, so wenn er von dem selbstmord der Dido sagt, er sei geschehen auf die eingebung des bösen: *„der vîant dâ gcriet der frowen, daʒ si sich erslûch“* (80, 28 fg.).

Viel häufiger als von einzelnen göttern redet Veldeke von den göttern, gleichsam als einem geschlossenen ganzen, und dieser ausdruck komt doch schon der christlichen auffassung von gott etwas näher; *„von den goten“* vernimt Äneas, dass er nach Italien fähren und dort ein neues reich gründen soll; als er bei der Dido weilt entbieten ihm die *„gote“* ein starkes *mâre* (nicht wie bei Virgil Jupiter durch Mercur), dass er das land verlassen müsse; *die gote* wollen es, dass Äneas in der hölle sein schicksal aus dem munde seines vaters erfährt, und indem er ihrer weisung folgt, hat er ihrer aller huld erworben, er selbst betont immer seinen feinden gegenüber, dass er *in der gote gebot* in das land gekommen sei, die *gote* haben es dem Latinus befohlen, dass er die

Lavinia dem Äneas zum weibe gebe: die *gote* schlechtweg nent Äneas *sîne mâge* (cf. 47, 32. 118, 19).

Die eigentümlichen gottesdienstlichen gebräuche der alten, besonders die opfer, die Virgil sehr oft eingehend beschreibt, werden bei Veldeke gewöhnlich nur kurz erwähnt mit worten wie: *si opherden ir goten,* oder zuweilen vom christlichen standpunkte aus: *si opherden ir abgoten* (cf. 112, 31); so opfert Äneas auch seinen göttern am tage nach dem siege über seine feinde (336, 16); ehe er mit der Sibylle in die hölle geht, empfehlen sie sich den göttern; die mutter des jungen helden Pallas flucht den göttern, dass sie ihren lieben sohn nicht besser in der schlacht geschützt haben, obgleich sie ihnen doch ihr ganzes leben gedient und opfer gebracht hat (222, 4 fgg.). Latinus lässt vor begin des zweikampfes Turnus und Äneas auf seine götter schwören, und als dann der tumult entsteht, flieht er mit seinem liebsten gotte, der dichter sagt fast scherzend: „*der andern aller her vergaȥ*" (312, 34. cf. Virg. Aen. XII, 285 fg.).

Die christliche anschauungsweise zeigt sich wider in der bezeichnung des antiken tempels. Das wort *templum* komt zwar bei Veldeke vor (z. b. 223, 23. 251, 31. 264, 20), ja einmal sogar *synagoge* (224, 1), aber in Carthago steht ein münster der Juno (27, 29), die Trojaner stellen das hölzerne pferd vor ihres münsters tor auf (40, 21), die Sibylle sitzt in einem *betehûs* (84, 39), und der leichnam der Camilla wird in das *betehûs* zu Laurente getragen (246). Der „*hêre Chôres, der Troiâre prêster und ir êwe mêster,*" der sich ebenso gut auf die bücher als aufs schwert versteht, gleicht aufs haar einem reisigen abt oder bischof des mittelalters (243, 18). — Das verbrennen der leichname, bei Virgil immer ausführlich beschrieben, wird bei Veldeke mit kurzen worten abgetan, z. b. *ir tôten sie verbranden, alsô man dô phlach* (216, 8). — Wie Virgil der verbrennung der leiche des Misenus im sechsten buche eine episode widmet, so verweilt unser dichter mit besonderer vorliebe bei der beschreibung der bestattung der Dido, des Pallas und der Camilla. Hier weicht er ganz von dem antiken dichter ab, und hier komt der geschmack seiner zeit mit am deutlichsten zur anschauung. Die asche der Dido sammeln sie in ein goldenes rohr und dieses legen sie wider in einen kostbaren sarg, das war ein „*prasem grûne alse ein gras,*" kunstvoll gearbeitet; darauf steht mit goldenen buchstaben die grabschrift (p. 79, 35 fgg.). Noch viel ausführlicher wird des Pallas bestattung erzählt. Seine wunden werden mit wein und mit spezereien (*mit pigmente*) ausgewaschen, man salbt ihn mit balsam und „*arômatâ,*" nun wird er nach königlicher art gekleidet, die krone aufs haupt, das scepter in die hand, den goldenen reif an den finger, darnach tragen sie

ihn in das grabgewölbe des tempels, welches könig Evander für sich hatte bauen lassen. Das war rund und nicht hoch, kunstvoll gebaut und reich verziert, der fussboden bestand aus reinem kristalle, aus jaspis und corallen, die säulen waren aus marmor, die wände von elfenbein, mit edelsteinen verziert, die decke des gewölbes war golden, in der mitte steht der sarg auf vier pfeilern von porphyr, die von fern her gekommen waren. Der sarg ist ein kunstvoll gearbeiteter „*prasîn*" grüner farbe. Dabei standen zwei kleine krüge, der eine von gold mit balsam gefüllt, der andere ein edeler stein, ein „*sardîne*," gefüllt mit „*alôê*" und „*zerbentîne*." Aus beiden gefässen trugen goldene röhren den wolgeruch in den leichnam. Auf dem sarge liegt ein edler *amatiste*, der die grabschrift trägt; zuletzt wird eine lampe (*lampade*) über den sarg gehängt; diese lampe ist aus einem blutroten „*jachant*" gearbeitet, das öl ist balsam, die ketten, woran sie hängt, rotes gold, darin liegt eine „*wiken*" von einem *bestêône*, einem edlen stein, der im feuer brent und nie verlischt (cf. pag. 223 — 226). Die umfänglichste beschreibung ist die von der beisetzung der Camilla. Ihre bahre wird von Turnus und seinen leuten, die kerzen in den händen tragen, wol eine halbe meile weit geleitet. Camilla hatte sich schon bei lebzeiten von dem weisen *Geometras* ihr grabgewölbe bauen lassen und zwar hoch oben über der erde. Ein runder platz ist mit marmor ummauert, der fussboden ist von jaspis gebaut, 20 fuss weit innen, darinnen stehen vier steine einander gegenüber und tragen zwei schwibbogen, die 20 fuss hoch waren; da, wo sie sich oben kreuzweise trafen, war ein „*fûchstein*" eingelegt aus porphyr, darauf stand wider ein 40 fuss hoher marmorpfeiler, oben mit einem sieben fuss im durchmesser fassenden runden simsstein bedeckt; hierüber erhob sich erst das eigentliche grabgewölbe, 40 fuss hoch und 20 fuss weit; der fussboden besteht wider aus edelsteinen, nach vier seiten hin hat es vier fenster „*von granâte und von saphiere,* | *von smaragden und rubînen,* | *von crisolîten und von sardînen,* | *topazien und berillen.*" Die decke des gewölbes ist mit gold musivisch verziert. Der sarg war ein teurer „*calcidônje,*" ihn bedeckte ein „*sardônje*": daneben stehen abermals zwei gefässe mit balsam, die den leichnam nicht in fäulnis übergehen lassen. Auf dem sarge ist die grabschrift mit geschmolzenem *sardône* geschrieben. Schliesslich wird eine unverlöschliche lampe an goldener kette aufgehängt. Die kette geht einer taube durch den schnabel, die auf einem steine sitzt, kunstvoll ausgehauen. An der wand steht, ebenfalls in stein gearbeitet, das bild eines mannes mit einem gespanten bogen, der bolzen ist angesetzt; lässt man den bogen abschiessen, so trift der bolzen gerade die taube, das *lichtvaz* fällt herunter, und das licht erlischt. Anders kann man es nicht zum

erlöschen bringen. Überdies ist oben an dem bauwerk ein spiegel angebracht, in dem man, wenn der tag licht ist, alles sehen kann innerhalb einer meile entfernung. Bezeichnend ist es, dass es ausdrücklich heisst, ein *Crieche* und der weise *Geometras*, der sich auf *die list von geometrîen* verstand, seien die baumeister gewesen. Von Byzanz aus kam die anregung zu neuen bauten nach dem abendlande; die freude und das interesse an edeln steinen zieht sich durch die ganze germanische vorzeit, man denke an den Nibelungenschatz. Das behagen, mit welchem der dichter die grabgewölbe beschreibt, die kunstvolle arbeit in stein, beweisen, wie damals schon in den höheren kreisen der geselschaft der sinn für baukunst und bildende kunst nicht fehlte, der geeignete boden, von dem aus sich dann in den folgenden jahrhunderten die deutsche baukunst zu so hoher blüte erhob.

Wir kommen jetzt nochmals zu der früheren beobachtung zurück, dass die höfischen dichter sich gewöhnlich gleichgiltig verhalten gegen die antiken sitten und bräuche, die Virgil gelegentlich in die erzählung einzuflechten liebt. So findet sich z. b. nichts bei Veldeke von dem öffnen der *porta belli* beim ausbruch des krieges, indessen gibt es auch hier einige ausnahmen. Bei Virgil erscheinen fast immer die gesanten mit ölzweigen, dem zeichen des friedens geschmückt. So gehen die hundert *oratores* des Äneas mit ölzweigen (*velati ramis Palladis* VII, 154) zum Latinus; die gesanten dieses, die um einen waffenstillstand nachsuchen, tragen dasselbe abzeichen (XI, 101 *velati ramis oleae*), und als Äneas hilfe suchend zum Evander komt, heisst es von ihm bei Virgil VIII, 116: *paciferaeque manu ramum praetendit olivae.* An dieser stelle erwähnt auch Veldeke nach dem vorgange von Benoit diese eigentümliche sitte des altertums 169, 21—32:

dô het ouch hêre Ênêas | getân als dâ site was,
und die mit im wâren komen, | die heten alle genomen
aller ritter gelîch | einen o l ê ê s zwîch.
daz bezeichent den fride | und was in den zîten side
wîten uber manich lant, | swer daz hete in sîner hant,
im ne schadete nieman niet. | des phlach die heidensche diet.

Dieses ist aber auch die einzige stelle, in welcher die sitte des altertums im gegensatz zur sitte jener zeit so eingehend bezeichnet wird. Im glauben an zauberei und zauberer haben sich die zeiten Virgils und das mittelalter an mehr als einem punkte berührt, und zweifellos trägt die Äneide und die beschreibung magischer opfer in den eclogen die hauptschuld, dass Virgil im mittelalter für einen erzzauberer galt und hoch berühmt war (cf. *Virgilîus der mâre* p. 18, 11). So ist es nicht auffällig, dass bei Veldeke die erzählung Virgils von der alten zauber-

kundigen priesterin, welche Dido zu sich rufen lässt, ziemlich genau beibehalten ist (cf. IV, 483 — 91 mit pag. 74, 4 — 19). Bei Virgil versteht sich die zauberin darauf durch zauberformeln die herzen zu trennen und aneinander zu fesseln, sie kann das wasser in den flüssen zum stehen bringen und den lauf der gestirne verändern, sie kann die geister der verstorbenen herbeirufen und dergleichen mehr. Nicht viel anders bei Veldeke. Das weib versteht bei ihm viel von *minnen* und viel von *erzenîe*, sie hat auch ihren fleiss auf die philosophie gerichtet, sie kent die art der planeten und liest in den sternen was jemandem geschehen soll, sie verfinstert den mond, wenn sie will, und nimt der sonne ihren schein. Liebestränke, durch welche man eine andere liebe einzuflössen suchte, kante das altertum eben so gut wie das mittelalter. Der dichter Lucrez soll durch einen solchen liebestrank wahnsinnig geworden sein, und die unverlöschliche liebe Tristans zur Isolde rührte von einem solchen tranke her. Hierauf beziehen sich wol auch die worte der Dido (p. 77, 7): *mir is vreislîche vergeben.*

Wir kommen jetzt zu einer andern seite des antiken stoffes, mit der sich die höfischen dichter nicht viel zu tun machten, zur geographie. Die masse geographischer notizen, die Virgil mit so vielem geschick in den gang der erzählung einzuflechten weiss, ist bei den mittelalterlichen dichtern fast vollständig unterdrückt; natürlich die notwendigsten namen wie Troja, Carthago, Laurentum, musten auch hier genant werden, aber das geographische beiwerk, welches Virgil z. b. bei der aufzählung des bundesheeres der Latiner und der bundesgenossen der Etrusker angebracht hat, findet sich in den höfischen gedichten nicht wider. Wer hätte sich aber auch in den höfischen kreisen auf alte geographie verstanden? Ebenso wenig dichter als hörer waren gelehrte leute. Dies scheint auch der grund gewesen zu sein, warum schon Benoit das ganze dritte buch der Äneide, die irrfahrten des Äneas durchs mittelmeer, bei seite gelassen hat. Wir haben noch mehrere deutliche beispiele, wie es der dichter anfing, um an obscuren geographischen namen vorüber zu kommen. Da wo der scheinabzug des griechischen heeres von Troja erzählt wird heisst es (11, 37):

unde fûr bî naht daz here | mit den schiffen in daz mere,
hin dan in ein lant, | dâ man si sint inne vant.

So ist hier die nennung der insel Tenedos umgangen. Ferner: Als Äneas von Carthago abgefahren war, fuhr er auf dem meere von heftigem winde getrieben: „*unzer dâ ze lande quam, | dâ sîn vater begraben lach*“ (80, 34). Hier ist also nicht einmal Sicilien genant, obgleich doch dringende veranlassung dazu war, denn vorher ist nirgends gesagt, wo

Anchises gestorben sei. Dasselbe streben zeigt sich nun auch bei der aufzählung der bundesgenossen des Turnus. Von Mezentius, der bei Virgil *Tyrrhenis ab oris* komt (VII, 647) heisst es bei Veldeke „*iedoch sô was verre dannen | sîn lant unde sîn hûs*“ (143, 4). *Aventînus* wohnt nach 143, 40 *bî dem western mere.* Caeculus, *Praenestinae fundator urbis* (VII, 678) wird allerdings bei Veldeke (144, 3) ein *herzoge von Prênestîne* genant, und ausserdem fingiert sich unser dichter (144, 15) einen *margrâven von Pallante,* von dem Virgil nichts weiss. Clausus *Sabinorum prisca de gente* (VII, 706) wird bei Veldeke zu Claudius, herrn von *Sabîâne* (145, 14) und Camilla *Volsca de gente* (VII, 803) zu einer königin von *Volcâne* (145, 39). Aber zu ende dieser anführungen fällt Veldeke nach vorgang Benoits plötzlich aus dem tone, oder besser erst recht in den ton seiner zeit hinein, wenn er kurz resumiert (145, 15 fgg.):

dar nâch quâmen die Barbarîne,
die Pulloise und die Latîne,
die von Nâplîs, von Salerne,
von Calabrîe, von Volterne,
die von Genûê, die Pisâne,
die Ungere und die Veneziane.

Dass städte wie Neapel, Salerno, Genua, Pisa, Venedig in den höfischen kreisen, die doch durch die römerzüge in nahe berührung mit dem italienischen volke kommen musten, bekant und berühmt waren, liegt auf der hand; die Pulloise sind die Apulier, unter den Barbarînen sind wol die Sarazenen zu verstehen, die von Nordafrika (Berberei) aus nach Sicilien und dem südlichen Italien vorgedrungen waren. Die Ungarn mögen damals in vielfacher beziehung zu Italien gestanden haben, zu Ungarn gehörte ja ein teil der illyrischen küste und war nicht Triest eine zeit lang der eigentliche hafenplatz fürs königreich Ungarn? Unter denen von Volterne vermutet Ettmüller seien die *adcolae amnis Volturni* (VII, 729) zu verstehen. So kan es auch nicht wunder nehmen, dass ein könig von Marokko (*vone Marrok*) dem Evander ein edles ross gesant hat (200, 19 fgg.).

Nur einmal weiss Veldeke merkwürdiger weise bessern bescheid in der alten geographie als sein vorbild Benoit: dieser lässt nämlich den Evander könig in Arcadien sein, dagegen hält sich Veldeke genau nach Virgil, bei dem der aus Arcadien eingewanderte Evander zu Pallanteum, da wo später Rom erbaut wurde, residiert (VIII, 54). So auch bei Veldeke (167, 38): *ze Pallantê ... aldâ Rôme nû stêt.* Hat sich hier Veldeke vielleicht direct aus Virgil selbst unterrichtet? etwa durch einen gelehrten *schuolære?* oder verstand er selbst etwas latein? Wir haben schon oben (s. 133) gesehen,

dass er bei dem gange durch die unterwelt, die Lethe mit Oblivio übersetzt, während bei Benoit der Lethe gar keine erwähnung geschieht.

An einem anderen orte ist, wenn ich nicht ganz irre, dem Veldeke bis jetzt unrecht getan worden. Anchises verweist seinen sohn an die Sibylle mit den worten (82, 15): *„ze Îcônjen is ir hûs.“* So hätte also Veldeke Iconium in Kleinasien mit Cumae in Italien verwechselt? Ettmüller hat es so in den text aufgenommen, indes in der ältesten handschrift Veldekes, in der Berliner, steht: *zů chomen,* nach Ettmüllers angabe undeutlich geschrieben, und daran wird wol auch nichts oder wenig zu ändern sein, und es wird *ze Chômen* oder *ze Cômen*, d. i. zu Cumā, in den text zu setzen sein. Der schreiber der Heidelberger handschrift aus dem 14. jahrhunderte wuste wahrscheinlich nichts aus dem *ze chomen* zu machen, und änderte *ziconien;* wie leicht ist der übergang von *m* in *ni*.

Es ergibt sich aus dem vorausgehenden, wie abwehrend sich der höfische dichter gegen alles, was antike götter- und heldensage, besonders italische stamsage, sitten- und landeskunde betrifft, verhalten hat, und wie er auch dann, wenn er dergleichen dinge beibehielt, unwillkürlich die anschauungen seiner zeit auf dieselben übertrug. Dieselbe beobachtung wird nur noch in höherem grade bestätigt werden, wenn wir zusehen, wie sich die helden und menschen des antiken gedichts unter der hand der mittelalterlichen dichter veränderten.

Die antike welt hat also der mittelalterlichen weichen müssen, und so finden wir sogleich, was in dem antiken gedichte fast gar nicht hervortritt, die scharfe scheidung der stände im mittelalter. Hierher gehört schon die genaue scheidung der fürstlichen würde. Äneas ist in Troja *„herzog“* und steht unzweifelhaft in einem abhängigkeitsverhältnis zum könig Priamus (cf. p. 18, 8. 19, 3 usw.), ähnlich wie der herzog Turnus zum könig Latinus steht (116, 32. 122, 9). Unter den bundesgenossen des Turnus gibt es einen herzog von Prenestîne, einen markgraven von Pallante, Camilla die königin von Volcâne; auf seite des Äneas steht der könig Evander von Pallantê. Die sieben tore Carthagos werden von sieben mächtigen grafen bewacht, die der königin Dido als ihrer lehnsherrin untertan sind. Das gefolge dieser fürstlichen herren, der kern ihrer heere, sind immer die ritter; nicht mit einem ärmlichen haufen flüchtiger Trojaner zieht der herzog Äneas hinweg von Troja, sondern mit 3000 rittern, *„mit vil hêrlîchen scharen“* (47, 38. cf. 21, 6). Auch macht er nicht zu fuss wie bei Virgil, etwa vom treuen Achates begleitet, den kundschaftergang ins Libysche land, nein der fürstliche herr sendet 20 ritter nach kauf und speise aus, und als er dann auf Didos einladung nach Karthago reitet, wählt er aus seinem heere ein gefolge

von 500 rittern aus. Selbst die gesantschaft an könig Latinus besteht nicht aus 100 *oratores* wie bei Virgil, sondern aus 300 rittern, *„gûte mit gerendem mûte“* (113, 25). So wird auch Tyrrheus, der bei Virgil sein holz selbst spaltet, ein *„edil man,“* der eine feste burg (*ein vesteȥ hûs*) bewohnt und als solcher wird er *hêre Tyrrêus* genant. Nisus und Euryalus sind zwei edele ritter. Wenn der fürstliche herr ausreitet, ist er von rittern umgeben. Selbst wenn Äneas vor seines liebchens fenster reitet, ist er von seinen mannen gefolgt. Es wird überhaupt in dem höfischen gedichte wenig gegangen, fast immer geritten. Der könig Priamus reitet, als sich die Griechen entfernt haben, mit seinen mannen aus der burg (42, 9). Natürlich ist es, dass in einem höfischen gedichte die übrigen kreise der menschlichen gesellschaft nur sehr selten und höchst beiläufig genant werden. Aber erwähnt werden sie wenigstens bei Veldeke. Als Äneas sein lager vor Laurente aufgeschlagen hat, da laufen auf die mauer die *ritâre und gebûre*, *knehte und koufman*, ritter und bauern, handwerker und kaufleute (248, 5), man vergleiche (320, 20 fgg.): *„dô die borgâre | daȥ vorborge sâgen brinnen, | dâ vorhten si in dar innen | in der mittern mûren, | koufman und gebûren, | ritter unde hêren.“* Dass neben handwerkern und kaufleuten auch noch bauern als einwohner der stadt genant werden, wird sich daher erklären, dass im mittelalter, wie jetzt noch in kleinen städten, ein teil der bürger landwirtschaft trieb. Dass *gebûr* bei Veldeke „bauern“ bedeutet, geht aus 137, 38 hervor. Über alle diese stände erhaben steht der kaiser; es ist das höchste lob, wenn Veldeke sagt, das gefolge des Äneas sei so schön gewesen, dass es dem kaiser angemessen gewesen wäre, *„ob si vor (= vür) den keiser solden gân“* (34, 23) und wenn er vom schwerte des Äneas sagt: *„solde manȥ vor den keiser tragen, | den hêrsten, der ie krône trûch, | eȥ wâre lobelîch genûch“* (160, 36). Und so sind auch noch die rechtlichen beziehungen zu erkennen, welche zwischen fürsten und vasallen statt haben; das ganze lehnswesen des mittelalters spielt mit in die erzählung hinein. Sehr charakteristisch ist in dieser beziehung (26, 22 fgg.) die stelle, die wir schon oben angeführt haben. An jedem der sieben tore Karthagos sitzt ein *grêve rîcher,* der im notfall die stadt mit 300 rittern verteidigen muss; für diesen dienst empfängt er das lehen der Dido, *„die frouwen mûsten si alle flêhen | die rîchen hûsgenôȥen.“* Die mächtigen vasallen standen alle im verhältnis der „flehenden, bittenden“ zur herrin Dido, von ihr geht alle macht aus. Erst von diesem gesichtspunkte aus gewint die stellung des Äneas zu seinen leuten das richtige licht. Ehe er aus Troja flieht, befiehlt er nicht seinen leuten ihm zu folgen, sondern er fragt sie um ihren rat und versichert ihnen, dass er zu ihnen stehen wolle in allem,

worin sie ihm beizustehen wagten, *„des ir mir getorret stân bî, | des helfe ich û, ob ich mach“* (19, 36); sie heissen *sîne mâge und sîne man,* auch *sîne holden,* seine dienstleute, aber es sind freie leute, die sich freiwillig unter ihn gestellt haben zu ehrenvollem kriegs- und waffendienst. Allen wichtigen schritten geht eine beratung mit seinen leuten voraus (so 33, 25. 66, 28), so besonders, ehe er zum Evander fährt. Hier mahnt er sie zu standhafter gegenwehr und bezeichnend sind seine worte (165,39): „obgleich ich das voraus habe, dass ihr mich zum herrn gewählt habt, so bin ich doch nur éin mann.“ Die dienstmannen gehören zum hause des lehnsherrn und sind insofern seine *hûsgenôze* (120, 24); sie sind entweder frei oder leibeigen, und so unterscheidet Herbort (liet von Troie v. 4202) *„fursten, frigen, dinstman.* Dieselbe unterscheidung macht Veldeke wenn er sagt von Turnus: *„im sal ditze dink | vil ubile gevallen | und sînen frûnden allen, | den eigen und den frîen“* (117, 6). Und wie stellt sich Äneas, als er nach Latium komt zum könig Latinus? Er entbietet ihm seinen dienst, und verspricht, ihm dienstbereit zu sein zu allen geboten, und um keinerlei mühe willen von dem abzustehen, was er ihm befehlen würde, kurz er gelobt ihm die treue eines vasallen; und dazu passen nicht übel die geschenke, die er dem Latinus überbringen lässt, scepter, krone und mantel (freilich übereinstimmend mit Virgil VII, 245. cf. 114, 6 fgg.). Noch deutlicher tritt dieses verhältnis des vasallen zum lehnsherrn hervor an Turnus und seinen bundesgenossen. Boten bringen briefe zu seinen *mâgen und mannen* weithin über das land, und als dann diese mit ihren heeren erschienen sind, versammelt er sie eines morgens um sich, er redet sie *mîne lanthêren* an, das ist der bezeichnende ausdruck für die vornehmsten vasallen im lande, dankt ihnen für die ehre, die sie ihm erwiesen, und dann setzt er ihnen noch einmal die lage der dinge auseinander; glaubten sie, dass seine sache ungerecht sei, dann sollten sie ihm nicht dazu helfen, gern wolle er abstehen davon, sei aber seine sache so beschaffen, dass sie sein recht anerkennen, dann sollten sie ihm wie freunde beistehen *„als ûwer trûwe gût sî“* (p. 151 fgg.). Wir sehen auch hier wider das auf freier unterordnung und auf treue beruhende verhältnis. Andrerseits steht wider der lehnsherr für seinen vasallen ein, und so spricht denn der könig Latinus gegen Turnus (140, 24 fgg.): „Der *hêre* Äneas hat unsere hilfe und genade gesucht, ich habe ihn in meinen frieden genommen samt seinem volk und seinem gut, wer ihm etwas böses tut, der hat wider mich gehandelt und hat mich ganz und gar aufgegeben.“ Drances, der feind des Turnus auf seite der Latiner rühmt sich, dass er weder erbe noch lehen vom herzog Turnus habe und ihn darum nicht zu flehen brauche. Mehr als einmal werden versamlungen, zu denen der lehns-

herr seine vasallen beruft, beschrieben, immer wird die ansicht, die den meisten beifall findet, zur ausführung gebracht (cf. 232, 20. 155, 8 fgg.), und nicht fehlt es in ihnen an heftiger rede und gegenrede. Es finden sich aber auch noch andere anklänge an das rechtsleben des deutschen mittalalters, die wol hier gleich ihren geeignetsten platz finden.

Sehen wir uns zunächst die ansprüche an, welche Turnus gegen Äneas geltend macht. Der altersschwache könig Latinus hatte besonders auf betreiben seiner gemahlin dem jungen heldenhaften herzog Turnus bei seinen lebzeiten „*borge unde lant*“ übergeben und ihn zum mitregenten eingesetzt (cf. 127, 7—130, 7. p. 151. 152), ferner ihm auch seine tochter Lavinia versprochen, so dass er nach des Latinus tode erbe des ganzen reiches werden muste. Veldeke stelt dies so dar, als hätte der könig vor seinen versammelten mannen und vasallen dem Turnus die Lavinia zugeschworen und ihm die verwaltung des reichs übergeben. Deshalb musten ihm als dem mitregenten auch die vasallen des königs den eid der treue schwören, und darauf bezieht sich, was Turnus (127, 8) sagt: „*mir hât gesworen der kunich unde sîne man*“ und (129, 6): „*ich hân die borge und daz lant | alle in mînem eide*“ (cf. 151, 25 fg.). Ja der sitte gemäss hat ihm der könig auch geiseln gegeben: „*der hât mir gîsel gegeben, | sîne man, die ich kôs*“ (127, 17—18), und nun der könig meineidig wird, will Turnus die wahrheit seiner ansprüche durch die geiseln bestätigen lassen. Das stellen von geiseln zu grösserer sicherheit eingegangener verpflichtungen wird auch sonst noch vom dichter erwähnt. So nimt Latinus, als sich Turnus und Äneas zum zweikampf bereit erklären, beiden geiseln ab (259, 40. 321, 20). — Mezentius vertritt in der versamlung der bundesgenossen des Turnus die ansicht, dem friedensstörer Äneas einen termin zu setzen, an welchem er vor Turnus und seinen mannen zu erscheinen und rede zu stehen habe um alle seine missetat (p. 153). Dagegen aber wendet Messapus das schleppende eines solchen rechtsverfahrens ein (155, 4): „*wande ez wirt vile lank, | ê dan manz mit gedinge | ze fromem ende bringe.*“ Die schliessliche entscheidung des ganzen streites durch einen zweikampf zwischen Turnus und Äneas, welche schon durch das antike vorbild gegeben war, ist ein zug, welcher der deutschen rechtsanschauung durchaus nicht fremd ist. Die entscheidung eines gerichtlichen streites durch einen zweikampf war ja im mittelalter etwas ganz gewöhnliches, und beispiele aus der ältesten deutschen geschichte, dass bereits schlagfertig gegen einander stehende heere aus ihrer mitte kämpfer erlasen, die für das ganze fochten, führt Grimm in den Deutschen rechtsaltertümern p. 928 an.

Wie tief die einheimischen rechtsgebräuche in fleisch und blut der damaligen menschen übergegangen waren, zeigt die häufige erwähnung

von fristen bei Veldeke. Nach dem verschwinden des Turnus schliessen die Latiner einen waffenstillstand mit Äneas (*frede uber vierzehen naht* 215, 35); als Äneas sich bereits daran macht die stadt Laurentum zu belagern, bittet ihn der könig Latinus um einen waffenstillstand von sechs wochen, und es wird der *frede gesprochen uber vierzich tage und vierzich naht* (248, 35); als nach ablauf dieser frist Turnus den Äneas zum zweikampf herausfordert, wird der waffenstillstand *uber vierzehen naht* verlängert. Die frist von 14 tagen oder besser nächten ist die gewöhnlichste der deutschen fristen, die oft genug in der lex Salica und im Sachsenspiegel vorkomt. (Nach Grimm, Rechtsaltertümer s. 821, entsprechen diese vierzehn nächte der zeit zwischen vollmond und neumond.) Die vierzigtägige frist ist nach Grimm a. a. o. s. 219 gleichfalls eine alte fristbestimmung, die sich schon in der lex Salica und Ripuaria findet (cf. Iwein 4152. 5744). Selbst da, wo Benoit eine zwölftägige frist ansetzt, wie sie bei Virgil XI, 133 (*bis senos pepigere dies*) nach römischem brauche gegeben ist, wird beim deutschen dichter ganz selbstverständlich die zwölftägige zu einer vierzehntägigen frist. Zu weit würde es führen, hier noch auf die grosse zahl fester formelartiger wendungen einzugehen, die Veldeke ganz gewis aus dem gerichtsleben seiner zeit geschöpft hat.

Durch den vorausgegangenen excurs sind wir etwas von unserem vorsatze abgelenkt worden, den übergang der antiken helden in die ritter des mittelalters nachzuweisen. Nehmen wir ihn jetzt wider auf.

Den ritter erkent man sogleich an der rüstung. Das ideal einer solchen ritterlichen rüstung ist bei Veldeke (wie bei Benoit) die rüstung des Äneas, die der *smidegot* selbst gearbeitet hat. Bei Virgil VIII, 608—731 wird nur der schild genauer beschrieben, die übrigen teile der rüstung kurz aufgezählt, ganz anders bei Veldeke. Hier wird (s. 159 fgg.) stück für stück sorgfältig durchgenommen. Zuerst der *halsperch*, das panzerhemd, in welchem man vor aller art wunden sicher war, er glänzt von prächtiger arbeit und doch ist er so leicht, dass mit geringer anstrengung ein mann ihn tragen und sich darin wie in einem leinenen gewand bewegen kann. Bezeichnend ist, wie viel worte der dichter über die geringe schwere des panzerhemdes verliert, er preist darin zweifelsohne einen fortschritt in der herstellung dieses wichtigsten stückes der ritterlichen rüstung. Dazu kommen zwei *hosen veste von cleinen ringen*, aus ringen bestand übrigens gewöhnlich auch der *halsperch*, daher bei Herbort vom anlegen desselben gesagt wird: „*si scutten ire wappen an*“ (4202). Das aus ringen bestehende panzerhemd und die panzerhosen wurden buchstäblich an- und ausgeschüttelt. Bei Veldeke werden immer die eisenhosen und der halsperch „angelegt,“ bei ihm findet sich also jener kunstausdruck nicht. — Vom *helm* heisst es weiter, er sei *brûn*, *lûter*

als ein glas, glänzend und hell wie glas; oben als helmschmuck dient nicht ein löwe oder drache, sondern eine blume von getriebenem golde gearbeitet. Darin steht ein *rôter* hyacinth, die helmleiste und auch das halsband sind golden, mit edelsteinen besetzt, golden sind die ringe, und die schnüre, mit denen er festgebunden wird, sind seiden. Das schwert ist härter und schärfer als der *Eckesas, Mîmink, Nagelrink* und *Haltecleir* und *Durendart*. Das ist der erste und einzige anklang bei Veldeke an die deutschen und karlingischen heldensagen, ein ihm eigentümlicher zug, der sich bei Benoit nicht findet. Das schwert hat goldene und silberne verzierungen, golden und mit edelsteinen besetzt ist die scheide, knopf und schwertgriff von gold und von *gesmelze*, der schwertgurt ist eine handbreite borde, der schild auf der einen seite mit borde und teurem *phelle* ausgeschlagen, dieses ist mit goldenen nägeln an das gestelle befestigt, das brett *wol gesniten, gefûchlîche gebogen, wol behûtet und wol bezogen*, das riemzeug ist aus dem berühmten corduanischen leder, auf dem riemzeug wider eine teure borde angenäht, auf der untern seite des riemzeuges samt, damit die riemen beim tragen des schildes dem ritter nicht die haut aufreiben. Die buckel inmitten des schildes ist weisses silber mit edelsteinen geziert; der dichter unterlässt hier nicht, sechs arten von edelsteinen aufzuzählen, die alle kunstvoll eingefügt waren. Das schildbild ist ein roter löwe. Den schluss der rüstung macht die *vane*, das meisterstück der Pallas. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Veldeke bei dieser ausführlichen beschreibung alles das mit berücksichtigt hat, was für vervollkomnung und ausschmückung der waffen zu seiner zeit geschehen war. Über das panzerhemd tragen die ritter noch den waffenrock; so reitet Turnus in der feldschlacht mit Äneas in einem waffenrock von rotem und gelbem samt einher, und dem entsprechend ist auch die farbe des wappenbildes, das er auf seinem schilde führt: *„ein zeichen fürder an der hand, daz was gele unde rôt“* (200, 2). Dagegen ist der waffenrock seines feindes Pallas *phellîn*, von feiner seide, von grünem taffet (*cindal*) ist das wappenbild darauf genäht, dem entsprechend ist die farbe seines schildes grün. Auch die ritterliche Camilla trägt panzer und eisenhosen, ihr helm ist lauter und glänzend wie glas, wol mit steinen verziert, was aber das merkwürdigste ist, ihr schild ist elfenbeinern, *wol besniten und wol gebogen ungehûtet und unbezogen*, die buckel golden mit edelsteinen besetzt. Sie trägt mit ihren frauen seidene schleier nach ihres landes sitte um die helme gebunden (236, 27 fg.). Ein prachtexemplar von einem helme ist der des herrn Chores (243, 35); oben auf steht ein rubin, die helmleiste mit smaragden und *amatisten* besetzt und vorn am *nasebant* steht ein gelber *adamant*. Nach Herborts beschreibung hän-

gen die fürsten im belagerten Troja an ihren herbergen die schilde aus, stecken ihre baniere auf, ohne zweifel, damit sich ihr volk zu ihnen sammele (4629 fg.).

Die wesentlichste zierde des ritters ist sein ross. Als die beiden vorzüglichsten raçen gelten die arabische und die castilianische. *Kastellân und ravît* kommen unzählige male in den höfischen gedichten vor. Als Äneas mit seinen 500 rittern an den hof der Dido reitet, heisst es von ihm: *man saget uns, daz si nâmen | manich gût kastelân | snel unde wol getân | und manich schône ravît* (34, 24). Beim letzten entscheidenden zweikampf reitet Äneas einen castilier, Turnus ein arabisches ross (324, 25). Die Camilla reitet am tage ihres letzten kampfes einen *ravît*, der mit *zindâle* bedeckt ist. Der eigentliche ausdruck für diesen schmuck des rosses ist *kovertiure*, er findet sich merkwürdiger weise noch nicht bei Veldeke, während er bei Herbort bereits ganz gewöhnlich ist (8708. 8720). Wie Pallas ein ross reitet, das seinem vater vom könig von „*Marrok*" gesendet worden ist (p. 200, 21), so erscheint Camilla auf einem prachtpferde, das ihr „*uber sê*" ein „*môre*" gesendet hat (148, 20). Das linke ohr und die mähne sind ihm weiss wie schnee, das rechte ohr und der hals schwarz wie einem raben, dagegen der kopf rot, ebenso der eine vorderfuss rot, der andere falb, die seiten glänzen ihm wie einem erzürnten pfau, *diu ein gofe was aphelgrâwe, rehte als ein lêbart.* Der schwanz ist einfarbig, schwarz wie pech. Das pferd geht „*ebene*" leise und doch schnell genug. Am sattel sind die sattelbogen aus elfenbein gearbeitet, mit edelsteinen verziert, die decke ist samten, mit goldenen nägeln besetzt. Der bauchgurt seiden, die *antphange*, an die man ihn schnalte, eine teuere borde, ebenso ist der brustriemen des pferdes (*vorbûge*) eine auf sammet genähte, zwei finger breite borde. Aus der breite, mit welcher Veldeke hier das pferd und seinen putz beschreibt, kan man wol zurückschliessen auf das interesse, welches die zuhörer an derartigen, bis ins einzelnste gehenden beschreibungen haben musten. — Eine sehr anschauliche schilderung von der rüstung des ritters zum kampfe gibt Herbort 8719 fgg.:

ir ros stunden bereit,
kovertûren ûf geleit,
dar uber phellil und dar mit
zindât unde samit.
Wapenen si sich begunden,
sô sie beste kunden:
in die kolzen (stiefeln), *halsperge ane,*
rôt und wîz als ein swane
gel blâ zindât

uber die sarewât,
helm ûf, sper an die hant,
sporn umbe alzuhant,
zur sîten schilt, dar under swert,
ûf die ros, ûf die phert
herren unde knechte. usw.

Die pracht der rüstungen und gewandungen beschreibt auch Conrad mit besonderer vorliebe, z. b. als das heer der Trojaner zum kampf mit den Griechen ausrückt (30774 fgg.). Man kan nicht heide noch sand sehen vor der menge glänzender *kovertiuren;* wie wenn der ganze plan in brand gesteckt wäre, so flamt das gefilde von gold. Eine menge von wundervögeln und wundertieren zieren die decken der rosse und die prächtigen wämser (*kursît*) der ritter. Edelsteine leuchten um die wette über tal und berg, es gleisst das stahlwerk und das geschmeide. — Als Äneas vor der stadt Laurentum sein lager aufschlägt, unterlässt es Veldeke nicht, das kostbare zelt des helden zu beschreiben; an einem hohen mast wird es aufgezogen, das zelttuch ist doppelfarbiger sammet, der zeltknopf golden mit einem goldenen adler gekrönt (sp. 247). Überall herscht dieselbe freude nicht nur an kostbaren waffen und edlen rossen, sondern auch an schönen kleidern. Nirgends wird seide und sammet, nirgends wird edeles gestein gespart. So hebt Heinrich von Veldeke mit besonderem nachdruck die schönen gewänder hervor, mit denen sich die Trojaner auf ihrer fahrt zur Dido schmücken (34, 2 fgg.): *vil wol si sich gereiten mit hêrlîchem gewande, | des si von ir lande | genûch dare brahten.* Freilich findet sich in der beschreibung nirgends viel abwechselung, wie von den edlen rossen immer *ravît* und *kastelân* widerkehrt, so von den teuren stoffen *phellel* und *samit.*

Haben wir uns bisher die rüstung und den ganzen staat des ritters betrachtet, so wollen wir ihm jetzt weiter folgen in die schlacht.

Den kern des heeres bilden immer die ritter, nur ihre anzahl wird daher bei der angabe der heeresstärke genant. So heisst es von Aventinus (143, 38): *tûsent ritter heter braht | sunder schutzen und fûʒhere;* (144, 16) vom markgrafen von Pallante:

tûsent ritter sunder sarjante
und hundert schutzen brahter dare.

Bei Veldeke ist das zur stehenden formel geworden; Turnus stelt dem Äneas entgegen: *zehen tusent ritter ze were sunder schutzen und fûʒhere.*

Das fussher bestand wol aus den „schildknechten,“ wie sie Veldeke gewöhnlich nent. Turnus lässt bei der belagerung von Montalbâne

die schildknechte den sturm auf die burg eröffnen (177, 22) und dass die schildknechte der verachtetste teil des heeres waren, geht aus den gleich folgenden worten (177, 38) hervor:

solde man schiltknehte klagen,
sô moht dâ michel jâmer wesen.

In höherem ansehen standen die schützen; sie musten bei der belagerung durch ihre geschosse die verteidiger von mauern und zinnen vertreiben, oben wurde einmal ihre zahl besonders angegeben. Die sarjante, die auch oben erwähnt wurden, sind die knappen der ritter. Fussheer und schützen treten aber ganz zurück in offener feldschlacht. Diese ist bei Veldeke wie bei Herbort und Conrad ein kampf zu ross von rittern gegen ritter gekämpft. Bevor die heere gegen einander rücken, werden die „zeichen" — die fahnen — angebunden (175, 25. 199, 39. cf. Nibel. 1535, 3: *er bant ouch zeime schafte ein zeichen daz was rôt*). Wenn die scharen gegeneinander reiten, sprengen aus den reihen die anführer hervor und bestehen einander im ritterlichen einzelkampfe. Hier haben wir einen verwanten zug der höfischen dichtung mit dem antiken epos. Der massenkampf tritt zurück, der einzelne berühmte ritter sucht seinen wolbekanten gegner auf. So besteht Turnus den Pallas, Äneas den Mezentius. Bei Virgil fällt der junge held Pallas von Turnus speer getroffen, im höfischen gedichte fällt er nach kunstgerechtem ritterlichem zweikampfe (cf. sp. 205). Sie rennen zu rosse gegeneinander, beide decken sich mit den schilden ritterlich, beide werfen sich vom rosse, nun greifen sie zu den schwertern, die schilde sind bald zerhauen, da schlägt Pallas dem Turnus mit einem mächtigen hiebe den helm durch und die ringe der kopfhaube unter dem helme, so dass jener in die kniee sinkt, unfähig zum schlagen auszuholen; da ersieht er die gelegenheit und stösst dem aufrecht vor ihm stehenden Pallas das schwert unter den panzer in den leib. — Die kraft war auf beiden seiten gleich, die list trägt hier den sieg davon.

Äneas setzt im zweikampf den Lausus, den sohn des Mezentius, eine speerlänge hinters ross auf den sand, er selbst schiesst natürlich bei dem mächtigen anlauf weit über den gefallenen gegner hinaus, aber beim umkehren haut ihm Lausus das ross hinter dem sattelbogen auseinander. Nun komt es auch hier zum schwertkampf: *si geben und nemen die slege freislîche,* hierbei beweist Äneas seine grössere kunst *im vehten unde schirmen* (mit dem schilde parieren), und dadurch überwindet er seinen gegner. — An der Camilla wird gerühmt (243, 5 fgg.):

wie si slûch und wie si stach
und wie si ir spere brach

und wie si justierde
und wie si pungierde.

In dem zweikampf zwischen Äneas und Turnus gibt sich letzterer erst dann als besiegt, nachdem ihm der dickschenkel durchhauen ist, von einer derartigen verwundung ist bei Virgil nichts zu lesen; bei Veldeke hat früher Turnus dem riesen Bitias den schenkel durchgehauen und ihn auf diese weise kampfunfähig gemacht (197, 29); ich erinnere mich aus der Gunlaugs saga Ormstunga, dass dort auch Gunlaugr auf eben diese weise seinen gegner Hrafn besiegt. Im ganzen fasst sich Veldeke verglichen mit Herbort und Conrad bei beschreibung der schlachten kurz:

> *ez wâre ze sagene alze lank,* | *wer dâ viel und wer dâ stach*
> *und wer dâ sîn spere brach,* | *wer dâ starb und wer dâ slûch*
> *want der was vil unde gnûch.* (201, 32 fgg.)

Fast mehr fleiss als auf die beschreibung der feldschlachten hat Veldeke auf die zeichnung der belagerung verwendet. Das alte römische lager, welches sich bei Virgil mit seiner linken seite an den Tiber anlehnt, ist bei Veldeke zu einer burg geworden, die auf dem steilen berge Montalbane (der dichter denkt sich ihn an der mündung des Tiber gelegen) erbaut ist. Sp. 118 fgg. wird die lage des berges genau beschrieben, es ist ein hoher, steiler felsen am meere, rings von gutem lande umgeben; ein von natur fester ort, oben entspringt ein quell, dessen wasser stark hinabströmt ins meer. Nur an einer seite ist der aufgang möglich über einen schmalen rücken des berges (*einhalb dar zû gienk* | *ein hals, der ne was niht breit*). Diesen ort also ersieht sich Äneas für seine burg aus, und wenn man die lage der noch erhaltenen alten burgen vergleicht, so stimt sie ja in den meisten fällen mit unserer beschreibung überein. Gewöhnlich liegen sie auf dem gipfel eines nach drei seiten hin steil abfallenden bergkegels. — Der schmale hals wird nun durchbrochen und durch zwei gräben unzugänglich gemacht. Der niedere graben ist weit und tief, er ist erfüllt vom wasser des bergquells, davor ist noch ein kleinerer graben (p. 177, 2 fgg.). Der berg wird durch *bercfride,* warttürme, und mit *erkâren* befestigt; über den graben führt die zugbrücke, diese wird durch einen *bercfrid* beherscht (156, 9 fgg. 191, 6). Äneas trift nun gegen das anrückende belagerungsheer seine verteidigungsanstalten. Es werden genau bestimt die, welche auf den türmen und die auf den zinnen der burgmauer platz haben, wer des nachts die wache haben und wer schlafen solle. Die waffen werden fertig gemacht, die besten schützen werden auf dem burgtore postiert, die schwachen stellen der burg mit der stärksten besatzung versehen. Als nun das heer des Turnus zum sturm heranrückt, wird die brücke auf-

gezogen, die zinnen und türme besetzt, die dächer abgebrochen, die fahne aufgesteckt (175, 31). Den ersten sturm auf die feste führen die schildknechte aus, sie kommen aber nicht über den graben, und müssen mit grossen verlusten zurückgehen. Die Trojaner empfangen von den zinnen und erkern aus die stürmenden mit hageln von pfeilen und steinen. Am nächsten tage sucht Turnus den graben zu füllen. Es werden grosse wagen mit reisig herbeigefahren, aber ehe sie die trachten in den graben werfen und zurecht legen können, sind schon die belagerten mit „*smalz, swebel und bech*“ bei der hand und stecken das holz in brand. Als der graben nicht mit holz gefüllt werden kann, wird erde herbeigeschafft, *mangen* werden errichtet mit seilen bespant und bemant. Es sind die kriegsmaschinen zum schleudern grosser steine. Man stelt ferner die *ebenhôhen* auf, von denen aus man die belagerten auf der mauer erreichen konte, treibt sie gegen die mauer heran und besetzt sie mit schützen. Jetzt begint der allgemeine sturm, die Trojaner müssen vor der menge der pfeile und gere und brandspiesse (*materelle*) die zinnen verlassen, nur die mit panzer gerüsteten können sich noch oben halten. Askanius führt sie zurück, die stürmenden sind bereits bis zu den zinnen emporgestiegen, oben empfängt man sie mit schweren steinen und bleikolben; die *lâzsteine* werden herabgerolt und reissen im falle die stürmenden mit sich in den graben hinab. Diesen ist es unterdessen gelungen, den *bercfrid*, der die brücke beherscht, in brand zu stecken, dieser stürzt zusammen und so gewinnen jene die brücke. Kurz die beschreibung der belagerung von Montalbane gehört zu den lebendigsten partieen des ganzen gedichtes. Auch bei den städten des landes ist für unsern dichter immer die feste lage von der höchsten wichtigkeit; Veldeke hat nichts, was Virgil vom baue Carthagos und seinen palästen erzählt, aber wie fest die lage der *borch Carthago* sei, beschreibt er ausführlich (p. 27, 11 fgg.). Auf der einen seite bespült das meer, auf der andern seite breite ströme ihre mauern; *dâ enmitten stunt diu borch sô vast, | daz si niene vorhte ein bast | allez irdische here.*

Verlassen wir nun den krieg und begleiten den ritter zu den *hôchgezîten*. So war ja sein leben: bald draussen in kampf und abenteuern, bald am glänzenden hofe bei frohen festen.

All dieser reiche staat, die golddurchwirkten gewänder, die prachtvollen rüstungen, die teuren coverturen, die rosse, das alles muste gesehen werden, muste angestaunt und bewundert werden. Darum immer die pomphaften aufzüge, wenn irgend ein fürstlicher herr in eine burg oder in eine stadt einreitet. Der herzog Äneas hält mit 500 rittern seinen einzug in Carthago, und in den breiten strassen mit den schönen häusern und marmornen palästen sieht er zu beiden seiten der strasse

(wol in den fenstern liegen) die frauen und jungfrauen „*gezieret und gebunden*“ in schönen kleidern und zierlichem harputz, die ihre freude am schauen haben (35, 2). Die ritterliche königin Camilla von Volzâne reitet durch Laurentum. Da eilen ritter und edelfrauen herbei, die sie gern sehen wollen, *si quâmen zû den strâzen, si stunden unde sâzen, ze den venstern si lâgen* (p. 149). Als Äneas seine braut in Laurentum besucht, reitet er mit so grosser pracht einher, dass die *blûmen und daz gras* ihre farbe verlieren, *mit hêrlîchem gedrange, mit phîfen und mit gesange, mit trumben und mit seitspile* (337, 37). Das sind die begleiter aller *hôchgezîten*, das festliche gedränge, gesang und musik. Die häuser der stadt Laurentum sind mit *phelle* und kostbaren teppichen behangen. — Bezeichnend ist es, dass Veldeke die festspiele, die Äneas zu ehren seines vaters veranstaltet, nur mit einigen worten erwähnt, andere festlichkeiten aber in menge beschreibt, von denen bei Virgil sich keine spur findet. Während Äneas beim könig Evander weilt, wird an des königs hofe die schwertleite des jungen Pallas gefeiert (cf. p. 171, 16—21. 173, 39—174, 27). Der könig gibt seinem sohne das schwert, welches dieser schon lange begehrt hat, und macht ihn dadurch zum ritter. Zugleich damit ist aber auch des jungen fürsten krönung verbunden (*unde wil in crônen* 171, 21), die feierliche anerkennung des sohnes als nachfolger des vaters. Es finden sich bei Veldeke in der kurzen beschreibung der festlichkeiten sehr viele von den zügen, die wir auch aus der schwertleite Siegfrieds im Nibelungenliede kennen (cf. str. 28—44). Wie hier der junge Pallas gekrönt wird, so verteilt dort Siegfried als junger könig noch einmal die lehen, (wiewol er nicht die krone tragen will, so lange Sigmunt und Sigelint leben). Hier wie dort sendet der könig botschaft über das land, und lässt verkündigen, wer von den edelbürtigen jünglingen ritter werden wolle, solle an den hof kommen und mit dem jungen könig zugleich schwert, ross und gewand empfangen. Die schwertleite eines jungen fürsten empfieng also erst dadurch ihren rechten glanz, dass von nah und fern die söhne der edelbürtigen dabei erschienen, und zugleich mit ihm, gleichsam sein junger hofstat, das schwert empfiengen. Der könig gibt ihnen dafür ross, schatz und gewand, das schwert empfiengen sie wol von eltern und verwanten.

Das andere grosse fest, welches Veldeke beschreibt, ist die hochzeit des Äneas mit der Lavinia. Auch hierbei eilen boten mit briefen nach allen reichen, die man zu pferde oder zu schiffe erreichen konte. Der könig Evander ladet seine freunde und mannen ein; bezeichnend ist die stelle: *swer gût umb êre wolde, daz her frôlîche quâme unde es sô vile nâme, daz ez im iemer mohte fromen und allen sînen nâchkomen* (336, 4 fgg.). Die eingeladenen erweisen durch ihr erscheinen dem Äneas

ehre, und für diese ihre ehrenerweisung lohnt ihnen der wirt mit reichen geschenken. Das gut um die ehre! Darin besteht die vielgerühmte fürstliche *milde.* — Die gäste lassen nicht auf sich warten. Von allen seiten, in schiffen und auf den strassen, ziehen die ritter zahllos herbei, *diu werltlichen liute* (die spielleute, die *gerende diet*), bleiben nicht aus. An der hochzeitstafel herscht *„kleine stille,“* der schall ist so gross, *daz ez die bôsen bedrôz.* Das ist das charakteristische aller mittelalterlichen festlichkeiten: laut schallende festesfreude und gedränge des volkes. Da war spiel und gesang, ritterliches turnier (*buhurt*) und gedrang, pfeifen und springen, geigen und singen, orgeln und saitenspiel. Und nun wird die fürstliche milde des Äneas geschildert. Da er der hehrste der anwesenden fürsten ist, so begint er das geben. Wen er beschenkt, der hatte bis an seines lebens ende genug und noch seine kinder genossen dessen. Aber Äneas konte auch geben, es fehlte ihm beim *gût* nicht *der willige mût.* Nach ihm geben die übrigen fürsten vollauf. Teures seidengewand, gold und aller art kostbarkeiten, silber- und goldgefässe, maultiere und edle rosse, seide und sammet ungeschnitten, rote goldspangen, zobel und hermelin wird unter die spielleute verteilt, so dass sie froh von dannen scheiden und das lob des königs singen, jeder in seiner zunge. Dabei gedenkt Veldeke der festlichen tage von Mainz, als kaiser Friedrich seinen söhnen das schwert gab, ein fest, von dem man erzählen wird bis an den jüngsten tag. Es waren für die spielleute unter den Hohenstaufen andere zeiten gekommen, als die von denen der annalist zum jahre 1043 bei gelegenheit des hochzeitsfestes Heinrich des Dritten erzählt: *Infinitam histrionum et joculatorum multitudinem ad laudis suae cumulum* (!) *vacuam et inanem sine cibo et muneribus moerentem abire permisit.*

Aus den bisherigen zügen lässt sich schliessen, ein wie reges, glänzendes leben an den fürstenhöfen schon zu Veldekes zeit geherscht haben muss. Das ist aber nur die aussenseite dieses lebens. Sehen wir bei Veldeke nach dem masse, nach dem der wahre wert des ritters gemessen wurde. Nirgends finden sich dergleichen gedanken deutlicher ausgesprochen, als in den klagen um gefallene helden. So die worte des Äneas in seiner klage um Pallas (218, 20):

schônez bilde, reiner degen!
waz ich in korzen stunden
tugende an dir hân vunden!
manheit unde sinne,
trouwe unde minne,
kûnheit unde mannes rât
und willich herze zû der tât,

gûte list und grôȥe kraft!
dû wâre stâte und ernisthaft,
milde und reinmûte,
dû hetest site gûte
und aller tugende genûch.

Dem Turnus widmet der dichter einen langen nachruf zum preise seiner ritterlichen tugenden (332, 6 fgg.):

her was des lîbes ein degen, | kûne unde mahtich, | wîse unde bedahtich, | getrouwe unde wârhaft, | milde unde êrhaft, | ein adelar sînes gûtes, | ein lewe sînes mûtes, | ein ekkestein der êren, | ein spiegel der hêren. | her hete wol getânen lîb, | vil lieb wâren im diu wîb, | si wâren ouch ime holt: | daȥ was sîner tugende scholt.

Als drittes beispiel möge hier das lob der tugenden Iasons bei Herbort v. Fritzlar stehen (134—163):

Er was vrum von sinnen, er was ze gote reine, dem folke gar gemeine, den armen ze gebene, sînen gelîchen ebene, sînen untertânen ôtmûtig, sînen ubertragenden hochmûtig, kindisch den kinden, grimme den swinden, âne wort frume zu der tât, unde mit den worten rât, herte zu ungerete, zu dem gelubede stete, zu rehter gabe milde, gefuge zu dem schilde. sînen fînden offenbâr, sînen frûnden âne vâr, gruȥsam in der strâȥe, und von gûtem gelâȥe, einfeltic an der gebêre, manicfaltic an der lêre, kunstic an dem sinne, redelîch an dem gewinne, gebouge zû der wîsheit, starg zû der erbeit, in vertrûc dehein sîn schônheit, im was sîn leit niht zû leit, noch sîn liep zû liep niht, daȥ doch vil selten geschiht, mit zuhten zu juste und zu spil.

Aus diesen beispielen leuchtet schnell ein, worin eigentlich die cardinaltugenden eines ritters bestanden. Eine derselben, oder wol besser die erste von allen, war die treue. Sie fehlt in keiner der drei lobreden. Auf die treue gründet sich ja das verhältnis des lehnsmannes zum lehnsherrn, sie war das sittliche band, welches den stat zusammenhielt. Wenn Äneas an Pallas *trouwe und minne* gefunden hat, so heisst das wol soviel, als er hat in ihm einen treuen freund gefunden, ebenso heisst Pallas auch *stâte und ernisthaft*, fest im denken und handeln; Turnus trägt das lob eines *getrouwen und wârhaften*, und dasselbe meint Herbort mit den worten: *ze gelubede stête, sînen frûnden âne vâr*. Äneas hat eigentlich mit der flucht aus Troja die treue gegen seine *mâgen* und freunde gebrochen; als er sie daher in der unterwelt widersieht, *dâ schamt er sich* und es dünkt ihm *unêre*, dass er sich von ihnen getrent hat.

Dazu kommen die männlichen tugenden der tatkraft, kühnheit, aber auch der besonnenheit: *kûnheit unde mannes rât und willich herze zû der*

tât, wie es von Pallas, *kûne unde mahtich, wîse unde bedahtich*, wie es von Turnus, *âne wort frum zu der tât, unde mit den worten rât*, wie es vom Iason heisst. Es ist das ärgste, was man dem herrn Drances nachsagt, dass er zwar gut im rat sei, dass er aber ungern *vaht und gerne gemach* hatte (230, 16), oder wie es 233, 4 heisst, dass ihm sein leben zu lieb sei.

Aus allen diesen tugenden entspringt die ehre des ritters, das ansehen und die hochschätzung desselben bei den leuten. Die ehre geht über das leben, spricht auch Veldeke oftmals mit deutlichen worten aus; um ehre zu gewinnen stürzt sich der ritter in gefahr. 181, 15 wird Nisus ein edler ritter genant, der gern um der ehre willen ungemach erdulden wolte; Pallas stirbt zwar gleich bei seinem ersten waffengange, aber er fällt im kampfe mit einem hochberühmten gegner (Turnus), und nachdem er schon vorher wunder der tapferkeit getan. Wäre er mit schanden gefallen, so wäre er vergessen worden, so aber starb er geehrt und untadelig (p. 207). — Mehr als einmal wird dem Äneas vorgeworfen, dass er lieber heimat und verwante verlassen habe, anstatt mit ihnen ehrenvoll zu sterben. Offenbar ist die ironie in Veldekes worten gleich anfangs (p. 20, 1): „Es habe den ausziehenden Trojanern besser gedünkt ihr land zu räumen, als dort ruhm zu erwerben, um den sie hätten sterben müssen.“ Turnus spricht gewis nur das allgemeine urteil über des Äneas verhalten aus, wenn er sagt (128, 12—15):

> *heter sîn eigen lant gewert,*
> *danner mit schanden wart vertriben,*
> *wâr er mit êren dâ beliben*, (geblieben, gefallen)
> *sô het er manlîche getân.*

Ächt ritterlich denkt Turnus, dass sein leben nichts mehr wert sei, wenn er sich vom Trojaner land und weib nehmen liesse: „er selbst verdiene dann, dass man ihm schild und schwert, die abzeichen des ritters, und all seine ehre nehme und er aus der guten gesellschaft verbant werde“ (128, 19). Er sagt daher von sich: *ich hân den willen und den mût, daz ich mîn êre und mîn gût gerne behalde.* Und so trift auf ihn auch der schöne lobspruch: *ein adelar sînes gûtes, ein ekkestein der êren.*

Den tugenden des ritters setzt die huld der frauen die krone auf. So rühmt Veldeke von Turnus: *her hete wol getânen lîb, vil lieb wâren im diu wîb, si wâren ouch ime holt, daz was sîner tugende scholt.*

Merkwürdig ist, wie Veldeke das verhältnis des Nisus und Euryalus, und Herbort von Fritzlar das zwischen Achilles und Patroclus dar-

gestelt haben. Veldeke erzählt von Nisus und Euryalus, es sei an den beiden tapferen rittern wol offenbar geworden, dass sie freunde waren, denn nichts hätte sie während ihres lebens geschieden als der name: *„wan si dûhte beide, daz si ein lîb wâren* (180, 40). Nisus selber sagt (181, 20): *wir sîn ein lîb und ein geist;* und in gleicher weise klagt Achilles bei Herbort (6081) über den tod des Patroklus: *ich was dû, dû wer ich, beide dich und mich hete eine trûwe, dû bist immer mîn rûwe, dîn nôt mîn nôt, ich bin mit dir halb tôt, dîn geist ist halp mit mir.* Die höfischen dichter sahen also darin eine schwertbrüderschaft bis zum tode; die antike auffassung, wie sie bei Virgil noch ist (IX, 179: *Euryalus quo pulchrior alter non fuit Aeneadum, Trojana neque induit arma; ora puer prima signans intonsa juventa*) ist glücklicher weise den mittelalterlichen dichtern unverständlich gewesen.

Der weite abstand der antiken und modernen auffassung zeigt sich nirgends deutlicher, als in der darstellung der stellung des weibes in der gesellschaft. Wie die helden der antiken epen zu ächten deutschen rittern wurden, so sind die frauengestalten jener zeit in edelfrauen des mittelalters übergegangen. Die edelfrau zeigt sich schon in der äussern erscheinung. Es wird uns nach dem vorhergehenden nicht auffallen, dass auch hier der dichter stets mit vorliebe die kleider der fürstlichen frauen beschreibt. So wird beim jagdaufzuge der Dido nicht das zierliche, schön genähte, mit goldstickerei geschmückte hemd vergessen, nicht der weisse hermelinpelz mit roten kehlstücken, mit weiten ärmeln und dem überzug von grünem sammet, der mit perlen und goldnen borden reich besetzt ist, und hier verschmäht es auch der dichter nicht französische modeworte einzuflechten wie *gezimieret, geriddieret.* Der gürtel der frau ist aus silber und gold gewirkt, darüber sitzt der grünsamtene mantel mit hermelinbesatz und futter aus zobel; das har ist ihr mit einer teuern borde aufgebunden, der samthut wider mit borden verziert (p. 59 fgg., cf. sp. 145). Hierin bleibt Herbort hinter Veldeke nicht zurück (cf. 585), er putzt die Medea stattlich für den empfang Iasons heraus. Nachdem sie ihr har gekämt und geflochten, die scheitel berichtet hat, setzt sie einen kopfputz auf aus rotem golde, aus dem ein karfunkel blitzt, sie legt das zierlich gefältelte und gekräuselte oberhemd an, das blendendweisse mit den enganliegenden ärmeln, darüber wirft sie ein seidenes golddurchwebtes gewand. Und was gehört nicht noch alles zur toilette der edelfrau? Veldeke gibt (p. 322) ein artiges verzeichnis dieser *kleinôde;* das harband, der schleier, der weitherabhängende ärmel (*mouwe*), spangen und gürtel. In diesem geschmack sind nun auch die geschenke, welche den frauen gesendet werden. Äneas sendet der Dido einen hermelinmantel mit braunem zobel besetzt, der

lang bis zu den füssen herabreicht, rotsamten ist der überzug, dazu zwei armspangen, einen fingerreif und eine goldene spange für den mantel (*nuske*), dazu noch ein kleid aus dalmatischer seide (Virg. I, 648 *pallam signis auroque rigentem et circumtextum croceo velamen acantho*).

Die stätte der frau ist das haus, genauer die *kemenâte*, der ort ihres wirkens. Wie fest hierin der dichter an der anschauung seiner zeit hält, kan man aus folgenden kleinen zügen sehen: Bei Virgil lässt Dido den scheiterhaufen in dem innern hofraum ihres palastes errichten (IV, 494 [cf. 504]: *pyram tecto interiore sub auras erige*). Bei den höfischen dichtern wird das feuer in der *kemenâte* selbst angezündet, dort nimt sich Dido das leben, und ihre schwester Anna findet die *kemenâte* verschlossen und klopft vergebens um einlass. Bei Herbort von Fritzlar wird auch das *gadem* erwähnt, das obere stockwerk des hauses und der *sal*. Der knappe des Achilles findet die Polyxena *am swibbogen des sales* stehen (Herbort 11410). Auch bei Veldeke wird neben der *kemenâte* des sales erwähnung getan (39, 24). Die *kemenâte* war ein heizbares gemach, oft wird wol ein einstöckiges haus so genant. Dieser sinn muss liegen in den worten: die boten des Äneas treffen die Dido *in einer kemenâten nâhen bî ir palas* (28, 28). Die *kemenâten* im palaste des königs Latinus sind mit seidenen stoffen ausgeschlagen, der fussboden mit teppichen bedeckt, die polster glänzen von seide, sammet und „*dimîte*." Hierher gehört auch die eingehende beschreibung des bettes und der *kemenâte*, welche Dido zur ruhestätte des Äneas bestimt hat (sp. 48, 31 fgg.) Besonders wird hervorgehoben die angenehme wärme des gemaches, das feuer „ohne rauch," das tageshelle licht, welches die kerzen im zimmer verbreiten. Das bett, von jeher der stolz der deutschen hausfrau, ist ein wahres prachtstück. Über dem bett liegt ein *deckelachen* (eine zudecke) von purpur mit marderfell wattiert, über das weiche und weite unterbett ist das zierliche „weisse" bettuch gebreitet; doppelt ist der überzug des unterbettes, das von federn strotzt, der äussere samten, der innere (*diu underziechе*) von leder, so dass das bett weich und doch fest ist. Das unterbett liegt wider auf einer matratze von *zindâle*, diese erst auf dem stroh; das kopfkissen ist samten wie der überzug des unterbettes, und *der bolster* (wol das keilkissen, um die erhöhung für den kopf herzustellen) ist *phellelîn*. Ich glaube an solchen stellen hat (trotz Gervinus p. 295, der die beschreibung des bettes eine spielerei nent) die deutsche burgfrau recht andächtig und gespant zugehört. Die mauern der paläste sind so dick, dass die frauen buchstäblich in den fenstern sitzen oder stehen müssen, wenn sie hinaussehen wollen. Die frauen sind im mittelalter gebildeter als die männer. Sie

können gewöhnlich schreiben und lesen. Veldeke unterlässt nicht zu erwähnen, dass die erzürnte gemahlin des Latinus mit eigener hand dem Turnus einen brief schreibt: „*einen brief si selbe tihte, den si mit schônen worden vant, und screib in mit ir selber hant* (p. 125), von Turnus dagegen heisst es: *er hiez brieve scrîben.* Lavinia schreibt auf pergament in schönem latein ihren liebesbrief an Äneas (sp. 286). — Aber noch mehr, die frauen waren die eigentlichen pflegerinnen der höfischen sitte. Auch aus den nur gelegentlichen andeutungen Veldekes kan man erraten, dass sich das ganze gesellschaftliche leben jener tage in bestimten, von der sitte vorgeschriebenen formen bewegte, auf die streng geachtet wurde. Der ist ein *horescher man,* der sich leicht und sicher in allen diesen formen zu bewegen weiss. Den anstand in irgend einer weise zu vernachlässigen, ist unhöfisch: *ez is ein unhovesch site, daz man der zuhte niene gert* (sp. 145, 6). Die boten des Äneas werden von der Dido *gûtlîche* empfangen: *und si genâdeten der frouwen der minnen und der trouwen* (sp. 28). Dies die stehende formel für den höflichen empfang und den höflichen dank. Als Turnus die königin in ihrer *kemenâte* aufsucht, empfängt sie ihn *minneclîche,* mit der den frauen eigentümlichen liebenswürdigkeit, und er dankt ihr höflich (d. i. mit höflicher verneigung): *vil gezogenlîche genâdete her ir darwider.* Der sich entfernende nimt *urloub,* er bittet sich die erlaubnis aus, gehen zu dürfen (cf. p. 141. 142). Äneas nimt bei seiner fahrt zum Evander sogar urlaub bei seinem sohne: *urloub her dô nam ze Ascânjô, sîme sun, als er von rehte solde tûn* (167, 6 fgg.). — Die zürnende königin lässt sich unsanft neben ihrem gemahl Latinus nieder, ohne sich vorher vor ihm zu verneigen. Es heisst daher von ihr: *ir zuhte sie vergaz, unsanfte sie nider saz, daz sie dem kunege niht enneich* (121, 1). Dem ebenbürtigen gaste geht die wirtin entgegen und reicht ihm den kuss des wilkommens, so die Dido dem Äneas (35, 32); aber als Äneas seine braut Lavinia besucht, wartet er, bis ihm der könig heisst seine tochter zu küssen (*ez hete gerne Ênêas ân des kuneges bete getân* 338, 36). Der Dido, die für den ritt zur jagd ihren zelter besteigt, ist Äneas der sitte gemäss behilflich (61, 10): *er diende ir dâ si ûf saz,* er führte ihr ross am zügel. Und wie höflich verkehren bei Herbort Ulixes und Diomedes mit Dolon. Dieser hat jene aus Troja geleitet, er will sich verabschieden und spricht: *Gebietet mir! got segen ûch! got lône dir!* (8091 fg.). Beim schmause, den Dido den Trojanern gibt, heisst es: man trug die speisen „*gefûchlîche*“ vor, man gab ihnen *gezogenlîche* (39, 36). — Aber die gesellschaft gab auch etwas auf gewante unterhaltung; nicht umsonst ist es erwähnt, dass die 500 ritter, mit denen Äneas an den hof der Dido reitet, *wol sprechen und gebâren* konten (p. 34), und ebendahin

gehört, wenn es von den kammerfrauen der Lavinia heisst: sie waren *wol gezogen unde gêret, wol gekleit und wol gelêret ze werken und ze worden* (p. 341).

Tacitus hebt hervor, in wie hoher achtung das weibliche geschlecht bei den alten Deutschen gestanden habe; das mittelalter ist von dem minne- und frauendienst geradezu behersch. Es ist sicherlich ein charakteristischer zug, wie das deutsche *minne* sich von *ἔρως* und *amor* in der grundbedeutung unterscheidet; in dem griechischen und lateinischen worte waltet der begriff des sinnlichen triebes vor, im worte *minne* liegt mehr das sinnen und denken an den geliebten, das den geliebten gegenstand im gedanken tragen. — Darin zeigt sich deutlicher als irgendwo anders das vorwiegen des gemüts im deutschen volkscharakter. An tiefer auffassung des seelenlebens stehen die Nibelungen über der Ilias, und aus welchem anderen streben sind diese langen monologe bei den höfischen dichtern hervorgegangen, als aus dem, den inneren vorgängen im gemüte des menschen nahe zu kommen und ihnen einen ausdruck zu geben? Nirgends ist der abstand der höfischen von der antiken Äneis weiter, als in dem auftreten der Lavinia; bei Virgil ist die Lavinia eine stumme person, in dem höfischen gedichte tritt sie mittätig auf und ergreift partei. Mit dieser neuerung ist in dem höfischen gedicht erst die minne in ihr volles recht eingesetzt. Während bei Virgil sich Lavinia ohne eigenen willen (echt römisch) in den willen ihrer mutter fügt, entscheidet sich in der höfischen dichtung die jungfrau gegen den willen der mutter, bloss ihrer neigung folgend; während bei Virgil von liebe des Äneas zu der ihm durch götterspruch beschiedenen braut keine rede ist, wird in der höfischen dichtung der besitz der Lavinia für Äneas eine herzenssache. Obgleich die Dido der höfischen gedichte ziemlich genau der Virgilischen nachgezeichnet ist, bekomt ihr charakter doch durch ihr schliessliches auftreten eine von der Virgilischen ganz verschiedene färbung. Bei Virgil stirbt die königin unversöhnt, hass im herzen und verwünschungen auf den lippen gegen den treulosen Trojaner (IV, 615—629). Ganz anders die Dido bei Veldeke. Sie ist in ihren letzten augenblicken mild, weich, wehmütig gestimt; verlassen von Äneas klagt sie zu ihrer schwester Anna: „*mir is sô wê umbe den leiden lieben man, daz ichs gesagen niene kan.*“ Nicht ihm gibt sie die schuld an ihrem unglück, vielmehr sagt sie: „*mich hât mîn selber wille erslagen*“ (74, 36); sie verzeiht dem treulosen: „*wande ir sît es âne scholt, ir wâret mir genûch holt,*“ aber sie hat ihn „*z'unmâzen*“ geliebt, ihre masslose liebe hat sie in schade und schande gebracht. Sie stirbt endlich nicht mit dem *moriemur inulti*, sie stirbt vergebend: „*die scholde wil*

ich û vergeben, ichn mach û nicht wesen gram“ (p. 78). Freilich Gervinus nent die Veldekesche Dido einen gehaltlosen schatten!

Ich glaube, aus diesen betrachtungen geht hervor, dass Benoit und Veldeke in den rahmen, welchen ihnen das antike epos bot, ein reiches stück von dem handeln, denken und empfinden ihrer zeit hineingedichtet haben. Wird man dichtern, wie Heinrich von Veldeke, gerecht werden wollen, so wird man nicht ihre dichtungen von einem absolut künstlerischen standpunkt aus mit denen des altertums vergleichen dürfen, wie es Gervinus tut, sondern man wird untersuchen müssen, in wie weit sie trotz des antiken stoffes, den sie behandelten, ihrer zeit genug getan haben. Die vorstehende untersuchung ergibt, dass Benoit und Veldeke mit mass und takt den antiken stoff nach der anschauungsweise ihrer zeit umgedichtet haben; dass unser deutscher dichter den rechten ton traf, dürfen wir aus der übereinstimmenden anerkennung schliessen, welche ihm seine zeitgenossen zollen. Die art, wie Gervinus diese anerkennung zu deuten unternimt (p. 297 fgg.), ist zu gekünstelt, als dass sie den unbefangenen überzeugen könte. Überhaupt hat Gervinus den wert der Eneit auf kosten des Alexanderliedes ungebürlich heruntergedrückt. Die gestalt Alexanders ist für jeden dichter ein anderer vorwurf als die des Äneas und eine ganze anzahl ausstellungen des litteraturhistorikers treffen Virgil viel härter als den deutschen nachdichter. Ausrufe wie der aus s. 294: „Bedauern müssen wir gleichwol, dass Virgil von Franzosen und Deutschen entweder nicht gekant oder entstelt wurde“ — entbehren streng genommen jeglichen sinnes. Setzt denn Gervinus alles ernstes bei den menschen des zwölften jahrhunderts das objective verständnis des altertums, seiner zustände und seiner kunstwerke voraus, wie die neuzeit sich dieses nach vorangegangener jahrhunderte langer arbeit in dem kleinen kreise der „classisch gebildeten“ mühsam angeeignet hat? Sehr lehrreich ist es Bernhardys urteil über Virgil mit Gervinus urteil über Veldeke zu vergleichen. Bernhardy nent (Gesch. der R.-Litt. 3. bearb. s. 449) Virgils Äneide „das erste romantische heldengedicht, welches den übergang machte zu den modernen gleich zwitterhaften epen.“ Er sagt am selben orte: Virgil hat „verschliffene figuren auf gleicher linie mit seiner gegenwart gebildet, die wunder des mythus und der götterwelt in die prosa seiner tage gezogen, überhaupt die verschiedenen zeiten und culturstufen vermischt. Seinen charakteren ist hierdurch lebensluft und freie bewegung entzogen, vor andern aber erscheint sein held marklos und unsicher, mehr in worten als in taten gross.“ Wenn aber Virgil selbst „römische farben auf sitte und gesinnungen der handelnden personen unwillkürlich übertragen hat,“ was können wir

unserm dichter für einen vorwurf daraus machen, dass er statt Virgilscher helden wirkliche menschen seiner zeit dargestellt hat und nicht unwillkürlich, sondern ganz absichtlich bilder aus seiner zeit in den antiken rahmen hinein malte. Die höfischen kreise waren hungrig nach neuen stoffen der geselligen unterhaltung. Man nahm sie, wo man sie fand, also auch aus dem altertum. Wenn nun (nach Bernhardy) Virgils Aeneide an innerer armut des stoffes leidet, d. h. wenn die handlung dürftig, spärlich und wenig spannend ist, so wird es nicht wunder nehmen, dass unsere Eneit an denselben schwächen krankt. Virgils kunst liegt in seiner sprache, in seiner einzel- und kleinmalerei, in seiner epischen technik. Die glanzpunkte, „die grossen momente“ seines epos findet man in den episoden. Nimt man diese äussere kunstvolle hülle weg, so bleibt nichts als eine ärmliche, wenig besagende handlung. Mit diesem dürren kern der erzählung musten unsere mittelalterlichen dichter wirtschaften: wenn man dies erwägt, so haben sie ihre aufgabe nicht schlecht gelöst. Das römische volk konte auf seinen griechischen ahnherrn nicht stolz sein, das bleibt eine schwächliche figur, aus der auch die sublime Virgilische technik nichts machen konte. Dass aber das schicksal des helden viele vergleichungspunkte darbot mit den schicksalen manches fahrenden ritters jener zeit, dafür gibt uns die geschichte belege. Darin mochte auch für die höfischen kreise das anziehende der erzählung liegen, sonst wäre es doch kaum erklärlich, wie ein antiker stoff so vielfach gelesen worden ist, wie nach dem urteil der zeitgenossen Veldekes Eneit gelesen und abgeschrieben wurde. Den punkt, in welchem die mittelalterlichen dichter über Virgil hinausgehen musten, wenn sie ihrer zeit genug tun wolten, das selbsttätige auftreten der Lavinia, haben sie richtig herausgefunden und darauf auch die meiste kunst eigener erfindung und ausschmückung verwendet. Ich hebe hier noch einige verfehlte urteile bei Gervinus heraus. Seite 295 heisst es: „In diesem Veldeke ist es zuerst sichtbar, wie sich ein erregtes innere, das eine nahrung für die seele sucht, gegen jede (?) weitläufigkeit und kleinlichkeit sträubt, und er lehnt daher detaillierte beschreibungen von städtebau und dergleichen, die nichts für gefühl und empfindung bieten, ab, die noch in seiner wälschen quelle sich vorfanden.“ — Der erste teil ist insofern unrichtig, weil sich bei Veldeke sehr viele schilderungen finden, die nach unserm geschmack weitläufig und nach Gervinus eignem urteile kleinlich sind. Ich erinnere an die häufigen beschreibungen von kleidern, waffen, pferden, an das bett der Dido und an das pferdeohr, an die grabmale (cf. Gervinus s. 297). Der dichter suchte sich für seine schilderungen eben die stoffe heraus, welche das interesse seiner zuhörer für sich hatten. Zweitens ist aber der angeführte beleg, die unterlas-

sene beschreibung des städtebaues, nicht zutreffend. Denn Gervinus macht damit eine ausnahme zur regel. Bei Virgil selbst findet sich (I, 425—440) nicht eben viel über den bau Carthagos, sieben hexameter füllt dort das bild von der emsigen tätigkeit der bienen aus. Hier weicht auch Veldeke nicht sowol von Virgil ab, obschon er sich den anschein gibt, als vielmehr von Benoit, welcher in 250 halbzeilen seinen landsleuten die wunder der afrikanischen stadt beschrieb (cf. Pey. a. a. o.). Wir haben hier also eine stelle, wo der deutsche dichter seine französische vorlage abkürzte (sp. 26, 20—27, 24) und aus der französischen quelle nur die angaben über besatzung, lage und festigkeit der stadt heraushob. Ebenso schief scheint mir die bestechende antithese bei Gervinus ausgefallen zu sein: „Im Virgil dünkt man sich in einer alten, aus dem schutt aufgegrabenen stadt zu wandeln, die aus jedem steine stumm zu uns spricht und grosse ruinen erhalten hat. Hier geht man träge und getäuscht zwischen wüsten trümmerhaufen, unter denen uns ein gutmeinender, eingelernter (?), abergläubischer, auf seinen unsinn stolzer cicerone mit endlosem geschwätz und fabeln fast zur verzweiflung bringt.“ — Ich möchte dem gegenüberstellen: Der eindruck, welchen Virgils Äneide nach rascher lesung im geiste des lesers zurücklässt, gleicht etwa dem eindruck, den ein kunstvoll gefügter mosaikfussboden auf den beschauer macht. Die einzelnen steinchen sind von einem feinfühligen, kunstsinnigen samler und forscher, der ein herz für die grösse seines volkes hatte, aus einem weitschichtigen material des verschiedensten alters und ursprungs zu einem grossen bilde mit national-römischer tendenz zusammengestellt worden. Dem bilde fehlt es an schwung, trotz aller feinheit der zeichnung im einzelnen macht sich zu sehr eine überlegte künstelei bemerklich und das heterogene material will oft nicht recht zusammenpassen. Bei Veldekes Eneit komt mir der eindruck in den sinn, welchen bilder der altdeutschen schule — etwa die kreuzigung darstellend — auf den beschauer hervorbringen. Da hat man nicht römische krieger, sondern deutsche landsknechte, nicht römische ritter, sondern deutsche kriegsobersten, männer und frauen sind in tracht, geberde und gesichtsausdruck durchaus deutsch. Und doch welche innigkeit schaut aus den gesichtern der frauen, welche eigenart aus den köpfen der männer. Die dichter wie die maler dachten nicht daran aus den grenzen ihrer zeit herauszutreten, sie dachten und malten für ihre zeitgenossen.

ST. AFRA BEI MEISSEN. E. WÖRNER.

BERICHT ÜBER NEUERE DEUTSCHE MUNDARTLICHE LITTERATUR.

I.

Die Alemannische Sprache rechts des Rheins seit dem XIII. Jahrhundert von Dr. **Anton Birlinger.** Erster Theil. Grenzen, Jahrzeitnamen, Grammatik. Berlin 1868.

Bairische Grammatik von Dr. **Karl Weinhold.** Berlin 1867.

Bayerisches Wörterbuch von **J. Andreas Schmeller.** Zweite mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe im Auftrage der historischen Commission bei der königlichen Academie der Wissenschaften bearbeitet von **G. Karl Frommann.** Erste bis dritte Lieferung (A bis Foissen). München 1869.

Ein Ausflug nach Gottschee. Beitrag zur Erforschung der Gottscheewer Mundart von **K. J. Schröer.** Wien 1869. (Besonderer abdruck aus dem octoberhefte des jahrgänges 1868 der sitzungsberichte der philosophisch-historischen klasse der kaiserlichen academie der wissenschaften).

Idiotikon von Kurhessen. Zusammengestellt von Dr. **A. F. C. Vilmar,** Ritter des kurfürstlichen Wilhelmsordens, ordentl. Professor der Theologie zu Marburg, Consistorialrath. Marburg und Leipzig 1868.

Beobachtungen auf dem gebiete der vocalschwächung im Mittelbinnendeutschen, bes. im Hessischen und Thüringischen. Von **Ernst Wülcker.** H. L. Brönners druckerei in Frankfurt a. M. 1868.

Die Ruhlaer Mundart dargestellt von **Karl Regel.** Weimar 1868.

Des Matthias v. Beheim Evangelienbuch in mitteldeutscher Sprache, 1343, herausgegeben von **Reinhold Bechstein.** Leipzig 1867.

Über die Sprache Luthers. Ein Beitrag zur Geschichte des Neuhochdeutschen von Dr. **E. Opitz.** Halle 1869.

Unsere zusammenfassende übersicht hervorragender erscheinungen auf dem gebiete der deutschen mundartlichen forschung mag in diesem ersten versuche sich bis zu einem gewissen maasse von den zeitlichen und örtlichen grenzen dispensieren, die wir später, falls unser unternehmen einigermassen anklang findet, einzuhalten gedenken. Denn obgleich die litterarische tätigkeit auf diesem felde verglichen mit der auf vielen anderen verwanten feldern immerhin nur eine beschränkte zu nennen ist, so ist sie doch so ausgedehnt, dass sich kaum das, was ein einziges jahr zu markte bringt, in den bescheiden zugemessenen rahmen einer solchen übersichtlichen betrachtung fassen lässt, wie wir sie hier beabsichtigen, während wir diesmal auf die erträgnisse mehrerer jahre zurückgreifen wollen. Auch wird es sich empfehlen, auf einmal nicht das ganze räumlich und sachlich so ungeheuere gebiet aller deutschen mundarten heranzuziehen, sondern nur immer eine oder einige ihrer grösseren natürlichen gruppen, z. b. die beiden oberdeutschen, die mitteldeutschen, die nordwestlichen niederdeutschen usw. zu berücksichtigen und die anderen

für ein anderes mal aufzusparen. Auch davon haben wir diesmal insofern abzusehen für practisch gehalten, als wir wenigstens ausser den beiden oberdeutschen auch noch einiges aus dem weiten bereiche des mitteldeutschen heranzuziehen gesonnen sind. Da wir ausdrücklich vorangestellt haben, dass es sich hier nur um eine auswahl einschlagender litteraturproducte handelt, so kan natürlich irgend welche vollständigkeit oder gar eine im bibliographischen sinne erschöpfende erörterung des materials hier nicht gefordert werden. Besässen wir noch eine specialzeitschrift für den gegenstand, so würde ihr diese aufgabe zufallen, wie sie jahrelang von Frommanns „Deutschen Mundarten" unter der rubrik „fortsetzung und ergänzungen zu Paul Trömels litteratur der deutschen mundarten" mit gewissenhaftem fleisse gelöst worden ist. Seitdem Pfeiffers Germania alljährlich von Bartschens hand eine bibliographische übersicht der gesamten litteratur der deutschen altertumskunde bringt, kann man dort sich rates erholen, obgleich die nur einmal jährlich erfolgende aufstellung dieses verzeichnisses es nicht gestattet die neuigkeiten so rasch zu registrieren, als es für viele wünschenswert wäre.

Wir beginnen unsern gang, wie billig, mit dem südwestlichsten deutschen sprachgebiete, das, so weit wir es geschichtlich rückwärts verfolgen können, noch bis heute die stärkste individualisierung seiner mundartlichen eigentümlichkeiten, die reichste und vielseitigste gestaltungskraft in diesen naiven sprachprocessen betätigt hat.

Birlingers buch, erster teil, — das erscheinen eines zweiten, wofür dem verfasser, wie wir persönlich wissen, reiches material zu gebote steht, ist zwar in aussicht gestellt, aber als dies geschrieben wurde noch nicht erfolgt — führt uns in eine der drei grossen dialectgruppen, die sich innerhalb der gesamtheit des Alemannisch-Schwäbischen, oder wie man es sonst bezeichnen will, von selbst als ihre nächsten unterabteilungen zu erkennen geben. Wir haben als gesamtnamen den am meisten in der wissenschaft neuerdings gebräuchlichen Alemannisch-Schwäbisch angewant, wofür andere, z. b. Weinhold, bloss Alemannisch, wider andere, besonders ältere schriftsteller Schwäbisch setzen. Im grunde komt auf alle solche kunstausdrücke wenig an, wenn man nur weiss, was damit gemeint ist. Dieser aber, so oder so, hat den übelstand, dass er eine nur je für einen oder zwei teile passende bezeichnung zu der des ganzen stempelt. Vielleicht wäre die einfach topische benennung Südwestdeutsch die geeignetste, dem würde zunächst sich Südostdeutsch für Bairisch oder Bairisch-Österreichisch anreihen, denn auch hier ist beinahe derselbe einwand wie dort gegen die herkömliche ethnographische benennung zu erheben. Südwestdeutsch könte höchstens deshalb angefochten werden, weil es in der tat

noch eine andere selbständige südwestdeutsche sprachgruppe gibt, die reste des Burgundischen. Aber diese sind so schwach vertreten, von so geringer örtlicher ausdehnung, und auch in sich durch ihre fortwährende berührung und anlehnung an den grösseren nachbardialect, eben den sogenanten alemannischen, verhältnismässig von so untergeordneter eigenart, dass da, wo es sich darum handelt, die grossen deutschen sprachmassen durch entsprechende topische bezeichnungen anschaulich hervortreten zu lassen, sie nicht berücksichtigt zu werden brauchen.

Es ist nun nicht eine ganze grössere unterabteilung des Südwestdeutschen, die Birlingers buch umfasst, sondern nur ihre nördliche gliederung: „die alemannische sprache rechts des Rheines“ besagt der titel, und man wird dabei gut tun, sich zu erinnern, dass der Rhein in seinem oberlauf durch deutsches sprachgebiet erst nördlich, dann auch eine lange strecke geradeaus von osten nach westen fliesst, ehe er wider seine nordrichtung, die der phantasie die vorherschend giltige ist, einschlägt. Dieser halbkreis, den der strom umspant, bildet den grösseren teil des bodens, auf dem der alemannische dialect rechts des Rheins zu hause ist. Der Rhein in seiner ersten nördlichen, dann in seiner westlichen richtung trent dieses gebiet, wie im ganzen politisch, so auch sprachlich sehr bestimt von dem südwestlich und südlich daranstossenden. Letzteres gehört zwar unzweifelhaft noch unter die allgemeine kategorie des Alemannischen, also mit dem nördlich daranstossenden unter die eine von den drei grossen hauptabteilungen des Südwestdeutschen, aber es bildet innerhalb derselben doch eine scharf umrissene sprachliche individualität, die natürlich, wenn man näher an sie herantritt, in eine weitere menge untergeordneter sich zerlegen lässt. Für diese südliche gruppe gebricht es nicht an einem volkommen passenden namen, der auch als algemein angenommen gelten darf. Wir nennen sie lieber Schweizerdeutsch als Hochalemannisch, wie manche, z. b. auch Weinhold, es tun. Ihnen heisst dann die nördliche gruppe Niederalemannisch, obgleich ihr verbreitungsgebiet topisch zum teil bedeutend höher gestellt ist, als das der ersten. Wir befürchten nicht, dass jene schon erwähnten trümmer des Burgundischen, die zumeist innerhalb der politischen grenzen der heutigen Schweiz sich erhalten haben — nur die sogenanten deutschen colonien südlich vom Monte Rosa fallen ausserhalb derselben — dieser bezeichnung im wege stünden. Das Schweizerdeutsch ist also von vornherein in einer darstellung des Alemannischen rechts vom Rheine ausgeschlossen, obgleich es auch Alemannisch im engeren sinne heissen darf. Dass an einigen stellen ein zweifel möglich ist, ob ein localdialect der nördlichen oder südlichen alemannischen gruppe zuzuweisen sei, ist selbstverständlich. Es kann aber ebensowol an der noch unvollständigen

wissenschaftlichen erkentnis des materials wie an dem objectiven tatbestande selbst gelegen sein, wenn ein solcher zweifel sich erhebt. So fragt es sich für uns immer noch, wohin wir die mundarten im canton Schaffhausen zu stellen haben. Geographisch gehören sie entschieden zu der nördlichen gruppe und dass sie jetzt gemeinhin zum Schweizerdeutsch gerechnet werden, wäre linguistisch ohne belang, wenn nicht in der tat so manches in ihnen mehr nach der südlichen als nach der nördlichen seite hinwiese. So vor allem ihr lexicalisches material, das mit dem der anstossenden linksrheinischen gebiete genauer stimt, als mit dem der anderen rechtsrheinischen. In lauten und formen aber berühren sie sich wider näher mit diesen, vielleicht die städtische mundart von Schaffhausen selbst ausgenommen. Aber stadtmundarten bilden überall, wie jeder weiss, der sich mit dem gegenstande beschäftigt hat, eine art von sprachinseln. So weit die geschichtlichen documente aufschluss geben, würde bis etwa zum 16. oder 17. jahrhundert die verbindung mit dem norden noch deutlicher heraustreten als heute, und demgemäss kann man wol annehmen, dass neuere culturhistorische einflüsse auch hier wie so oft den ursprünglichen typus der mundart stark veränderten. Seit dieser zeit mag die einwanderung und verbreitung lexicalischer eigentümlichkeiten von dem linken rheinufer nicht begonnen, aber doch in greifbarerer gestalt sich vollzogen haben. So würde ein alle momente, geschichte und gegenwart, berücksichtigendes urteil hier einen wirklichen mischdialect anerkennen, der vielleicht zukünftig sich ganz der südlichen gruppe anschliessen dürfte. Unser verfasser der „Alemannischen Sprache rechts des Rheins" bringt zwar selbst unter verschiedenen rubriken seines buches tatsachen, die für unsere auffassung sprechen, zieht aber auch hier seine südliche grenzlinie durch den lauf des Rheins. An einer anderen stelle aber sieht er sich doch genötigt, die stromgrenze aufzugeben, nämlich in der äussersten südwestecke des gebietes. Der Breisgau wird mit recht von ihm — allerdings ist es auch schon von anderen vor ihm geschehen — zu der westlichen hauptgruppe, die man gewöhnlich die elsässische nent, gerechnet, also von der alemannischen ganz geschieden. Die schwierigste aufgabe aber ist die genaue bezeichnung der nördlichen und nordöstlichen grenzlinie gegen die schwäbischen mundarten im engeren sinne. Ob eine solche gefunden werden könne, ist zwar öfters bezweifelt worden, doch herscht neuerdings bei den eigentlichen sprachforschern, die sich mit dem gegenstande beschäftigt haben, über das ob kein streit mehr, nur über das wie? So z. b. weicht die von Weinhold (Alemannnische grammatik p. 8) aufgestellte grenze sehr stark von der Birlingers ab. So viel wir aus dem gedruckten material urteilen, das wir allerdings nicht durch neuerlichst aufgefrischte unmittelbare

eindrücke, sondern nur durch schon in der erinnerung etwas verblasste zu ergänzen und zu beleben vermögen, berichtigt Birlingers darstellung die Weinholds namentlich an einer wesentlichen stelle. Weinhold lässt seine nordgrenze mit dem nordufer des Bodensees zusammenfallen, Birlinger dagegen zieht den alten Linz- und Argengau noch zum alemannischen und mit recht. Denn in beiden — jetzt die südspitze des neueren Würtemberg — ist alles, sprache, sitte, tracht alemannisch, oder zunächst anders als bei den nördlichen und östlichen schwäbischen nachbarn, und gerade hier wird auch im volksmunde der unterschied gegen die Schwaben und das Schwäbische eben so scharf betont wie in dem Schweizerdeutschen. Es bedarf wol keiner bemerkung, dass dieselben leute, die recht gut wissen, dass sie keine Schwaben sind, wie ihre nachbarn in halbstündiger entfernung, doch mit dem namen Alemannisch ganz unbekant sind. Er gilt überhaupt nur in der litteratur und nirgends im volke. Während man in Schwaben selbst von Schwaben und Schwäbisch mehr als genug reden hört, während auch die westliche hauptgruppe, das Elsässische, noch als volkstümliche bezeichnung sich erhalten hat — gebricht es auch im volke und nicht bloss in der wissenschaft an einem wirklich lebendigen namen für das nördliche Alemannische. Ohne zweifel ist dies nicht so sehr aus der topographischen wie aus der politischen und teilweise aus der confessionellen zerklüftung dieses gebietes zu erklären, wogegen der grössere teil der eigentlichen Schwaben, die deutschen Eidgenossen, und die Elsässer immer in einem staatsverbande zusammengefasst waren. Die confessionelle zerklüftung erstreckt sich allerdings auch über die anderen gruppen, doch wird sie entweder durch das politische moment, wie in der Schweiz, oder durch das topische, wie in Schwaben und dem Elsass, zu gunsten des einheitlichen wider ausgeglichen.

Wie Birlinger bei dieser heikeln grenzbestimmung den grossen vorzug geniesst, dass er als ein landeseingeborener und zugleich als ein rüstiger perieget sich überall auf das zeugnis seines auges und seines ohres berufen kann, so ist darin überhaupt der eigentümliche wert seines buches zu suchen. Nicht als wenn es ganz aus solchem selbst erwandertem materiale zusammengesetzt wäre. Jeder, der seine früheren arbeiten kent, die mehr oder minder doch alle derselben sphäre wie dies buch angehören, weiss, dass er sich redlich bemüht, litterarische zeugnisse aller art, namentlich auch die eigentlich geschichtlichen documente, zu seinen zwecken zu verwerten. Auch hier hat er das mit eifer getan, und vielleicht ihnen mitunter eine zu weit gehende berechtigung zugestanden; so namentlich, wenn er die alten kirchlichen grenzen überall auch als sprachgrenzen nachzuweisen bemüht ist. Im grossen und ganzen fällt ja, das liegt auf der hand, die nord- und nordostgrenze seines „Aleman-

nischen rechts vom Rhein" zusammen mit der entsprechenden der Constanzer diöcese und der von Chur, aber im einzelnen ist nicht abzusehen, wie bei der feststellung der letzteren irgend eine andere practische rücksicht vor der doctrinären und so ganz modernen der einhaltung der sprachgrenzen habe zurücktreten sollen. Demzufolge würde sich vielleicht auch diese letztere im einzelnen doch noch etwas anders, als Birlinger will, gestalten, was freilich nur die sorgfältigsten localforschungen ermitteln können, wozu in der studierstube nicht der richtige ort ist. Wir wären selbst nicht zum zweifel angeregt worden, wenn nicht dies behauptete so ganz reinliche zusammenfallen beider grenzzüge uns stutzig gemacht hätte. Im letzten grunde liegt dieser ganzen auffassung doch noch immer die einstige Langsche theorie von dem zusammenfallen der gau- und archidiaconatsprengel und dem entsprechend auch der diöcesan- und metropolitangrenzen mit denen der grösseren politischen und ethnographischen einheiten zu grunde. Sie ist aber nunmehr als beseitigt anzusehen, wenigstens so weit sie eine stricte regel aufstellen wollte. Sind ja doch nicht einmal die alten gaugrenzen selbst, von denen man es am ersten voraussetzen könte, mit irgend welcher anderer berücksichtigung des ethnographischen momentes — was für uns wenigstens im princip oder in seiner urgestalt mit dem linguistischen zusammenfällt — gezogen, ausser mit einer ganz allgemeinen, dass z. b. wo möglich keine fränkischen volksbestandteile mit einem sächsischen gau verbunden wurden, keine bairischen mit einem alemannischen, obgleich selbst hier, wie der Albegau und Ammergau zeigen, ausnahmen zu finden sind. Selbstverständlich läugnen wir also nicht, dass in sehr vielen fällen die gaugrenzen wirklich mit sprach- oder dialectgrenzen zusammenfallen, namentlich wenn dieselben auch geographisch als solche auftreten, aber es entspricht sehr wenig dem rein practischen sinne unserer vorzeit, in diesen dingen überall etwas schematisches oder systematisches sehen zu wollen.

Schon aus der richtung, in der wir bisher Birlingers buch verfolgt haben, lässt sich abnehmen, dass es keine blosse grammatische oder linguistische arbeit im engeren sinne genant werden kann, obgleich es ein linguistisches thema zum titel gewählt hat. Es sind linguistisch-culturgeschichtliche studien aus dem bereiche und zur beleuchtung der heimatlichen mundart des verfassers. In dieser art unterscheidet es sich sehr prägnant von seinem vorgänger und vorbilde, Weinholds Alemannischer grammatik. Birlinger selbst nimt für sich nur das verdienst in anspruch, Weinhold zu ergänzen und fortzusetzen. Er sagt: „Was den terminus a quo anlangt, so glaube ich dem herausgeber der Alemannischen grammatik da begegnen zu sollen, wo seine hauptkraft abzunehmen scheint. Mit vereh-

rung muss man an dem herlichen material und dessen wissenschaftlicher behandlung emporblicken, das uns seine Alemannische grammatik vom 8.—13. jahrhundert bringt, und ich schätze mich glücklich, wenn ich mit meiner arbeit irgendwie Weinholds buch ergänzen könte." Überblicken wir aber nur das inhaltsverzeichnis Birlingers, so ergibt sich, dass „ergänzen" hier in etwas weitem sinne zu nehmen ist. Es ist eben ein ganz anderes system, ein weiterer horizont, der diesem buche, im gegensatze zu der strengen und knappen beschränkung Weinholds auf das bloss linguistische, neben den vielen wertvollen linguistischen beiträgen und „ergänzungen" im gewöhnlichen sinne, teils auch erheblichen berichtigungen seiner vorgänger, eine eigentümlich lebendige färbung gibt. Um dies auf kürzestem wege deutlich zu machen, setzen wir das inhaltsverzeichnis her mit einigen beiläufigen bemerkungen: I. „Grenzen. Politische, kirchliche alte grenzen sind sprachgrenzen. Es gibt zwei sprachgrenzen nördlich. S. W. der Rhein angesetzt." Über den einen punkt haben wir bisher schon manches teils bestätigend teils zweifelnd gesagt. Über den anderen sei bemerkt, dass Birlinger unter den zwei sprachgrenzen die des gesamtdialectes, des südwestdeutschen, wie wir ihn nennen möchten, versteht. Er sucht nachzuweisen, und der nachweis ist, da ausreichende geschichtliche zeugnisse vom 4. jahrhundert ab zu gebote stehen, nicht schwer, dass die ursprüngliche nordgrenze des sprachgebietes mit der ältesten nordgrenze der Alemannen auf dem rechten Rheinufer, also von dem römischen *limes* bis ungefähr an die mündung des Mains zusammenfiel: auf dem linken Rheinufer, wo die verhältnisse bekantlich viel weniger klar vorliegen, gelingt es auch ihm nicht etwas sicheres aufzustellen. Diese sprach- und volksgrenze ist seit 496, seit der ersten niederwerfung der Alemannen durch Chlodwig, verschoben. Das linksrheinische gebiet gehört von nun an politisch unmittelbar zu dem fränkischen reiche, ebenso auf dem rechten Rheinufer das land bis südlich zur mündung der Murg und dann über das gebirge hinüber bis zum oberlaufe des Neckar, und die fränkische grenze erreichte oberhalb Ulm die Donau. In diesem landstriche tritt nun neben der fränkischen occupation, die unzweifelhaft auch die sprachlichen verhältnisse modificierte, ein eigenartiger, wenn auch verwanter ethnographischer bestandteil auf, die seit dem 4. jahrhundert als nachbarn und genossen der Alemannen oft genanten Juthungen. Für den künftigen monographen der eigentlich schwäbischen mundart wird es darauf ankommen zu zeigen, wie weit dies äusserst rätselhafte — denn was von und seit Zeuss darüber vermutet wurde, ist keine lösung, nur eine verschlingung des „haftes" — juthungische element auf die bildung des specifisch Schwäbischen eingewirkt hat, das nach unserer ansicht keineswegs allein auf jenes zurückzuführen ist. Birlinger hat sich mit

recht auf diese so schwierige und jenseit der grenzen seiner aufgabe liegende untersuchung nicht weiter eingelassen. Darauf folgt als II. „Jahrzeitnamen. Unterschied der Alemannen, Schwaben und Baiern in benennung der monate, wochentage.“ Eine menge urkundliches, und nicht wenig der lebendigen sprache entnommenes material, sehr brauchbare ergänzungen der einschlägigen zusammenstellungen in der „geschichte der deutschen sprache“ und in Weinholds abhandlung über „die deutsche jahreseinteilung,“ während die 1869 verfasste abhandlung desselben über „die deutschen monatnamen,“ obgleich dem datum nach jünger als Birlingers buch, dies noch nicht benutzt zu haben scheint. So sind beide als unabhängig von einander hie und da durch einander zu ergänzen, gelegentlich auch zu berichtigen. Namentlich zeigt sich, dass manches, was Birlinger für specifisch alemannisch zu halten geneigt ist, bei ausgedehnter übersicht über das material einen viel weiteren verbreitungsbezirk hat. Erst mit III. treten wir in den eigentlich linguistischen bestandteil. Er enthält „Die vocale“; IV. „Die consonanten“; V. „Substantiv. Bildung, geschlecht, declination“; VI. „Adjectiv, adverb“; VII. „Interjunctionen, conjunctionen“; VIII. „Interjectionen, lockrufe, schmerzensrufe usw.,“ wobei der samler so recht gelegenheit hat sein talent für die erfassung des volkstümlichen zu entfalten. Denn gerade in diesem bereiche leisten alle mundarten wahrhaft überschwängliches, die alemannische übertrifft sie aber doch alle. IX. „Präpositionen“; X. „Zahlwörter“; XI. „Pronomina“; XII. „Zeitwort. Hilfszeitwörter, die hauptunterscheidung der Alemannen und ihrer Nachbarn,“ d. h. die sogenanten präteritopräsentia sollen, mögen, können, wollen und die beiden gewöhnlich so genanten hilfszeitwörter sein und haben zeigen im Alemannischen rechts des Rheins eine anzahl eigentümlicher formen, die bei den andern grossen gruppen des Südwestdeutschen nicht vorkommen. So die nasalierten formen von sollen: *sond*, *sünd*, oder die assimilierten *sott* usw., die freilich aber auch im Schweizerdeutsch sich finden, dem entsprechend *mund*, *münd* von müssen, und *meid*, *mêt* von mögen usw.; nichts neues, denn alle diese formen sind auch schon bei Weinhold verzeichnet. Aber ihre locale abgrenzung ist immerhin nicht ohne bedeutung für die linguistik. Im ganzen ist übrigens diese rubrik des verbums etwas dürftig ausgestattet. Namentlich hätten sich unter den mundartlichen verwechselungen der verschiedenen starken conjugationen doch wol noch zahlreichere belege, als die wenigen p. 193 aufspüren lassen.

Endlich XII. „Über einige stellen bei Ammian: über die alten gaunamen; zur heldensage; wie dachten die Elsässer von der schwäbisch-alemannischen grenze? Mones versuch einer kleinen oberrheinischen lautlehre“ führt wider, wie man sieht, zum grösseren teil in den kultur-

geschichtlichen bereich zurück, von dem der verfasser ausgeht. Unter dem interessanten vielerlei dieser rubrik heben wir die hübsche untersuchung über die specifisch alemannische bezeichnung *bâra*, jetzt *baar*, hervor. Die vier urkundlich vorkommenden *baaren*, die *Adalhartespâra*, *Albwînespâra*, *Folcholtespâra* und die bedeutendste von allen, die *Berhtoldespâra* oder *Birhtilonispâra* sind hier zum ersten male genauer bestimt. Namentlich für die *Berhtoldesbâra* dürften wol alle älteren urkundlichen erwähnungen hier zusammengetragen sein. — Die sprachliche erklärung p. 205, wo es auf die wurzel *bar*, gotisch *bairan* zurückgeführt wird, ist jedenfalls richtiger als alle früheren deutungen von Grimm, Graff, Förstemann usw., von den keltischen phantasieen Mones und anderer ganz abgesehen. Das entscheidende ist, dass das ältere *pâra* ein langes *a* haben muss, was Förstemann, Graff und Grimm nicht beachteten. Allerdings gibt es dafür kein handschriftliches zeugnis, aber ein viel besseres aus der lebendigen sprache, worauf Birlinger als auf die sicherste stütze seiner etymologie hätte verweisen können. Wäre *ă* anzunehmen, so müste es im heutigen dialect *barr* lauten, während es *bâr* gesprochen wird, was denn auch die officielle schreibung *baar* widergibt. Ob nun aber gerade ein waldentblösstes getreideland — das ist ganz gewis die heutige *baar* — damit gemeint sei, steht dahin. Vermutungen sind in solchen dingen so wolfeil wie brombeeren, also wollen wir nicht mit neuen zu markte fahren. — In dem bereiche der heldensage legt der verfasser mit recht grosses gewicht auf die localisierung der Dietrichsage, die gerade so weit nach norden reicht, wie die dialectgrenze gegen das eigentlich Schwäbische. Die von den schwäbischen dichtern viel gefeierte Wurmlinger capelle ist der nördlichste punkt, wo sie sich localisiert hat; im eigentlich schwäbischen gebiete hat sich bis jetzt noch keine sichere spur davon gezeigt. Dass der einfluss der Franken allein dabei nicht hemmend wirkte, wie Birlinger anzunehmen geneigt ist, geht aus der zweiten heimat der Dietrichsage am fränkischen Niederrhein mit sicherheit hervor. Es scheint, als wenn die Juthungen als eines der grundbestandteile des Schwabentumes sich aus uns einstweilen undurchsichtigen gründen spröde dagegen verhielten.

Die älteren volkstümlichen zeugnisse für die elsässische dialectgrenze aus Geiler, Pauli und anderen zeigen, dass man auch damals wol im allgemeinen den unterschied der heimischen mundart gegen nahe verwante stark empfand, wofür aus noch viel früherer zeit die bekante stelle des Renner, die auch heute noch zutreffende characteristik aller deutschen hauptmundarten, so zu sagen der officielle beleg ist. Aber im einzelnen hat man sich natürlich nicht sehr um die genauigkeit der grenzbestimmung gekümmert. Man hielt sich dabei mehr an grosse

merkzeichen der natur, die sich der volksphantasie leicht einprägten, als dass man nach heutiger art davon zunächst abstrahiert und sich auf die sache selbst d. h. die localsprache minutiös eingelassen hätte. So ist es ganz anschaulich, wie die Strassburger, und solche zeugnisse stellt Birlinger hauptsächlich zusammen, das Schwäbische, d.h. den dialect, der unter den verwanten ihnen doch der mindest nahestehende war, da angehen lassen, wo die blauen kuppen und rücken des Schwarzwaldes ihren östlichen gesichtskreis begrenzen. Ganz mit recht, insofern dahinter, wie die exacte forschung nachweist, das eigentlich schwäbische gebiet begint, aber bis auf die höhen selbst reicht es nicht. Hier war damals so gut wie heute die heimat eben des Alemannischen, dem Birlingers buch gilt. Aber da dieses von dem Strassburger stadtdialect in vielen dingen beeinflusst ist, wie sich denn bekantlich der sprengel des alten bistums Strassburg weit über das rechte Rheinufer bis hinauf ins gebirge erstreckt, so wird diese mundart kurzweg noch der heimischen zugerechnet.

Weshalb Mones sehr kurz gefasster versuch einer kleinen oberrheinischen lautlehre aus dem zweiten bande seiner urgeschichte Badens hier wider abgedruckt ist, vermag man nicht recht einzusehen. Es scheint fast, nach den ausrufungszeichen, die dazwischen gesetzt sind, um die mehr oder minder dilettantische art dieses versuches hervorzuheben. Aber dessen bedarf es doch nicht bei dem heutigen stande der linguistik, dem Mone bei allen seinen sonstigen verdiensten niemals gerecht zu werden versucht hat. Niemand wird von ihm eine belehrung über solche dinge verlangen, so dankbar man ihm auch für das schätzbare urkundliche und litterarische material aller art sein mag, das er hervorgezogen hat. Es wäre auf diesem gebiete eben so wenig angebracht, sich ihm als führer anzuvertrauen, wie etwa auf dem der keltischen sprachforschung oder der vergleichenden mythologie, die er ja beide auch zu seiner zeit nicht ohne momentane wirkung auf die noch wenig geschulte forschung angebaut hat.

Der nachbardialect des Alemannischen, der Südostdeutsche oder Bairische führt uns zu einer grösseren zahl von bedeutenden wissenschaftlichen leistungen jüngster zeit, falls wir diesen ausdruck auch für ein schon 1867 erschienenes buch gebrauchen dürfen. Weinholds bairische grammatik, „in der auffassung und behandlung des grammatischen stoffes von der alemannischen nicht unterschieden," wie der verfasser selbst sagt, bezeichnet doch unläugbar noch einen weiteren fortschritt zu dem idealen ziele einer dialectgrammatik, so verdienstlich auch immerhin die alemannische vorgängerin sein mag. Zweierlei ist dem verfasser, wie

er selbst im vorwort andeutet, zu statten gekommen, was er dort entbehren muste: das eine, die mustergiltigen vorarbeiten Schmellers sowol in seiner grammatik wie auch in dem wörterbuche. Daher ist auch dieses buch mit recht seinem andenken gewidmet, denn woher sollte unserer deutschen dialectforschung ein besserer schutzgeist kommen? Das andere ebenso wesentliche ist, dass Weinhold eine lange reihe von jahren innerhalb der sprachgrenzen des bairischen dialectes gelebt hat. Nicht bloss die sprache von heute und gestern, sondern auch das eigentlich historische material erhält dadurch eine ganz andere belebung, als wenn der forscher genötigt ist, sich überwiegend auf schriftliche zeugnisse oder auf den zufälligen eindruck eines durchfluges zu verlassen.

Es liegt am nächsten und ist demgemäss auch von Weinhold häufig geschehen, nach der verwanten südwestdeutschen mundart hinüber zu blicken und durch vergleichung mit ihr das characteristische des Südostdeutschen herauszustellen. Ihre innere zusammengehörigkeit in wesentlichen dingen springt in die augen und darf als allgemein anerkant gelten, aber das individualisierende, das daneben auch sein grosses recht hat, ist nicht so leicht in eine kurze formel zusammenzufassen. Weinhold versucht es nicht, er hat sich in einer gewissen bescheidenen reserve gehalten; er referiert, aber urteilt nicht selbst ab. Ein anderer forscher, ein stammesgenosse, Schröer in Wien, dagegen äussert sich gelegentlich darüber ganz unbefangen (Gottschee p. 26): „Der gesamteindruck, den das wesen der Gottscheewer macht, ist so verschieden von dem, den wir von dem bairisch-österreichischen stamme empfangen, dass man bei ihnen sich etwa unter Franken zu befinden glaubt. Wer aus dem Fränkischen je ins Bairische gereist ist, kent wol den unterschied im ton der sprache, in gebärde und benehmen. Das derbe, rücksichtslose, ungeschlachte, ja selbst rohe, das uns bei dem Baier auffällt, die zu ausgelassener, jauchzender, jodelnder lust geneigte sinlichkeit und lebendigkeit, bilden einen auffallenden gegensatz zu dem freundlichen, geschliffenen Franken. Der gegensatz ist namentlich bei dem weiblichen geschlechte auffällig. Das fränkische mädchen erscheint in Baiern, selbst wenn sie ihre mundart spricht, gebildet, fein. Das umgekehrte wird wol nicht gefunden werden. Die bârische diern kann durch munterkeit, wenn sie schön ist, einen angenehmen eindruck machen, aber immer mehr den des drollig naiven, als den feiner sitte.“ Man sieht, der im eminenten sinne sachkundige und urteilsfähige beobachter blickt hier nur im vorbeigehen auch auf die volkssprache und schildert nichts weiter als den allgemeinsten eindruck, den man von ihr, allerdings im vergleich mit einer mitteldeutschen mundart und nicht mit der anderen oberdeutschen, erhält, denn dieser gegenüber würde sich der bleibend

richtige kern der beobachtung etwas anders verarbeiten lassen müssen. Aber die wenigen worte treffen den nagel auf den kopf. In milderer fassung, wie es der fortgeschrittenen inneren bildung der gegenwart wol ansteht, besagen sie das nämliche, was man im mittelalter oder im 16. und 17. jahrhundert derber und rücksichtsloser bezeichnete. Weinhold, uns will bedünken mit einem leisen anflug von ironie, hält es für geraten, die unangenehmen eindrücke jenes harten alten vorurteiles durch einen zusatz zu mildern: „Dagegen heben die eingeborenen dichter unserer tage, welche sich der mundart bedienen, mit grosser begeisterung den wolklang, die weichheit und treuherzigkeit hervor.“

So wertvoll nun für die erkentnis der volksseele solche allgemeine urteile sind, so wird die linguistische wissenschaft doch nur erst dann nutzen davon ziehen können, wenn sie es vermag, sie mit ganz bestimten tatsachen aus ihrem bereiche in verbindung zu setzen und dadurch zu begründen. Und dies ist sehr schwer, ja, wenn man einigermassen strenge anforderungen an die exacte durchführung der leitenden prinzipien erhebt, einstweilen noch unmöglich. Denn gewöhnlich geschieht es, dass die methodisch schritt für schritt mühselig sich durcharbeitende forschung, wie man zu sagen pflegt, den wald vor lauter bäumen nicht sehen kann. Die in freier höhe schwebende intuition sieht nun wol den wald, aber nicht die bäume, und das wahre kunststück bestünde doch eben darin, sich so zu stellen, dass man ebensowol den wald wie die bäume sähe. Die summe einzelner lauteigentümlichkeiten, flexionen, wörter usw. ist noch nicht das gesamtbild der mundart, am wenigsten ein beseeltes, und wolte man für ein solches nur die züge verwenden, die etwas hervorragend originelles oder individuelles enthalten, so ist man einesteils fortwährend der gefahr subjectiver täuschung in unberechenbarer weise ausgesetzt, andernteils auch ungerecht gegen den stoff selbst. Denn für die mundart selbst ist das, was ihr mit anderen gemeinsam ist, ebenso wertvoll, und ein ebenso naturnotwendiger bestandteil, wie das, was sie allein besitzt.

Aus diesem gesichtspunkte möchte darum auch eine mehr comparative behandlung und zwar eine solche, die sich mit methodischer beschränkung an das einzelne hält, einstweilen noch die äusserste grenze bezeichnen, bis zu welcher die exacte forschung gelangen kann. Was darüber hinaus liegt, mag wol anregende perspectiven öffnen, das denken und die phantasie vielseitig anregen, aber die linguistik selbst wird dadurch nicht gefördert.

Es kann eben darum nicht als ein tadel gelten, wenn Weinholds bairische grammatik als ein trocken gelehrtes buch bezeichnet wird. Es soll nichts weiter sein, und die trockenheit empfindet doch nur der, der

nicht befähigt ist, die lebendige fülle des inhalts aus seiner schlichten einkleidung sich zu eigen zu machen. Das buch erfordert und verdient ein genaues studium, paragraph für paragraph; und wenn man bei der fast unübersehbaren mannigfaltigkeit seines inhaltes der gewissenhaften gelehrsamkeit des verfassers fortwährend sich zu danke verpflichtet fühlt, weil in der tat nirgends anders so viel geschichtliches und lebendiges sprachmaterial auf einem punkte zusammengetragen ist, so versteht es sich von selbst, dass eine solche anerkennung ein kritisches verhalten nicht ausschliesst, sondern erst recht bedingt. Hier an dieser stelle, wo wir die selbstauferlegte beschränkung einer allgemeinen übersicht festhalten müssen, kann nur einiges berührt werden, was sich etwas anders ansehen, vielleicht ungezwungener erklären lässt. So etwa aus dem bereiche des famosen *ö* dieses dialectes, dem wir, wie bekant, unser neuhochdeutsches „ergötzen, löffel, löschen, zwölf usw." verdanken, ohne sehr dankbar dafür zu sein, weil es in der tat ein unfeiner laut ist. § 25 führt als beispiele des unechten umlautes des *o* — im streng sprachgeschichtlichen sinne ist bekantlich der umlaut des *o* überhaupt nicht in der weise „echt," wie der des *a* oder *â*, des *ô*, *ou* oder *u*, *û*, *uo* zu nennen — aus älteren sprachdenkmälern formen wie *foer, vőr, tór, dorffe, ʻorss* usw. an. Aber wahrscheinlich ist hier kein *ö* in heutiger weise, sondern etwas anderes gemeint, ein *o* mit nachschlagendem kurzen vocal, wie die mundart es noch heute besonders vor oder vielmehr statt des silbenschliessenden *r*, gleichviel ob allein oder mit anderen consonanten verbunden hören lässt. Hochdeutsches *vor* könte, wenn man es etwas derb bezeichnet schreiben wollte, hier oft mit *voa* oder *voe*, *dorf* mit *doaf* (oder *duaf*), *doef, doif*, gegeben werden usw. Die eben erwähnten bairischen *ö* erscheinen jetzt immer an der stelle eines *e* oder *ë*, und nur beschränkte localdialecte, wie einige Tiroler, brauchen sie auch an der stelle eines *o* aus *u*, oder wie einige nordgauische an der stelle des *i*. Gerade da aber, woher die von Weinhold citierten beispiele entnommen sind, gilt diese weiteste ausdehnung des bairischen lieblingslautes heute wenigstens nicht. Dieselbe erklärung möchte auch für manche der älteren belege des „unechten" *ü* (§ 32), *ae* (§ 42) und *oe* (§ 57) gelten dürfen, namentlich für die beiden letzten fälle, wo die heutige sprache nichts von einer solchen abweichung des lautes weiss. Für das unechte *ü* sind die zahlreichen, von den Alpen bis zur Pegnitz verbreiteten *ü*, d. h. gesprochen wie dumpfes *i* vor *n*, in anschlag zu bringen. Sie beweisen eine tiefwurzelnde neigung der mundart für diesen zwischenlaut. Die schreibung allein kann in dieser heikeln materie nichts beweisen. Denn es wird sich auch für die mittelalterlichen deutschen handschriften Baierns und Österreichs bei systematischer untersuchung nach dieser seite hin

herausstellen, was sich für anderwärts geschriebene herausgestellt hat: die *apices*, so wollen wir einmal alle diese den vocalen übergeschriebenen zeichen zusammenfassend nennen, weil es an einem andern kunstausdruck gebricht, sind von den schreibern zu den mannigfaltigsten functionen verwant worden. Bald sollen sie einen im phonetischen sinne unechten diphthongen ausdrücken, wie *ie*, *ue* und dergleichen, bald auch einen zwischenlaut des hauptschriftzeichens, also *oͮ* oder *oͤ*, wobei es wenigstens in dem letzteren falle wider zweifelhaft bleibt, ob damit ein nach dem *e* oder nach irgend einem andern vocal hin schwankender laut gemeint ist, denn das *o* kann ja nach allen andern einfachen vocalen und manchen zusammengesetzten sich in der lebendigen aussprache neigen. Die einem *e* genäherte schriftgestalt des hier absichtlich gewählten beispieles ist an sich ganz irrelevant für seine wertbestimmung: es lässt sich diplomatisch dartun, dass sie mit dem *e* gar nicht zusammenhängt, sondern nur eine eigentümliche modification desselben zeichens ist, das gelegentlich auch dem *i* oder in anderer gestaltung dem *o* oder *u* ähnelt, häufig auch zu einem doppelstrich oder doppelpunkt zusammenschrumpft, wo es dann wider keineswegs bloss für den umlaut nach unserem heutigen und bekantlich so jungen schreibebrauch verwant wird. Die schwierigkeit, diese zeichen auf ihren wahren lautwert zu reducieren, steigert sich noch durch einen anderen, lange zeit daneben üblichen gebrauch mancher schreiber, aber so weit wenigstens unsere autoptische kentnis reicht, nicht derselben, welche die eigentlichen diakritischen zeichen verwenden (natürlich mit ausnahme derer für *i* und *u*, um sie als vocale im gegensatz zu ihrer consonantischen geltung zu markieren oder auch, wenngleich selten, umgekehrt). Besonders in der sogenanten althochdeutschen periode liebte man es, wahrscheinlich aus blossen rücksichten der raumersparnis, denn je splendider die handschriften ausgestattet sind, desto seltener sieht man es, die so häufigen doppelvocale, echte und unechte diphthongen auf und über der linie zu schreiben. Ganz bekant ist *uͦ*, oder *oͮ*, oder *oͧ* für *uo*, *ou*, aber auch alle möglichen anderen verbindungen werden so ausgedrückt. Hier liegt nun namentlich bei etwas lässigen oder undeutlich gewordenen schriftzügen die verwechselung mit den andern an sich oft schon sehr ähnlichen, ja wenigstens in einem falle, bei dem diakritischen zeichen, das wir oben zuerst anführten, *ǒ* oder *ǔ*, formel ganz identischen so nahe, dass man sich nicht wundern darf, wenn ältere und neuere herausgeber in die gröste verlegenheit geraten, und wirklich oft entschiedene fehler begehen, wie wir dies anderwärts sattsam nachgewiesen zu haben glauben.

Doch wollen wir bei diesen kleinigkeiten nicht länger verweilen. Sie ändern an dem werte der arbeit Weinholds nichts. Sie bleibt die wür-

dige fortsetzung, berichtigung und ergänzung dessen, was einst Schmeller in seiner grammatik der bairischen mundarten begonnen hatte.

Der grosse südostdeutsche dialect ist somit unter allen seinen genossen als gesamtheit jedenfalls von der wissenschaft neuerdings am meisten gepflegt, denn zu der grammatik Weinholds tritt nun auch der beginn des widererstandenen wörterbuchs Schmellers. Ganz naturgemäss und gerecht hat sich also da, wo die deutsche dialectforschung begründet, und zwar sofort mustergiltig und bleibend begründet wurde, auch bis heute die erfolgreichste tätigkeit im weiterbau angesetzt. Zwar haben wir, wie man sich erinnert, auf die neubearbeitung des wörterbuches lange warten müssen, und durch allerlei zwischenfälle konte sich der ursprünglich beabsichtigte termin bis auf mehr als ein halbes menschenalter nach dem tode Schmellers verschieben. Jetzt aber, wo im laufe eines jahres drei lieferungen der neuen ausgabe uns zugekommen sind, darf man alle zweifel aufgeben. Darauf lässt sich auch eine genügende vorstellung von dem eigentümlichen werte derselben gründen. Eine einzige scheinbar bloss statistiche angabe genügt eigentlich schon dafür; die bis jetzt erschienenen drei lieferungen sind zusammen 768 spalten stark. Sie entsprechen 571 seiten des alten druckes und dazu hat jede neue spalte, kraft des äusserst stattlichen formates und der kleineren, aber sehr guten typen, fast doppelt so viel zeilen als die ältere seite. Es ist also das material mindestens auf das doppelte des bisherigen gewachsen. Gröstenteils besteht es aus Schmellers eigenen notizen, die er bis zu ende seines lebens für diese seine lieblingsarbeit zusammentrug. Eben deshalb dachte man auch früher daran, diese notizen allein zum drucke zu befördern. Namentlich wollte dies J. Grimm, wahrscheinlich aus pietät gegen das original, dessen begeisterter kenner und lobredner er ja stets gewesen ist. Noch hat die ältere generation der germanisten nicht vergessen, wie er einst auf der denkwürdigen versamlung zu Frankfurt 1846 den später gekommenen Schmeller einführte: „hier stelle ich ihnen meinen freund Schmeller aus München vor, den mann, der alles weiss.“ Und wenn irgend ein buch Schmellers zeugnis davon ablegt, dass er der mann war, der alles wuste, so ist es sein bairisches wörterbuch. So konte ebenfalls J. Grimm noch 1859, als die frage über die verarbeitung des Schmellerschen nachlasses namentlich in bezug auf das lexicon in der ersten plenarversamlung der historischen commission zu München discutiert wurde, die mit recht denkwürdig genante äusserung darüber tun: „Schmellers bairisches wörterbuch ist das beste, das von irgend einem deutschen dialecte besteht, ein meisterwerk, ausgezeichnet durch philologischen scharfsinn wie durch reiche, nach allen seiten hin strömende sacherläuterung, ein muster für alle solche arbeiten, von dem unwandelbaren trieb

seines emsigen, liebenden geistes durchdrungen und belebt.“ Aber eine solche getreue herausgabe der notizen Schmellers wäre sehr unhandlich geworden, und durch die munificenz des verstorbenen königs Max II. ist es möglich geworden, den preis des neuen vollständigen werkes so niedrig zu stellen, dass es vollendet kaum teurer kommen wird, als nach dem gewöhnlichen immer noch relativ hohen preisansatze unserer germanistischen bücher jene zusätze, falls sie ohne solche extraunterstützung gedruckt worden wären. Das alte werk wird jeder, wenn er es nunmehr auch zurückstellt aus der reihe der zum handgebrauch nötigsten bücher, doch mit rührung und dank betrachten und gerne aufbewahren.

Die neue auflage ist selbstverständlich so behandelt, wie man mit jeder solchen nach dem tode des verfassers erscheinenden verfahren sollte. Frommann hat mit der grösten selbstverläugnung die alte anordnung der einzelnen artikel festgehalten und nur die zahlreichen neuen, die von Schmeller selbst herrühren, an der nach dem alten alphabetischen schema angezeigten stelle eingeschoben. Er selbst hat nur in den seltensten fällen eigene zusätze und berichtigungen beigetragen, zu denen niemand befähigter ist als er. Leicht hätte sich ja dadurch der ganze typus des werkes verändert. Aber es ist auch im einzelnen die frühere einrichtung, weil sie von Schmeller selbst herrührt, überall beibehalten, auch da, wo eine abweichung sich von manchem gesichtspunkte aus empfiehlt; auch in der neuen ausgabe findet man nicht bloss Schmellers eigentümliche anordnung der buchstabenreihen, sondern auch die von ihm festgehaltene trennung mancher im lautwerte gleicher, in der orthographie aber häufig schwankender, so des *B* und *P*, des *D* und *T*, des *F* und *V*. Eben deshalb hat der neue herausgeber auch die alte bezeichnung „Bairisches wörterbuch“ beibehalten, obgleich sie, wie bekant, nicht recht zutrifft, wenigstens der heute durchgedrungenen terminologie unserer linguistik nicht entspricht. Schmeller hatte, als er seine grammatik und sein wörterbuch gestaltete, zuerst die äusseren grenzen und die inneren unterschiede der einzelnen süddeutschen dialecte herausgefühlt und in der hauptsache so treffend dargestellt, dass die späteren eben nur noch daran nachzubessern haben, aber er wollte einerseits das ganze ihm zugängliche dialectische material, so weit er es aus den in diesem sinne rein durch den zufall bestimten grenzen Baierns kante, verarbeiten, andrerseits war er durch herkunft und beruf doch vorzugsweise auf das bairische element im eigentlichen sinne verwiesen. So würden die titel der beiden bücher, speciel des wörterbuches, richtiger lauten: „Bairisches wörterbuch mit berücksichtigung der oberschwäbischen und fränkischen mundarten im bereiche der heutigen bairischen landesgrenzen.“ Da sich aber voraussetzen lässt, dass jeder mit der anlage des werkes bekant ist, so wird

diese ungenaue titelbezeichnung auch in der neuen auflage ebensowenig stören, wie sie es in dem alten originalwerk getan hat. An eine ausscheidung nach den localen hauptgruppen wird überdies niemand gedacht haben.

Es gibt bekantlich auch von dem standpunkte der belehrenden unterhaltungslectüre, wie sie jetzt so sehr gepflegt wird, kaum irgend ein sachverwantes buch in deutscher sprache, was so viel „interessantes" enthielte, wie Schmellers bairisches lexicon. Schade nur, dass es der grosse und stets im wachsen begriffene teil der lesenden welt, für welche die zahlreichen culturgeschichtlichen, sprachgeschichtlichen, sittengeschichtlichen essays unserer feuilletons und periodischen schriften, und ein grosser teil unserer populärwissenschaftlichen vorlesungen, wie es scheint, nie genug geistigen nahrungsstoff herbeischaffen können, noch so wenig kennt. Mancher würde sich wundern, statt der trockenen antiquarischen gelehrsamkeit, die er darin allein vermutet, überall auf die frischesten quellen reichster lebens- und gestaltungsströme zu stossen, und noch mehr, wie gar oft ein schalkhafter humor in kurzer epigrammatischer wendung, oder nur in einem drastischen wort, blitzartig durch einen solchen ehrbaren, nach dem alphabet in reih und glied gestellten artikel zuckt. Es macht auf den, der seit langem in dem buche zu hause ist, einen überaus woltuenden eindruck, dass auch die späteren und spätesten zusätze von Schmellers hand das volle gepräge einer liebenswürdigen, von grund aus heiteren und freien seele tragen. Der humor ist ihr bis zuletzt nicht ausgegangen, aber immer humor geblieben, und nicht mit dem essigbeisatze des alters versauert. So z. b. fällt unser blick, indem wir beide redactionen, die ältere und die neuere mit einander vergleichen, auf den artikel „*die politten*," was in der zweiten, ob mit recht? auf das romanisch-italienische *bolletta*, spanisch *boleta*, französisch *bulletin* zurückgeführt wird, womit die bedeutung wenigstens in der deutschen mundart stimt — eine andere ableitung von dem rom.-ital. *polizza*, span. *poliza*, franz. *police* (vom lat. *pollex* nach Diez E. W. 1³, 328) ist zwar auch angeführt, aber als minder wahrscheinlich bezeichnet. Bei erwähnung des unserem deutschen mundartlichen *politten* gleich gebrauchten franz. *bulletin* setzt die zweite ausgabe hinzu: „Seit juli 1842 nennt herr von Roth (der damalige präsident der bairischen akademie der wissenschaften) auch die akademischen berichte in den Gelehrten Anzeigen *bulletins*. Sie mahnen in schuldiger weise an die berüchtigten *bulletins de la grande armée*." Als einen kleinen lexicalischen zusatz unsrerseits, da wir einmal auf dies wort geraten sind, fügen wir noch bei, dass die mundart heute noch das schriftdeutsche *palette*, farbenpalette, das bekantlich aus dem romanischen und

schliesslich aus dem altlateinischen *pala* in der bedeutung ring- oder scheibenförmiges werkzeug stamt, genau eben so *politten* spricht, wie sie es schon vor zwei jahrhunderten so gesprochen hat. Es findet sich in dieser gestalt öfters bei Ayrer, der ja überhaupt so viel bairisch-nordgauische eigentümlichkeiten in lauten und wortbestand hat. Aus demselben Ayrer ist zu entnehmen, dass die durch Luther weltberühmt gewordene form *partecken* (umstellung von *practica*) auch unserer mundart gemäss ist. Schmeller führt zwar *partiten, partiken, partitereyen* in der überschrift des artikels an, belegt aber aus bairischen denkmälern nur die *t*-formen, denn Michel Beheim, trotz seines buches von den Wienern, wird er jedenfalls nicht zu den Baiern gerechnet haben. Auf diese art wird man, ganz gegen die absicht, durch die unerschöpfliche fülle der anregung und belehrung, die jeder einzelne artikel neu zu der alten hinzubringt, veranlasst, selbst immer die noch übrigen fragezeichen gleichsam zur lösung vor das angesicht des buches zu stellen, dessen belebender meister uns freilich keine auskunft mehr geben kann, wie er es einst getan haben würde. Aber weil sich schon allerlei derartige schnitzel eingedrängt haben, mögen noch einige platz finden. Bei dem artikel „*dechant*“ sehen wir uns in der neuen auflage nach der erklärung eines uns schon lange dunkeln wortes in H. Wittenweilers Ring 11ª um. Dort ist von einem *tachen* oder *tächenschreiber* die rede. Was ist das? Mit *tachen* und was davon sonst gebildet wird, alles in verschiedenen modificationen des begriffes und der laute vom lateinischen *decem* stammend, hängt es offenbar zusammen. Aber von einem besonderen büreau der dechantei wissen wir wenigstens aus jenem, gott sei dank noch nicht so völlig „tintenklecksenden säculum“ nichts. Der zusammenhang gebietet an eine nicht besonders hochgestellte, nicht besonders geehrte und beliebte persönlichkeit oder beruf zu denken, das passte freilich für einen schreiber eines geistlichen herrn oder einer geistlichen behörde besonders auf dem platten lande, wo ja die schaubühne der begebenheit ist. Wie die bischöflichen und capitular-officialen sprichwörtlich zum ausbund alles bösen und albernen in dem volkswitze der zeit geworden sind, ist bekant; von den dechanten selbst erinnern wir uns keiner solchen verwendung, also auch nicht von ihren schreibern. Am nächsten läge, es mit dorfschreiber zu geben und an die alten, freilich nirgends noch ganz sicher nachgewiesenen politischen decanien, als unterabteilungen der centenen zu denken. Auf einen zehentschreiber, der natürlich passendsten zielscheibe bäuerlichen spottes und hasses, raten wir nicht, weil für lateinisch *decima* in bairischen denkmälern des mittelalters und der neuern zeit immer nur die echt deutsche, aus *zehen* abgeleitete form *zehent, zechent* gebraucht wird. Das mittelhochdeutsche

wörterbuch hat dieses *tachenschreiber* nicht berücksichtigt. Dazu nur noch die beiläufige bemerkung: wir führen den Ring unbedenklich als eine bairische sprachquelle an (natürlich so weit ein erzeugnis des vierzehnten jahrhunderts, das bei aller wirklichen localen vergröberung der sprache doch noch immer correct sein will, eine solche sein kann), obgleich Weinhold in der bairischen grammatik, es ist uns im augenblick unbekant ob zuerst oder nur andern folgend, ihn als schwäbisch, die handschrift aber von einem Baiern herrührend bezeichnet (Weinhold p. XIV. artikel *Ring*). Uns gilt der dichter, wie wir dies schon früher aussprachen, noch immer als ein unmittelbarer landsmann und nachbar, freilich nicht als ein zeitgenosse, wenn auch in manchen dingen — *horribile dictu* hören wir manche exclamieren — als ein geistesgenosse Wolframs. Gewisse weichere und geschmeidigere eigentümlichkeiten seiner sprache, verglichen mit der der Süddonau-mundarten, erklären sich daraus, und sie können zur not als schwäbisch misverstanden werden. Aus dem realen inhalte des wunderlichen und uns trotz Uhland und andern noch durch und durch rätselhaften gemächtes etwas über seine litterarische heimat oder die seines verfassers bestimmen zu wollen, scheint uns verfehlt. — Aus demselben Ring 41[c] fällt uns auch die figürliche redensart bei: *ein taken rüren* (*rürens uns ein taken*), in der sehr drastischen und auch uns leicht begreiflichen bedeutung, wo *také*, d. h. gotisch *þaho*, althochdeutsch *dâhâ*, so viel wie unser schmutz, kot u. dgl. ausdrückt. Aber belegt ist sie für die ältere zeit nirgends, weder bei Benecke-Müller, noch auch neuerdings in Lexers wörterbuch. Auch Schmeller weiss weder in der älteren noch neuen auflage etwas davon. Und doch wird diese verwendung von *take*, die nirgends anders begegnet, ein echt mundartlicher zug sein. — Da wir in das nasse element geraten sind, so erwähnen wir auch noch das bei Ayrer (3241, 25) erscheinende verbum *teucheln*, das Schmeller in beiden ausgaben wol kent und mit *teuchel*, röhre usw. verbindet. Aber die von ihm allein angeführte bedeutung „propfen“ passt nicht für unsere stelle, wo es ein humoristischer ausdruck für trinken, mit sehr durchsichtiger bildlicher färbung ist. Es heisst dort von einem dem beliebten abendtrunk ergebenen: *unser herre abents teuchelt gern.* — Zum schlusse noch gleichfalls eine ungelöste frage aus Ayrer, wo übrigens trotz der grossen sorgfalt, mit der die ausgabe gemacht ist, und wofür gewis jeder sich zu gröstem danke verpflichtet fühlt, noch rätsel genug gefunden werden können, oder wir haben wenigstens genug solche gefunden. 3259, 31 heisst es: *das kühfenster hab ich recht troffen.* Schmeller führt in beiden auflagen nur einen einzigen beleg für diesen gewis einst sehr volkstümlichen tropus an. Jetzt ist er wahrscheinlich verklungen, wenig-

stens erinnern wir uns nicht ihn irgend wo gehört — das will freilich nicht viel besagen — aber auch ihn irgendwo erwähnt oder gebraucht gefunden zu haben. Schmeller erklärt ihn für einen ironischen gegensatz des kammerfensters der ländlichen schönen, fehlschiessen, irren, den zweck verfehlen. Aber bei Ayrer kann es das nicht heissen, d. h. es kann nicht fehlschiessen, den zweck verfehlen bedeuten, sondern das umgekehrte. Der liebhaber hat ihn nur zu gut erreicht. *Kühfenster* ist also hier, wenn auch unter dem einfluss der gewöhnlichen redensart, doch in etwas anderem sinne gebraucht, als eine herabsetzende bezeichnung von kammerfenster, nicht als ausschliessender gegensatz.

Damit nehmen wir einstweilen von dem buche abschied, von dem es uns heute, wie jedesmal, wo wir es in die hand nehmen, fast unmöglich wird loszukommen. Wir bitten nochmals um nachsicht für unsere sporadischen bemerkungen, die vielleicht ganz hätten beseitigt oder zu einer systematischen begleitung des originals, schritt für schritt uns anschliessend, erweitert werden sollen. Stoff dazu wäre in unendlicher fülle vorhanden, denn welcher satz, den Schmeller geschrieben, gäbe nicht, wie die reichste belehrung, so auch die gründlichste anregung selbst zu spüren, zu sichten und mitzuteilen, so gut als man es vermag. Aber auf solche weise würde aus den noten ein ganzes neues buch sehr leicht erwachsen, und der gewinn davon, abgesehen dass an dieser stelle schon das äusserste des einem einzelnen unter den uns beschäftigenden büchern zukommenden raumes überschritten ist, würde doch immer nur ein sehr problematischer sein. Jedenfalls sind auch andere kräfte eher dazu berufen, und vor allem der herausgeber wie kein anderer. Seine weise selbstbeschränkung hätte auch uns zum guten beispiel dienen können.

Wo eine solche grammatik und ein solches wörterbuch einen unvergleichlich soliden unterbau geben, wird es nicht schwer halten die einzelnen teile, sei es nach örtlichen oder sachlichen grenzen bestimt, der gegenwärtigen wissenschaft entsprechend weiter fort- und auszuführen. Vieles, und wider mehr als in jedem anderen deutschen dialektgebiete, ist ja schon auch dafür geleistet; wir erinnern an Lexers kärntisches, Schöpfs tirolisches idiotikon, an Frommanns neuausgabe der gedichte Grübels, die sich durch specialwörterbuch und grammatikalische bemerkungen zu einer beinahe abschliessenden monographie der Nürnbergisch-bairischen localmundart gestaltet hat; aber wir denken hier nicht an die verschiedenen die volksmundarten betreffenden abhandlungen der bekanten Bavaria. Dies mit königlicher munificenz begründete und ausgestattete unternehmen der beiden letzten decennien hätte, scheint uns, auch im „kreise der bairischen gelehrten,“ auf den es sich ausschliesslich stützte,

doch wol noch andere hände finden können, um Schmellers tätigkeit auf seinem eigenen classischen heimatsboden fortzusetzen, zu ergänzen und der gebildeten welt zugänglich zu machen, als die, welche die redaction oder der redacteur damit beauftragt hat. Denn Sebastian Mutzls darstellung der bairischen mundart in Ober- und Niederbaiern (Bavaria I, 339. München 1860) und Eduard Fentschs oberpfälzische mundart (ebdas. II, 193. München 1863), zeichnen sich beide durch auffallende kürze oder knappheit aus, was um so mehr befremdet, da andere rubriken dieses der gesamten landes- und volkskunde geweihten werkes, z. b. die geologische, einen wahrhaft überschwänglichen, das nicht steine klopfende publikum möchte vielleicht behaupten niederdrückenden umfang erhalten haben. Doch kürze ist allein noch kein fehler, wol aber ungenügendes material, wenigstens so weit es als ein neues sich darstellt, und ungenügende wissenschaftliche specialvorbildung. Als samler wird in dem bereiche der deutschen linguistik auch der recht nützliches leisten können, der, ausser der allgemeinen bildung nach heutigem gemeinbegriffe, ein scharfes, treues ohr, einen rührigen fuss und eine fleissige hand besitzt, aber zum darsteller gehört mehr. Wir verlangen von ihm, dass er nicht bloss auf Schmellers grammatik und lexicon, allenfalls auch auf die deutsche grammatik von Jacob Grimm und ähnliche hauptwerke sich berufe, resp. sie gelegentlich citiere, sondern dass er durch selbständige studien über sie im rechten sinne des wortes hinausgekommen sei. Dies hinauskommen involviert, dass genante werke, oder ihr ganzer gehalt, in dem betreffenden individuum drin, oder, wie die pedanten dies auszudrücken lieben, *in succum et sanguinem* vertiert seien, und gerade das ist es, was wir recht stark bei jenen der zeit nach neuesten, dem geiste nach aber veraltet geborenen monographieen über zwei so wichtige und interessante untermundarten der grossen südostdeutschen vermissen.

Um so freudiger begrüssen wir eine andere der neuesten hier einschlagenden monographischen arbeiten, Schröers schon gelegentlich berührte studien über Gottschee und den Gottscheewer dialect: keine abschliessende arbeit, wie schon der titel sattsam bezeugt, aber aussergewöhnlich anziehend und inhaltreich, d. h., um uns selbst zu corrigieren, bei einem anderen autor aussergewöhnlich, aber nicht bei dem hochverdienten und für dieses feld der geistvollen, allseitigen und lebendigen erforschung der volkssprache, oder des volkstümlich-culturgeschichtlichen elementes in linguistischer fassung, gleichsam geborenen verfassers. Seine verdienste um die deutsche mundartliche forschung in jener weitesten ausdehnung, wo ihre notwendige zugehörigkeit zu der cultur und geistesgeschichte des deutschen volkes auch von dem forscher selbst lebhaft

empfunden und betätigt wird, sind aus seinen arbeiten über die deutschen mundarten in Ungarn, namentlich über die in und an den Karpathen, allgemein gewürdigt. Ebenso vom wissenschaftlichen wie vom nationalen standpunkte aus verdienen sie als mustergiltig für alle ähnlichen unternehmen hingestellt zu werden, und zu solchen sollte es wahrlich an ort und stelle, in dem weiten bereiche von Deutsch-Österreich, an frischen und selbstlosen kräften nicht fehlen dürfen. Wenn es doch daran fehlt, so ist dies gerade kein ehrendes zeugnis für die intensität des deutschen bewustseins daselbst, die man doch gelegentlich mit so grosser emphase geltend macht. Für die wissenschaft wäre hier mindestens ebenso gut wie in der eigentlichen geschichtsforschung der wahre ort, wo es sich offenbaren könte. Da die Wiener academie, was hier, wenn es auch als allgemein bekant vorausgesetzt werden kann, doch mit besonderer anerkennung ausdrücklich erwähnt sein soll, jeder derartigen forschung — natürlich unter der bedingung, dass sie den durchschnittlichen wissenschaftlichen anforderungen genügt — bereitwillig gelegenheit und mittel zu bieten pflegt, um sorglos und sogar in würdigem kleide in die welt hinauszutreten, so ist damit ein hindernis gehoben, das anderwärts viel lähmender wirkt, als der unbeteiligte, oder der nicht selbst fatale erfahrungen in dieser art gemacht hat, vermutet.

Wenn wir bei dem uns hier verstatteten raume nur in aller kürze den wesentlichen kern der abhandlung Schröers zu bezeichnen versuchen, so wird dieser selbst, nach dem schon oben erwähnten, nicht bloss ein sprachlicher im engsten wortsinne sein. Das ethnographisch-culturgeschichtliche moment als innere begründung von jenem gehört eben doch auch dahin, wo es sich um erkentnis einer deutschen mundart handelt. Darum erwähnen wir, dass der verfasser neben anderen interessanten geschichtlichen erörterungen über die deutsche colonisation im südosten auch zuerst ein, wie uns scheint, helles licht in die dunkeln anfänge der deutschen sprachinsel Gottschee gebracht hat. Weder reste der Vandalen oder Goten, oder die wol kaum als Deutsche zu rechnenden Goduscani sind hier zu suchen, sondern einfach deutsche colonisten des mittelalters aus der nächsten deutschen nachbarschaft, „die sich in dem teile von Krain, der wegen unwegsamkeit, noch lange nachdem das übrige land urbar gemacht war, eine unbetretene wildnis blieb, niederliessen. Während man im übrigen Krain überall römische und barbarische altertümer findet, ist in Gottschee noch nichts aufgefunden worden, das andeutete, dass vor dem vierzehnten jahrhunderte ein menschliches wesen dieses gebiet betreten. Deutsche musten kommen um hier einzudringen in die wildnis; Slovenen hätten es nie unternommen, ganz wie im ungarischen bergland, wo zur selben zeit als in Gottschee, in gebirgigen,

steinigen waldungen, die die umwohnenden Slovaken nicht zu benutzen wusten, von den deutschen bergstädten aus jene deutschen niederlassungen geschehen sind, die man die Häudorfer nent." Der ursprung von Gottschee verliert damit seinen ganzen romantischen nimbus, aber die ehrbare tatkraft der deutschen culturpioniere des mittelalters ist für unser nationales bewustsein unendlich mehr wert als jener. Ob nun aber die älteste urkundliche erwähnung Gottschees, in einem hier zum ersten male vollständig veröffentlichten unschätzbaren privilegium des patriarchen Ludwig von Aquileja vom jahre 1363 in die allerälteste ansiedlungsperiode zurückreicht, mag immer bezweifelt werden. Es handelt sich darin um die errichtung geordneter pfarrsprengel an der stelle der notdürftigen kirchlichen hilfsmittel einer gegend in der „*multae hominum habitationes factae sint,*" doch wahrscheinlich schon seit längerer zeit. Wenigstens pflegte bei derartigen mehr zufällig entstandenen ansiedelungen — eine eigentliche *locatio*, wie in andern deutschen colonieen wird hier nicht erwähnt — ein geordnetes pfarrsystem mit seinen relativ grossen anforderungen an den gemeindeseckel immer das letzte zu sein, wozu man gelangte, nachdem erst alle anderen verhältnisse sich consolidiert hatten.

Auch heute trägt Gottschee noch denselben charakter, wie damals; es ist eine culturinsel in der mitte eines noch immer im wesen dem barbarentum zugehörigen volkes, das jetzt durch fremde agitatoren, einheimische schwindelköpfe und declamatoren aufgehetzt, unter der mitschuld einer gegen das Deutschtum stets feindseligen, wenn auch gelegentlich sich deutsch nennenden regierung die wenigen deutschen cultureindrücke, die es in den vorigen jahrhunderten empfangen hat, systematisch zu vernichten bestrebt ist. Das könten wir der edeln nation der Slovenen samt ihren andern eben so edeln schwesternationen selbst unter sich abzumachen überlassen, wenn nicht die integrität des deutschen Gottschee durch die arrogante und aggressive haltung der parteiführer oder treiber sehr gefährdet wäre. Und auch in diesem sinne hat sich Schröer ein hohes verdienst erworben, indem er die augen der deutschen gebildeten welt auf diesen punkt hingelenkt hat, wo die nationale ehre, man darf wol sagen, verpfändet ist.

Der eigentlich sprachliche bestand der schrift bringt zunächst einen kurzen überblick über die wichtigsten grammatischen eigentümlichkeiten der mundart, wodurch, wie schon genügend bemerkt, ihr bairisch-österreichischer typus ausser allen zweifel gestellt wird. Nur zeichnet sie sich namentlich vor den westlichen und nördlichen idiomen desselben bereichs, also namentlich vor dem eigentlich bairischen und tirolischen oder auch vor dem niederösterreichischen und steirischen dialecte durch eine

viel grössere geschliffenheit und weichheit aus, wie das ihre schon oben citierte allgemeine charakteristik scharf ausspricht. Dass hiebei nicht slovenische einflüsse massgebend gewesen sind, wie Weinhold annimt, darin wird man Schröer vollkommen beistimmen, denn gerade die charakteristischen lautverhältnisse des Slovenischen finden sich nicht im Gottscheewischen und umgekehrt, aber ob ein zusatz von fränkischem und alemannischem blute zu dem bairischen es getan hat, wie Schröer will, ist doch zweifelhaft, so lange kein urkundlicher beweis hinzutritt. Ein aus Memmingen stammender pleban in Gottschee, anfang des funfzehnten jahrhunderts, dürfte nicht als solcher angeführt werden. Uns scheint eine gewisse nächste innere berührung mit dem relativ auch so viel weicheren und geschmeidigeren Kärntner dialecte, trotzdem dass dieser entschieden bairisch-österreichisch ist und bleibt, festzustehen, wie ja dort auch die nächste deutsche nachbarschaft war und ist. Den hauptteil des heftes füllt ein wörterbuch, freilich einstweilen nur noch ein bruchstück, dessen fortsetzung hoffentlich uns bald zugehen wird. Ausser dem bloss sprachlichen enthält es eine menge von realien, darunter auch unschätzbare proben von volksballaden. Dass sich dabei auch eine, jedenfalls auf alter grundlage beruhende fassung des bekantlich noch nicht wider aufgespürten volksliedes gefunden hat, welches Bürger seiner Lenore zu grunde legte, ist schon anderwärts gebührend betont worden. Dazu gehören auch die drei balladen von der schönen Meererin, die Schröer German. 14,333 mitgeteilt hat. Dass sie auf die Gudrunsage zurückgehen, kann nur der läugnen, der aus eigensinn, oder, hört man es lieber, aus consequenz seines litterarischen schematismus, die möglichkeit einer einstigen allgemeinen verbreitung der Gudrunsage — ob des älteren zu grunde liegenden mythus ist etwas anderes — durch ganz Deutschland läugnen zu müssen glaubt. Dass wir hier diese weite perspective, die sich damit in die deutsche litteratur und poesie eröffnet, nicht verfolgen, wird uns hoffentlich niemand verübeln. Nur noch die bemerkung: denkt man sich die deutsche ansiedelung in Gottschee, die nach Schröers ermittelungen doch mindestens hundert jahre jünger ist als die Gudrun in der uns bekanten gestalt, von norden, von Kärnten her, geschehen, so ist auch die sage, der stoff dieser balladen, von dort her eingewandert. Die beziehung auf die wahrscheinlich örtliche heimat unseres Gudrungedichtes liegt auf der hand, obwol bis jetzt sich weder in Kärnten noch in Steiermark eine darauf hinweisende spur aufgefunden hat. Aber eine ethnographische insel bewahrt auch viel eher ihren uralten besitz als ein von der völkerheerstrasse durchzogener continent.

Von dem südöstlichen sprachgebiete ist der übergang zu dem mitteldeutschen äusserlich und innerlich an mehr als einer stelle ein sehr

allmählicher, kaum merklicher. So ist er es heute und so war er es schon in der ältesten zeit. Es wäre uns sehr erwünscht, hätten wir diesmal schon eine zusammenfassende grammatische darstellung dieses Mitteldeutschen vor uns liegen, wie sie die besprochene bairische und die als bekant vorausgesetzte alemannische grammatik für die betreffenden gebiete gibt. Weinholds in nächste aussicht gestellte fränkische grammatik wird diese aufgabe in der hauptsache lösen. Denn es ist uns, auch ohne dass wir in ihren entwurf gesehen haben, unzweifelhaft, dass sie die auf der hand liegende, aber seltsamerweise, wol weil sie als selbstverständlich vorausgesetzt wird, nicht scharf formulierte sprachgeschichtliche tatsache an die spitze ihrer einzelerörterungen stellen wird, dass die begriffe von Mitteldeutsch und Fränkisch in wissenschaftlichem sinne beinahe sich decken. Und deshalb scheint uns hier die ethnographische bezeichnung, nach dem Frankennamen, auch linguistisch besser gerechtfertigt, wie die Alemannisch für den südwestlichen oder selbst Bairisch für den südöstlichen dialect, obgleich für diese geltend gemacht werden kann, dass wirklich die masse der ihr überhaupt angehörigen ursprünglich aus bairischem blute im eigentlichen wortsinn hervorgegangen ist und dann teilweise als vorgeschobene colonisten sich später auch zu einer relativen sprachlichen eigenart weiter gebildet hat, was doch kein nüchterner geschichts- und sprachforscher von den Juthungen-Sveben im verhältnis zu den Alemannen behaupten wird. Fränkisch aber wird das „Mitteldeutsche“ heute noch ebenso richtig heissen dürfen, wie es Otfrid so nannte, der zwar von der äussersten südwestecke her stamte, bei dem unläugbar auch — gerade wie es an demselben orte heute noch zu hören ist — ein gewisser anklang an den nachbardialect, den alemannischen, nicht zu verkennen ist, der aber trotzdem in allen hauptsachen ein ächter Franke bleibt. Denn warum sollte man linguistisch den fränkischen namen etwa bloss auf die heute oder seit einigen hundert jahren so genannte äusserste südostecke des ganzen beschränken, da ja doch noch heute in dem ganzen gebiete, das einst als land oder volk der Franken im prägnanten sinne bezeichnet wurde, die gemeinschaft in der sprache, die zugehörigkeit zu einem sprachlichen grundstocke sich nicht verkennen lässt? Das einzige, was man gegründet dagegen einwenden könnte, wäre der gewaltige umfang dieses sprachgebietes, der es fast unmöglich machte, es in der gewöhnlichen weise übersichtlich als einheit darzustellen. Aber wenn es zwar noch nicht versucht, jedoch die forderung schon öfter aufgestellt worden ist, dass endlich jemand das gesamte Mitteldeutsch einheitlich behandele, also eine mitteldeutsche grammatik usw. mache, so muss das auch für das damit identische Fränkische angehen. Freilich ist es eine gewaltige auf-

gabe, eine sprachmasse darzustellen, deren äusserste örtliche ausläufer im westen bis beinahe vor die tore von Calais, deren äusserste östliche bis an den Rotenturmpass an der türkischen grenze reichen, und insofern würde sich vielleicht vorläufig eine teilung der arbeit noch empfehlen. Doch wenn jemand so kühn ist vor dem ganzen nicht zurückzuschrecken, desto besser!

Weinhold hat nun zwar in dem allgemeinen prospect, den er seiner alemannischen grammatik vorausschickt, neben einer alemannischen, bairischen, fränkischen auch eine thüringische grammatik, als eine diesen genannten und den anderen, sächsischen und friesischen, gleichgeordnete verheissen, ohne zweifel aber wird damit nicht gemeint sein, dass dieser thüringische dialect begrifflich ein ebenso selbständiges deutsches sprachglied vorstellen soll, wie einer der fünf andern. So weit wir seine denkmäler rückwärts verfolgen können, und das ist ziemlich weit, da das älteste die Merseburger sprüche sind, verhält er sich gerade so wie heute zu tage. Es ist unmöglich, damals wie heute, seine engste berührung mit den hessischen mundarten im westen, und dem im beschränktesten heutigen sinne fränkischen, oder, wenn man das lieber hört, ostfränkischen im süden zu verkennen. Eine selbständige neben- oder unterabteilung der grossen fränkischen oder allgemein mitteldeutschen gruppe mag er sonach wol heissen, aber nicht mehr. Wird er grammatisch vollständig behandelt, wie ihm dies zu teil werden soll, so ist dadurch die arbeit für das Fränkische geteilt, wenn auch nicht nach gleichem verhältnis; denn es bleiben noch weitaus zahlreichere und wichtigere gebilde, die unter diese rubrik fallen, von denen mehrere eine viel grössere relative originalität oder eigenart als das thüringische zeigen. Woher aber diese engste zugehörigkeit des Thüringischen zu dem Fränkischen, diese unterordnung oder einordnung in sein gesamtgefüge stamme, ist uns, wie wol jedem, der über den gegenstand nachgedacht hat, noch ein rätsel. Niemals wird ein eigentlich geschichtliches document, das die bezeichnung fränkisch im ethnographischen oder „stamhaften“ sinne und nicht in dem publicistischen der frühesten jahrhunderte des deutschen reiches braucht, die Thüringer Franken nennen, so wenig wie Sachsen oder Baiern, und die blosse uralte grenznachbarschaft der Chatten und Hermunduren reicht doch auch nicht zu, um nur daraus die nächste sprachgemeinschaft zu erklären.

Was sich für eine selbständige heraushebung des Thüringischen ausser dem rein practischen grunde, der uns sehr einleuchtet, anführen liesse, wäre etwa noch folgendes. Blicken wir auf die geschichte unserer germanistischen wissenschaft zurück, so ist der wissenschaftliche begriff des Mitteldeutschen nicht bloss sehr spät, wie bekant, erst

gefunden, sondern auch sehr langsam abgeklärt worden. Franz Pfeiffer, der doch immer als sein eigentlicher vater wird gelten müssen, war durch die ihm am ersten nahegetretenen sprachdenkmäler mit entschiedener sicherheit auf Hessen, mit geringerer, durch die Marienlegenden, auf eine mehr östliche gegend hingewiesen worden. So erschien ihm, ohne dass er es scharf zu umgrenzen versucht hätte, die selbständigkeit dieser mundarten gegenüber den oberdeutschen und den niederdeutschen als sicher, und es ist sein verdienst, diese ansicht in immer klarerer durcharbeitung mittelst einer reihe allgemein bekanter plaidoyers siegreich durchgefochten zu haben. Dass dies Mitteldeutsche wie nach osten in die weiteste ferne — Jeroschin allein genügte schon dafür, dies zu beweisen — so auch nach westen bis an und über den Rhein als ein wesentlich einheitliches sich erstrecke, war ihm ausgemacht, aber das eigentliche centrum dieses gebietes sah er immer noch da, wo er zuerst darauf aufmerksam geworden war, in den „binnendeutschen“ landschaften, wie sie neuerlichst recht hübsch genannt worden sind, in Hessen und Thüringen. An eine ethnographische begründung seiner linguistischen ergebnisse hat er nicht gedacht, sonst wäre ihm die unverkennbare tatsache, dass der grössere teil auch des verbreitungsgebietes, was er — noch viel zu beschränkt — für das Mitteldeutsche abgrenzte, mit dem fränkischen stammesbegriffe zusammenfällt, nicht entgangen. Wer es also vorzieht den spuren zu folgen, die der erste begründer der wissenschaftlichen erkentnis des Mitteldeutschen hinterlassen hat, der mag sich auch der begrenzung, die er selbst seinen schritten gegeben hat, fügen. Pfeiffers „Mitteldeutsch“ bezeichnet eigentlich nur den inneren, binnendeutschen und nordöstlichen abschnitt des ganzen gebietes, und innerhalb desselben ist dem Thüringischen insofern ein gewisser vorrang einzuräumen, als es sich einerseits doch schärfer von dem Hessischen abscheidet, wie dieses von den mehr nach westen und süden, nach dem Rhein und Main zu, sich ausbreitenden mundarten, andrerseits in der nordöstlichen gruppe die einzige ist, welche nicht auf zeitweilig fremdem sprachboden, nicht in einer deutschen colonie, sondern meist auf von jeher deutsch gebliebenem boden entstanden ist. Ausserdem wissen wir aus der colonisationsgeschichte des ostens unseres heutigen Deutschlands, dass ein grosser teil des deutschen blutes, aus dem seine jetzige bevölkerung erwachsen ist, aus Thüringen stamt, so dass diese landschaft in gewissem sinne die ehrenvolle stellung eines mutterlandes vieler anderen besitzt. So könnte eine grammatik des thüringischen dialectes zugleich die der anderen östlichen und nordöstlichen mitteldeutschen mundarten älterer und neuerer zeit umfassen von der Saale an bis zur Narwa. Denn so weit diese eben berührten äussersten nordwestlichen

vorposten des deutschen wesens' überhaupt eine mundart besitzen — eine volksmundart im eigentlichen wortsinne ist sie begreiflich nicht — wird man sie zu dieser gruppe zu zählen haben, und nicht etwa, wie die anderen längs der Ostseeküsten, zu der niederdeutsch-sächsischen. Aber es wird nicht wol angehen, die südöstlichen ausläufer des Mitteldeutschen so zu sagen unterzustecken unter das Thüringische. Wie nach dem fernen nordosten, so hat sich bekanntlich ein deutscher sprach- und volksast nach dem fernen südosten hinaus vorgestreckt. Zwar ist er nicht mehr so kräftig wie sein nördlicher bruder, an manchen stellen sogar beinahe abgestorben, aber der wissenschaft ist er in seiner ganzen ausdehnung bis heute noch recht wol erkennbar. Er setzt wol örtlich am thüringischen kerne an, wie der andere, aber noch fester an dem äussersten ende des fränkischen sprach- und volkselementes im engsten sinne, an Ostfranken, geht von da durch das nördliche Böhmen, wo er sich mit einem vom bairischen Nordgau herüberreichenden sprachzweige mannigfach verschränkt, längs des böhmischen südrandes des grossen Sudetengebirges, dann auf und über diesen hinüber, verschränkt sich dort wider mit einem seitenzweige des nordöstlichen astes, und bildet so die deutschen mundarten von Schlesien, wendet sich dann immer entschiedener südöstlich, immer noch in berührung mit den vom süden her reichenden verzweigungen des bairisch-österreichischen stammes, hält sich dann im grossen und ganzen genau an den zug der Karpathen, von denen er nur hie und da auch in das südlich darunter liegende stufenland von Ungarn ausgreift, und breitet sich zuletzt in dem sogenannten siebenbürgischen Sachsenland in mehrere zweige aus, die noch heute, aber leider wol nicht mehr für lange, kräftiger sind, als die teile zwischen ihnen und der mährischen grenze. Dass die Siebenbürger Sachsen, gleichviel was auch ihre urheimat sein mag, in der gegenwart nicht der bairisch-österreichischen hauptmundart zugehören, ergibt sich aus ihrer, in Deutschland durch ihre neuere dialectlitteratur sattsam bekanten sprache. Dass sie aber, so weit sich dieselbe urkundlich hinauf verfolgen lässt, auch schon „mitteldeutsch“ gesprochen haben, beweisen ihre ältesten sprachdenkmäler, die man am besten und meist auch zuerst gesammelt findet in Friedrich Müllers „Deutschen Sprachdenkmälern aus Siebenbürgen. Aus schriftlichen Quellen des XII. bis XVI. Jahrhunderts. Hermannstadt 1864.“ Nur bemerken wir für diejenigen, denen das hochwichtige und verdienstliche buch zufällig unbekant sein sollte, dass man sich durch die chronologische bezeichnung nicht zu der irrtümlichen vermutung verführen lassen darf, als gäbe es dort wirkliche deutsche sprachdenkmäler, was man gewöhnlich darunter zu verstehen pflegt, noch aus dem zwölften jahrhunderte. Bis tief ins vierzehnte sind nur einige

deutsche namen erhalten, und erst von da an urkunden, und später auch andere deutsche aufzeichnungen. Aber auch jene dürftigen reste reichen hin um der mundart schon damals ihre richtige stelle anzuweisen. Dass sich damals wie später durch ihre fortwährende beziehung zu den landschaften mit bairisch-österreichischer bevölkerung auch manches von diesem dialecte eingeführt hat, begreift sich leicht, ändert aber die substanz der heimischen sprache nicht. Für die zwischenglieder bis zur mährischen grenze haben die schon erwähnten trefflichen monographieen Schröers volles licht sowol für die sehr trübe gegenwart, wie für die glänzende vergangenheit gebracht. Auch hier, wie überall, wo das haus Österreich seine dem Deutschtum tödliche herschaft hin verbreitet hat, ist die deutsche sprache mit der gesamten deutschen cultur in entschiedenen rückgang gekommen, und zwar genau von dem augenblicke an, wo die habsburgische herschaft begann, also in dem Ungarischen berglande noch vor dem ende des ersten dritteils des sechszehnten jahrhunderts. Für den westlichsten abschnitt dieses sprachzweiges, für die mitteldeutschen mundarten Böhmens haben bekantlich Petters, dieser wesentlich für den norden und nordosten des landes, und Gradl für den nordwesten tüchtiges geleistet, so dass über ihre stellung kein zweifel mehr möglich ist. Dass daneben im westen und süden von Deutsch-Böhmen auch der echt bairische stam vom Nordgau und von der mittleren Donau aus sich verbreitet hat, weiss man.

Unser diesmaliger ausflug auf das mitteldeutsche sprachgebiet gilt, wie die titel der zunächst berücksichtigten schriften zeigen, eigentlich nur jenem kleineren ausschnitte, den wir oben mit einem neueingeführten terminus als Binnendeutsch bezeichneten. Hessen und Thüringen sind in der hier besprochenen litteratur vertreten, die anderen weitgedehnten gebiete nicht. Wir beginnen mit Hessen. — Vilmars Idiotikon von Kurhessen — man möchte fragen, warum dieses capriciös ausländernde und noch dazu altmodische wort idiotikon? — ist bekantlich die arbeit gewesen, die er etwa ein jahr vor seinem tode noch glücklich zu ende gebracht hat, nachdem er vierzig jahre auf die stoffsamlung dazu verwant hatte. Nicht bloss nach dem worte *De mortuis nil nisi bene,* sondern wegen unläugbarer verdienste hat das buch überall eine überaus dankbare aufnahme gefunden. Dass sich auch allerlei alberne, kindische und verbissene motive aus einem ganz anderen bereiche als dem der linguistik, bei manchen von denen, die am lautesten in die posaune des lobes stiessen, mit eingemischt haben — wer weiss das nicht, aber wer hat nicht mitleidig die achseln darüber gezuckt? Dem buche selbst kann daraus kein makel erwachsen, so wenig wie wir es seinem verfasser hinterher noch anrechnen wollen, dass er sein Idiotikon von Kur-

hessen an mehr als einer stelle dazu benutzt hat, um mit seinem bekanten parteifanatismus bei idioten in beziehung auf Kurhessen und seine zustände für den edeln, mishandelten kurfürsten und gegen die frechen räuber und vergewaltiger bald donnernde philippiken, bald sentimentale jeremiaden, beide in dem bekanten stile der „bundestreuen" von 1866, loszulassen. Verderblich ist das dem buche nicht geworden: merzt man jene tiraden aus, so erhält es erst seine wissenschaftliche integrität, und an umfang beträgt dieser überschuss nicht gerade viel. Nur insofern könnte man behaupten, dass der reactionär Vilmar dem germanisten Vilmar auch hier — wie anderwärts bekantlich oft und verhängnisvoll genug — im lichte gestanden, als der letztere dem ersteren zu liebe dies Idiotikon von Kurhessen nicht nach den grundsätzen der linguistik, sondern nach dem zuge der ehemaligen kurfürstlichen grenzpfähle abgegrenzt hat. Was einst Schmeller in seinem bairischen wörterbuche ohne vorwurf tun durfte, eine in jeder und besonders in linguistischer hinsicht bloss zufällige linie, wie die einer staatsgrenze als eine linguistische zu verwenden, das ist dreissig jahre später als ein grober fehler zu rügen. Es gibt keinen kurhessischen dialect, also auch kein idiotikon von Kurhessen. Vilmar selbst wuste das natürlich am allerbesten, wie er auch in der vorrede die einzelnen dialectischen gruppen ganz richtig unterscheidet und begrenzt. Nun erhält dadurch sein buch, möchte es scheinen, einen desto reichlicheren inhalt, also wäre sein verfasser deshalb eher zu loben als zu tadeln, aber es verschwindet durch diese nichtachtung der natürlichen begrenzung das eigentlich characteristische der einzelnen mundarten, die hier zusammengepfercht sind, so sehr, dass man nur durch einen systematischen scheidungsprocess es mühsam herausdestillieren kann. Denn Vilmar geht so weit, auch die echt niederdeutschen mundarten im nördlichen „Kurhessen" hereinzuzwängen, ebenso wie die mainfränkischen im Hanauischen; auch das Thüringisch-hennebergische aus Schmalkalden muss sich in diese ihm aufgezwungene uniform fügen.

Was sonst fülle des materiales, richtige beurteilung und erklärung desselben — eingeschlossen die strenggelehrte begründung — betrifft, so haben wir hier ein würdiges gegenstück zu Schmeller vor uns. Wie er geht auch Vilmar mit einer gewissen vorliebe den sachen (volkssitte, rechtsaltertümer u. dgl.) nach, freilich ohne die innere heiterkeit und den echt volkstümlichen humor, die dem Bairischen Wörterbuche seinen unvergleichlichen reiz geben. Vilmar ist begreiflich überall ein verbitterter *laudator temporis acti*. Nachträge und zusätze werden sich überall noch ergeben, wie denn auch bereits ein solcher von Fed. Bech (in einer gelegenheitsschrift, im osterprogramm des gymnasiums zu Zeitz

1868) uns bekant worden ist. Hier wollen wir uns nur auf einige beiläufige bemerkungen beschränken, eine sehr schmale auswahl aus der grossen zahl derer, welche wir, wie andere benützer des buches, seiner belehrenden anregung verdanken. Das merkwürdige *andelagen* (p. 10) hat in dem hessischen bezirke seine eigentliche heimat, wie Vilmar mit recht bemerkt, doch lässt es sich ausser in Hessen und Thüringen auch weiter nach Osten bis nach Schlesien und höchst wahrscheinlich auch noch anderswo nachweisen. Über seine bedeutung, die übrigens schon in den Rechtsaltertümern festgestellt und in dem Deutschen wörterbuche überreich belegt war, herscht kein zweifel. Seine herkunft wagt auch Vilmar nicht zu ergründen. Er hat dabei den interessanten erklärungsversuch Michelsens übersehen, der es in seiner auch sonst sehr gehaltreichen schrift „Über die festuca notata und die germanische traditionssymbolik. Jena 1856“ mit dem mittellateinischen *wantus*, romanisiert geschrieben *guantus*, d. h. dem urdeutschen *wantus*, was sich aus altnordisch *vöttr* mit sicherheit erschliessen lässt, zusammenbringt. Dass der *guantus*, handschuh, ein haupttraditionssymbol war, und dass, wo von *wandilanc, andelanc* die rede ist, ursprünglich dies symbol beteiligt war, ist unbestritten. Nur der zweite teil des compositums macht schwierigkeit. Aber die nebeneinandergehenden formen *lagen* und *langen* zeigen, dass die herkunft dem sprachgefühle verdunkelt war. Um so wahrscheinlicher ist, dass wir es hier mit einem fremdworte zu tun haben, wie Michelsen vermutet, dem alt- und neufranzösischen *lange*, binde. Sonderbar bleibt immer der abfall des anlautenden *w* im ersten teil, das doch den romanischen sprachen als *gu* oder *g*, wie im alt- und neufranzösischen geblieben ist. Sonst sind bekantlich derart geformte urdeutsche, aber aus dem romanischen wider zurückgetragene wörter ihrem romanischen *g* treu geblieben, wie garde, garnison usw. beweisen. Für das vermisste *w* oder *g* stellt sich gelegentlich ein *h* ein, was offenbar der lebendigen umdeutschung seinen ursprung verdankt, die es zu *hant* (*manus*) brachte, wie der zweite teil *lagen* neben *langen* entweder an *lâge* v. *ligen* oder *langen* angeschlossen worden sein wird. Dass Erasmus Alberus, aus der Wetterau gebürtig, ein substantiv *andeler* (s. Deutsches wörterb. 1, 304) und ein verbum *andeln* gebraucht, beweist nichts gegen die richtigkeit der deutung Michelsens, sondern nur dass die herkunft des wortes zu seiner zeit vergessen war. S. 19 ist das schmalkaldische, also eigentlich nicht in den hessischen wortschatz gehörige adv. *au fung, fungst, fonk* als unerklärbar nach seinem ursprung angeführt. Und doch liegt er auf der hand, wenn man nur beachtet, dass diese mundart, wie so viele thüringische und fränkische, *ng* häufig für *nd* setzt, *fung* also = *fund*, *fungst* = *fundst* gilt. *fund,*

oder anschaulicher *fundst* ist das hochdeutsche *vollends.* Auch andere mitteldeutsche dialecte verwenden ihr *funds*, *fonds* ganz so wie der schmalkaldische sein *fungst.* Hier zu lande kann man es jeden augenblick hören. *Au* ist natürlich *auch,* wie in *ausemêr, ausegrad,* die Vilmar auf derselben seite, gleichfalls ohne erklärung, anführt, *auch sô mære* ebenso lieb, also ganz so wie das oft besprochene ostfränkische *ebensomähr,* woraus endlich ein *ebensgeschmä* oder dergl. werden konte: *ausegrad*, eine entschieden jüngere bildung, die sich von selbst erklärt; jünger deshalb, weil die bedeutung des *gerad*, das das dunkel gewordene *mære* ersetzen sollte, sich in dieser art erst seit dem 17. jahrhunderte entwickelt haben wird. — Dass *bal* in dem niederhessischen ortsnamen *Balhorn* auf das bekante gotische usw. *balva-* zurückgeht, ist sicher, aber ob dies ursprünglich die bedeutung von totenbrandstätte gehabt hat, mehr als zweifelhaft. Vilmar dachte dabei vielleicht an das altnordische *bâl*, ags. *bael, rogus*, das, abgesehen von dem *â*, bisher auf continental deutschem boden nicht aufgetaucht ist. — Das niederhessische *dê* oder enclitisch *de*, im gebrauche gleich dem hochdeutschen *ihr*, wird als plural des pronomens zweiter person erklärt, während es J. Grimm, wie Vilmar selbst anführt, richtiger für den dual erklärt hatte. Denn das altnordische *þêr* neben *êr* — (*e* wird wol in beiden formen ursprünglich lang sein und sich nur gerade so wie im neuhochdeutschen althochdeutsches *wir* und *ir* almählich gekürzt haben) — beweist doch für das hessische nichts, das jedenfalls hier kein *r* für ein ursprüngliches *s* im auslaute gehabt haben wird, weil das specifisch nordisch ist. Ein *s* aber wirft der dialect nicht ab, wol aber ein *r* gelegentlich. Dass eine wirkliche pluralbedeutung darin ist, bezweifelt niemand, so wenig wie in dem bairisch-österreichischen *ess, öss, dess, döss,* oder in den genetiven, dativen, accusativen *enker, enk,* die deshalb doch stets historisch für dualformen angesehen worden sind. Das vulgäre durch ganz Deutschland verbreitete wort *extern* — es lebt nicht etwa bloss in Hessen, Westerwald, und im Hennebergischen, wie man durch p. 96 zu glauben verleitet werden könnte — hat das Deutsche wörterbuch an zwei stellen besprochen und das einemal mit *extra,* also gleichsam *extra* ärgern, in verbindung gebracht. Doch wird man, wie es auch schon von anderen geschehen ist, eine anlehnung an das thema gotisch *agis,* zunächst an das althochdeutsche *egisôt,* wahrscheinlicher finden, weil aus *extra,* nach der analogie aller ähnlichen bildungen, wol kein *extern,* sondern ein *extrieren* oder *exterieren* hätte werden müssen. Aber noch näher in der bedeutung liegt das wurzelhaft mit dem anderen identische, im begriffe aber selbständig entwickelte althochdeutsche *agî, egî,* eifer, mühsames tun. Dass unser wort so spät auftaucht, beweist nichts gegen sein ural-

tes leben. Im einzelnen wäre es dann eine auch sonst sehr interessante bildung mit demselben motive *-str,* althochdeutsch *-star,* was wir in *lastar* usw. kennen. Nach der analogie von got. *ga-navistron* wäre also ein *agistron* anzusetzen. Bei *extern* wird man durch den gegensatz an das schwierige *fêlig* s. 100 erinnert, schwierig nicht seiner bedeutung nach, über die kein zweifel bestehen kann, aber woher stamt es? Am verbreitetsten ist es bekantlich im angelsächsischen, aber auch friesisch und niederdeutsch, wie es scheint durch alle sprachperioden; mit dem hochdeutschen *feil* hat es nichts zu tun, obgleich das angelsächsische *fæle* einem *feili* entsprechen könte. Greins vermutungen (Ags. Sprachschatz 1, 276), wo aber die zwei sicher im angelsächsischen vorhandenen gleichlautenden nur durch die quantität verschiedenen wörter zusammengeworfen werden, die einmal nach diesem *feili* oder altnordisch *falr,* und dann wider nach dem heutigen englischen *fellow* hingehen, werden niemand befriedigen. Das mittel- und neuenglische *felav, fellow* ist doch nichts weiter als das direct aus dem altnordischen eingeführte *fêlag, fêlagi, socius.* — Schon früher ist von uns darauf hingewiesen worden, dass das wort sich in oberdeutschen sprachdenkmälern sehr selten, aber denn doch gelegentlich findet. Ja dort ist auch das primitiv davon anzutreffen. Nicl. v. Wyle Transl. p. 54, 23; 353, 26 braucht *fale des gelückes* für gunst des geschickes. Entschieden oberdeutsche beispiele liefert übrigens schon Ziemann aus Oberlin und andern. Vilmar hat auf jede etymologie verzichtet, hätte aber doch auf Deutsches wörterbuch 3, 1430 verweisen können, wo unter *fehlig* sich viel zusammengetragen findet.

Hessen und Thüringen zugleich, das „mittelbinnendeutsche“ gebiet — wäre nicht Binnendeutsch schon bezeichnend genug? — berücksichtigt die inauguraldissertation von Ernst Wülcker aus Frankfurt a. M., der somit seiner herkunft nach gleichfalls dem mitteldeutschen idiom angehört, wenn wir seinen begriff, wie es oben geschehen ist, systematisch fixieren und im wesentlichen mit dem des fränkischen stamelementes nach seiner geschichtlichen fassung zusammenbringen. Der eigentliche kern der 64 seiten starken abhandlung ist durch den titel genügend bezeichnet: vocalschwächung, d. h. das herabsinken der reinen *a- i-* und *u*-laute, die ersetzung gewisser diphthonge durch einfache längen, insbesondere des *iu, ia, io, ie; ua, uo, ue* durch *î* resp. *û,* und verwante erscheinungen. Zum teil fällt der begriff der vocalschwächung, wie er hier gefasst ist, mit dem des beilautes zusammen, wie ihn einst Weinhold zunächst für den alemannischen vocalismus durchzuführen versucht hat. Man weiss, dass er auf grossen widerspruch gestossen ist

und den von ihm aufgestellten neuen terminus selbst wider aufgegeben hat; aber die sache bleibt deshalb doch richtig. Seine zusammenstellung beweist, dass selbst in jenem oberdeutschen dialecte, dem man nicht ohne ursache das stärkste gefühl für die reinen vocalischen klänge zuschreibt, seit uralten zeiten eine menge von alterationen desselben sich eingeschlichen haben. Der „beilaut" berücksichtigte vornämlich nur das verhalten des *a* und sein „unmotiviertes," d. h. weder als brechung noch als umlaut in Grimms sinne zu erklärendes abweichen nach dem *e* und *o*, aber was für das *a* gilt, könnte auch für die andern beiden reinen kürzen, überhaupt für alle reineren und volleren vocalischen klänge — ganz abgesehen von ihrer geschichtlichen würdigung nur von der empirisch-phonetischen seite her betrachtet — geltend gemacht werden. Dass das mitteldeutsche in solchen vocalveränderungen ziemlich weit von der richtschnur der lautgeschichte und der früheren und zum teil auch der jetzigen schriftsprache abweicht, ist bekant: es nähert sich darin, wie in so vielen anderen eigentümlichkeiten mehr dem niederdeutschen, obwol, wie schon die fälle des sogenannten beilautes bezeugen, auch die streng oberdeutschen mundarten nebenbei gleiches hervorgebracht haben. Was die letzte erklärung dieser vocalschwächungen anbetrifft, so wird man im allgemeinen die ansicht des verfassers wol gelten lassen dürfen. Er sieht darin ein zeugnis für die neigung der sprache, es sich bequem zu machen, im gegensatze zu der grösseren anstrengung, welche das oberdeutsche oder die schriftsprache den sprachwerkzeugen zumutet. Genauer bestimt könnte man es so ausdrücken: die Oberdeutschen sprechen mit weitergeöffnetem munde, und demgemäss auch sind alle die verschiedenen organe, welche bei der bildung der einzelnen laute tätig sind, energischer in action, respective energischer entwickelt, als bei den Niederdeutschen. Die Mitteldeutschen halten, wie der name besagt, im ganzen die mitte zwischen beiden.

Im einzelnen beschränkt sich der verfasser bei seinen lautbetrachtungen auf die hervorragenderen mitteldeutschen sprachdenkmäler, die im laufe der letzten jahrzehnte gleichsam erst neu wider entdeckt werden musten. Sein material kann und soll kein vollständiges sein, obwol es an einigen stellen auch schon durch die benützung sehr zugänglicher vorarbeiten sich hätte etwas abrunden lassen. So z. b., um die schwächung des *a* in *e* zu belegen, bedurfte es, wenn der verfasser streng innerhalb seiner geographischen grenzen bleiben wollte, etwa nur eines hinweises auf Pfeiffers excurs zu Hermann von Fritzlar p. 570. Für die in Thüringen massenhaft auftretenden schwächungen des *a* zu *e* würde, ausser den belegen in den einzelnen schriftstellern, eine verweisung auf Bechsteins Ebernand oder seinen Martin von Beheim wol am platze gewesen

sein. Referent hat in dem sprachlichen anhange zu seinem Leben des heiligen Ludwig p. 159 schon früher eine gedrängte übersicht über die entwickelung und verbreitung dieses *e* in den thüringischen sprachdenkmälern des mittelalters gegeben. Doch zweifeln wir nicht, dass der verfasser, wenn er seinem schönen vorsatze treu bleiben und sich in der weiteren grammatischen erforschung seines heimischen idiomes vertiefen wird, uns noch gründlichere und umfassendere belehrung auch über diese interessante materie bringen kann. Der umfang der schrift ist an sich nicht zu eng, aber, wie es bei einer erstlingsarbeit zu gehen pflegt, die allgemeineren und allgemeinsten linguistischen gesichtspunkte und probleme, von denen freilich alles tun und forschen im einzelnen reguliert wird, üben noch eine so starke präponderanz in dem geiste des verfassers, dass er sich immer zuerst ausführlich mit ihnen auseinandersetzen zu müssen glaubt, wodurch dann zeit und raum für die eigentliche aufgabe beschränkt wird. Hier, wo wir nicht in denselben fehler fallen, sondern uns möglichst strict an unser thema halten wollen, ist nicht der ort für eine kritik dieser linguistischen theorieen. Wir bemerken nur, dass sie so ziemlich dem „neuesten“ standpunkt im gegensatz zu dem J. Grimms angehören, so in der ansicht über die entstehung der längen, der *e* und *o*, im einzelnen aber von einem guten sinne für sprachliche dinge überhaupt erfreuliches und hoffnungerweckendes zeugnis ablegen. Nur ein einziger punkt möge dabei aufs kürzeste berührt werden, er betrifft das eigentlich bis zum überdruss schon besprochene gotische *ai* und *au* vor *h* und *r*. Der verfasser sieht darin mit der mehrzahl der allerneuesten linguisten einfache *e*- und *o*-laute, während er dem gotischen *ai* und *au*, wo es nicht vor *h* und *r*, oder wie es Grimm bezeichnete, als *ái*, *áu* steht, seine diphthongische natur nicht streitig machen will. So oft wir diese ansicht vortragen hören, dünkt es uns höchst verwunderlich, wie man dabei einen entscheidenden umstand so völlig übersehen kann: ein systematisch auf einmal aufgestelltes alphabetisches system, wie es das gotische, gleichviel ob Ulfila als sein urheber gelten soll oder nicht, doch ohne frage ist — wie verträgt sich das mit einer doppelten lautlichen geltung eines und desselben zeichens? Wer uns diesen widerspruch löst, dem wollen wir glauben, dass *aí* *e* und *ái* *ai* geklungen hat, einstweilen aber bleibt unserer logik nur die doppelte annahme, entweder sind alle *ai*, *au* als *e* und *o* gesprochen worden, oder alle als diphthongen. Uns selbst ist es keinen augenblick zweifelhaft, dass das letztere der fall war, besonders da die diphthongische aussprache noch nichts über die quantität bestimt, die in dem gotischen alphabet bekantlich unbezeichnet ist, wie die langen *a* in fremden namen beweisen, und nach unserer meinung auch in *fahan*, *hahan*, *thahô*, die unbestimten *u*

und höchst wahrscheinlich auch viele *i*, *e* und *o*, von denen wir die ersteren für die länge, die letzteren beiden für die kürze beanspruchen.[1] Dass aber *aú*, und eben deshalb höchst wahrscheinlich auch *aí* kurz war, beweist bekantlich die form *gabaurjaba*.

Über die Werra herüber, die wie einst so auch noch heute Hessen und Thüringen scheidet, betreten wir das thüringische gebiet und zwar dicht an diese grenze selbst führt uns K. Regels sorgfältige, in jeder art musterhafte monographie. Die Ruhl und die Ruhler leutchen sind neuerdings zu einer wolverdienten celebrität in ganz Deutschland gelangt, und demgemäss mag auch dies streng wissenschaftlich gehaltene stattliche buch vielleicht ausserhalb des engsten kreises der fachgenossen die neu- oder wissbegierde des grösseren gebildeten publikums anziehen. Auch ist es so durchsichtig und flüssig geschrieben, dass es sich zu solcher verwendung vor den meisten anderen seiner genossen recht wol eignet. Die Ruhler mundart ist von jeher schon in der naiven volksauffassung als etwas ganz individuelles erkant worden, wie die leibliche und geistige art der leute, die sie sprechen. Daher denn die wunderlichen sagenhaft aufgestutzten vorstellungen, die von ihrer herkunft in umlauf sind. Historisch lässt sich nun auch gar nichts ermitteln, was zu der annahme einer blutmischung mit fremden, oder gar zu der noch seltsameren einer fremden colonie in Thüringen führen könte. Nur so viel steht fest, dass die mundart ganz entschieden zu einem complexe gehört, der in dem Inselsberge seinen geographischen mittelpunkt hat. In der hauptsache fällt er zusammen mit den grenzen des altthüringischen Westergaues, der aber, so viel wir glauben, nicht über den Rennsteig nach norden zu reichte, also die Ruhl selbst nicht mit umfasste; wider ein beweis, dass die gaugrenzen keineswegs an sich identisch oder auch nur in beziehung sind zu den ethnographischen grenzen, wie wir das schon oben ausführten. Daraus erklärt sich die innige berührung der mundart mit den hennebergischen, also mit wesentlich fränkischen, im gegensatz zu dem nichtfränkischen, aber mitteldeutschen typus des thüringischen. Gebrochene vocale und diphthonge, von denen sie wimmelt, tun dies unwiderleglich dar. Einiges ist dann noch auf die einflüsse des bodens und der lage zu rechnen: eine mundart im hochgebirge und engen waldtälern gestaltet sich anders als in einem breiten wiesentale und auf flachen hügelzügen. Unmöglich wäre es aber

1) Gegenwärtige abhandlung hatte die redaction bereits zugesant erhalten noch bevor Ad. Holtzmanns altdeutsche grammatik erschien, in welcher ähnliche ansichten über die doppelte quantität des gotischen *a* ausgesprochen sind. Red.

freilich doch nicht, dass sich auch wirklich fremde elemente beigemischt hätten. Der verfasser sucht zu begründen, dass eine starke einwanderung von Böhmen her stattgefunden, und dass auf diese art in die lautgebung und auch in das wörterbuch einiges slavische sich eingedrängt habe. Doch liesse sich das auch anders ansehen; die für slavisch gehaltenen lauteigentümlichkeiten können durch jene localeinflüsse erklärt werden, und einzelnes aus den verschiedensten slavischen idiomen ist auf eine meist nicht mehr nachweisbare art in sehr viele deutsche mundarten gekommen, ohne dass man dabei an slavische einwanderung denken dürfte.

Zu der entgegengesetzten ostgrenze Thüringens führt uns Bechsteins Matthias von Beheim. Es ist wol nicht mehr nötig daran zu erinnern, dass der name Matthias von Beheim nur den besitzer oder veranlasser dieser evangelienübersetzung, nicht den verfasser bezeichnet, der einstweilen noch unbekant ist. Aber es liegt nahe in ihm einen landsmann des Matthias zu sehen, auch widerspricht einer solchen annahme nichts in der sprache oder in dem sonstigen inhalte des werkes. Wie hochwichtig es für die innere deutsche culturgeschichte ist, dies ist hier nicht der ort auszuführen, auch haben schon theologen und sprachforscher darauf hingewiesen. Nur eines sei erlaubt anzudeuten: das werk gehört entschieden jener reformatorisch-asketischen richtung an, die bis jetzt noch unter den wenig treffenden namen der deutschen mystik untergesteckt zu werden pflegt. Es ist aus demselben geiste geboren, der in den populären tractaten der Gottesfreunde und verwanter männer des südens so allgemein bekant und anerkant ist. Aber dass dieselbe bewegung der geister sich auch von dem süden und westen Deutschlands bis an die äussersten grenzen gegen den osten fortgesetzt hat, ist bis jetzt weniger beachtet, und jedes zeugnis dafür ist besonders wertvoll. Übrigens lässt sich dartun, dass dieselbe bewegung noch viel weiter bis an die damalige grenze deutscher zunge fortgeschritten war und z. b. in der Lausitz und in Schlesien eine ganz respectable litterarische tätigkeit erzeugte. Keiner dieser geistlichen tractate, so weit wir sie kennen, lässt sich freilich mit den hervorragenden leistungen der Basler und Strassburger, oder auch der Mittel- und Niederrheinländer vergleichen, aber sie sind in ihrer art doch immerhin gut genug, sowol was die form als was den inhalt betrifft. Schon vor einer reihe von jahren dachten wir daran einige der interessantesten zu publicieren, da sich dafür keine passende gelegenheit finden wollte, so sind sie bis jetzt nur als quellenmaterial für die geschichte der mundart jener gegenden benutzt worden.

Dass sich das *mittelste dutsch* dieser übertragung nicht sehr individuel von anderen gemein-mitteldeutschen werken der zeit heraushebt, lässt sich von vornherein begreifen und kann von jedem leicht mit

einem blicke ersehen werden, wenn er die grammatische zusammenstellung, die der herausgeber in der einleitung gegeben, zu rate zieht. Alle solche werke, die doch immer für ihre zeit gebildete, ja gelehrte verfasser und einen relativ gebildeten leserkreis voraussetzen, schreiben ein ziemlich gleichförmiges deutsch, das im wesentlichen noch an die gebildete schriftsprache des dreizehnten jahrhunderts oder an das eigentliche Mittelhochdeutsch, nur mit abstreifung seiner feineren vocalbezeichnung, mit nichtachtung seiner feinen gehörunterschiede für die härte und weiche der consonanten u. dergl. sich anlehnt. Im bewustsein der schreiber solcher und ähnlicher werke bezeichnet daher das *mittelste dutsch* nichts weiter als die allenthalben giltige gebildete schriftsprache in der besonderen fassung, wie sie in dem innern Deutschland gewöhnlich war. Ebenso gut hatten auch die schöffen des niedersächsischen Magdeburg ihre möglichst rein allgemein deutsch geschriebenen Weistümer, die sie nach Mitteldeutschland hin verteilten, als *mittelstes dutsch* bezeichnen können, ohne etwas anderes damit besagen zu wollen, als dass sie oder ihr stadtschreiber sich so gebildet als ihm möglich war ausdrückte. Die existenz einer ihnen selbst bewusten freien mitteldeutschen schriftsprache darauf zu gründen, wozu Franz Pfeiffer nicht übel lust hatte und andere mit ihm aus verehrung für ihn, ist einfach geschichts- und sachwidrig. Es gibt in den damaligen grenzen des deutschen volkes neben der gemeindeutschen schriftsprache nur noch eine mittelniederländische in zahlreichen denkmälern vertretene und eine mittelniederdeutsche. Die gemeindeutsche schriftsprache färbt sich mit dem hervorbrechen des realistisch-volkstümlichen elementes mehr und mehr im laufe des 14. und in der ersten hälfte des 15. jahrhunderts örtlich, nach den localmundarten, doch ohne sich dessen bewust zu werden und etwa eine separatösterreichische oder separatschwäbische sprache begründen zu wollen. Nur die immer schärfer einschneidende sonderstellung der eidgenossen bringt es mit sich, dass im 15. jahrhundert wirklich eine art schweizerdeutscher litteratursprache mit vollem bewustsein ihrer selbst sich auftun, aber, wie bekant, nicht lange blühen konte. Dass die verschiedenen schriftwerke nach der zeit, nach der grösseren oder geringeren bildung der einzelnen orte — die gebildetsten sind damals die süd- und mitteldeutschen reichsstädte — und nach der stellung der verfassung in sehr verschiedenen mischungsverhältnissen von dem localdialecte inficiert sein können, versteht sich von selbst; die rohesten sind die privaturkunden der ritterschaft, und etwas minder roh die der dörfer und kleineren städte. Aber auch diese haben nie die absicht, ihren localdialect widerzugeben, so wenig wie heute ein unwissender dorfschulze sie hat, wenn er ein lächerliches deutsch zusammenstoppelt.

Diese betrachtung führt uns ganz naturgemäss hinüber zu der zuletzt aufgezählten studie von E. Opitz über Luthers sprache. Denn das „gemeine deutsch,“ das „deutsch der kaiserlichen und kurfürstlichen kanzleien,“ dessen er sich immer erfolgreicher zu bemächtigen strebte, bis er es als wirklicher herscher nach seinem eigenen genius handhabte und weiterbildete, ist doch eigentlich jenes *mittelste deutsch*, und die dialectischen oder localen eigentümlichkeiten, die er hinzugetragen hat, teilweise um sie später selbst wider aufzugeben, teilweise um sie der orthographie und aussprache des neuhochdeutschen dauernd einzuverleiben, sind auch nur mitteldeutsche, dasselbe wie jenes andere element, nur einen oder mehrere töne volksmässiger und insofern roher gefärbt. Opitzs anspruchsloses schriftchen ist in dieser hinsicht durch gegenüberstellung von lutherischem deutsch aus seinen verschiedenen perioden recht lehrreich. Ohne grosse mühe, auf einen blick, sieht man, wie dieser autor auch um die äussere form seiner schriften sich fortwährend mit überlegung gemüht hat. Die verbesserungen waren nicht bloss vermeintliche, nach subjectiven gesichtspunkten giltige, sondern wirkliche, insofern sie immer mehr jenes allgemein deutsche moment des „gemeinen deutsch“ zur geltung zu bringen suchten, was zuletzt auf mittelhochdeutscher historischer basis ruht und sich damals noch am meisten lebendig in dem südlichen abschnitt des mitteldeutschen, also in den rhein- und mainfränkischen mundarten vertreten fand. Denn Schwaben und Baiern, obgleich dem gemeindeutsch soviel näher als die eigentlichen Niederdeutschen, versuchten doch, wie bekant, sich noch auf lange hinaus von diesem wahren neuhochdeutsch frei zu halten, zum teil wol, aber doch nicht ausschliesslich, weil es zur officiellen sprache der ketzerei ausgeartet war. — Ausserdem wäre dem lehrreichen schriftchen vielleicht nur zu wünschen, dass seine grammatische oder sprachgeschichtliche grundlage, so weit es auf eine solche sich stützt, etwas sicherer wäre. Sein verfasser ist zu sehr von autoritäten abhängig und zu wenig mit selbständiger forschung gerüstet. So z. b. wenn er (s. 9) sagt: „das fehlen des umlautes, der sich bekantlich im mitteldeutschen nur auf das *a* erstreckt,“ so würde ihm eindringendere beschäftigung mit dem mitteldeutschen, oder da dies ein unendlich ausgedehntes gebiet ist, mit dem heimatsdialect Luthers, wofür der des Mansfeldischen unterlandes — nicht etwa der seines väterlichen stamortes Möhra — zu rechnen ist, leicht gezeigt haben, dass alle und jede umlaute, die das mittelhochdeutsche oder das neuhochdeutsche besitzt, auch damals schon vorhanden waren, im mitteldeutschen oder in dieser mundart, nur freilich zum teil in anderer ausdehnung und bedingung als dort oder jetzt. Dass schreiber und später auch manche drucker gelegentlich den umlaut noch nicht bezeich-

nen, darf damit nicht verwechselt werden, wie es der herr verfasser tut laut seiner eigenen worte (s. 9): „wenn er (der umlaut) sich in der Leipziger ausgabe findet, so ist dies sicher eigene zutat des setzers." Oder wenn er, um das *e* in *erbeit* zu erklären, an demselben orte sagt, „noch jetzt soll die form *erben* für *arbeiten* aus dem munde thüringischer landleute vernommen werden." Der verfasser lebt in Naumburg; er hätte dort, wie überall in Thüringen, gelegenheit gehabt, diese form als die einzige — freilich nicht *erben*, was beerben ist, sondern *erbeten* zu hören. Dicht daneben wird das citat eines *o* für *a* aus demselben busspsalm der Leipziger ausgabe „*gegoffet*" in *gehoffet* zu verbessern sein (Ps. 143, 8), entsprechend dem lateinischen *in te speravi*, denn ein *goffen* für *gaffen* ist nicht wol denkbar. Die mitteldeutschen mundarten insgesamt haben umgekehrt eher die neigung ein gemeindeutsches *o* vor *f* oder, wie es in geschärften silben geschrieben wird, *ff* in *a* übergehen zu lassen.

BRESLAU, JUNI 1870. H. RÜCKERT.

EIN DRUCKFEHLER IN WIELANDS WERKEN.

Eine stelle im sechsten buche von Wielands Gandalin oder Liebe um Liebe lautet in den drei ersten ausgaben dieses gedichtes (Teutscher Merkur 1776. III, 102; Wielands neueste Gedichte, II. Theil. Weimar 1777. s. 92; Wielands Auserlesene Gedichte, Band II. Leipzig 1784. s. 262):

Wozu dich selbst so quälen? (flüstert
Der Engel ihm zu) Du bist aus Thon
Gebildet wie jeder Erdensohn,
Bist mit den Thieren des Feldes verschwistert,
Und unterworfen dem Getäusch
Der Leidenschaften wie alles Fleisch.

Statt des tadellos gebildeten, auch von Klopstock, Georg Jacobi und Voss gebrauchten [1] und an unserer stelle ganz treffenden wortes *getäusch* haben alle Göschenschen gesamtausgaben der werke Wielands (bd. 21 der ausgabe von 1796, s. 75 der quart-, s. 79 der grossoctav-, s. 100 der kleinoctav-ausgabe; bd. 21, s. 115 der ausgabe von 1825; bd. 10, s. 233 der ausgaben von 1839 und 1854) und die neueste in Hempels verlag erschienene ausgabe von Wielands werken (bd. 4, s. 200) das unsinnige *geräusch*.

WEIMAR, APRIL 1870. REINHOLD KÖHLER.

1) S. W. Hoffmanns wörterbuch der deutschen sprache II, 594 und D. Sanders wörterbuch II, 1294.

ADOLF HOLTZMANN.

Adolf Karl Wilhelm Holtzmann war geboren am 2. mai 1810 zu Karlsruhe, als der dritte von fünf geschwistern, von welchen noch zwei brüder, der eine in Baden, der andere in Würtemberg, sich in kirche und schule eine hervorragende stellung und hohe verdienste erworben haben. Der vater, Joh. Mich. Holtzmann, aus Speier gebürtig, war professor am lyceum zu Karlsruhe. Er starb schon 1820 und es war nur mit schwierigkeit, dass seine söhne sich ihre laufbahn ebneten. Adolf Holtzmann hat seine studienjahre anstatt der ersehnten sprachwissenschaft der theologie zuwenden müssen, und noch im mannesalter nahm ihm ein andersgeartetes amt zum grossen teile die kraft und zeit weg, die er seinen forschungen hätte widmen mögen. Dazu kam der umstand, dass die sprachwissenschaftlichen studien in jener zeit erst noch im werden begriffen waren, dass die beteiligung an ihnen nur mit mühe und aufwand zu erlangen war. Auf diese hemmnisse hat Holtzmann in der vorrede seines letzten buches mit vollem rechte hingewiesen.

Vom lyceum zu Karlsruhe im herbst 1828 entlassen bezog er zunächst die universität Halle, um theologie zu studieren; wante sich jedoch schon zu ostern 1829 nach Berlin, wo er bis ostern 1831 blieb. Nach Berlin zog ihn hauptsächlich Schleiermacher, dessen übersetzung der platonischen dialoge ein vom vater ererbtes studium Holtzmanns und seiner brüder bildete. Sprachwissenschaftliche vorlesungen hörte er während dieser zeit nicht, obschon er sich damals schon mit der litteratur dieses faches bekant gemacht hat. Im juni 1831 bestand er das theologische examen in Karlsruhe und trat sodann als vicar in Kandern ein. Allein sein entschluss stand bereits fest zur sprachforschung überzugehen. Er richtete an die regierung ein gesuch um unterstützung zu diesen studien, deren hohe bedeutung er mit dem hinweise auf die werke Jacob Grimms, Bopps, Wilhelm von Humboldts und auf die in Preussen anerkante wichtigkeit der sprachwissenschaft für die höhere schulbildung begründete. Erst im sommer 1832 ward ihm die staatsunterstützung zu teil, die es ihm möglich machte zunächst in München zu studieren. Hier hörte er bei Othmar Franck Sanskrit, bei Neumann über Armenisch und Chinesisch; besonders aber arbeitete er unter Schmellers leitung auf der bibliothek. Nach einem jahre kehrte er nach Karlsruhe zurück und legte zunächst im winter 1833 auf 34 einem kleinen kreise, an welchem sich namentlich die lycealprofessoren beteiligten, die ergebnisse seiner studien in einigen vorlesungen vor. Im märz 1834 begab er sich zu weiterer ausbildung nach Paris. Hier schloss sich Holtzmann hauptsächlich an Eugène Burnouf an, dessen vorlesungen im collège de France er besuchte. Auch mit Silvestre de Sacy ward er bekant. Für sich arbeitete er auf der damals königlichen bibliothek sowie in den samlungen der Asiatischen gesellschaft, zu denen Burnouf ihm den zutritt verschafft hatte. Im winter nach Karlsruhe zurückgekehrt, erwarb er sich die mittel zu einem zweiten aufenthalt in Paris, indem er vom sommer 1835 bis ebendahin 1836 als hofmeister in einem legitimistischen grafenhause in der nähe von Grenoble tätig war. Im august 1836 vollendete er zu Karlsruhe die ausgabe der fränkischen übersetzung des Isidor de nativitate domini, die er 1834 auf der Pariser bibliothek abgeschrieben hatte. Musterhaft ist die sorgfalt und klarheit sowol in der widergabe des textes, wie in der darlegung der sprachregel und des sprachschatzes. Eine reihe von scharfsinnigen bemerkungen, auch über gotische grammatik, sind eingefügt. Der zweite aufenthalt in Paris vom herbst 1836 bis 1837 scheint namentlich den orientalischen sprachen bestimt gewesen zu sein. Daran wünschte Holtzmann eine reise nach Eng-

land zu schliessen, auf welcher namentlich die hinterlassenschaft des F. Junius in der Bodlejanischen bibliothek zu Oxford ausgebeutet werden sollte. Zu dieser reise, die bis in die letzten jahre ein lebhafter wunsch des verstorbenen blieb, kam es jedoch nicht. Grossherzog Leopold berief ihn im november 1837 als erzieher seiner beiden jüngeren söhne, der prinzen Carl und Wilhelm.

Diese stelle bekleidete Holtzmann eine geraume zeit lang. Die freie zeit, die ihm dabei blieb, benutzte er zur verwertung seiner Pariser studien, namentlich auf dem gebiete der orientalischen sprachen. Die ergebnisse sind teils ausgaben, so die des Indravidschaja, einer episode des Mahabharata (Karlsruhe 1841); teils übertragungen, in welchen der kühne versuch gemacht ist, aus der überlieferten gestalt der indischen epen die ursprünglichen erzählungen widerherzustellen. — Dieser art sind die bruchstücke aus Walmikis Ramajana (Karlsruhe 1841, in zweiter vermehrter auflage 1843), und die aus dem Mahabharata geschöpften Indischen sagen, in drei teilen (Karlsruhe 1845—47 und in zweiter verbesserter auflage Stuttgart 1855); — teils endlich einzelne abhandlungen, welche wol als Holtzmanns bedeutendste leistungen in diesem zeitraume bezeichnet werden dürfen. In kurzer, knapper form teilen sie untersuchungen mit, deren ergebnisse gröstenteils ein bleibender gewinn für die sprachwissenschaft und die orientalische litteraturgeschichte sind. In der abhandlung „Über den griechischen ursprung des indischen tierkreises“ (Karlsruhe 1841) ward eine ganze litteraturepoche, welche die speciel indischen philologen Schlegel und Lassen um ein jahrtausend zu früh angesetzt hatten, mit überzeugenden gründen richtig bestimt. Die schrift über den umlaut (Karlsruhe 1843) trat einer irrigen auffassung J. Grimms entgegen; die über den ablaut (Karlsruhe 1844) bestimte nicht nur zuerst den undeutlich überlieferten accent des Sanskrit, sondern wies auch dessen wichtigkeit für die indische und deutsche sprachbildung nach. Die durch Burnouf und Lassen zuerst sprachwissenschaftlich begonnene entzifferung der keilschrift erhielt eine wesentliche förderung durch Holtzmanns „Beiträge zur erklärung der persischen keilinschriften“ (I. heft, Karlsruhe 1845), woran sich mehrere aufsätze in der zeitschrift der deutschen morgenländischen gesellschaft, im V., VI. und VIII. bande (Leipzig 1851 — 54) anschlossen. Einzelnes aus den zuletzt erwähnten untersuchungen hatte er auf der philologenversamlung zu Berlin 1850 vorgetragen. Ausserdem besprach Holtzmann die gleichzeitige fachlitteratur in den Heidelberger jahrbüchern in recensionen, die zum teil den erwähnten abhandlungen zu grunde liegen.

Trotz dieser zahlreichen und wertvollen arbeiten beklagte Holtzmann, die seinen forschungen bestimte zeit durch sein amt geschmälert zu sehen. Freilich bot dies in anderer hinsicht vieles zum ersatz. An äusseren ehren fehlte es nicht; den titel als professor hatte Holtzmann beim antritt seiner erziehertätigkeit erhalten, 1843 ward er zum hofrat ernant. Auch die orden vom Zähringer löwen und der preussische adlerorden dritter klasse wurden ihm verliehen. Doch bewahrte Holtzmann inmitten des hofes die volle unabhängigkeit seines charakters. Seine gerade natur, sein gelehrtenruf verschafften ihm eine bei aller zurückhaltung geachtete stellung, an welcher auch die stürme des jahres 1848 nichts änderten.

Im jahre 1849 verlor die universität Heidelberg durch den wegzug K. A. Hahns nach Prag den bisherigen vertreter der deutschen philologie. Da eine ordentliche professur für dieses fach erst geschaffen werden muste, so verzögerte sich Holtzmanns berufung in die ihm zugedachte stelle bis zum frühjahr 1852. Gleichzeitig wurde er von der philosophischen facultät zum ehrendoctor ernant. Im winter darauf begann er seine vorlesungen, deren gegenstände nach dem ausweise der lectionsverzeichnisse die folgenden waren. Regelmässig jedes semester las er über Sanskrit-

grammatik mit übungen, woran sich im winter 1857 auf 58 ein zweiter cursus, die erklärung der Sakuntala seit sommer 1856 zweimal, die des Wolkenboten 1856/57 anschloss. Vergleichende grammatik der indogermanischen sprachen behandelte er seit 1853 dreimal, deutsche grammatik seit 1854 viermal; veranstaltete übungen im Gotischen 1862/63, im Althochdeutschen 1867/68, im Mittelhochdeutschen 1866; erklärte ausgewählte stücke aus Wackernagels Altdeutschem lesebuch seit 1853 viermal; las über Altnordisch (ältere Edda) seit 1856/57 viermal, über Angelsächsisch (Beowulf) seit 1856 viermal. Das Nibelungenlied erklärte er seit 1857 zehnmal, nachdem er schon 1853 darüber gesprochen hatte; die gedichte Walthers 1862. Besonders oft behandelte er die geschichte der deutschen litteratur, teils ohne grenzbestimmung seit 1865/66 fünfmal, oder von anfang bis ins 19. jahrhundert seit 1853/54 zweimal, oder bis auf Schillers tod seit 1862/63 fünfmal, oder endlich bis zum 18. jahrhundert seit 1858/59 dreimal; — teils geteilt, bis zu ende des 15. jahrhunderts oder bis zur reformation seit 1852/53 fünfmal, und von Luther bis auf Göthe seit 1855/56 zweimal, von Opitz bis Göthe 1860/61. Über deutsche mythologie trug er seit 1854 siebenmal vor und interpretierte die Germania des Tacitus seit 1856/57 neunmal. In den letzten semestern hinderte ihn sein leidender zustand am abhalten der vorlesungen.

Die schriften Holtzmanns, welche nach seiner übersiedelung nach Heidelberg erschienen, beziehen sich mehr auf die deutsche litteratur als auf die früher von ihm hauptsächlich behandelte sprachwissenschaft und orientalische litteratur. Bei dem antritt seines academischen amtes veröffentlichte er eine abhandlung „Über das verhältnis der Malberger glosse zum texte der lex Salica,“ in welcher er die glossen für reste eines ursprünglich fränkischen textes erklärte, dessen sprachformen weit altertümlicher seien als die sonst erhaltenen sprachdenkmäler. In noch höherem grade waren zwei darauf folgende schriften gegen die bis dahin giltigen annahmen gerichtet. Einmal die „Untersuchungen über das Nibelungenlied,“ zu Stuttgart 1854 erschienen, obwol die vorrede und die widmung an F. H. von der Hagen bereits vom september 1853 datiert sind. Die hauptsächlichsten schlussfolgerungen dieser untersuchungen sind: der älteste text des gedichts von den Nibelungen ist in der handschrift C enthalten; das gedicht ist nur eine überarbeitung des von einem schreiber Konrad am ende des 10. jahrhunderts verfassten ursprünglichen werkes; die sage ist dieselbe wie die indische von Karna, die im Mahabharata, wenn auch entstellt, vorliegt. Es ist bekant, welchen streit diese aufstellungen in der deutschen philologie erregten. Um so mehr darf hier von einer beurteilung derselben abgesehen werden; ganz ungeziemend wäre es auf den persönlichen charakter dieses streites einzugehen. Auf die „Untersuchungen über das Nibelungenlied“ folgte bald die historische untersuchung: „Kelten und Germanen“ (Stuttgart 1855). Der bisher namentlich von den gründern der neueren sprachwissenschaft angenommenen ansicht entgegen wird darin die identität der Kelten und Germanen aufgestellt und die verwantschaftliche verbindung der ersteren mit den heutigen Gaelen geläugnet. Die übrigen werke Holtzmanns aus seiner Heidelberger zeit sind zum teil ausgaben, in denen zumeist der in den untersuchungen als ursprünglich angenommene text der Nibelungen teils mit kritischem apparat (Stuttgart 1857), teils zum schulgebrauch (Stuttgart 1858 und 1863) hergestellt wurde, aber auch die Klage (Stuttgart 1859) und der grosse Wolfdietrich (Heidelberg 1865), der letztere zum ersten male, erschienen. Zum anderen teile aber waren es zahlreiche aufsätze und recensionen in Pfeiffers Germania von 1856 ab; die gegenstände der ersteren werden aus dem unten folgenden verzeichnisse ersichtlich sein. Endlich beabsichtigte Holtzmann noch die früchte seiner langjähri-

gen grammatischen studien auf dem gebiete des Altdeutschen zu sammeln und in einem grösseren werke darzustellen. Er konte nur die erste abteilung des ersten bandes veröffentlichen, die specielle lautlehre des Gotischen, Altnordischen, Altsächsischen, Angelsächsischen und Althochdeutschen. Dass die zunehmende krankheit und der drohende tod die vollendung dieses werkes verhinderten, war ihm in den letzten tagen ein besonders schmerzlicher gedanke. Er starb am 3. juli 1870.

Holtzmann war zweimal verheiratet: seine erste ehe, während seines aufenthaltes in Karlsruhe geschlossen, wurde in Heidelberg durch den tod der gattin gelöst. Aus beiden ehen hatte er kinder, und das glücklichste familienleben war ihm beschieden. Auch an weiterer geselligkeit nahm er gern teil, und obwol in den letzten jahren seine schwerhörigkeit ihm vieles versagte, so erfreute er doch den kreis seiner bekanten durch seine liebenswürdige, oft heitergelaunte umgangsweise. Seine ehemaligen zuhörer rühmen sein freundliches entgegenkommen, das unbemittelten gegenüber selbst zur woltätigkeit wurde. Für seine milde anderen ansichten gegenüber glaubt der erstatter dieses berichtes dankbar anführen zu müssen, dass Holtzmann ihm, trotz seiner in manchen punkten abweichenden wissenschaftlichen überzeugung, die habilitation an der Heidelberger universität nur erleichtert hat. Diese milde beurteilung anderer lässt sich wol als ein zug des süddeutschen wesens auffassen: wie Uhland jedem sänger im deutschen dichterwald das recht des hervortretens zuspricht, so urteilte Holtzmann über die freiheit der wissenschaftlichen bestrebungen. Wo er diese durch harte urteile beeinträchtigt glaubte, zögerte er nicht mit scharfer entgegnung. Dass die strenge der anforderungen, die jeder redliche forscher an sich selbst stellen wird, auch anderen gegenüber berechtigt ist, dass sie namentlich für die mehrzahl der lernenden eine notwendige schule bildet, erkante er zu wenig an; und er hat daher namentlich Lachmanns auftreten gegen v. d. Hagen entschieden unrecht beurteilt.

Holtzmanns wissenschaftliche verdienste liegen mehr auf der grammatischen seite der philologie, als auf der litterarhistorischen. Eindringender scharfsinn und kühnheit der combination waren ihm mehr eigen als das hingebende versenken in das wesen eines schriftstellers, einer dichtungsgattung, einer litteraturperiode. Er war daher auch, wie es scheint, im allgemeinen glücklicher in der behandlung der älteren sprach- und culturzustände, als in der beurteilung der späteren zeit.[1] Zwei eigenschaften der wissenschaftlichen richtung Holtzmanns sind ganz besonders hervorzuheben: einmal seine grossartige consequenz, die von einem als sicher angenommenen punkte aus jede schlussfolgerung zog; und andererseits seine vollkommene unabhängigkeit des eigenen urteils. Für diese freiheit der überlieferten wissenschaft gegenüber hat er selbst einmal einen treffenden ausdruck gebraucht, in seinem werke über die Kelten: „Eine wahrheit ist immer fruchtbar, und wenn eine ansicht längere zeit festgehalten wird, ohne durch aufschlüsse, die sie bringt, auf entdeckungen, die ihre natürliche folge sind, durch licht, das sie fortwährend verbreitet, sich als wahrheit zu beurkunden, so muss man endlich zweifeln, ob sie mehr sei als eine überlieferte, aber falsche meinung."

Aus dieser originalität seines forschens erklärt sich die menge von neuen ansichten, die er aufgestellt hat. Um so wichtiger erscheint es, dass die kleineren abhandlungen, von welchen einige aus buchhändlerischen gründen keine grosse ver-

1) Über die neuere blüteperiode der deutschen litteratur hat er nur eine schrift veröffentlicht, einen für freunde bestimten vortrag, in welchem er Schiller vor dem vorwurfe der feindseligkeit gegen das christentum in schutz nahm.

breitung gefunden haben, von professor Holland gesammelt neu erscheinen sollen. Vielleicht ist dann auch ein eingehenderer bericht über das leben und wirken des verstorbenen zu erwarten, als er hier gegeben werden konnte. Auch der im nachlasse vorgefundene teil der grammatik soll noch veröffentlicht werden, sowie die vorlesungen über die Germania des Tacitus, deren herausgabe A. Holder übernommen hat. Von diesem hat der berichterstatter einige in die vorstehende lebensübersicht aufgenommene nachweisungen erhalten; ganz besonders aber ist er bei der ausarbeitung derselben von der familie des verstorbenen zu danke verpflichtet worden, welche über eine reihe von punkten die gütigste auskunft gewährt hat.

FREIBURG I. B. ERNST MARTIN.

VERZEICHNIS DER SCHRIFTEN ADOLF HOLTZMANNS NACH DER ZEITFOLGE GEORDNET.

1836. 1. Isidori Hispalensis de nativitate Domini, passione et resurrectione, regno atque judicio epistolae ad Florentinam sororem versio francica saeculi octavi quoad superest, ex codice Parisiensi edidit, annotationibus et glossario instruxit Adolfus Holtzmann. Carolsruhae 1836.

1841. 2. Bruchstücke aus Walmikis Ramajana, übersetzt von Adolf Holtzmann. Karlsruhe 1841.

3. Über den griechischen ursprung des indischen tierkreises von Adolf Holtzmann. Karlsruhe 1841.

4. Indravidschaja. Eine episode des Mahâbhârata, herausgegeben von Adolf Holtzmann. Karlsruhe 1841.

1843. 5. Rama. Ein indisches gedicht nach Walmiki. Deutsch von Adolf Holtzmann. Zweite vermehrte auflage. Karlsruhe 1843.

6. Über den umlaut. Zwei abhandlungen von Adolf Holtzmann. Karlsruhe 1843.

1844. 7. Über den ablaut von Adolf Holtzmann. Karlsruhe 1844.

1845. 8. Beiträge zur erklärung des persischen keilinschriften von Adolf Holtzmann. I. heft. Karlsruhe 1845.

9. Indische sagen von Adolf Holtzmann. Teil I. Karlsruhe 1845.

1846. 10. Indische sagen von Adolf Holtzmann. Teil II. Karlsruhe 1846.

1847. 11. Indische sagen von Adolf Holtzmann. Teil III. Karlsruhe 1847.

1851. 12. in der zeitschrift der deutschen morgenländischen gesellschaft, V. band, Leipzig 1851, s. 145—178: Über die zweite art der achämenidischen keilschrift, von hofrat Adolf Holtzmann in Karlsruhe.

1852. 13. in der zeitschrift der deutschen morgenländischen gesellschaft, band VI, Leipzig 1852, s. 35—47: Über die zweite art der achämenidischen keilschrift, von hofrat Adolf Holtzmann.

14. Über das verhältnis der Malberger glosse zum texte der Lex Salica. Eine abhandlung von Adolf Holtzmann, grossherzoglich badischem hofrat, ordentlichem professor der älteren deutschen sprache und litteratur an der universität Heidelberg, ritter des Zähringer löwen- sowie des roten adlerordens dritter klasse, mitglied der deutschen morgenländischen gesellschaft, bei eröffnung des neu gegründeten lehrstuhls der deutschen philologie im mai 1852 seinen collegen gewidmet.

15. in der zeitschrift für vergleichende sprachforschung auf dem gebiete des deutschen, griechischen und lateinischen, herausgegeben von Th. Aufrecht und Ad. Kuhn, I. band, Berlin 1852, s. 483—491: Vyâsa und Homer.

1854. 16. Untersuchungen über das Nibelungenlied von Adolf Holtzmann. Stuttgart 1854.

17. in der zeitschrift der deutschen morgenländischen gesellschaft, band VIII, Leipzig 1854, s. 329—345: Über die zweite art der achämenidischen keilschrift, von professor Adolf Holtzmann. Fortsetzung; und s. 539—547: Neue inschriften in keilschrift der ersten und zweiten art, von professor Adolf Holtzmann.

18. Indische sagen von Adolf Holtzmann, zweite verb. auflage. Stuttgart 1855.

1855. 19. Kampf um der Nibelunge hort gegen Lachmanns nachtreter. Von Adolf Holtzmann. Stuttgart 1855.

20. Kelten und Germanen. Eine historische untersuchung von Adolf Holtzmann. Stuttgart 1855.

1856. 21. in Germania, vierteljahrsschrift für deutsche altertumskunde, herausgegeben von Franz Pfeiffer, I. band, Stuttgart 1856, s. 110—117. Die alten glossare I. — 217—223: Über das deutsche duodecimalsystem. — 341—346: Regiert die präposition *mit* den accusativ? — 462—475: Zum Isidor.

1857. 22. Das Nibelungenlied in der ältesten gestalt mit den veränderungen des gemeinen textes. Herausgegeben und mit einer einleitung versehen von professor Adolf Holtzmann. Stuttgart 1857.

23. in Pfeiffers Germania II (Stuttgart 1857) s. 1—48: Der dichter des Annoliedes. — 214—217: *Zur* und *su*. — 424—425: Das grosshundert bei den Goten. — 448—449: Sihora. — 464—466: *Min* im vocativ.

1858. 24. Das Nibelungenlied in der ältesten gestalt. Herausgegeben und mit einem wörterbuch versehen von prof. Ad. Holtzmann. Schulausgabe. Stuttgart 1858.

25. in Pfeiffers Germania III (Stuttgart 1858) s. 51—56: Nibelungen, bruchstück R. — 307—328: Meistergesänge des XV. jahrhunderts.

1859. 26. Die Klage in der ältesten gestalt mit den veränderungen des gemeinen textes, als anhang zum Nibelungenlied herausgegeben und mit einem wörterbuche und einer einleitung versehen von prof. Ad. Holtzmann. Stuttg. 1859.

27. in Pfeiffers Germania IV (Wien 1859), s. 315—337: Nibelungenhandschrift k. Der Nibelunger Liet.

1860. 28. Zur Schillerfeier. Ein vortrag, gehalten in der dienstagsgesellschaft zu Heidelberg, den 8. november 1859. (Als manuscript für den verfasser gedruckt). Heidelberg 1860.

29. in Pfeiffers Germania V (Wien 1860), s. 210—219: Meistergesänge des XV. jahrhunderts. — S. 444—448: Aus der Colmarer liederhandschrift.

1861. 30. in Pfeiffers Germania VI (Wien 1861), s. 1—24: Das adjectiv in den Nibelungen.

1862. 31. in Pfeiffers Germania VII (Wien 1862), s. 196—225: Zum Nibelungenliede.

1863. 32. in Pfeiffers Germania VIII (Wien 1863), s. 257—268: Das gotische adjectivum. — 385—414: Die alten glossare II. — 489—497: Zu Beowulf.

33. Schulausgabe des Nibelungenliedes in der ältesten gestalt, herausgegeben und mit einem wörterbuche versehen von professor Adolf Holtzmann. Zweite umgearbeitete auflage. Stuttgart 1863.

1864. 34. in Pfeiffers Germania IX (Wien 1864), s. 1—13: Der name Germanen. — 179—191: Das lange a. — 289—293: Zum Hildebrandsliede.

1865. 35. Der grosse Wolfdietrich, herausgegeben von Ad. Holtzmann. Heidelberg 1865.

1866. 36. in Pfeiffers Germania XI (Wien 1866), s. 30—69: Althochdeutsche glossare und glossen.

1867. 37. in Pfeiffers Germania XII (Wien 1867), s. 257—284: Artus.
1870. 38. Altdeutsche grammatik, umfassend die gotische, altnordische, altsächsische, angelsächsische und althochdeutsche sprache. Von Adolf Holtzmann. I. bd. I. abteilung. Die specielle lautlehre. Leipzig 1870.

JULIUS BRAKELMANN.

Der güte des herrn prorector dr. Legerlotz in Soest verdanke ich die nachstehenden lebensnachrichten über diesen begabten und kentnisreichen mitarbeiter unserer zeitschrift, der im beginne der fruchtbaren entfaltung seiner wissenschaftlichen laufbahn, in vollster frischer jugendkraft den heldentod fürs deutsche vaterland gestorben ist.

Friedrich Wilhelm Julius Brakelmann, geb. den 23. januar 1844, war das einzige kind eines kaufmanns zu Soest in Westfalen. Zu einem sehr kräftigen und munteren knaben heranwachsend suchte er doch nur selten die spielplätze seiner altersgenossen, sondern erfreute sich lieber daheim an seinem puppentheater und seinen büchern. Im herbste 1853 auf das archigymnasium zu Soest getan, machte er nicht die von seiner ungewöhnlichen begabung erwarteten fortschritte, vielmehr brachte er es als schüler der unteren klassen nie über einen mittleren platz, wegen entschiedener abneigung gegen manche fächer, namentlich gegen mathematik und grammatik. Um so eifriger las er, was er von historischen und von werken der deutschen und der französischen litteratur erhaschen konte, namentlich einen grossen teil der schriften Voltaires. So früh entwickelte sich die richtung, die er später eingehalten hat. Auch der schaffenstrieb regte sich schon mächtig in ihm, und fand seinen ausdruck in gedichten und sogar in dramen, von denen sich bruchstücke erhalten haben, die durch gedanken und geschick der formgebung überraschen. So absonderliche neigungen und bestrebungen fanden aber wenig beifall bei seinen mitschülern, mit deren mehrzahl er deshalb jahrelang auf dem kriegsfusse stand, was nicht ohne einfluss auf seine weitere entwickelung blieb, auf die stärkung des bewustseins von seiner geistigen überlegenheit und auf seine neigung zur satire.

Zu ostern 1859 zog er mit seiner mutter nach Essen und ward in die untersecunda des dortigen gymnasiums aufgenommen, dem er bis zu seinem abgange auf die universität im herbste 1863 angehörte. Hier, in den oberen klassen, genügte er den ansprüchen der schule in vollständigerer weise, und fand auch bald bei seinen mitschülern anerkennung und liebe; doch blieben seine wissenschaftlichen neigungen dieselben, und festigten sich so, dass er schon als secundaner sich das studium der germanischen und besonders der romanischen litteraturen zur lebensaufgabe stellte, und zugleich auch fleissig wichtigere und seltenere bücher aus diesen gebieten aufzustöbern und zu erwerben trachtete.

Nach ehrenvollem abiturientenexamen besuchte er von michaelis 1863 bis ostern 1867 die universität zu Berlin. Inzwischen rief ihn der sommer 1866 ins feld, zur beteiligung am Mainfeldzuge unter Vogel von Falckenstein. Während seiner universitätszeit entsagte er dem dichten gänzlich, und studierte neben der romanischen philologie auch fleissig und gründlich klassische und germanische und handschriftenkunde. Seine romanischen studien fanden namentlich förderung in dem unter professor Herrigs leitung stehenden seminare für lehrer der neueren sprachen.

Im april 1867 übernahm er eine hauslehrerstelle bei dem herrenhausmitgliede grafen Brinski zu Samostrzel im regierungsbezirk Bromberg. Die gediegene lösung einer preisaufgabe „Histoire de l'étude de langue d'oïl“ erwirkte ihm jetzt ein reise-

stipendium für Paris, was für seinen weiteren lebensgang entscheidend wurde. Denn rasch entschloss er sich nun zur ergreifung der universitätslaufbahn, promovierte in Göttingen mit einer dissertation über Giovan Francesco Straparola da Caravaggio (Göttingen 1867. 47 s.) und begann darnach in Paris zunächst die ihm aufgetragene abschrift der wichtigen altfranzösischen liederhandschrift Fonds Mouchet 8, während er zugleich seine vergleichenden studien der romanischen sprachen und litteraturen, so wie des vulgärlatein und der mittelalterlichen lateinischen, der mittelhochdeutschen, mittelniederländischen, mittelgriechischen, bretonischen und altenglischen litteraturen eifrig fortsetzte. Aus der eingehenden beschäftigung mit der altfranzösischen lyrik und der durchforschung einer beträchtlichen zahl von liederhandschriften erwuchs der entschluss zu einer neuen ausgabe der Berner liederhandschrift in zwei bänden, welcher sich durch das entgegenkommen des verlegers bald erweiterte zu dem plane einer auf drei bis vier bände veranschlagten vollständigen, chronologisch geordneten, und von einleitungen begleiteten kritischen ausgabe sämtlicher erhaltener altfranzösischer lyrischer dichtungen. Von diesem umfassenden und mit methodischer kritik durchzuführenden unternehmen durfte die wissenschaft um so grösseren gewinn hoffen, weil die Franzosen selbst, wie Tarbe, Dinaux u. a., in ihren ausgaben altfranzösischer lyrischer dichtungen bisher nur unvollständiges geliefert und mit dilettantischer ungründlichkeit gearbeitet hatten, während den deutschen herausgebern Wackernagel und Mätzner ein zu geringes material zur verfügung gestanden hatte. Rüstig ward hand ans werk gelegt. Im frühjahr 1869 wurden die Berner handschriften an ort und stelle ausgeschöpft und bald darnach der druck begonnen; im herbste desselben jahres liess sich bereits der abschluss des ersten bandes im manuscripte ersehen, abgesehen von der noch auszuarbeitenden einleitung; am 1. october 1870 sollte nach dem contractlichen abkommen das manuscript des dritten bandes eingeliefert werden.

Neben diesen weitausgreifenden arbeiten und studien entstanden noch eine reihe von abhandlungen und aufsätzen. So erschienen

In Herrigs archive für das studium der neueren sprachen und litteraturen:

- Die drei und zwanzig altfranzösischen chansonniers in bibliotheken Frankreichs, Englands, Italiens und der Schweiz. Bd. 42. (1868).
- Die altfranzösische liederhandschrift no. 389 der stadtbibliothek zu Bern. (Fonds Mouchet 8 der Pariser kaiserlichen bibliothek.) Bd. 42. 43. (1868).
- Kritischer anhang zu der abhandlung über die chansonniers. Bd. 43. (1868).

In Lemckes jahrbuch für romanische und englische litteratur:

- Die pastourelle in der nord- und südfranzösischen poesie. Ein beitrag zur französischen litteraturgeschichte des mittelalters nebst einem anhange ungedruckter pastourellen. Bd. 9. (1868).
- Zur Berner liederhandschrift 231. Bd. 10. (1869).
- Verlorene handschriften. Bd. 11. (1870).
- Recension von l'Art d'Amors und li Remedes d'Amors von Jacques d'Amiens ed. Körting. Bd. 9. (1868).

Ausserdem lieferte Brakelmann noch beiträge an eine nicht unbeträchtliche zahl von zeitschriften und zeitungen: an die grenzboten, unsere zeit, Lehmanns magazin, die debatte, den Würtembergischen staatsanzeiger, den Hamburger correspondenten, die Leipziger illustrierte, die Augsburger allgemeine, die Spenersche, die Vossische, die national- und die Rheinische allgemeine zeitung. Es waren das besprechungen von büchern, litterar- und kunstgeschichtliche aufsätze, besonders aus

dem bereiche der romanischen welt, politische erörterungen und mitteilungen aus dem Pariser leben und treiben. Mit dem französischen und namentlich mit dem Pariser leben war Brakelmann so vertraut, dass seine freunde ihn scherzend einen kleinen Franzosen nanten, doch war und blieb er durchaus deutsch, wie er auch die seele des wöchentlich sich versammelnden vereins deutscher gelehrten in Paris war.

Als auf Frankreichs frevelhaften friedensbruch und angriff ganz Deutschland wie ein mann sich erhob, folgte auch Brakelmann am 17. juli freudig und mit siegeszuversicht dem rufe des königs, um im 16. Westfälischen regimente als vicefeldwebel einzutreten. Vier wochen später, am 16. august, starb er zu Mars la Tour den heldentod fürs deutsche vaterland. Schon im beginne seiner gelehrten- und seiner siegeslaufbahn abberufen, hat er doch nicht vergeblich gelebt und gestrebt. Mögen diese zeilen dazu beitragen ihm ein dankbares und ehrendes andenken zu erhalten.

Dreizehn im drucke vollendete bogen seines grossen werkes hatte Brakelmann in die heimat mitgebracht; seine bücher und papiere waren verpackt in Paris zurückgeblieben. Kurz nach dem tode des herausgebers, muste bei der ebenso schmählichen als törichten austreibung der Deutschen im september d. j. auch der verleger, der besitzer der rühmlichst bekanten buchhandlung A. Franck, der das werk mit Elzevier-typen und vignetten schön ausgestattet und ein nicht unbeträchtliches kapital darauf verwendet hatte, aus Paris weichen.

Für unsere zeitschrift hat Brakelmann die beiden in diesem hefte enthaltenen aufsätze geliefert: die abhandlung über die Nitharthandschrift und die Strasburger eide und die besprechung von Martins ausgabe des Besant de dieu. Auf mein ersuchen hatte er ferner zugesagt eine historisch-kritische übersicht der leistungen und bestrebungen auf dem gebiete der altfranzösischen philologie in Frankreich selbst, seitdem dort der einfluss deutscher wissenschaft wahrnehmbar geworden war. Es sollte diese arbeit, für welche er bereits seit geraumer zeit material gesammelt und zum teil auch schon redigiert hatte, sich über alle fächer der altfranzösischen philologie, über grammatik, metrik, accentlehre, lexicographie, ausgaben und litteraturgeschichte erstrecken, und deren äussere und innere geschichte darlegen. „Es war," wie er sich selbst darüber aussprach, „darauf abgesehen, eine orientierung auf dem ganzen felde der wissenschaft zu geben, und das geleistete in seinem organischen zusammenhange, wie das noch zu leistende übersichtlich darzustellen." Auch die vertretung der altfranzösischen philologie im höheren unterrichte gedachte er dabei aus eigener anschauung zu charakterisieren. Endlich hatte er noch, auf mein mit seinen eigenen absichten zusammentreffendes ersuchen, in aussicht gestellt eine untersuchung des verhältnisses der deutschen minnesinger zu den nordfranzösischen trouvères.

Zum schlusse möge noch die äusserung eines bewährten fachgenossen und freundes hier platz finden, welcher mir schreibt: „Ich bin während meines sechsmonatlichen aufenthaltes in Paris, im sommer 1868, in beständigem umgange mit ihm gestanden, habe seitdem öfters briefe mit ihm gewechselt, in welchen er öfters mir mit grosser gefälligkeit wissenschaftliche fragen erledigte, und habe ihn zuletzt ostern dieses jahres in Paris gesehen. In seinem charakter ist ein zug besonders hervorzuheben, seine offenheit und geradheit. Gerade in Paris, wo auf die formen so sehr gehalten wird, trat diese eigentümlichkeit auf das schärfste hervor. Mochten anfänglich manche seiner urteile verletzend, rücksichtslos erscheinen, so trat bei längerem umgange die ehrlichkeit und mannhaftigkeit, aus der diese urteile hervorgegangen waren, um so gewinnender hervor. Den Franzosen imponierte gerade dieser charak-

terzug Brakelmanns ganz besonders. Seine wissenschaftliche bildung zeigte sich auch als eine wesentlich durch eigene kraft gewonnene. Als er studierte, wurden in Berlin keine vorlesungen über Altfranzösisch gehalten. Aber was die litteratur des faches bot, hatte er mit seltenem fleisse und seltener genauigkeit sich angeeignet. Seine samlung der altfranzösischen lyriker, die nun wol fragment bleiben wird, würde ihm einen sehr ehrenvollen namen gewonnen haben. Ich kann den verlust Brakelmanns als freund und fachgenosse nur innig bedauern. Sein leben ist seines heldentodes würdig gewesen."

HALLE, WEIHNACHTEN 1870. J. ZACHER.

Le besant de dieu von Guillaume le clerc de Normandie mit einer einleitung über den dichter und seine sämmtlichen werke herausgegeben von **Ernst Martin.** Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1869. 8. XLVIII und 124 s. n. 1 thlr.

Das vorliegende didactische gedicht aus dem anfange des 13. jahrhunderts, nach einer einzigen handschrift der Pariser kaiserlichen bibliothek zum ersten male herausgegeben, ist für die sprache und litteratur jenes zeitraums in gleicher weise interessant. Der verfasser, ein herumziehender dichter, der aus dem dichten und recitieren ein gewerbe machte, wie mehrere stellen seiner erhaltenen werke beweisen, also ein jongleur, nennt sich bei verschiedenen gelegenheiten *clerc;* diese bezeichnung, wie auch seine ganze geistesrichtung, zahlreiche anführungen von quellen, deren benutzung kenntnis des lateinischen voraussetzt, und anspielungen auf die götter- und heldensage des altertums (Martin, XLII ff.) deuten darauf hin, dass er eine geistliche erziehung erhalten. Priester ist er nicht geworden, obgleich das stück 2 der den Besant enthaltenden handschrift, das der schreiber und Le Clerc ihm beilegen (vgl. weiter unten), in der schlusswidmung hat: *Prestre sui ordené* — er hatte ja weib und kinder (Besant, v. 96—98). Seine dichterische tätigkeit war für jene zeit ziemlich vielseitig, wie schon seine erhaltenen gedichte, die wol nur einen teil seiner sämtlichen werke ausmachen, zur genüge zeigen: es befindet sich darunter ein nicht allzu feines *fabliau*, ein ziemlich ausgedehntes rittergedicht, das sich dem Artussagenkreise einreiht, ein *bestiaire* allegorisch-moralischen inhalts, der fast in ebensoviel handschriften erhalten ist, als der *Bestiaire d'amours* des Richard de Furnival, endlich eine reihe minder ausgedehnter gedichte didactisch-moralischer tendenz, unter welchen der *Besant de Dieu* nach umfang und wichtigkeit den ersten rang einnimt. Diese werke scheinen sich zum teil einer ziemlich grossen verbreitung und beliebtheit erfreut zu haben, wie für den *bestiaire* die zahlreichen handschriften und die übersetzung ins Altenglische (Martin XXIII), für den nur in zwei handschriften erhaltenen *Fregus* eine mittelniederländische bearbeitung (ib. XX) zeigen. Ausser dem litterarhistorischen interesse der werke Guillaumes ist ihr sprachliches interesse nicht gering: die werke, von denen wir nicht allein namen und vaterland des dichters und die sprache,[1] in der er schrieb, sondern auch die genaue abfassungszeit

1) Dass diese durchaus nicht mit notwendigkeit aus dem vaterlande des dichters folge, zeigt z. b. (von Quenes de Bethune nicht zu reden) der *Florimont* des Aymon de Varennes und die normannische *Vie de St. Thomas de Canterbury* von dem Picarden Garnier de Pont-Sainte-Maxence. Allerdings hatte Guillaume nicht, wie diese beiden, einen besonderen grund, in einem anderen dialecte zu schreiben, als in dem seiner heimat.

kennen, wie für zwei hauptwerke Guillaumes, sind nicht allzu zahlreich und zur kritischen behandlung vorzugsweise berufen.

Die werke Guillaumes sind bisher gegenstand einer wissenschaftlich ernsten bearbeitung kaum geworden, obgleich sie es aus den angeführten gründen wol verdienten. Méon hat das *fabliau du prestre et d'Alison* nach der handschrift *Fonds St. Germain* 1239 (jetzt 19152) fol. 49 d herausgegeben; sein abdruck, für jene zeit sorgfältig genug, genügt heute nicht mehr. Den *Fregus* hat Fr. Michel nach der Pariser handschrift 1553 für den Abbotsford-club herausgegeben: diese veröffentlichung, ein reiner und nicht einmal durchaus sorgfältiger abdruck, erhebt sich nicht über das niveau der gewöhnlichen clubpublicationen französischer gedichte, die bekantlich in der regel vieles zu wünschen übrig lassen. Der *bestiaire* endlich ist Hippeau in die hände gefallen, der vielleicht durch die fleissige arbeit von Cahier darauf aufmerksam gemacht worden war (obgleich er sie nicht nent). Diese ausgabe, wenn ich nicht irre, sein erstes debut als herausgeber altfranzösischer gedichte, steht noch unter dem niveau seiner übrigen veröffentlichungen, über welche die kritik längst abgeurteilt hat. Die vorliegende ausgabe des *Besant* ist die erste, welche uns ein werk des normannischen dichters in würdiger gestalt und sorgfältiger wissenschaftlicher behandlung vorführt. Namentlich die einleitung verdient alles lob; sie bemüht sich, ihrem gegenstande nach allen seiten hin gerecht zu werden, und hat ihn auch, bis auf wenige nachzutragende einzelnheiten, vollständig erschöpft und abschliessend behandelt.

Der erste abschnitt ist der einzigen handschrift gewidmet, welche uns das gedicht überliefert; sie ist mit einer ausführlichkeit behandelt, welche sie sowol wegen der zahlreichen anderswoher nicht bekanten stücke verdient, die sie enthält, als auch wegen der wichtigen recensionen solcher stücke, welche uns auch andere handschriften aufbewahrt haben. Zu den gegebenen nachweisungen über einzelne stücke kann ich noch folgende nachträge liefern.

2) Abgesehen von der bei Martin nach de la Rue citierten handschrift Harl. 222 ist mir dies stück noch aus acht andern handschriften bekant, von denen sechs in der Pariser kaiserlichen bibliothek aufbewahrt werden, nämlich:

a. Ms. 818 f. fr. (alt 7208) XIII. jahrhundert (bis auf eine reihe von heiligenleben, die im XIV. am ende nachgetragen). Das gedicht füllt fol. 13^v—17^r und umfasst 522 verse. Titelrubrik: *Del crucifiement nostre seignor et coment il comanda nostre dame a S. Johan.* Dichter genant fol. 17ra: *Que je ai nun Hermans.*

b. Ms. 1444 f. fr. (alt 7534) XIII. jahrhundert fol. 66^r—71^r. 811 verse. Titelrubrik: *De l'assumption nostre dame.* Dichter fol. 71ra: *Jou ai a non Hermans.*

c. Ms. 1822 (alt Colbert 4154) XIII. jahrhundert. Fol. 194^r—198^v. Titelrubrik und schlusswidmung fehlen, anstatt letzterer ein gebet an die jungfrau für autor, copisten und leser. Stimt ziemlich genau zu 19525.

d. Ms. 20,030 f. fr. (alt St. Germain 1454) XIII. jahrhundert. Fol. 114^r—123^v. 562 verse. Titelrubrik: *Issi com nostre sire comanda sa mere a monseignor Saint Jehan.* Dichter fol. 123^v: *Je ai a non Hermans .... Explicit li romanz de dieu et de sa mere et des profetes et des apostres.* Auch der schreiber nent sich: *Guerris m'escrist ...*

e. Ms. 22928 f. fr. (alt Lav. 85) XIV. jahrhundert. Fol. 292^r—299^v. 532 verse. Titelrubrik: *De l'assumption nostre dame.* Dichter fol. 299^v: *Je ai a non Hernaus.*

f. Ms. 25439 f. fr. (alt Lav. 2714) XIII. jahrhundert. Fol. 91ᵛ—100ʳ. 538 verse. Keine titelrubrik, unmittelbar an den *Romans de Sapience* von Hernaut (l. Herman) de Valenciennes (vgl. fol. 29ᵛ) angeschlossen, wie zu diesem gehörig, Dichter fol. 100ʳ: *Je ai a non Hernaut.*

Zwei andere finden sich noch im *British museum:*

g. Ms. Harl. 5234. Ich kenne es bei der ungenügendheit des alten catalogs der Harl. mss. nur aus Wright, *Biogr. Brit. litt. Anglonorman period* p. 325. Dichter: *Jeo ai nun Thumas.*

h. Ms. Cotonn. Dom. XI fol. 86ᵇ—92. Titelrubrik: *De l'assomption nostre dame.* Dichter: *Jeo ai nun Chermans.*

Es braucht kaum besonders gesagt zu werden, dass gegenüber der übereinstimmung der handschriften a b d e f h das zeugnis der handschrift 19525, welche das gedicht für *Willemme* (was offenbar unser Guillaume sein soll) in anspruch nimt, ebensowenig gewicht hat, wie das zeugnis des manuscripts g, welche an derselben stelle den namen *Thumas* einschiebt. Dass in einer sammelhandschrift für den dichter, der darin hauptsächlich vertreten ist, auch solche stücke in anspruch genommen werden, die mit seiner schreibweise und dichtart gar keine verwantschaft haben, ist zu gewöhnlich, namentlich in altfranzösischen handschriften, als dass es besonders belegt zu werden brauchte. Der in g genannte *Thumas* ist übrigens der bekante Thomas von Britannien, der verfasser des romans von Horn und des Tristan, von welchem Fr. Michel die erhaltenen bruchstücke veröffentlicht hat: beide gedichte befinden sich in derselben handschrift. — Das manuscript f. hat durch den unmittelbaren anschluss unseres gedichtes an den bekanten *Romans de Sapience* von Herman de Valencienes den verfasser der *assumption* (dies scheint nach *b e h* der richtige titel des gedichts, die überschriften im a und d können nicht als eigentliche titel angesehen werden) als identisch mit jenem betrachtet und hinstellen wollen, ohne grund, denn unser Hermans war sicherlich ein Normanne. Ist er mit dem verfasser des *livres de le bible* im Ms. 2162 fol. 1—77 identisch? (Vgl. im eingang v. 26: *Ce nos dist dans Hermans*). Ton und sprache machen es eher wahrscheinlich. Gewis hat er aber nicht *Guillaume Hermans* geheissen, wie de la Rue wollte. Die fassung unseres gedichts in 19525 ist übrigens wol allerdings, wie de la Rue glaubte, ein auszug (oder eine kürzere redaction), da es nur 395 verse hat, während a e f d deren resp. 522, 532, 538 und 562 haben und b gar 811. (Erweiterung?) Eine nähere untersuchung ist hier nicht am orte.

4) Zu den schon im n a c h t r a g p. 119 angeführten handschriften der *Vie de Ste. Marie Egiptienne* füge ich noch das manuscript 283 Belles-Lettres des Arsenal hinzu, eine leider auf schändliche weise[1] durch ausschneiden der miniaturen verstümmelte, aber noch immer sehr wertvolle handschrift aus der besten zeit des 13. jahrhunderts. Das gedicht umfasst hier auf fol. 118—122 (die handschrift ist gr. fol. zu 3, oft auch 4 col.) ungefähr 1550 verse, von denen etwa 60 gegen das ende hin durch ausschneiden einer miniatur in wegfall gekommen. Das verhältnis zu den übrigen redactionen kann ich hier nicht näher untersuchen; ich bemerke nur, dass die arsenalhandschrift im ganzen zu der Oxforder des Corpus Christi College stimt.

5) Wie mir Paul Meyer freundlichst mitteilt, befindet sich das Alexiusleben doch in der Barroishandschrift 112 zu Ashburnham place, trotz des irreführenden

1) Der verstümmler hat, um eine vignette auszuschneiden, oft noch die drei bis vier folgenden blätter, die nichts für ihn wertvolles enthielten, mitgefasst.

titels: *Vies des saintes.* Es wird zu der neuen grossen Alexiusausgabe, die Gaston Paris vorbereitet, mit herangezogen werden.

6) Noch im (bereits erwähnten) Arsenalmanuscript B.-L. F. 283, fol. LXIII^r—LXIV^v, viel correcterer text, ohne die groben sprachfehler, welche die version unserer handschrift in einer in prosastücken aus der guten zeit seltenen zahl verunzieren. Anfang: *Segnor, le secont travail as crestiens apres Noiron l'empereor fist Domisiens li empereres.*

7) ibidem fol. LXIX R°—LXX R°.

9) ibidem fol. LXX R°. Auch hier ist der text der Arsenalhandschrift viel correcter. Gleich im anfang *dui feel maistre* für *deus feels maistres* in 19525. — Die *passion St. Pol* beginnt fol. LXXI R° und geht bis LXII R°. Die prosaerzählung von der passion der beiden heiligen findet sich übrigens noch oft, wenn auch in teilweise abweichender fassung, z. b. manuscript 818 fol. 154.

11) Der sehr seltene Jubinalsche druck dieses stückes (nur in 30 exemplaren abgezogen), der mir durch einen zufall zugänglich geworden, ist vielfach ungenau, wie mich eine vergleichung lehrte. Das sprachlich und litterarhistorisch interessante stück, das ich für nicht unwesentlich älter halten möchte, als der herausgeber, verdient mit no. 13 neu gedruckt zu werden.

13) Die annahme de la Rues und nach ihm des anonymen herausgebers dieses stückes,[1] dass dieser sermon den Cluniacenser Giscardus de Bellojoco zum verfasser habe, halte ich mit Martin für unbegründet. Sie basiert nur auf dem Explicit der Londoner handschrift: *Ici fine le sermun Guichard de beau liu* (Catalogue of the Harl. Mss. in the British Museum, III, 140) eine namensähnlichkeit, die nicht genügen dürfte dem stücke ein so hohes alter zuzuweisen. Es ist übrigens nicht, wie Martin angibt, die Londoner handschrift Harl. 4388, die dem Pariser druck zu grunde liegt, sondern unsere. Der abdruck ist genau, nur hat der herausgeber, in directem widerspruch mit de la Rue, den er anführt, nicht allein das stück auf dem titel ins XIII. jahrhundert verlegt, sondern auch in einem langen, als einleitung dienenden auszug aus De la Rue (II, 137), über den er sich sonst kein urteil erlaubt, eigenmächtig und ohne jede benachrichtigung des lesers in dem satze: „*Si nous examinons le style de Guichart nous trouvons que c'est bien celui du XIIe siecle*“ anstatt XIIe XIIIe gesetzt, was kaum erlaubt sein dürfte und im zusammenhang de la Rues einen unsinn gibt. Unbegreiflich ist auch, wie er auf dem titel nach einer Pariser einzigen handschrift zu drucken vorgeben konte, während in dem als vorrede ausgezogenen passus de la Rues ausdrücklich vom Londoner manuscript die rede ist. Er beabsichtigte übrigens, wie er in der vorrede sagt, wenn dieses debut gut aufgenommen würde, auch den Besant herauszugeben.

14) Noch in Cott. Dom. XI fol. 92—95. Ist das altenglische *life of Mary Magdalena* Cott. Titus A XXVI fol. 154 (dieselbe handschrift, wo der altenglische Alexis) eine übersetzung unserer *Vie*?

20) Bekantlich hat auch Stephan Langton einen *Debat* oder *Plait* der *Justice, Verité* usw. geschrieben, der im manuscript Arundel 292 fol. 38^r ff. erhalten ist. Es wäre zu untersuchen, ob die eine dieser bearbeitungen die andere gekant und nachgeahmt.

21) Noch in Cott. Dom. XI fol. 95. — Margaretenleben in vielfach abweichender fassung, die wol ganz selbständig von unserer, sind mir noch vielfach bekant, namentlich in 8 manuscripten der Pariser kaiserlichen bibliothek (1555, 2162,

1) Nach Wright (*Biogr. brit. litt., Anglon. per.*) ist es auch Jubinal.

2466, 1809, 2198, 19526, 24957, 24863) deren versionen im ganzen übereinstimmen, auch das manuscript des Arsenals 283 (fol. 129), die handschrift Douce 268 und die verlorene handschrift La Clayette (in der Ste Palayeschen copie erhalten F. Moreau 1715 p. 32 col. 1 ff.) enthalten dieselbe version. Von dieser und unter sich abweichend sind zwei versionen aus dem XV. und XVI. jahrhundert, manuscript 1801 und 14977 der Pariser kaiserlichen bibliothek. Ein fragment ist mir noch in der bibliothek zu Rennes bekant (nr. 261).

22) Noch im manuscript Fonds francais 25407 (alt *Notre Dame* 277) fol. 139r — 156v. Durchweg besser erhaltener text; auch die normannische sprachform, die in unserer handschrift vielfach verwischt worden, ist sehr rein erhalten.

28) Noch im manuscript Fonds français 25439 fol. 65v zeile 7 von unten. Der erste schreiber dieser religiösen miscellaneenhandschrift hat an den *romans de sapience* mehrere gedichte verwanten inhalts und gleichen versmaasses ohne weiteres angereiht, so namentlich die *assomption* (ich habe deshalb bei nr. 2) diese handschrift schon anführen müssen und sie daselbst f. genant). Die anreihung dieses gedichts brachte mir die vermutung nahe, dass auch andere gedichte, welche die geschichte Jesu zum gegenstande haben, in ähnlicher weise hier angeschlossen sein könten, ohne überschrift, absatz, und alles, was sie als selbständiges gedicht kenntlich machen könte. In der tat fand sich auch fol. 65v das stück vom Lazarus und der passion, welches in unserer handschrift am ende steht. Die eigentliche passionsgeschichte, welche hier fortlaufend an die geschichte des Lazarus angeschlossen (f. 197v), ist in 25439 durch eine rubrik von derselben getrent (fol. 75v *de la paisiom nostre seignour*) und geht in dieser handschrift bis fol. 91v z. 1 v. o. zu dem verse *Allas! por son bienfait quel guerdon li rendon?* (19525 fol. 200rb z. 4 v. o.). Dann schliesst sich ohne überschrift und übergang die *assomption* an.

Auf die sprachlichen bemerkungen über die handschrift komme ich weiter unten zurück.

Der zweite abschnitt der einleitung gibt eine sehr klare und übersichtliche analyse des gedichts, eine feststellung der entstehungszeit auf grund der zahlreichen andeutungen, welche dafür das ende des jahres 1226 oder den anfang d. j. 1227 ergeben, und eine untersuchung über die quellen, die Guillaume benutzt hat. Als eine hauptquelle wird ein bekantes werk Innocenz III. *de contemptu mundi* usw. eingehend nachgewiesen.

In gleich eingehender weise hätte die benutzung des *Morisses de Sully* nachgewiesen werden sollen, welcher in noch höherem grade als Innocenz III. eine quelle und ein vorbild unseres dichters gewesen. Ich hole diese lücke hier nach und teile nach einer bisher noch nicht benutzten handschrift eine ungedruckte predigt dieses bischofs, bei welcher die abhängigkeit des Guillaume besonders ersichtlich, hier unverkürzt mit. Ausser dem litterar-historischen interesse, welches die vergleichung des *Besant* mit einer seiner hauptquellen hat, ist das sprachliche interesse der fast gleichzeitigen und, wie man anzunehmen allen grund hat, ursprünglich in dem eigentlichen Französisch der Isle-de-France abgefassten übersetzung der predigten des bischofs von Paris nicht gering.[1]

1) Der abbé Lebeuf druckte zuerst in einem mémoire über die ältesten übersetzungen ins Französische (*Mém. d. l'ac. d. inscr.* 1751, p. 721 ff.) den *Sermo ad presbyteros* (p. 722) und ein kleines stück des *Sermo in circumcisione dei* (p. 723) nach einer handschrift des capitels zu Sens ab, zwei weitere bruchstücke (nach *B*) finden sich in Dau-

Ich lege den text der Pariser handschrift, die wol als die älteste und, trotz einzelner nachlässigkeiten des schreibers, in den meisten beziehungen als die beste angesehen werden kann (Ms. 13314, anc. suppl. fr. 2036[18]) und welche ich *A* nenne, zu grunde, und notiere die varianten von zwei andern handschriften der kaiserlichen bibliothek, nro. 24838 (alt St. Victor 620) = *B* und nro. 187 (alt 6847) = *C*. (Auch die handschriften 13315 und 13317 enthalten die predigten des Morice, doch sind sie nach sprache und text zu vielfach abweichend, als dass sie hier zu den varianten herangezogen werden könten. Bei einer untersuchung über die handschriftliche überlieferung der predigten müssen sie jedoch eingehend berücksichtigt werden). Dass ich überhaupt varianten mitteile, bedarf bei der sprachlichen wichtigkeit des vorliegenden textes einer besonderen entschuldigung nicht, ausserdem ist auch *B* zur herstellung des textes von *A* mehrfach notwendig, auch *C*, eine handschrift des 14. jahrhunderts, verdient berücksichtigung, obgleich sie vielfach fehlerhaft und wahrscheinlich sogar, nach den zahlreichen misverständnissen zu urteilen, von einem des Französischen wenig kundigen schreiber abgeschrieben, der sich am ende *provoir de Saint Jathe, de son proprie nun Laurenz de la Roche* nent. Die handschrift gehörte der Blanca von Savoyen, wie eine inschrift auf dem schutzblatte zeigt: *Iste liber est illustris domine Blanche de Sabaudia.* Über das verhältnis der handschriften gibt der apparat selbst auskunft.

Ms. 13314 f. fr. Auf dem R° des 15. blattes (der codex ist nicht foliiert):

S[ermo] I p[rima] do[minica] LXX

In B (auf fol. 18r) keine überschrift; in C: *Secundum Matheum. La demence qui l'en dit septugexima.* Fol. VII R° a.

Simile est regnum celorum homini patrifamilias qui exiit primo mane conducere operarios in vineam suam. Damedeus nos aparole[1] en l'evangile d'ui et si nos demostre par essanple[2] que, se nos volons faire le suen[3] servise en terre, que nos en aurons[4] le loier molt grant el ciel.[5] Quar ce dist n[ostres] s[ires] d[eus][6] en l'evangile d'ui, qu'il se[7] fu uns preudom[8] qui essi premierement par[9] matin, aloer[10] ovrièrs en sa vingne. Et si com il ot fait son covenant d'un denier a cascun,[11] si les envoia[12] en sa vingne.[13] Autresi[14] fist il a tierce et a miedi et a

nous artikel über Moritz, *Hist. litt.* XV, 157, wo auch zwei alte drucke des 16. jahrhunderts angeführt werden. Hippeau gab in den Memoiren der academie zu Caën (1856, p. 211) nach einem jungen und fehlerhaften manuscript eines herrn Renault drei predigten, für den ersten und zweiten sonntag nach ostern und für den himmelfahrtstag, endlich gab Paul Meyer in seinem bericht über die Oxforder handschriften (Revue des missions 2. serie V, p. 247) den *Sermo in die circumcisionis* in der altenglischen übersetzung des ms. Laud. Misc. 471 mit der französischen übersetzung des ms. Douce 270. Aus dem ms. *A* (13314), welches ich zu grunde lege, ist, so viel ich weiss, noch nichts gedruckt; es verdient ganz veröffentlicht zu werden, einstweilen kann die oben mitgeteilte predigt als probe der sprache und des textes dienen.

1) [D]ex Nostre sires si nos enseigne *B* Nostre sirez nos parole *C* 2) et — essample *fehlt in B* si nos mostre par example: *C* 3) lo suen *B* suon *C* 4) auuerons *C* 5) le louier grant on ciel *C* (molt grant loier *B*) 6) deus *fehlt B*; deus d'ui *fehlt C* 7) *fehlt BC* 8) preudon *B* prodons *C* 9) a un *B* 10) et por louier *C* 11) et quant il ot fait ses comandemenz a chacun *B*; Et quand il oit fait covant a chascun dax *C* 12) amene *C* 13) *noch* por ourer *B* 14) essement *B* ausi *C*.

none.[15] Et quant il vint vers le [16] vespre, si r'ala al marcié,[17] s'i trova [18] ovriers qui estoient uiseus,[19] et il disent: „Nus [20] ne trovames [21] qui nos loast [22] ui.“ „Or alés,“ dist li preudom, „en ma vingne et jo vos donrai co qui sera drois.“ Et cil (f. 15ᵛ) alerent en la vigne al preudome [23] ovrer auvec les autres.[24] Quant co [25] vint au soir, si parla [26] li sires a son serjant et si dist.[27] „Apele les ovriers et si lor rent lor [28] loier, et comence a cels [29] qui vindrent daerrainement,[30] et va jusqu'as premerains,[31] et si done a cascun un [32] denier.“ Et il si fist.[33] Et quant ço virent cil qui estoient par matin venu, que cil qui estoient daarrainement [34] venu, avoient cascuns un denier,[35] lors si murmurerent [36] entr'els et si disent: [37] Nos avons [38] tote jor traveillié en ta [39] vigne, et avomes seffert (sic) le fais et le paine del caut,[40] et tu as ces fais parels [41] a nos?“ Lors [42] respondi li preudom a un de cels: [43] „Amis,[44] jo ne t'ai fait nul [45] tort. Don ne venis tu a moi par le covent [46] d'un denier? Tu as ton covenant, si t'en va! Quar je vueil a cels autant doner,[47] com a toi.[48] Toi que poise,[49] se jo fas ma bonté?“ Et com [50] nostre sire ot contée ceste essanple,[51] si dist apres: [52] „Issi [53] seront li daerrain premerain, et li premerain daarrain.[54] Molt i a [55] des apelés et poi i a des eslis.“

Ore oiés [56] que co senefie: Li preudom senefie n[ostre] s[eigneur] d[ieu],[57] la vigne senefie le seroise Deu,[58] les diverses hores senefient les divers tans de cest siecle.[59] Par matin loa [60] nostres s[ires] ovriers en sa vigne, quant il mist [61] les patriarches [62] al comencement de cest siecle en son servise, que par bone creance [63] (f. 16ʳ) le servirent et disent le suen ensegnemens [64] a cels [65] a cui il l'avoient a dire. Autresi [66] a tierce et a miedi et a none [67] aloa il ovriers en sa vigne, quant il [68] al

15) *Nach tierce:* Essement miidi. Car il aloi ices ouriers en conuenant a chacun dun denier et si les enuia en sa uigne *B* 16) reuint uers lo *B* 17) en la place *B* 18) i retroua *B* et torna ouriez *C* 19) *hier fehlt:* Si lor dist porquoi estes vos oiseus *B* toute jor oisious *C* 20) nos *B C* 21) *noch* oncor *B* 22) conduisist *B* 23) *fehlt B C* 24) o. *o* les autres *B* avec les autrez ouriers *C* 25) *fehlt B C* 26) apela *B* apela .. soun *C* 27) se li comanda et dist *B* 28) les lor *B* 29) cos *B* 30) darrein *B* darere *C* 31) jusquau premier *B* et ains jusquaux prumerains *C* 32 son *B* 33) Et-fist *fehlt in B* 34) au vespre *B* 35) que cil qui virent auoient chascun que un denier *C*. *Nach dieser stelle fehlt in A und C:* Mais quant li sergenz uint a aus et il ne dona a chascun que un denier *B* 36) sen murmurent *C* 37) et se li distrent *B* 38) *nach avons in C noch:* des hui matin 39) trauilier en vos *C* 40) lo fes de la poine et do chaut *B; blos* le chaut *C* 41) cels faiz pers *B*; fait ceus paraus a nos *C* 42) Donques *B* Dout *C* 43) daus *B* daux *C* 44) et si dist amis *B*; *blos* Amie *C* 45) mie *C* 46) Donc ne feis tu a moi covenant *B* 47) car se uoil a cos doner si come *B*; car je uouel autant doner ad aux *C* 48) con a touz *B* 49) Et ce que te poisse *B*; Que te doit peser *C* 50) quant *B C* 51) conte cest example *B* out dite coste samblance *C* 52) si — apres *fehlt in B* 53) Ausi *B C*; Issi *für* ausi *auch regelmässig in dem Berliner Meraugisfragment* (Ms. gall. 4ᵗᵒ 48), *das stark burgundische spuren.* 54) dairien — dercain *C* 55) et saichiez que molt hia . . . et poi hia *B* 56) [O]r oez, biau seignor *B* 57) li rodous sifie deus *C* 58) *hiernach noch in C:* li ouriers ces qui le servent et son servise font. 59) senefient lo tens de cest siegle *B* les diverz ourez senefient les divers chans dou secle *C* 60) aloia *B* aoura *C* 61) car il i enuria *B*; quant il au comencament dou monde *C* 62) *noch* premierement *B* 63) seneflance *C* 64) et distrent son comandement *B* 65) atoz cels *B* 66) Essement *B*; Ausi *C* 67) au uespre *B*; *fehlt C* 68) *hiernach noch in B*: quant il i enuoia (el tens Moysen et Aaron et aus prophetes en son servisse).

tens Moysi et Aaron et as autres prophetes mist mains buens homes en son servise qui par grant amor le servirent,[69] et fist le sun servise. Vers le vespre liva[70] deus ovriers en sa vigne, quant il vers la fin del siecle prist car en la virgene Marie,[71] et se demostra en cest monde.[72] Lores[73] trova il gent qui tote[74] jor avoient este uiseus, quar il trova les paiens qui lone tans[75] avoient este uiseus et fors de sa creance et de s'amor et de son servise. Il n'avoient mie esté[76] uiseus d'aorer les diables[77] et de faire les caraies[78] et les diablies. Mais por ço le dist l'escriture[79] qu'il avoient esté uiseus, quil ne s'estoient de rien entremis de Deu croire, ne de lui amer ne de lui servir.[80] Quar quanque on fait en cest siecle, desque on n'aime Deu ne ne sert, tot est et tot doit estre conté a oiseuse et tot revient a nient. Lores blasma n[ostres] s[ires] les paiens[81] par les aposteles que il avoient esté uiseus, et qu'il n'avoient rien entendu en son servise.[82] Lores[83] respondirent li paien, que nus nes avoit loés,[84] c'est a dire qu'il n'avoient onques eü prophete ne apostele[85] ne preccor,[86] qui lor mostrast,[87] conment il deüscent croire nostre s[eigneur] ne servir. „Entrés,"[88] fist se[89] nostre sire, „en ma vigne (ce est[90] en ma creance) faites mon servise,[91] et jo vos donrai vostre denier" (c'est la vie pardurable).[92] Li paieñ[93] entrerent el servise[94] Deu, et nos i entrames par baptesme[95] qui somes del lignage d'els, et par baptesme arons le denier autresi com cil qui leverent matin et entrerent en la vigne,[96] quar nos aurons la[97] vie pardurable autresi com li patriarche, li prophete, li apostele et li buen home[98] qui al comencement del siecle servirent Deu.[99] Et ausi com nos vos avons dit des divers tens de cest siecle,[100] que Deus mist ovriers en sa vigne al

69) qui bien lon servirent *B* aus autres pechierz en son servise maint proudome par grand amor se tinrent *C* 70) Envers lo uespre ausement aloia nostre sires *B*; et firent soun servise a uespre *C* 71) *blos* quant il prist char en la gloriose uirge marie *B*; prist char et sanc en la uergen *C* 72) et demonstra el monde *C* 73) Adonques *B*; donc *C* 74) toit jorz 75) par molt lonc tens *B*; *in C die ganze stelle abweichend:* et les paienz qui ne sofroient ne estoient entremis de lui seruir ne de lui croire. Quar quant li ons fait en cest siecle qui ne uet dieu croire doit estrait a oiseuse, car tout reuint a noiant, lors blama etc. 76) Et sai chiez que icil nauoient pas este *B* 77) lor ydres *B* 78) faire lo servisse au deable *B* 79) Et por ce nos dit la sainte e. *B* 80) Car il ne creoient mie damedeu. Ne son servisse. Ne ses hueures il ne faisoient *B* *Der ganze folgende satz fehlt in B.* 81) les apostres de ce qil avoient e. o. *C* 82) por ce quil nauoient pas este en son servisse *B*; cest a dire quil nauoint riens fait de son servise *C* 83) Et *B*; Et dont respondirent il *C* 84) que nus hom nes auoit onques aloiez *B* 85) *fehlt C* 86) ne patriarche ne apostre ne preescheor *B* 87) *Noch* ne enseignast *B*; qui lor mostrasent coment il deussent dieu servir *C* 88) Eurres *C* 89) *fehlt B C* 90) *Nach* est *noch in B*: Ce est a dire entrez 91) mes hueures et m. s. *B*; *fehlt in C* 92) *Statt der parenthese in C:* come a ceux qui se loierent par matin et entrerent en la uigne au prodome; *in B ist A nur amplificiert*: ce est a dire la gloriose u. p. 93) Cest li paiens *C* 94) en la uigne ce est el servisse *B* 95) et si recurent lo saint baptesme et nos i entrons ausement par baptesme *B* 96) *Statt* qui — uigne *in B*: et nos aurons lo denier, ausi come cil qui entrerent par matin en la uigne *B*; *in C*: ausi com cil qui seruirent par matin et penerent dans la vigne *C* 97) gloriose *eingeschoben B* 98) et li apostre et li martyr et li confessor et ausi come li bon home *B*; *in C fehlt* buen, *sonst wie A* 99) nostre seignor *B C* 100) do siegle *B*; des ouvres caus dou secle *C* *darnach noch*: ausi poons nos dire de laaige de lome *C*; *in B*: Nostre sires met ouriers en sa vigne tot ausi poons nos dire dun chascun home si vos dirai comant. Car dex met *etc.*

matin, quant il apele de tels en i a[101] en lor e[nfa]nce en son servise.[102] Li matins senefie l'aage de .XV. ans, u de vint u de mains,[103] li miedis senefie l'aage de .XXX. ans u de .XL: quar ausi come li jor[104] sont plus caut entor miedi, ensement l'umaine nature est de greignor calor environ cest eage. Li vespres senefie la vieillece,[105] c'est la fins de la vie.[106] Damed[eus][107] n[ostres] s[ires] met ovriers en sa vigne[108] vers le vespre, quant il les pluisors en lor vieillece torne de pecié[109] a son servise,[110] et ausi come cil qui entrerent daarrainement en la vingne al preudome,[111] orent un denier.[112] Autresi averont cil, qui el servise Deu enterront (fol. 17r) en lor viellece, le denier: c'est la vie pardurable.[113] Nequedent por ço, se la bontés Deu est si grans,[114] que il done autretant as uns com as autres, ne se doit nus aseürer,[115] n'atargier de soi torner a Deu, quar ço dist escriture: Nus ne set l'ore ne le jor de sa mort. Ore segnor,[116] or avés oïe le sanblance que Deus dist et la senefiance. Or esgardés,[117] se vos estes en la vigne Deu, c'est en son servise,[118] se vos haés i celes coses que Deus het, et amés i celes coses[119] que il aime et se vos laisiés iço que il deffent, et faites ço que il comande: donques[120] estes vos en la vingne Deu. Se vos nel faites issi, si en estes hors, et se vos le faites issi,[121] si deservés le denier, c'est la vie pardurable. Vos deservés i cel bien que els ne vit,[122] n'oreille ne puet oïr, ne cuers d'ome ne poroit[123] penser: issi est grans icels biens que Deus estuie a cels qui lui aiment.[124] *quod nobis et cetera.*[125]

Die vergleichung mit Guillaumes *Besant* zeigt, dass der normannische dichter die predigten des bischofs noch in weiterem umfange benutzt hat, als er selbst sagt, denn die zweite *senefiance*, die er anderswoher genommen haben will (vers 3075: *E uncor en autre Latin*), findet sich gleichfalls bei jenem; ebenso finden sich an die predigten *in prima*, *secunda*, *tertia dominica post pentacost.* Ms. 13314 fol. 41r—44v (neunundneunzig schafe — reicher mann und armer Lazarus — hochzeitliches kleid)

101) de tex hia *B*; tex ia en laage de .V. ans. de .XX. ou de XXX. Car ausi come le jor sunt plus chant au droit medi *etc.* *C* 102) a fere le suen servisse *B* 103) et cos met il a tierce eu sa uigne que il a atornez en son seruisse an laaige de XX. ans *B* 104) Car tot ausint come li jorz est plus chauz environ lon midi *B* 105) si nos senefie la ueillece *B* la uelesoe *C* 106) de lome *C* 107) *fehlt B C* 108) *fehlt C* 109) retorne de lor peichié *B* de lor peciez *C* 110) ou il ont longuement este a faire lon suen servisse *B* 111) com — preudome *fehlt in B* 112) aura cil uie perdurable *C* 113) *In B dieser satz:* et tot ausement auront il un denier comme cil qui antrerent au bien matin aula uigne Nostre seignor Ce est adire quil auront la vie perdurable et dex la nos otroit 114) *In B nur:* par ceste bonté; *in C:* mais nequant por ce que dieus est de sigrant bounte que donne as unz et aux autres 115) at argier de torner a lui *C*; quar — mort *fehlt in diesem ms.* *In B:* aseurer ne tarder ne soi atendre de soi torner a nostre seignor. Car si come la sainte escriture lou nos raconte Nuns ne set *etc.* 116) Ores biau seignor et beles dames vos avez oie la sainte. euangile et la senefiance *B*. Seignor or auez oi laxample de leuangile dui et la sinifience *C*. 117) Or vos prenez garde *B*. Gardex que vos soies tel en la vigne dieu *C* 118) *noch in B:* et es hueures Nostre seignor et se vos haez ces choses que il het *B* 119) ce que il *B* ce quil amera *C* 120) adonc poez vos bien dire que vos estes *B* 121) Ce vos nel — issi *fehlt in B C*. *Dann in B:* et que vos deseruez *in C*: et des. 122) Ce est li granz biens que hiauz ne vit ne oroille noi *B* itel bien que oreille noit ne jox ne vit 123) no pot *B* no pout *C* 124) que dex estoie a cos qui de bon cuer laiment et croient et seruent *B* 125) quod N. p. di. qui vi. et r. p. o. s. s. amen *B* Quod nobis et uobis *C*.

starke reminiscenzen bei Guillaume an den betreffenden stellen, auch die drei letzten predigten der samlung (vom unkraut zwischen gutem samen — vom vergrabenen besant — von den törichten jungfrauen), namentlich die ersteren beiden, hat er benutzt. Man kann sagen, dass namentlich für den letzten (auch im *bestiaire* teilweise reproducierten) teil seines gedichts (vv. 2603—3758) die predigten des bischofs seine hauptquelle gewesen.

Der dritte abschnitt der einleitung behandelt die übrigen werke des dichters, das fabliau von dem quiproquo, welches einem üppigen priester gespielt wird, den roman von *Fregus*,[1] welchen Martin neu herauszugeben beabsichtigt, und den *bestiaire*, der wegen seines nahen verhältnisses zum *Besant* besonders eingehend besprochen wird. Bei der aufzählung der zwölf bis jetzt bekanten handschriften sind Martin, wie übrigens allen, die sich vor ihm damit beschäftigt, zwei handschriften der Pariser kaiserlichen bibliothek entgangen, nämlich (um in seiner zählung fortzufahren):

n) Ms. f. fr. 2168, früher 7998.2. perg. gross 8° XIII. jahrh. 2 spalten zu 37 zeilen; fol. 188ᵛ: *Chi commenche li drois bestiaires de le devine escripture* bis fol. 209ᵛ. Der schluss fehlt, widmung wie gleichnisse, und das gedicht endet ziemlich brüsk nach: *D'une piere qui est en oriant* mit dem passus: *Or prions dieu* bis *chascuns en die*, der auch in *a b f h* der widmung vorangeht, während z. b. *e*, wo auch die *piere en oriant* an letzter stelle steht, einen anderen schluss hat.

o) Ms. f. fr. 25406 früher Notre-Dame 192. perg. XIII. jahrh. 8°. 2 spalten zu 33 zeilen. Platz für miniaturen leer gelassen. Vom *bestiaire*, der die erste hälfte der handschrift ausfüllt, fehlt das erste blatt, er reicht bis fol. 30ʳ und schliesst, wie in *n*, ohne die schlusswidmung zu haben, mit dem oben angegebenen passus, doch handelt die letzte rubrik, abweichend von *n* und mehreren anderen handschriften, von der *chievre*. Auch die stellung der gleichnisse vom *besant* und den *ovriers en la vigne*, die sich in dieser handschrift finden, ist abweichend, sie stehen hier 17 rubriken vor dem ende, also noch in der ersten hälfte des gedichts. Ich habe überhaupt bemerkt, dass sowol die zahl wie die folge der rubriken in den verschiedenen handschriften sehr verschieden ist.

Die handschrift *l*, früher im besitz von Sir Francis Douce, deren nummer in der Bodl. libr. Martin nicht nachweisen konte, ist jetzt nro. 132 des Fonds Douce. Auch hier stehen, wie in den meisten handschriften, die fabeln der Marie de France mit dem *bestiaire* unmittelbar zusammen, ausserdem enthält die handschrift noch die geste von Horn und das *Chasteau d'amour* von Grosseteste. Die handschrift schliesst, nach der angabe des *Catalogue of the printed books and manuscripts bequeathed by Francis Douce Esqu. to the Bodl. library.* (Oxford 1840) p. 21 mit den versen: *Ou il ad enfern despoillie* || *E confondu e eissillie.* — Die interessante einleitung, die schlusswidmung, sowie noch eine andere stelle, aus der die abfassungszeit ersichtlich, teilt Martin nach der handschrift des British Museum mit; er hat übersehen, dass

1) Es existiert davon, wie ich aus der einleitung zu Hippeaus *bel inconnu* XXV ff. ersehe, eine zweite handschrift in der bibliothek des herzogs von Aumale zu Twickenham. Hippeau hat daraus, ausser dem erwähnten gedicht des Renaus de Beauju, später noch die *Vengeance de Raguidel* von Raoul de Houdenc herausgegeben, es enthält auch das gedicht *Li atres perillous*, welches Schirmer nach der vermeintlich einzigen handschrift 2168 der Pariser kaiserlichen bibliothek in Herrigs archiv 42, 135—212 herausgegeben und das sich in einer dritten guten handschrift auf derselben bibliothek befindet (Fonds fr. 1433, alt 7526/3).

Thomas Wright dieselben stellen des anfangs und schlusses bereits aus derselben handschrift herausgegeben hat (*Biogr. brit. litt.* I, 428—430). Dieser druck scheint sogar mehrfach correcter als die Scottsche abschrift, wenn auch mehrere kleinigkeiten bei Martin wol nur druckfehler sind, wie *Romannz* für *Romaunz*, *powre* für *povre*, *tuit* für *tint*. Wright hat übrigens am angeführten orte auch alle historischen stellen aus dem Besant ausgezogen und abgedruckt.

Das verhältnis des *Besant* zum *Bestiaire* wird im weiteren verfolg dieses abschnittes bei Martin eingehend nachgewiesen und die übereinstimmung durch interpolation des letzteren aus dem ersteren erklärt. Darin scheint allerdings diese übereinstimmung ihre richtige erklärung zu finden. Die betreffenden stücke des *Besant* finden sich in den handschriften des *Bestiaire* nicht allein an ganz verschiedenen stellen, sondern auch so äusserlich in den zusammenhang eingeflickt, dass eine interpolation unschwer ersichtlich. Einzelne handschriften, namentlich die oben angezeigte Fonds fr. 25406, scheinen mir sogar für diese stücke dem *Besant* noch näher zu stehen, als die vom herausgeber zur kritik desselben herangezogene (welche ist dies übrigens ?).

Der herausgeber bespricht weiter das in derselben handschrift erhaltene gedicht *des treiz moz*, das er mit recht gegen de la Rue und andere unserem dichter zuschreibt, welcher an mehreren stellen auf ein anderes büchlein von ihm hinweist, das offenbar der *Besant* ist. Martin weist auch als den auftraggeber Guillaumes für dies gedicht mit sicherheit den Alexander de Stavenby nach, während de la Rue (II, 274) und nach ihm Wright (*Biogr. brit. litt.* I, 333) denselben in dem 1147 gestorbenen Alexander, bischof von Lincoln erblicken wolten. Auch das gedicht von der geburt Christi wird unserem dichter mit grosser wahrscheinlichkeit beigelegt. Das leben der Magdalena mag der schreiber dem Guillaume haben beilegen wollen wie die *assomption* (s. o.); das (von Martin nicht erwähnte) fabliau *La fille a la borgoise*, von dem De la Rue spricht, soll nach Wrights vermutung und Daunous behauptung (*Hist. litt.* XIX, 664) mit dem vom Prestre und Alison identisch sein. Der titel scheint darauf hinzudeuten, die wahrheit der behauptung habe ich jedoch nicht feststellen können, da in keiner der mir bekanten fabliauxhandschriften das fabliau *du prestre et d'Alison*, das ich überhaupt nur in der einzigen handschrift 19152 (fol. 49 d) kenne, unter dem ersterwähnten titel sich findet. Für verschiedene andere dem Guillaume beigelegte gedichte weist der herausgeber die vermutung seiner autorschaft als unbegründet zurück.

Der vierte und letzte abschnitt der einleitung behandelt das leben und den character unseres dichters. Alle andeutungen in seinen werken, welche über sein leben auskunft geben können, sind mit sorgfalt und genauigkeit zusammengestellt, — sie sind, wie das bei den dichtern des 12. und 13. jahrhunderts die regel, ziemlich dürftig. Für die charakteristik bot sich ein reicherer stoff, namentlich in den moralisch-didactischen gedichten. Auch sonst tritt die subjectivität des dichters, der seine sympathieen und persönlichen meinungen bei passender gelegenheit auszusprechen liebte, deutlich genug hervor.[1] Die daran angeschlossene kritik der poetischen

1) Eine umstimmung des dichters der *Croisade contre les Albigeois*, auf welche gelegentlich (p. XLV) hingewiesen wird, kann wol nicht angenommen werden. Die beiden teile des gedichts rühren von verschiedenen verfassern her, wie Paul Meyer überzeugend nachgewiesen (vgl. dessen *Recherches sur les auteurs de la chanson de la croisade*. Paris, 1865).

bedeutung Guillaumes erscheint als durchaus zutreffend. Der ganze abschnitt verrät eine sorgfältige durcharbeitung der werke des dichters, welche das füllwerk wolfeiler hypothesen verschmäht, mit welchen gewisse bearbeiter der französischen litteraturgeschichte des mittelalters uns in ermangelung positiver nachrichten abfinden wollen.

Es erübrigt, vom texte des *Besant*, beziehungsweise, da derselbe nach der einzigen handschrift nur mit einzelnen bestimten änderungen gegeben ist, von derselben zu reden. Der herausgeber hat die principien, die ihm bei der behandlung des textes maassgebend waren, in der einleitung p. VII—IX auseinandergesetzt. Es folgt da zunächst der beschreibung der handschrift eine liste der eigentümlichkeiten ihrer orthographie. Das *tertium comparationis* ist mir dabei nicht ersichtlich; es scheint nicht das heutige Französisch zu sein, da dies doch nicht formen wie *douceur, ancesorie, mouteplier* kent. Das gleichzeitige Französisch der Isle-de-France kann es ebensowenig sein, da das weder die form *veul*, noch *peu*, noch *orgeul* hat, welche Martin als regelmässige hinstellt, andererseits *hore, orrer, jor, deu* u. a. m., die er als der handschrift eigentümlich characterisiert, gute centralfranzösische formen aus dem anfange des 13. jahrhunderts wären, während im gegenteil die diphthongierten: *heure, jour* usw. einer weit späteren epoche angehören. Die von Martin verzeichneten eigentümlichkeiten gehören zum grösseren teil, wie er sagt, ganz allgemein dem normannischen dialecte an, zu einem andern teil der ganzen domäne des altfranzösischen, endlich zu einem dritten, nicht geringen teil den schreibern, die sehr nachlässig waren und sich für die sprache des dichters offenbar vielfache änderungen erlaubten. Dahin gehören z. b. gleich *mesmes* (im reim mit *primes*), wo nicht *s* eingeschoben, sondern *i* weggelassen ist, auch glaube ich nicht, dass die endung *um* der ersten pluralis als der aussprache des dichters unangemessen erwiesen wird durch den reim *feon* : *veon*, sondern dass man *feun* : *veum* lesen muss. Warum sollen überhaupt nachlässige schreiber den reim mit religiöser sorgfalt conserviert haben?

Eine liste der eigentümlichkeiten der handschrift war allerdings angezeigt, doch würde ich dabei von einem anderen princip ausgegangen sein. Statt zu verzeichnen, was allgemein normannisch, hätte ich vorgezogen, zusammenzustellen, was nicht allgemein normannisch; dessen ist leider sehr viel in der handschrift. — Der normannische dialect, in dem Guillaume sicherlich geschrieben, ist uns in einer menge grammaticalisch sorgfältiger denkmäler erhalten, von denen ein grosser teil veröffentlicht ist; die constanten characteristischen eigentümlichkeiten des normannischen dialectes, die sich bis zur neige des 13. jahrhunderts mit grosser dauerbarkeit erhalten, sind daher ohne mühe aus gedruckten hilfsmitteln, die im bereiche aller, zu erkennen und festzustellen, soweit dies noch nicht bereits geschehen. Das *tertium comparationis* war damit gegeben: die vielfach entnormannisierten sprachformen des *Besant* — ob sie nun ein werk der letzten, dem vierzehnten jahrhundert angehörigen schreiber sind, welche die vorliegende einzige handschrift ausgeführt, oder bereits von früheren copisten herrühren — konten damit verglichen, und eine grosse zahl von formen des einzigen besantmanuscripts als entweder nicht dem dialect, oder auch nicht einmal der zeit Guillaumes angehörig ausgemerzt werden. Da zeit und dialect des dichters feststehen, und auch die reime — freilich in einem sprachlich so verfälschten texte mit grosser vorsicht — als kritisches hilfsmittel herangezogen werden konten, so war damit ein weg gegeben, in vielen fällen die sprachliche form Guillaumes widerherzustellen, und — wenn auch der text selbst, als in einer *editio princeps* genau die handschrift reproducierte — wenigstens in der einleitung anzu-

geben, wie und auf welchen basen seine kritische widerherstellung zu bewerkstelligen sein dürfte. Eine solche nachweisung der sprachlichen eigentümlichkeiten der handschrift wäre gewis von wesentlichem nutzen gewesen.

In der tat, wenn wir in einem gedichte aus dem anfange des 13. jahrhunderts neben einander, mit der grösten inconsequenz, ächte, alt normannische formen, wie sie Guillaume offenbar gebraucht haben muss, neben solchen finden, die allen anderen dialecten Frankreichs, mit ausnahme des normannischen, teilweise sogar erst dem ausgange des 13. jahrhunderts oder dem 14. angehören, so können wir kaum annehmen, dass eine solche dialect- und epochenmengerei das werk des dichters selbst gewesen, wir müssen sie notwendiger weise als den firnis später und nicht normannischer copisten ansehen. Wenn wir zumal, wie im vorliegenden falle, bei anderen von denselben schreibern abgeschriebenen stücken, die noch in anderen handschriften erhalten sind, durch vergleichung mit diesen eine grosse incorrectheit und nachlässigkeit ihrer abschrift constatieren können,[1] so sind wir um so mehr berechtigt, im *Besant,* obgleich wir hier keine zweite handschrift zu hilfe ziehen können, eine grössere sorgfalt ihrerseits *a priori* durchaus nicht vorauszusetzen.

Wir werden z. b. namentlich annehmen dürfen, dass alle die zahlreichen formen in *or,* welche sich vorzugsweise in der zweiten hälfte des gedichts finden (während die erstere das normannische *ur* weit sorgfältiger bewahrt) änderungen der schreiber darstellen. So namentlich *lor* 1155, 2808, 2830, 2838 und a. a. o., neben *lur* 145, 194, 706, 855, 1788 usw.; *por* 205, 419 neben *pur* 44, 344, 3701; das doppelt falsche *plusors* 584, 1103, 1310, 1320, 1327 und das *plusor* 851 neben *plusur* 22; *dolors* 231, *jors* 246 neben *dolur* 129, 224, 229, 245, 1208, 1523, *jurs* 256, 334, 372, 426, 472, 528, 852, *flur* 907, *creatur* : *entur* 567 : 68 usw. Der reim lehrt als falsch erkennen *plor* gereimt mit *dolur* 743 : 44, *salveor* mit *dolur* 129 : 30, *dote* mit *tute* 275 : 76, darnach auch *dot* 592, *salveor* 130, 1300, 1584, 2410. Verglichen mit *pereillus* 268, *dolorus* 708, *joius* : *vus* 1035 : 1036, *leprus* 141, *vus* : *glorius* 2145 : 46 sind für die sprache des Guillaume falsch, auf der einen seite alle die zahlreichen formen *perillos* 3255, *doloros* 694, 401, 410, *pitos* 745, 3527 usw., ferner die feminina *tenebrose* 135, 3166, *joiose* (mit *s'espose* gereimt) 2085 : 86 usw. oder gar diphthongierungen wie *preciouse* 186, *dolorouse* 323, *tenebrouse* 324, *delitouses* 1341, die adverbien wie *hidosement* 329 — auf der anderen seite *vos* und *nos* in allen den zahlreichen fällen, wo es nicht possessivpronomen ist. Ebenso steht *solement* 173, 1511, 2853 neben *sulement* 2035, 2915 und *sul* 334, 2912, 3262. *Dulz* habe ich nur einmal (709) gefunden, dennoch halte ich für nicht

[1] Die ganze handschrift rührt von mindestens drei schreibern her, im *Besant* selbst sind zwei verschiedene hände deutlich unterscheidbar. Es ist einiger grund vorhanden, anzunehmen, dass die schreiber derselben klosterschule angehörten und sich im abschreiben ihrer vorlage (die wol auch ein religiöser sammelcodex mit vorzugsweiser berücksichtigung der Guillaume zugeschriebenen werke wie das allein erhaltene ms. 19525) ablösten. Ein solcher fall wäre durchaus nicht vereinzelt, und ist namentlich in sammelhandschriften religiös-didactischer werke, heiligenleben usw., deren vervielfältigung vorzugsweise klösterlichen abschreibern anheimfiel, mehrfach nachzuweisen. Die schreiber pflegten gewöhnlich ihr werk bis zum ende eines quaternio fortzuführen, nicht in der mitte abzubrechen; so begint in unserer handschrift die zweite hand unmittelbar nach dem 10. quaternio, die dritte fängt unmittelbar nach dem 15. an, während die zweite ein quaternio weiter wider eintritt (jedoch erst nach abschluss eines gedichtes von dem noch ein kleiner rest blieb und nach freilassung eines blattes).

der sprache Guillaumes angehörig *dolz* (in zahlreichen fällen wie 745, 1300, 2206, 3088), *dolce* 3350, *dolcement* 2786, 2798, 3472 u. ö. a. ebenso wie *ducor* 3559. Ebenso halte ich für falsch (für die schreibart des Guillaume) *mouteplier* 2745 oder gar *moutepleier* 2749 für *multeplier*, das z. b. 2729 steht, die zahlreichen fälle wo *on* für das normannische *un* oder *um* geschrieben ist, wie *prison* : *chaitiveson* 2593 : 94, *salvacion* 616, 669, 2796, *savon* 56, *avon* 3175, *istron* 3171, *deusom* 52, neben *felun* 13, 481, *savum* 49, 53 u. a. m. Den sprachgebrauch[1] Guillaumes glaube ich auch erhalten in *sumes* 3175, 3194, 401, nicht in *somes* 1301. Richtig erhalten und für den sprachgebrauch Guillaumes beweisend sind auch die formen: *tumbel* 247, *tumbe* 3243, *perfunde* 3598, *habunde* 3713, *curt* 592, *vunt* 22, 792, *encuntre* 389, *cumpaignie* 322, *cuntrefais* 1311, *cunseil* 712; das alles sind Normannismen, die in jedem einzelnen falle den nicht normannischen formen in *o* vorgezogen werden müssen, wo änderungen der schreiber solche in den text gebracht, ebenso wie die abkürzungen für *mult*, *pur*, *cun* nicht *molt* (oder gar *moult* 332) *por*, *con* aufzulösen sind.

Im anschluss an eine solche liste von sprachformen des *Besant*, die dem normannischen dialect nicht angehören, konten einige andere sprachlich interessante details verzeichnet werden, z. b. das femininum *tele* 2301, 2304 u. o., *liale* 2209, mit bezug auf die von Littré und nach ihm von Brachet mit so grosser allgemeinheit ausgesprochene regel vom femininum der adjectiva zweier endungen im lateinischen, die freilich nicht mehr umgestossen zu werden braucht; ferner das alte *alt* 2110, 2556 neben *vait* 420, 513, 516, 527, 876, 917, 1142, 1971 u. ö. a.

In diesem zusammenhange liegt auch die frage nahe, wie sich der dichter zu der regel vom casusabzeichen gestellt habe. Der herausgeber hat sich darüber enthalten: die beantwortung dieser frage hat auch ihre ganz besonderen schwierigkeiten, da die handschrift nicht allein im reime, sondern auch im innern des verses sehr oft das régime für das sujet braucht. Von dem worte *salvere* habe ich nur einmal das sujet gefunden (2127), sonst wird dafür stets, im verse wie im reime, *le salveor* gebraucht. Mit anderen wörtern ist es ähnlich; die gröste inconsequenz ist regel. — Angesichts dieser regelmässigkeit in der unregelmässigkeit, der enormen incorrectheit, die nahezu alle stücke unserer handschrift verunziert, sogar die prosaischen (ich habe oben einige beispiele gegeben) darf man schon *a priori* starke zweifel dagegen haben, dass alle die offenbaren sprachfehler sowol in den anderen stücken von den betreffenden dichtern, als im *Besant* von Guillaume herrühren sollten, dass nahezu alle verfasser der in diese samlung aufgenommenen religiösen gedichte und prosastücke ganz ausnahmsweise incorrect geschrieben hätten. Da ich nun aber eine anzahl von solchen in unserer handschrift nach sprache und text sehr fehlerhaft überlieferten stücken in anderen handschriften nachgewiesen habe, wo sie durchweg sowol dialectisch reiner erhalten sind, als auch sprachlich einen sehr viel correcteren text aufweisen, so glaube ich eine gleiche verfälschung, wie ich sie oben für die sprache des *Besant* wahrscheinlich zu machen gesucht habe, auch für den text mit voller berechtigung annehmen zu dürfen.

1) Ich brauche dies wort in diesen aufzählungen durchgehends in allgemeinerem sinne für schreibgebrauch, weil ich hier durchaus nicht untersuchen will oder zu untersuchen habe, ob letzterer von der aussprache in einzelnen fällen verschieden; die frage der aussprache lässt sich nicht so nebenher behandeln, es ist für dieselbe noch viel oder alles zu tun. Hoffentlich bringt Gaston Paris bald seine wertvollen untersuchungen darüber an die öffentlichkeit.

Wenn eine durchgehende sprachliche verfälschung des vorliegenden Besanttextes aus den angeführten gründen höchst wahrscheinlich ist, so geht es doch nicht an, denselben in allen fällen zu corrigieren, es gibt deren, wo maass und reim den falschen casus erfordern (wie in den meisten altfranzösischen gedichten). Wie viele von diesen fällen wirklich auf rechnung des dichters kommen, lässt sich bei der einzigen handschrift nicht entscheiden; ich glaube, dass sich noch ein guter teil berichtigen liesse, wenn wir ältere und bessere texte besässen. Wenn wir aber auch annehmen wollten, dass Guillaume so sehr wenig anstand genommen, dem reime und dem versmaasse zu liebe der grammatik auch da, wo es sich leicht vermeiden liess, gewalt anzutun, so wären wir darum noch keineswegs berechtigt, anzunehmen, dass er auch da, wo solche rücksichten nicht obwalteten, die sprachlichen regeln vernachlässigt habe, die wir in allen guten handschriften von werken, die seiner zeit angehören, ziemlich durchgehends beobachtet finden.

Um auf besondere fälle des vorliegenden Besanttextes einzugehen, so glaube ich, dass der herausgeber mindestens berechtigt war, da den richtigen casus wider herzustellen, wo der vers es erforderte. So z. b. v. 2162, wo die handschrift liest: *Or quide l'ome bien espleiter.* Der vers ist um eine silbe zu lang, und der herausgeber streicht, um das richtige maass zu bekommen, das *l*, welches eigentlich nötig ist. Ich würde hier die änderung *l'oms* unbedingt vorziehen. Ebenso v. 1736, wo die handschrift liest: *E qom loist de quier fin.* Es fehlt eine silbe, der herausgeber bessert: *E qu'ome oist* (wobei das *e* natürlich nicht elidiert werden soll). Ich würde lesen: *Et que l'oms oist.* — Auch in 421, einem verse, der um eine silbe zu kurz ist, würde ich *li anciens* setzen. Wenn man *enemis* nicht zulassen will (obgleich Guillaume für das auge durchaus nicht genau genug reimt, dass der reim *is* : *i* (*it*) befremden könte, der sogar lyrikern aus der besten zeit genügen muss), so kann das casusabzeichen des im reim befindlichen substantives wol wegfallen. Ich würde auch 1513 ändern: *Li diables out grant envie*, 1261 *Dont homs se deit en orgoillir* (vgl. 1481) u. a. m. In solchen fällen hatte die herstellung des casusabzeichens wol ihre berechtigung. Ich würde es noch in sehr vielen anderen fällen widerhergestellt haben, namentlich wenn innerhalb des verses artikel und adjectiv, nicht aber das zugehörige substantiv das nominativabzeichen hat. Ich begreife aber sehr wol, dass man in der ersten ausgabe einer einzigen handschrift bedenken tragen kann, in dieser hinsicht durchgreifend zu bessern, zumal die ansichten über die grammatische regelmässigkeit in poetischen stücken, insbesondere über den grad, bis zu welchem sie dem reim und versmaass zum opfer fallen durfte, noch in der schwebe sind. Doch sollte man sich, wie Mussafia treffend sagt, aus furcht vor willkür der willkür eines schreibers nicht unterwerfen (*Germania*, 1865, 115). Namentlich mit texten, die in einem solchen grade, wie der des *Besant* (und der meisten anderen stücke der handschrift 19525) verunstaltet sind, können wir uns wol nicht begnügen.

In einer gewissen hinsicht hat die nachlässigkeit des copisten, resp. eine zu grosse ehrfurcht vor der tradition, die vom herausgeber an unserem texte geübte kritik beeinflusst, nämlich in bezug auf die behandlung des elidierten *e*. Gaston Paris hat in seiner eingehenden kritik des *Besant* (*Revue critique*, 1869 nro. 30 p. 59) die bedenken, welche der zulassung einer elision des weiblichen *e* nach bedürfnis und belieben des dichters entgegenstehen, in vortrefflicher weise ins licht gestellt, es ist also überflüssig, darauf zurückzukommen, da ich mich seinen ausführungen vollkommen anschliesse und sogar, in gewisser beziehung noch weiter gehend als er, wenigstens für die lyrische poesie unbedingt behaupten möchte, dass überall da eine textverderbnis vorliegt, wo eine nicht-elision zur richtigen länge des verses erforderlich

wäre. Ich möchte hier nur einen besonderen fall von elision des *e* betonen, nämlich in *que* und *se*. Jedermann, der altfranzösische gedichte in mehreren copien nach handschriften namentlich des ausgehenden 13. und beginnenden 14. jahrhunderts verglichen hat, weiss, wié geläufig den schreibern die auseinanderrenkung der durch die elision eines *e* vereinigten wörtchen *que* und *il*, *se* und *il* und ähnlicher ist, um einen vers, der um eine silbe zu kurz ist, auf das richtige maass zu bringen. Die schreiber des *Besant* haben von diesem bequemen mittel, verse zu vervollständigen, die in ihrer vorlage durch die nachlässigkeit eines ihrer vorgänger (in einzelnen fällen vielleicht auch des dichters, das lässt sich nicht entscheiden) das maass nicht hatten, in ausgiebigster weise gebrauch gemacht. Der herausgeber hat daraus für sich die berechtigung hergeleitet, in gleicher weise überall durch trennung von *qu'il* und *s'il* das maass herzustellen, wo der vers um einen fuss zu kurz ist. Wirklich kritische ausgaben der *chansons de geste* müssen erst zeigen, ob diese trennungen im heroischen verse zulässig sind; für die achtsilbner und andere kürzere maasse halte ich sie, wenigstens was den strengeren sprachgebrauch der lyrischen dichter angeht, im allgemeinen für unzulässig, und glaube, dass an den meisten stellen, wo eine solche trennung vorkomt, eine leichte besserung dieselbe überflüssig machen kann. Was speciel den *Besant* anbetrifft, so glaube ich, dass auch hier an manchen stellen, wo Martin gegen die handschrift die durch elision eines *e* vereinigten worte getrent hat, um das richtige maass zu bekommen, dem verse auf eine andere art geholfen werden konnte. Ich notiere eine anzahl solcher stellen: 242 L. *Qu'ele en pert.* — 245 L. *S'il fust au parissir* vgl. 235, 1296. — 249 L. *S'il le seüst.* — 262 L. *Ains qu'il bien sache.* — 265 L. *Qu'il deit e aler e parler* vgl. 717, 734. — 290 L. *Desqu'il en avera*[1] *blesmie.* — 390 L. *A icel jor qu'il vendra dire.* — 416 : 17 L. *S'il veeit celui ens el vis* : *Qu'il s'en enragereit tut vis.* — 800 L. *Mais qu'il i ait* (im vorhergehenden verse würde ich lesen: *qu'en ait perdu*). — 1124 Toblers *i* statt *il* ist sehr gut, warum aber nicht *i* einschieben und *s'il i a* lesen? — 1128 L. *E s'il ja puet.* — 1134 L. *Et a none dit qu'il est nuit.* — 2411 L. *S'il pardonereit.* — 2442 L. *E jeo vei qu'il ont* vgl. 2456. — 2929 L. *Cels qu'il trova tot maintenant* (Best. Ms. 25406 f. 15ᵛ) 3379 L. *En porcherie pestre pors.*

In allen diesen fällen (mit ausnahme von 416, wo *se il* steht) hat das manuscript die elision, die mit den angedeuteten leichten veränderungen beibehalten werden konnte. In einigen anderen fällen scheint die herstellung, auch gegen das manuscript angezeigt, z. b. v. 354 *A lur cors que eus reprendront*, wo ich *qu'eles* (*les almes*) lesen würde. — 408 L. *Qu'anis il lur fu.* — 1021 L. *Si qu'il bien.* — 1154 L. *Qu'il ont ci eu* (vgl. 3107). — 1297 L. *Ou qu'enseveli ne jeo fui.* — 1453 L. *Qu'il a Deu face.* — 1480 L. *Por la grant biauté qu'il aveit.* — 1666 L. *La chasteé qu'il tant ama.* — 2116 L. *Al hore qu'il ist fors del onde.* — 2132 L. *Qu'il teit devenu Deu bastart.* — 2152 L. *Mes des qu'il en velt revenir.* — An sonstigen besserungen würde ich etwa noch vorschlagen 215 *Quanqu'à desez le firmament.* — 284 *De ceo que cil.* — 364 *Qu'oms ne ne pense e qu'il ne veille.* — 481 würde ich aus dem reime *aversaires* lesen, ebenso 1099 *doaire* und demgemäss auch *gloire* 943, 1965. Dem schreiber ist diese etymologische umstellung geläufig, er schreibt auch *patrimonie.* — 554 *derverie.* — 1058 *qui.* — 1338 *gernates.* — 1435 *S'or vus aves.* — 1437 *Quels.* — 1865 *pacience* ebenso zu corrigieren wie 1529 *science.* — 1935 *A en*

1) Hier und an anderen stellen (12, 607, 3102, 3188, 1805) schreibt der herausgeber *avra*, ebenso 682, 687 *avront*, 3699 *avron*, aber 2896 und 2901 *auront*, 416 *aureit*, 2000 *aures*, 3064 *aurai*. Wie soll geschrieben werden?

ferir quanqu'ele ataint. — 2443 L. *Entr'els.* — 2832 *Que plus il n'ont esté entor.* — 2934 *meïsme.* — 3009 *clerc* (Best.) — 3028 *De lequel.* — 3079 : 80 Best.: *Que li mons avoit duré plus* : *Quant dieus avint en tere jus.* — 3102 (Best.): *Maiz il aura tot le denier* : *Tant par est Deus larges et dolz.* — 3136 (Best.): *Tel en est mort puiz hui matin.* — 3149 *sorpris* (Best.). — 3150 *En Deu creient* (Best.). — 3228 : 29 *De que qu'il ot ou qu'il veeit* : *Ou que qu'il pense ou qu'il desire.* — 3236 *Qu'il n'en i ait.* — 3237 *Ne ja sa joie.* —

In einem punkte bin ich einer wesentlich anderen ansicht als der herausgeber, nämlich in bezug auf sein system, keine accente, trémas, cédillen usw. zu setzen, ein system, das bei einigen neueren deutschen herausgebern wider in aufnahme gekommen ist, nachdem es eine zeitlang verlassen war. Wenn diese zeichen nicht gebraucht werden sollen, weil sie nicht in der handschrift sind, so mache man folgerichtig auch keine *i* zu *j*, *u* zu *v*, man interpungiere nicht, man setze vor allem keine apostrophe — man mache mit einem worte diplomatische ausgaben. Will man aber das verständnis wirklich erleichtern, so ist dazu und zur richtigen lesung der verse das tréma, das z. b. *chaüt* von *chaut* unterscheidet, sehr oft viel nötiger, als die umänderung von *u* in *v*, oder gar die setzung der apostrophe. Diese vollständige enthaltung ist der entgegengesetzte excess von dem, in welchen einige französische herausgeber verfallen sind, die lesezeichen, namentlich die accente, in unendlicher abenteuerlicher varietät zu setzen. Dieser häufung gegenüber war enthaltsamkeit geboten, aber es scheint mir noch innerhalb der grenzen dieser enthaltsamkeit zu liegen, zwei getrennt ausgesprochene vocale von einem diphthong, ein betontes *e* von einem unbetonten zu unterscheiden, ebenso zwei gänzlich verschiedene laute wie *c* und *ç* zu trennen. In bezug auf die accente scheint mir der enthaltsamkeit volle genüge geschehen, wenn man dieselben auf die bezeichnung der betonung beschränkt und von der bezeichnung der aussprache ganz absieht, also nur den *aigu*, nicht den *grave* verwendet. Aber innerhalb dieser grenzen scheint mir die setzung der lesezeichen erforderlich.

In bezug auf die genauigkeit der reproduction gebührt der vorliegenden ausgabe alles lob. Ich habe zeile für zeile mit der handschrift verglichen und nur einige kleine ungenauigkeiten bemerkt, die wol grösstenteils druckfehler sind. So steht 126 im manuscript *mult* (ausgeschrieben), 232 *ml't*, das auch *mult* aufzulösen, 215 *quanqe*, 1224 *covendrait*, 1566 *damnedeus*, 2611 *raims*, 2844 (var.) hat das manuscript *quauios*, 2847 *damnede.* Dass ein so stark verderbter text, auch wenn man von tiefer eingreifenden änderungen in sprachlicher und grammatischer hinsicht abstand nahm, vielfacher besserungen bedurfte, um nur einigermaassen lesbar zu werden, ist erklärlich; Martin hat ihn vielfach mit sicherem blick und leichter hand emendiert, Tobler eine ganze reihe von scharfsinnigen und von umfassender lecture zeugenden änderungsvorschlägen hinzugefügt. Aber trotzdem, und trotz der reichen nachlese von G. Paris und Mussafia (Rev. crit.; Litt. centralblatt) könte man kaum sagen, dass alle schwierigkeiten gehoben seien. Die auffindung einer besseren und älteren handschrift könte hier allein helfen. Nach den aus dem *Besant* in den *Bestiaire* hineininterpolierten stellen muss übrigens neben der uns im manuscript 19525 erhaltenen überlieferungsform eine andere existiert haben, die stellenweise ausführlicher und vielfach correcter war; soviel scheint mir wenigstens aus der vergleichung mit der Bestiairehandschrift f. fr. 25406 hervorzugehen.

Referent kann schliesslich dem herausgeber zu dieser höchst sauber gearbeiteten ersten leistung auf dem felde der romanischen philologie nur glück wünschen. Er hat gezeigt, dass er die philologische akribie, die gereifte frucht einer methodisch-

strengen schule, die er bisher ausschliesslich den germanistischen studien gewidmet, mit glück und geschick auch auf das verwante feld der mittelalterlich-französischen sprache und litteratur zu übertragen versteht. Möge er uns bald mit einer kritischen ausgabe der gesamten werke Guillaumes erfreuen, im anschluss an die Fregusausgabe, durch welche er nächstens in neue beziehungen zu seinem dichter treten wird.

PARIS, IM NOVEMBER 1869. JULIUS BRAKELMANN.

Die Skídaríma. Von **Konr. Maurer.** (Aus den Abhandlungen der königlich baierschen Akademie.) München 1869. 70 s. 4.

Die *Skídaríma* gehört einer dichtungsgattung an, die auf Island seit dem ende des 14. jahrhunderts bis in das 18. herab sich einer besondern pflege erfreut hat und während dieser zeit fast als die ausschliessliche form für erzählungen in gebundener rede betrachtet werden darf.

Von älteren *rímur* waren bisher nur gedruckt: die *Skáld-Helga-rímur* (Grh. Mind. II, 419—575) und die *þrymlur* und *Rímur frá Völsungi hinum óborna* (Sæm. Edda, Leipzig 1860, 235—239; 240—254 und vorwort IX—XV); ausserdem die *Ólafs-ríma* (Flat. I, 8—11). Zu diesen komt jetzt die *Skídaríma*, die man bisher nur aus den gelegentlichen anführungen P. E. Müllers und Finn Magnusens kante. Hiernach galt sie für eines der ältesten gedichte dieser gattung.

Mit der letzterwähnten *Ólafs-ríma* hat sie zweierlei gemein. Einmal, dass sie beide nicht wie alle sonst bekanten aus mehreren abteilungen (*rímur*) bestehen, sondern ungeteilt in je einer *ríma*; die *Ólafs-ríma* hat 65 vierzeilige strophen, die *Skídaríma* hat deren 203, während die oben erwähnten *Skáld-Helga-rímur* 390 strophen in 7 *rímur*, die *þrymlur* 79 strophen in 3 *rímur*, die *Völsungs rímur* 279 str. in 6 *rímur* umfassen. Ferner: beide gedichte sind nicht wie die *Skáld-Helga-rímur*, die *þrymlur*, die *Völsungs rímur* und alle die übrigen älteren, von denen wir kentnis haben, gereimte paraphrasen von zum teil noch vorhandenen sagas (oder wie die *þrymlur* von einem alten Edda-liede), sondern es sind originale dichtungen, wenn auch verschiedenen inhaltes und charakters; die *Skídaríma* ist eine ganz frei erdichtete erzählung, die *Ólafs-ríma* dagegen nach art der encomiastischen *drápur* ein lobgedicht auf den norwegischen könig Olaf den Heiligen († 1030), dessen taten und tod sie feiert.

Die *Skídaríma* berichtet aber von einem norwegischen bettelmanne Skidi, der auf Island von einem hofe zum andern herumzieht und auf einem derselben, dem des þorleifr beiskjaldi, wo er einmal übernachtet, einen traum erlebt, dessen erzählung den hauptinhalt des gedichtes (str. 46—187) bildet. Ihm träumt, dass er vom gotte Thor im auftrage des Odin nach Valhöll geleitet, hier die Asen und Asinnen und eine ganze schaar nordischer helden versammelt findet. Odin, nachdem er ihn aufs beste bewillkomnet und beschenkt, führt ihm auch eine frau zu, Högnes tochter, Hild, und verleiht ihm königsnamen wie königreich, nämlich ganz Asien und was er sich ausserdem wünschte. Als Skidi ein kreuz schlägt und sich hierdurch als christ kennzeichnet, erhält er zunächst vom Asen Heimdall einen hieb, dessen erwiderung durch Högne, der dem schwiegersohne Skidi schützend zur seite tritt, das signal zu einem kampf und gemetzel wird, woran sich allmählich die ganze ehrenwerte versamlung beteiligt. Viele der hervorragendsten helden verlieren hierbei das leben, ja selbst die Asen Balder und Njord, Loke und Honer, von Skidis höchsteigner hand erschlagen, bis dann dieser selber von Jung-Sigurd schliesslich zur türe hinausgebracht wird und — wider erwacht. Die wahrheit seines traumes wird

nicht nur durch die mishandlungen betätigt, die er während desselben seinen schlafgenossen angetan und von denen fünf sterben, sondern auch durch den aus dem geträumten kampfe mitgebrachten grossen zahn, den er einem seiner gegner ausgeschlagen und der dann kunstvollst zum bischofsstabe für die kirche in Holar verarbeitet wird.

Dies ist ganz kürzlich der inhalt der *Skíðaríma*, die nun hier unter obigem titel von Konr. Maurer zum erstenmale vollständig herausgegeben und mit einer höchst gehaltreichen einleitung versehen worden ist.

Die einleitung (s. 3—55), die dem texte des gedichtes (s. 55—68) vorausgeht, gibt zunächst eine ausführliche inhaltsübersicht (3—5), spricht sodann unter vergleichung ähnlicher dichtungen sowol auf nordischem gebiete, wie auf deutschem (Rosengarten u. dgl.) über die tendenz der *Skíðaríma*, die als verspottung der unnatürlichen überspantheiten der romantik bezeichnet wird (5—17), wendet sich darauf zu den mannichfaltigen quellen, aus denen der poet seinen stoff geschöpft (17—34), sucht dann in eingehender erörterung der frage über zeit und ort der entstehung des gedichtes darzutun, dass es nicht früher als höchstens der mitte des 15. jahrhunderts angehöre und, ohne dass person und namen des dichters nachweisbar wäre, seine heimat im westlichen Island habe (34—54), um zuletzt noch über die handschriftliche überlieferung, papierhandschriften des 18. jahrhunderts (vgl. s. 46—47) und eine von Maurer selbst für die vorliegende herausgabe benutzte abschrift von der hand Gudbrand Vigfussons, zu berichten (54—55).

Indem wir den leser, der sich über die angegebenen punkte näher unterrichten will, auf Konr. Maurers einleitung selber verweisen, wollen wir versuchen einen vom herausgeber zwar ebenfalls, doch nur beiläufig (s. 47) berührten punkt, nämlich die sprache der *Skíðaríma* hier etwas näher zu charakterisieren.

Sie bietet in grammatischer wie lexicalischer beziehung mancherlei, das teils in folge ihrer entstehungszeit, teils der gebundenen redeform von der altnordischen sprache, wie wir sie aus der litteratur des 12. bis 14. jahrhunderts kennen lernen, mehr oder minder abweicht.

Wir scheiden zunächst die umschreibungen (*kenningar*) aus; sie gehören als ein rein äusserlicher schmuck der poetischen diction als solcher an und können, mindestens in dieser art reimereien, ebenso gut bleiben, als durch die gewöhnlichsten prosaausdrücke ersetzt werden.

Die *Skíðaríma* enthält folgende; für Odin: *stála-gautr* (124); für mann: *auðar-baldr* und *menja-baldr* (12. 7), *örva-lundr, mens-lundr* (59), *laufa-lundr, seima-lundr, fleina-lundr* (26. 59. 67. 92. 127), *laufa-viðr* und *seima-viðr* (52. 145); ferner: *randa-brjótr* (? 143), *nistill silkitreyju* (186), *seima-þollr* (199), *herjans-höttr* (60); für frau: *bauga-skorða* und *gullhlaðs-skorða* (4. 5), *silki-hrund* (3), *þorna-brú* und *vella-brú* (112. 120), *þorna-vigg* (87); für kampf: *keppa-sag* und *eggja-sag* (136. 139), *málma-þrá* (88), *örva-seimr* (147), *odda-skúr* (153), *stála-hríð* (165), *kappa-dans* (172), *þusnar-vers* (178); für gedicht: *Fjölnisbátr* (6) und *Suðra sjáfarrok* (203); für gold: *greipar-mjöll* (71), *Grettis rauða ból* (71), *orma-setr* (86); für kopf: *fræða-salr* (188); für brust: *óðar-rann* (6); für speer: *remmi-gýgr* (132); der ort *Hítar-dalr* wird genant: *Belgja dalr* (35).

Es finden sich nur wenige unter diesen *kenningar*, die nicht bereits von Svbj. Egilsson aus den ältern dichtungen nachgewiesen würden; nur dass, offenbar unter dem einflusse des versmaasses, die composita der *kenningar* in der *Skíðaríma* die vollere form zeigen; so z. b. bei Egilsson: *ör-, lauf-, seim-, baug-, þorn-, vell-,* während in *Skíðaríma: örva-, laufa-, seima-, bauga-, þorna-, vella-.*

Einige der oben angeführten *kenningar* dürften jedoch seltner sein: so: *nistill silkitreyju*, d. i. heftnadel der seidenjacke (durchbohrer des gewandes) = mann, womit Skidi den drachentöter Sigurd anredet; *nistill*, was kein wörterbuch anführt, von *nist* oder *nisti*, n.: spange, heftel. Ferner: *-sag* (vgl. *sög*, f. die säge und *saga*, sägen) in *keppa-sag* und *eggja-sag*: das sägen, schneiden, hauen mit knüppeln, mit schwertern, d. i. kampf. Zwei andere *kenningar* für kampf sind: *kappa-dans*, *heroum saltatio*, und das nicht wol deutbare *þusnar-vers*; Svbj. Egilsson verzeichnet aus *Snorra-Edda dreyra-vers*: *versus*, *sonitus*, *stridor sanguinis*; doch *þusnar*? *þusn*, f. (von *þysja ruere*): *clamor*, *strepitus*? wenn es nicht gar zu nahe läge an *þuss-* d. i.: *þurs-* (riese) zu denken: *þussa-vers*? Gedicht wird umschrieben durch *bátr Fjölnis*: bort des Fjölnir, d. i. Odin, nicht, wie dies öfter geschieht, der zwerge; ferner durch *Suðra sjáfar-rok*; *sjáfar-rok* vgl. *sjór rýkr* die see raucht, von dem durch die luft aufgewirbelten wasserdampf; ähnlich *dverg-regn*: *poesis*. Der aus der *Njála* bekante eigenname der streitaxt des *Skarphedin*, *Rimmu-gýgr*, d. i.: kampfriesin, wird hier (str. 132) unter der form *Remmi-gýgr* appellativ für axt überhaupt gebraucht.

In grammatischer beziehung enthalten lautgestalt, bezüglich orthographie, wie flexion mehrere kriterien für die spätere zeit, obwol nur diejenigen von ihnen maassgebend für das alter der entstehung sein möchten, die sich neben der handschriftlichen überlieferung auf das zeugnis von reim und metrum stützen; denn jene reicht nicht weiter als bis in den anfang des 18. jahrhunderts, wobei es überdies zweifelhaft bleibt, in wie weit der vorliegende text sich ganz streng an seine so späte vorlage gehalten oder ob nicht, wie wir fast glauben möchten, hier und da im interesse des lesers, wenn auch nur in orthographischer beziehung kleine änderungen vorgenommen worden.

Rücksichtlich der lautgestalt heben wir folgendes hervor. Vocale: überall, wie sich im vorliegenden falle von selbst versteht, *è* (sprich *jä*) für *é*, ferner *æ* umlaut sowol von *á* als von *ó*; sonach reimen *hæla* (= *hœla*) und *mæla* (31), *sækja* (= *sœkja*) und *hrækja* (51), *fætr* (= *fœtr*) und *lætr* (52. 138); die verlängerungen aller vocale vor *ng* und *nk*, so wie *au* als die verlängerung des umlautes *ö* vor *ng* in: *laung* = *löng*, *gaung* = *göng*, *saung* = *söng* (vgl. 43); *ö* statt des älteren *au* in *sjö septem*; das epenthetische *u* begegnet nur zweimal in *ofurlegt* und in *tennur* (194) neben *tennr* (142) und *tenn* ⁀ *menn* (5. 8), obwol *ur* = *r*, wenn auch als zweite silbe weiblicher schlussreime erst seit dem 16. jahrhundert, doch als besondere silbe, wie hier in der mitte des verses bereits am ende des 13. jahrhunderts erscheint.

Consonanten. Erweichung des *t* zu *ð* und des *k* zu *g*, wie sie später noch weiter um sich greift, in *að*, *ið*, *það*, *við*, *annað*, *nokkuð* usw.; in *eg*, *og*, *þig* usw. Vereinfachung des auslautenden *rr* und *ss* (= *sr*) zu *r* und *s*, zum teil durch den reim gesichert, z. b. *þór* (= *þórr*) reimt mit *rà stór* (167), *laus* (= *lauss*) mit *ròr haus* (174) usw.

Die silben-reime am ende der verse sind im ganzen rein, wobei es sich der dichter häufig ziemlich leicht gemacht, indem er entweder dieselben reime widerholt oder zum reime dasselbe wort verwendet, wie *þörf* und *þörf* (28), *skreppu* und *skreppu* (40), *þeir* und *þeir* (65). Unächte oder doch nicht ganz ächte reime, die es nicht bloss der schrift nach sind, sondern auch nach der aussprache, finden sich wenige: *átta* (sprich *autta*) und *hrotta* (192), *ættumst* und *sættust* (116), *rista* und *kristna* (180), *vott* und *vort* (122), *væri* und *nærri* (66), *heljar* und *belja* (160), *finna* und *þinnar* (93), obwol schon früh das *r* fast lautlos wird (z. b. *vart* und *svartr* in

Isl. II, 219, *higgja* und *Friggjar* in *Barðar s.* (1860) s. 15 u. a.); *svima* und *tíma* (128), *e* und *è* in *er* und *mèr*, *smell* und *fèll* u. a. werden durch gleichen hauptton zum reime; verändert des reimes wegen sind *væla* (d. i. *véla*) und *tæla* (2), *vendr* (d. i. *vandr*, s.: Svbj. Egilsson) und *kendr* (19). In den übrigen fällen, wo die reime in der schrift nicht stimmen, beruhen sie auf der spätern aussprache, der sich die schrift hier und da anbequemt hat; sonach reimen: *vers* mit *þess* (4. 178), *fyrst* mit *lyst* (91. 93), *mart* (d. i. *margt*) mit *bart* (191), *prýða* (sprich *príða*) mit *víða* (49), *teiga* (d. i. *teygja*, sprich *teigja*) mit *eiga* (120), *bestr* (d. i. *beztr*) mit *gestr* (32. 97), *lands* mit *manns* (15), *huxa* (d. i. *hugsa*) mit *uxa* (21), *rl* mit *ll* (spr. beides *ddl*) in *jarl* mit *pall* und *fall* (81. 176), in *Stulli* (d. i. *Sturli*) mit *fulli* (99).

In der flexion der nomina weist schwanken der nominativ- und accusativformen auf die spätere zeit; so zunächst neben *maðr* (57) und *maðrinn* (11) auch: *ó mann* (47. 58. 63), das zweimal (58. 63) mit *hann* reimt; neben *-mundr* in *Ásmundr* (178) auch *ó-mund* in *Geirmund* (77) und *Ásmund* (78); *ó milding* = *mildingr* (51), *sár(r) og móð(r)* reimt mit *blóð* (156), abgesehen von der regelmässigen, schon oben erwähnten abwerfung des nominativ *-r* in *Svar* (= *Svarr*) *Agnar*, *Edgeir*, *Þór* usw.; neben *Fofnir* (161. 165) auch — veranlasst durch das vorausgehende *Reginn* — *ó Fofnin* (82); andrerseits behalten die nomina auf *-ir* das *r* im accusativ, z. b. *τὸν Þórir* (84), *τὸν Hænir*, das mit *τὸν mænir* (179) reimt, während auch *τὸν Fjölni* (91) und *τὸν Fofni* (85); *Rögna* (117), um es nicht als acc. von *Rögni* = *Rögnir* (112) gelten zu lassen, muss wol *τῶν rögna* sein; *τὸν garþrinn* statt *garþinn* (83) und wol auch *τὸν þráinn* statt *þráin* (157. 160) möchten vielleicht ebenso wie *fleiru* statt *fleira* oder *fleirum* (64) nur druckfehler sein. — In der conjugation begegnet man dem späteren *i* für *a* in: *átti eg* (6), *eg skyldi* (121), *eg týndi* (101), *eg ynni* (116) usw.; *er* für *em: sum* (94 und öfter), *séu þið* für *sét* (d. i. *séit*) *it: sitis vos* (118), *sættust* für *sættist: concilietis vos* (116), *mundi* für *mundu*, inf.præt. (103).

Spätere wortformen sind: *aldrei* (55. 34) und *aldri* (27) für *aldregi*, *ei* (44 und öfter) für *eigi*, *kóngr* für *konungr*, die zahlformen *sextigi* (94) und *þrjátigi* (178).

Auf dem gebiete der Syntax erklären sich die abweichungen von der älteren und der normalen sprache zum guten teil aus der lässigen redeform nicht minder, als aus der gebundenheit durch das metrum. Wir heben den freien gebrauch in der verbindung von substantiv und adjectiv hervor, des einen bald mit, bald ohne artic. suffix., des anderen bald in bestimter, bald in unbestimter form, bald das substantiv dem adjectiv, bald dieses jenem vorangestellt — wie es eben reim und silbenzahl gestatten oder fordern; z. b.: *drengrinn hvass*, aber auch *laufaviðrinn stóri*, *húsin stór*, aber auch *kappasveitin dýra*, *fátækt fólkið*, *ferleg undrin* usw.; fast jede strophe enthält beispiele; dazu die auch unserer älteren dichtkunst geläufige nachsetzung des unflectierten possessivs: *á náðir þín* (94), *í húsum min* (110), *ur garði sín* (14) usw. Auslassung des relativs: *sá maðr (er) mig hefir lyst* (93), *fyrir þá neyð (er) þú fékkst af mér* (100); *alt það (er) hann kjósa vildi* (123); besonders häufig ausgelassen ist *að* (= *at*): dass, m. indicativ oder conjunctiv, nach *frá eg* usw., z. b.: *frá eg (að) hann var* (36), oder: *ætla eg (að) hann heiti* (99) auch: 3. 29. 34. 40. 43. 44. 45. 54. 59. 99. 103. 112. 180 und öfter; ebenso *svo* = *svo að* (26. 60. 140. 158. 174) und *í því* = *í því að*, z. b.: *í því (að) hann lifið lét* (160). Öfter, wie dies in der gewöhnlichen rede geschieht, wird dem nomen das pronomen (*hann* und *hún*) vorgesetzt: *hann Skíði*, *hann faðir minn* (10. 121. 126. 169. 177) und *hún Freyja* (175. 87. 112) *hún Valhöll* (69); eben dahin gehört das *slíkt eru-:* solches sind —, *slíkt tel ek* — (39. 77. 72) und der periphrastische gebrauch von

göra, z. b.: *réttast gjörði raumrinn:* — er tat sich erheben (51), *hann gjörði at falla* (145). Noch sei erwähnt der adverbialen accusative: *minstan* und *lítinn* (1. 131) und der selteneren verbindung von *kunna* mit dem infinitiv durch *að* (32. 70. 111. 143).

Auch stellung und wahl der worte sind öfters von jener rücksicht auf den vers abhängig, so z. b. das durchaus ungefüge *að fórstu:* dass du giengst (100)! ferner *fór* statt *ferr* wegen *þór* (57), *rín* statt *öl* wegen *sín* (109): widerholung desselben wortes, um eine silbe zu gewinnen. z. b. *staf* — *staf* (11[1. 2]), *mun* — *mun* (202[1. 2])!

Am meisten, wie zu erwarten, zeigt sich jedoch der unterschied der sprache vorliegender *ríma* in lexicographischer beziehung. Einmal enthält sie eine ganze reihe wörter, die der älteren sprache entweder überhaupt oder doch in der hier gebrauchten bedeutung fremd zu sein scheinen, andererseits eine anzahl entlehnter wörter, insonderheit deutscher, auch lateinischer. Mehrere, obwol auch nicht alle, der erstgenanten finden sich nur in Björn Haldórssons wörterbuche, diesem so lange zeit alleinigen, doch auch jetzt noch unentbehrlichen lexicalischen hilfsmittel. Wir verzeichnen sie unter besonderer rücksichtnahme auf Joh. Fritzners wörterbuch, dessen benutzung wir bei etwaigen lesern der *Skíða-ríma* voraussetzen.

álpa, d. i. *apla*, nach art eines *apli*, m. vitulus gehen, anderwärts *álpast*, hier (54): *álpuðu*. — **auli** wird Skidi genant (98. 188. 189. 193): Dumrian. — *barða: caesos* nent str. 41 die gründlinge (*grunnungar*), indem getrocknete fische, bevor man sie isst, mürbe geklopft werden. — **brumla** (74), tosen, lärmen. — **brjót** in: *randa-brjót* (143), entweder dativ von dem allein in den wörterbüchern verzeichneten masculinum *brjótr: fractor*, oder (?) von einem neutrum *brjót: fractio*, sonach *randa-brjót* schilderzerbrechen, d. i. kampf. — **brúni** in den wörtern *og stilti næsta Brúna* (163) möchte wol Fofnir als den „braunen," d. h. *atrum, fuscum* (s. Svbj. Egilsson) bezeichnen. — **bupp** (163) reimt mit *upp;* der drache Fafnir reckte in die höhe *bölvað bupp: caudam exsecrandam* (?!); Bj. Hald. verzeichnet nur *bopp*, n. *singultus vulpium* und *saltus pilae;* gestattete dies der gebrauch von *reka upp*, so wäre der sinn: er schlug ein geheul auf. — **byrðum**, dat. plural. (35) von *byrðr*, fem.: last, menge — die *þ.* sammelt? oder von *byrða*, fem.: trog, so dass *safna byrðum:* trog-, scheffelweise den häuslichen besitz anhäufen? unter dem texte wird conjiciert: *birgðum* von *birgðir*, f. plur. vorräte. — **byst** *og bart* (191); *byst* d. i. *byrst*, gebürstet, übel zugerichtet; sonst heisst *byrsta:* mit borsten versehen (vgl. *gulli byrstr*) oder *byrstast:* die borsten herauskehren (metaph.). — **danga** in den wörtern: *„krattans synir danga“* (136); *danga*, nach Bj. Hald., stark-, fett werden, während *kratti*, m. weder von ihm, noch sonst wo verzeichnet wird; der herausgeber conjiciert: *hrattans* von *hratti*, m. (gleichfalls nur bei Bj. Hald.): *aestus maris modicus at frequens;* sonach *hrattans synir danga:* (das ist ein kampf, wo) die söhne der brandung, d. i.: die wogen fluten (?). — **drukklangr** in *drukklanga stund* (65) wird vom herausgeber selber (einleitung s. 12) erklärt: „nur so lange, als man etwa zu reiten pflegt, bis man wider trinkens halber zukehrt.“ — **flúr** — von *flúrr*, m. (*með fagran flúr* 200), nicht von dem allein in den wörterbüchern verzeichneten *flúr*, n. *flores* — hier von der blumigen verzierung, die der zahn durch die „werkzeuge der ersten künstler“ erhalten. — **gylla** *einn í orðum* (4. 98): jemand durch goldige worte schmeicheln. — **harki**, m. *tumultus, strepitus* (149), sonst nur *hark*, n. — **herra**, f., gewöhnlich nur titel des bischofs, hier (79) in dem parenthetischen ausrufe: *herrann vitr* (nicht *herran vitr*?) von gott: allwissender herr! oder: der herr sei mein zeuge! — **hrakföll**, n. pl. (60), von

den unglücksfällen, deren prophezeiung sich Skidi verbittet. — *káklast* (61); „*kákl*, n. *levis pulsatio*“ und „*kakla* (*að*) *lente pulsare*“ nur bei Bj. Hald.; hier in den wörtern *þér mun kostr að káklast um:* deine lage wird, wenn du nach Valhöll komst, eine sehr üble werden. — *kampa-síði*, als epith. ornans des Skidi (90), dem freilich vorher (9) ein dünner bart beigelegt wird, wol kaum anders zu deuten, als: mit lang herabhängendem barte, bezüglich *μύσταξ;* vergl. *hár-síðr* bei Svbj. Egilsson. — *kengr*, bei Bj. Hald. unter: *keingr*, m. *gibber*, höcker; *krippa* (d. i. *kryppa*), f., bedeutet dasselbe, so dass die wörter: *þó var upp ur krippu kengr* (8) entweder heissen: doch ragte aufwärts aus (ohnehin) krummem rücken ein höcker, oder: *krippu-kengr* ist als potenzierter höcker und *upp ór* adverbial zu verstehen. — *kingr*, m. = *kengr: curvatura*, nur bei Bj. Hald.; *koma til kings* (155) zur beugung, d. h. zu falle kommen. — *kvarða* (41); „zukost verbietet sich von selbst (weil er keine hat), *setr nú að honum kvarða*“? *kvarði* (unter *quardi*), m., messstock, ellenmaass bei Bj. Hald.; doch was soll dies hier? — *lengja*, f. (27), s. nachher unter *malir*. — *líf*, n. leben, im sinne von person (99); Sturli auf Island wird mit den worten eingeführt: *annat er þar ágætt líf*, dort gibt es noch einen andern vornehmen mann usw. — *lúinn*, adj. (part. praet. von *lýja:* durch hämmern dünn machen): schlaff (182). — *loppa*, f. tatze, von der hand Skidis, mit der er eiligst ein kreuz schlägt (125). — *lukka*, f.: glück (50. 53. 57), der älteren sprache so gut wie fremd. — *malir*, f. pl. (27) von dem kreuz auf dem felle des viehrückens, aus dem sich Skidi eine „*lengja mikil og síð*,“ ein grosses und weites langstück für seine schuhe schneidet. — *neyta*, benutzen, geniessen, hier (12): vorteil erfahren; in den worten: *enga menn fann* (*hann*) *í orðum sínum neyta*, er liess niemand in seiner rede gelten, er verläumdete jedermann. — *pín*, f. (164, reimt mit *sín*), in keinem wörterbuche, wol für *pína*, f. *cruciatus*, so dass die worte *löng var sú hin ljóta pín* bedeuten: lange dauerte diese scheussliche landplage (nämlich der drache Fofnir). — *rakna: explicari;* hier (44) in den worten: *seint tók gleðin að rakna:* erst spät verlor sich die lustigkeit der leute. — *reiðigangr* (76), in keinem wörterbuche; *alt er í reiðigangi*, d. i. (*v*)*reiði-gangi:* in zorniger aufregung. — *sjóli*, m. (50), könig, nur bei Bj. Hald., wie der herausgeber bereits bemerkt. — *skoltr*, m. (142), rüssel, schnauze, unehrerbietiger ausdruck für den mund des friesischen helden Ubbi, dem Skidi vier zähne ausschlägt; wol für *skolptr* vom stamme *skalp* — drehen, wenden, vgl. *skolpr*, m. dreheisen. — *skrúði*, m. (*allan skreppu skrúða* 10) nicht blos schmuck, ornat, sondern hier allgemeiner, wie *skrúð*, n., vom ganzen inhalt der reisetasche; ebenso in *Morkinskinna* 100[16]: *skreppa ok alt skreppu skrúð.* — *skrökkva* (130) erdichten, erdichtetes oder unwahres aussprechen, von dem sonst wolbekanten *skrök*, f. — *smèr* (106), in keinem wörterbuche, für *smjör:* butter, wie sonst überall geschrieben. — *stúta* (167), gewöhnlich trans.: töten, hier intrans.: umkommen; „eher wirst du, lümmel, unter den starken hieben dein leben verlieren.“ — *súð*, f. *asserum compages*, hier (24) bloss: bret, dem das schuhleder verglichen wird. — *teiga* (120) nicht allein für *teigja* wegen des reimes zu *eiga*, wie schon der herausgeber bemerkt, sondern auch für *teygja:* hervorlocken; *orð þarf sízt at teygja:* der bejahenden antwort auf einen heiratsantrag bei einem mädchen darf man im voraus versichert sein (?). — *tenn: dentes* (5), hier von den sprachwerkzeugen; *látum heldr leika tenn á litlum æfintýrum:* lasst uns unser mundwerk lieber an kleinen geschichten spielen, lasst uns solche erzählen. — *tetr*, adj., in keinem wörterbuche, wol für *tötrugr*, von *tetr* oder *tötr*, m. oder n., lappen, lumpen; *ur hirzlu tetri Skíða* (198): aus Skidis armseligem behältnis. — *úr-máta:* übermässig (13); wol kaum ächt nordisch. —

vatna (202), „ehe er gelobte heidnische opfer abzulegen und in der sonnabendnacht bei wasser zu fasten.“ — ***ýngismenn:*** *juvenes* (2), wol nur in der späteren sprache üblich. — ***ýnki***, *lamentationem* oder *lamentationes* (133), in keinem wörterbuche, jedenfalls dem dänischen *ynk:* jammer, elend entnommen, das selbst wider auf altnordisch *aumk* (in *aumka: misereri*) zurückgeht.

Ausser diesen wörtern finden sich nun noch einige offenbar fremde, bereits vom herausgeber als solche gekennzeichnet: ***fín*** (19. 22. 114), ***jungr*** (199), ***forsmá:*** verschmähen (121), ***par:*** paar (32), ***kvittr:*** quitt, ausgeglichen (4), zu denen man wol auch ***slángi*** = *ormr* (auch schon in der Didrekssaga) rechnen darf. Lateinische wörter sind: *vers: versus*, in der *kenning: þusnar-vers* (178) und in *amors vers: carmina erotica* (4).

Der druck ist ein correcter; nur wenige druckfehler sind stehen geblieben, lies: *Skíði* (10), *stofunni* (36. 46), *víða* (49), *lízt* (59), *hvorki* (61), *víst?* (69), *útar* (80. 81. 84), *yzt* (85), *þorna* (87), *lofann* (114), *svima* (128), *-gýgi* (132). Störend wirkt der mangel eines grossen *Þ*.

KIEL. THEOD. MÖBIUS.

Söderwall, K. F. Hufvudepokerna af svenska språkets utbildning. Lund, Gleerup. 1870. (VIII), 132 ss. 8.

Während der letzten jahrzehende haben schwedische gelehrte ihrer landessprache, sowol in betreff der älteren gestalt derselben, des Altschwedischen, als auch ihrer mannigfachen dialecte, einen regen fleiss zugewendet. Die dialectische forschung hat einen gewissen abschluss wie andererseits grundlage und ausgangspunkt für fortgesetzte forschung im schwed. dialectlexicon von J. E. Rietz (1867) erhalten; die mancherlei älteren dort aufgeführten und benutzten monographieen sind seitdem fast jedes jahr um eine oder mehrere neue vermehrt worden. Historische grammatik des Schwedischen und vor allem genauere kentnis der alten sprache wurde überhaupt erst ermöglicht, aber dann auch wesentlich gefördert durch kritische ausgaben der quellen, einmal durch die nunmehr mit dem XII. bande (1869) vollendete der schwedischen provinzgesetze durch Collin († 1834) und Schlyter (geb. 1795),[1] sodann durch die seit 1844 beginnenden publicationen der schwedischen Fornskriftsällskap, unter denen namentlich das altschwedische legendarium, herausgegeben von Geo. Stephens (2 bände, 1847—58), durch alter und güte der handschriftlichen überlieferung (Cod. Buranus und Cod. Bildstenianus) hervorgehoben zu werden verdient. Mit umfassendster benutzung dieser quellen, und unter anwendung alles dessen, was die historisch-comparative grammatik der gegenwart an methode gelehrt wie an resultaten zu tage gefördert hat, verfasste Joh. Er. Rydquist sein grundlegendes werk: „die gesetze der schwedischen sprache“ (*Svenska språkets lagar*), worin er deren flexion und lautsystem seit dem schlusse des 13. jahrhunderts, wo unsere quellen beginnen, bis zur gegenwart in ausführlicher weise zur darstellung bringt. (Band I: conjugation, XLIV, 509 seiten, 1850; band II, declination, 633 seiten, 1857 bis 60; band III: wortregister, XVII, 303 seiten, 1863; band IV: lautlehre, 552 seiten, 1868—70). Zu Rydquist und dem nicht minder verdienten Carl Säve in Upsala, dem man ausser anderen monographieen die treffliche ausgabe des alten gotländischen gesetzes (*Gutalag*) so wie die eingehende behandlung der sprache auf der insel Gotland und in Dalarne verdankt, gesellt sich unter den in gleicher richtung tätigen jüngeren gelehrten: K. F. Söderwall, docent an der universität in Lund.

1) Eine orientierende übersicht über das ganze werk gibt F. Dyrlund in der Kopenhagener Zeitschr. f. phil. u. pæd. VIII (1870), 314—328.

Von seinen früheren arbeiten kennen wir die drei akademischen abhandlungen: „Über die rection der verben im Altschwedischen.“ 1865, 37 seiten. 4; „Über die behandlung fremder wörter im Altschwedischen.“ 1867, 19 seiten. 4; „Über die kasusformen im Altschwedischen.“ 1868 (?), 17 seiten. 4. Ganz neuerdings hat er eine kleine schrift herausgegeben: „Die hauptepochen in der entwickelung der schwedischen sprache.“ Lund 1870 (VIII), 132 seiten. 8. Auf diese möchten wir hier den leser ganz besonders aufmerksam machen, weil sie ihm in kurzer übersicht die hauptergebnisse mitteilt, zu denen die heutige schwedische sprachforschung gelangt ist, und wol geeignet erscheint, ihn in die quellen selber und in die umfänglicheren untersuchungen einzuführen.

Bekantlich hatte schon N. M. Petersen in seiner nordischen sprachgeschichte (2 bände, Kopenhagen 1829—30), wie die geschichte der dänischen und der norwegischen, so auch die der schwedischen sprache verfasst; ihr verdienst ist für die damalige zeit um so höher anzuschlagen, je geringer und je weniger gesichtet das material war, das ihm zur bearbeitung vorlag; vorarbeiten aber fehlten so gut wie gänzlich. Unter weit günstigeren bedingungen ist jetzt Söderwall an seine aufgabe herangetreten; nicht allein, dass ihm die quellen, die Petersen teilweise nur aus handschriften und in dürftigen excerpten zu benutzen hatte, vollständig und sämtlich in kritischen ausgaben vorlagen, konte er teils seine eigenen specialuntersuchungen, teils die anderer, namentlich Rydquists, in betreff der flexion und des vocalismus, als mehr oder minder abgeschlossene benutzen und sich auf sie berufen.

Söderwall teilt die geschichte der schwedischen sprache in vier perioden; die erste beginnt mit der anwendung der schwedischen sprache zu buch und schrift, d. i. mit dem ende des 13. jahrhunderts, dem unsere älteste schwedische handschrift angehört (das ältere *Vestgötalag* in einem codex vom jahre 1281); die zweite reicht bis in die der kalmarunion (seit 1397) vorausgehende zeit, ende des 14. jahrhunderts; mit dem aufhören der union (1520) und mit der reformation (1527) begint die dritte, die sich bis in die mitte des 18. jahrhunderts erstreckt, wo die vierte anhebt. Jede dieser perioden behandelt Söderwall in der weise, dass er nach einer allgemeinen charakteristik ihrer sprachform und nach kurzem überblick über die litteratur, in der sich dieselbe ausprägt, das lautsystem, die flexion, die syntax, den wörterschatz bespricht; eine allgemeine übersicht (116—122) bildet den schluss.

Um an dieser stelle nur auf laut- und flexionslehre der ältesten periode ein wenig näher einzugehen, so können Söderwalls auseinandersetzungen, in willkommener weise veranschaulicht durch die s. 123—130 beigefügten paradigmen der altschwedischen declination und conjugation, allerdings nur bestätigen, was uns bereits P. A. Munch und Carl Säve dargelegt haben, jener in wenn auch nur dürftigem umrisse in seiner „altschwedischen und altnorwegischen grammatik“ (1849), dieser viel eingehender in der kleinen, aber sehr inhaltreichen abhandlung: „Über die sprachlichen verschiedenheiten in den altschwedischen und altisländischen schriften“ (1861), nämlich: die, wenn auch charakteristische, gleichwol relativ überaus geringe verschiedenheit, die zwischen dem Altschwedischen des 13. jahrhunderts und dem sogenannten Altnordischen, d. h. dessen altnorwegisch-isländischer form, zu tage tritt. Es sind eben, wie es angesichts der gemeinsamen, wirklich „altnordischen“ stammsprache nicht anders zu erwarten, nur grad-unterschiede, während andererseits merkwürdig genug die beiden nordischen eigentümlichkeiten, die suffigierung einerseits des pronomen demonstr. zur bildung des articulierten substantivs, andererseits des pronomen reflex. zur bildung eines medium und passivum —, eine jede von ihnen sowol im Isländischen und Norwegischen, als auch im Schwe-

dischen und Dänischen sich ganz unabhängig von- und parallel neben einander gebildet zu haben und dem gemeinsam-nordischen fremd gewesen zu sein scheinen: nur selten erscheinen sie anfangs im Altschwedischen, während sie unsern ältesten altnordischen denkmälern bekanntlich fast ganz fremd sind, um aber dann im skandinavischen westen wie osten sich immer mehr und mehr zu befestigen und in den neunordischen sprachen als durchgreifendes kriterium gegenüber allen übrigen germanischen sprachen zu erscheinen.

Rücksichtlich der **altschwedischen** sprache im allgemeinen hebt Söderwall zunächst hervor, dass die sprache unserer ältesten quellen, also der provinzgesetze, nicht etwa, wie man erwarten möchte, provinciale dialectverschiedenheiten, mindestens solche nur sehr untergeordnet, sondern — mit ausnahme nur des gesetzes von der insel Gottland — bereits eine ihnen allen gemeinsame schriftsprache zeigen, die sich allerdings, wie das ja auch beim heutigen Schwedisch der fall ist, dem dialecte Upplands und Södermannlands am nächsten anschliesst.

Im **vocalismus** ist dem Altschwedischen dreierlei eigen: die verdichtung der diphthongen zu langen vocalen (abgesehen vom Gotländischen, was jene bis auf heute bewahrt), der sehr beschränkte, wenn auch keineswegs mangelnde umlaut des *a* durch *u*, die trübung des *a* zu *æ*, namentlich des *ja* zu *jæ*. Jene verdichtung der diphthongen, sehen wir von solchen fällen ab wie *stē* = *steig*, *flō* = *flaug* usw., ist dem Altnordischen ganz fremd. Der altnordische umlaut des *a* durch *u*, seit dem anfange des 11. jahrhunderts, mindestens auf Island, ganz consequent und im weitesten umfange durchgeführt, erscheint vor dieser zeit, wie uns die innern silbenreime lehren, nur erst im beginne, während er im Altschwedischen, wenn überhaupt, so nur da erscheint — sei es das *a* des stammes oder der ableitung —, wo das umlaut-wirkende *u* geschwunden, (einerseits: *öl*, *örn*, *biorn*, *skiolder*, *iorþ*, *mioþer* (altnord.: *mjöðr*), andererseits: *sakum*, nicht: *sokum*, *kallum*, nicht: *kollum*, *gamul*, nicht *gomul* usw.) Die trübung des *a* und *ja* zu *æ* und *jæ* zeigt sich wol in spätern norwegischen (vom Schwedischen beeinflussten) schriften, nimmer im Isländischen. Das häufige *æ* = *e* im Altschwedischen fehlt dem Altnordischen nicht sowol dem laute, als dem zeichen nach. Die epenthese eines vocals zwischen consonanten und *r* im auslaute eines wortes, eines *i*, *e*, *æ*, *a* im Altschwedischen, des *u* im Altisländischen, des *a* oder *e* im Altnorwegischen mag ziemlich gleichzeitig eingetreten sein; im Isländischen ist sie bereits zu ende des 13. jahrhunderts nachweisbar (z. b. in AM. 623, 4).

Dem altschwedischen **consonantismus** ist bis auf vereinzelte fälle fremd die im Altnordischen so durchgreifende assimilation. Im Altschwedischen durchgängiger abfall des *h* vor *l*, *n*, *r*, beibehaltung des *v* vor *r*, während im Altnordischen in beiderlei rücksicht das gegenteil. Altschwedische einschiebung des *b*, *p* zwischen *m* und *r*, des *d* zwischen *l*, *n* und *r* ohne dass *b* und *d* auch vor epenthetischem *e* wider weichen, z. b. *fulder*, *alder*, *sander*, *domber*, *warmber*, verglichen mit altnordisch: *fullr*, *allr*, *sannr*, *dómr*, *varmr*.

Die **flexion des nomen**, die starke wie die schwache, ist im Altschwedischen und Altnordischen — abgesehen von rein lautlichen veränderungen, wie abfall einzelner consonanten (*r*, *t*) oder vocale (*i*, *u*) im auslaute usw. — wesentlich ganz dieselbe, auch darin, dass die erstere hier wie dort nur zwei declinationen gestattet, von denen die eine die nicht mehr scheidbaren *a*- und *i*-stämme umfasst, die andere die wenigen *u*-stämme, deren neutra sich auf das eine wort *fæ* (altnordisch *fé*) beschränken, deren masculina und feminina den *i*-umlaut aufweisen und deren masculina ihr charakteristisches *u* im acc. pl. auch hier und da erhalten haben. Dagegen:

nominativ und accusativ des plural der beiden schwachen neutra *ögha* (altn. *auga*) und *öra* (altn. *eyra*) lauten: *öghun* (altn. *augu*) und *örun* (altn. *eyru*). Dass dies *n* nicht der artikel sei, folgert man einmal aus den formen *öghunin* (altn. *augun*) und *örunin* (altn. *eyrun*), in denen der artic. suffix. sonst zweimal stehen würde, andererseits aus dem in diesem falle ganz gleichen Altdänischen, aus dessen Eriks lov (2, 33) L. Wimmer das beispiel anführt: *tu øghæn oc twa hændær oc twa føtær*, wo die artikellosen *hændær* und *føtær* auf gleichfalls artikellose *øghæn* hinweisen; hiernach gilt dies *n* als eine altertümlichkeit, die das Schwedische und Dänische vor dem Altnordischen voraus hat und die ihre erklärung in dem gotischen *augona* und *ausona* findet (s. L. Wimmer, altdänische declination § 68 ff. und historische sprachforschung s. 30 ff.). Sollten diese beiden, im Schwedischen und Dänischen ganz allein stehenden beispiele für solche beibehaltung des *n* maassgebend sein dürfen und nichts desto weniger, gleich dem dänischen *verden* und *verdenen* (vergl. dän. *verd* und ahd. *weralt*), aus allmählich dem bewustsein entschwundener verbindung von *öghu* und *öru* mit dem artikel entstanden sein?

Die declination des adjectivs und seine comparation bietet keinerlei unterschied. Im pronomen begegnet man den eigentümlichen formen: *iak* (altn. *ek*), *vir* und *ir* (altn. *vér* und *ér*), *sina*, d. i. *sui*, (got. *seina*, altn. *sín*); *sar* neben *sa* und *su* (altn. *sá* und *sú*), obwol nur im älteren Vestgötalag, bevor *þan* und *þe*, d. i. *eum* und *eam* (altn. *þann* und *þá*) als nominative dafür eintreten; dem paragogischen *n* begegnen wir in *þön* (altn. *þau*), *þessin* (altn. *þessi*), *hvilikin* (altn. *hvílíkr*) u. a.

Charakteristischer als in der nominalflexion sind die unterschiede der verbalflexion im Altschwedischen und im Altnordischen. Namentlich zweierlei tritt hervor: das altschwed. *n* statt des altn. *t* in der 2. plur., ind. und conj., præs. und præt. (die 2. plur. ind. des præt. nicht ausgenommen, *gavin* altn. *gáfut*), sodann: der nicht-umlaut im conj. des præt.: *gavi* altn. *gæfa*. Andere unterschiede sind weniger wesentlich, wie durchgehende nicht-unterscheidung der personen im singular, d. h. 1. (oder 1. und 2.) = 3., gehe sie consonantisch aus (stamm, oder *-er, ar, ir*), oder vocalisch (*-i*, *di*, *aþi*), mit einziger ausnahme des für das nordische überhaupt charakteristischen *t* in der 2. sing. ind. des starken præteritum (1. *gav*, 2. *gavt*, 3. *gav*); ferner nichtunterscheidung des indicativ vom conjunctiv in 1. pl.: *-um* (kein *-im*); nicht-unterscheidung des ganzen indicativ und conjunctiv im schw. præt. ausser der 3. pl. (indic. *kallaþu* und conj. *kallaþi*); auch hier in der 3. pl. der beiden conjunctive, præs. und præt., stark und schwach, das paragogische *n* in der nebenform *-in*, statt des gewöhnlicheren und im Altnordischen alleinigen *-i*; denn dass dies *n* wirklich nur ein späteres augmentum sei, wie in *flairin*, *þaun* u. a., nicht aber dem *n* im gotischen *nimaina* entspreche, möchte wol auf grund des mangels solcher formen auf *-in* in den ältesten quellen keinem zweifel unterliegen (vgl. Wimmer, altdänische declination s. 117—118 und historische sprachforschung 37).

KIEL. THEOD. MÖBIUS.

Die gotische sprache im dienste des christentums von dr. **K. Weinhold.** Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1870. 7½ Sgr.

Vorliegende schrift gibt eine, wenn auch nicht viel neues enthaltende, doch immerhin dankenswerte zusammenstellung derjenigen gotischen worte, welche Vulfila benutzte, um die grundbegriffe der christlichen religion zu bezeichnen. Bedeutung und ableitung der einzelnen worte sind kurz besprochen, und die geschichte derselben wird durch die übrigen deutschen mundarten verfolgt.

Zunächst wird nachgewiesen, wie Vulfila für die griechischen worte, die sich auf gott und welt beziehen, die altheimischen ausdrücke verwandte, sodann wie er die eigentlich christlichen begriffe, d. h. was sich auf des heilands lehren und taten, seinen tod und sein erlösungswerk bezog, meist in genauem anschluss an die griechischen, ebenfalls zu diesem zwecke neu geschaffenen oder doch in ihrer bedeutung veränderten worte widergab. Sodann folgt ein verzeichnis, überschrieben: „Der mensch in geist, gemüt und sittlichkeit," und schliesslich werden die hierher gehörigen ins Gotische aufgenommenen fremdwörter aufgezählt.

Eine ganz ähnliche arbeit wie die vorliegende findet sich in W. Kraffts kirchengeschichte der germanischen völker I p. 267 ff. Kraffts darstellung ist ausführlicher und beschäftigt sich mehr mit dem ethischen inhalt der begriffe, wobei freilich — meist nach J. Grimms vorgang — eine anzahl ziemlich kühner vermutungen mit unterlaufen, namentlich, wo es sich um das verhältnis der christlichen vorstellungen zu den heidnischen handelt. Weinhold hat dagegen mehr die sprachliche seite des gegenstandes im auge. Mit recht spricht sich derselbe gegen die annahme der gotischen götter Frauja und Vod aus, so wie gegen die persönliche auffassung von *vaihts*. Dagegen kann ich ihm in betreff der ableitung von *skohsl* nicht beistimmen, ich halte an der abstammung von *skiuhan* fest und erkläre mir das *o* als aus *au* entstanden, ein übergang, der sich auch in *taujan* — *tojis*, *stojan* — *stauida*, *daubnan* — *dobnan* zu vollziehen begint und im althochdeutschen vor *h*, *r*, *l*, *n*, *d*, *t*, *z* durchgeführt wird.

ELBERFELD, OCTOBER 1870. ERNST BERNHARDT.

Deutsches heldenbuch, fünfter teil: Dietrichs abenteuer von **Albrecht von Kemenaten** nebst den bruchstücken von Dietrich und Wenezlan herausg. v. **J. Zupitza.** Berlin, Weidmannsche Buchhandl. 1870. 2 Thlr. 20 Sgr.

Das deutsche heldenbuch will die sämtlichen reste der mittelhochdeutschen volkspoesie mit ausschluss der Nibelungen und Gudrun in kritisch bearbeiteten texten vereinigen. Es bietet somit einmal eine geschichte des vorfalls unserer volkstümlichen dichtung, der ja anhebt mit der fixierung durch die schrift, andererseits lenkt es aber auch unseren blick zurück auf die der schriftlichen aufzeichnung vorhergehende zeit und lehrt den zusammenhang beider epochen erkennen. Die beiden ersten bände enthielten den Biterolf, Laurin und Walberan, Alpharts tod, Dietrichs flucht und die Rabenschlacht. Der vorliegende fünfte, dessen inhalt der titel angibt, hat darin sein hauptverdienst, dass der herausgeber bis ins einzelne den nachweis führt, dass die vier unter dem namen „Dietrichs abenteuer" zusammengefassten stücke, nämlich die Virginal (so wird recht angemessen das bisher als „Dietrichs drachenkämpfe" und anders bezeichnete gedicht genant), das fragment des Goldemar, der Ecke und Sigenot éinem verfasser angehören und zwar dem Albrecht von Kemenaten, jenem Albrecht, der sich im eingange des Goldemar nent und dessen ruhm Rudolf von Ems besingt. Durch feststellung dieser früher allerdings schon vermuteten tatsache war es denn auch möglich, die entstehungszeit jener vier gedichte und ihre reihenfolge richtiger als bisher zu bestimmen. Unter ihnen ist jedenfalls die Virginal wie dem umfange nach die bedeutendste, so die interessanteste. Nicht ihrer poetischen schönheit wegen: nach dieser hinsicht wird sie vom Ecke weit übertroffen. Das interesse ist ein ausschliesslich philologisches. Die einzige handschrift, die das gedicht vollständig uns erhalten hat, ist sehr verderbt und der conjecturalkritik bietet sich ein weites feld. Zupitzas leistungen in dieser richtung sind höchst anerkennenswert. Ausser der erwähnten handschrift besitzen wir aber noch bruchstücke einer

kürzenden recension und eine umarbeitung des gedichtes. Das verhältnis dieser beiden zur ursprünglichen gestalt ist von Zupitza leider gar nicht näher erörtert worden. Ich werde mich nachher darüber verbreiten: um dies zu können, muss ich zuvor jedoch auf die art und weise eingehen, wie der dichter in der Virginal seine recht geschickt erdachte fabel im einzelnen durchführt. Nur an einzelnen stellen in den anmerkungen hat Zupitza einiges zur charakteristik des dichters beigebracht: dieses führe ich im folgenden nicht auf. Vor allem setzt uns Albrechts vergesslichkeit in erstaunen. Str. 33, 8 kent die dem heiden ausgelieferte jungfrau den Hildebrant, woher wird nicht berichtet, 38, 7 aber sagt sie zu ihm „*herre, swer ir sît.*“ Mindestens unklar ist 56, 9 fgg.: *dâ von der megede ir sorge verswant, die sî vor menegen jâren hât ûf den einen tac getragen*, denn nach 28, 9 entscheidet ja das loos über die, welche des heiden raub werden soll. Ob übrigens die ganze umgebung der Virginal dieser gefahr ausgesetzt ist, oder nur ihre eigentliche dienerschaft, bleibt gleichfalls unentschieden; es scheint beinahe nur die letztere. Denn nach 431, 7 fgg. war Ibelin, Nitgers schwester, auch bei der Virginal gewesen: diese würde aber doch kaum dem heiden haben übergeben werden dürfen. 61, 6 meint Hildebrant, Dietrich werde über ihn spotten, dass er einen einzigen heiden nicht bewältigen könne, während er ihm doch selbst befohlen hätte, *eine ganzen rotten gesigen an*. Dass Hildebrant dies ansinnen an den Berner gestellt habe, ist vorher nicht gesagt. Wol aber entspricht jene äusserung dem nachher geschehenden. Doch das kann Hildebrant nicht vorauswissen. 72 fgg. ist die situation sehr unklar. Die heiden erfahren den tod ihres herrn und zwar nach 84, 3 von einem *wildenære*, sie trennen sich, um Hildebrant aufzusuchen, einige stossen auf Dietrich, von dem sie erschlagen werden, immer neue dringen an, er muss bis zum morgen kämpfen (97, 1), da endlich komt ihm Hildebrant zu hilfe. Und doch hat dieser vorher so grosse sehnsucht, seinen herrn wider zu sehen, dass er nach der besiegung des Orkise sofort mit der jungfrau zu ihm aufbricht; der weg dahin kann auch nicht allzu weit sein, haben doch vorher Hildebrant und Dietrich von der stelle aus, wo der letztere nachher zu verweilen angewiesen wurde, den klageruf der jungfrau gehört (22, 1). In str. 404, 12 behauptet Dietrich sogar, fünf tage gekämpft zu haben, ehe Hildebrant erschienen sei. 83 und 64 widersprechen sich; letzterer strophe zufolge weiss Orkise nicht, warum seine leute ihm nicht zu hilfe kommen, in der ersteren wird dagegen erzählt, dass er selbst ihnen befohlen habe zurückzubleiben und ihn allein kämpfen zu lassen. 143, 5 fgg. hört Bibunc den kampf Dietrichs und Hildebrants mit den drachen, doch als er auf den schauplatz des streites komt, sind beide längst fort und er trifft sie erst zu Arone, nachdem sie bereits gegessen haben. 263, 13 beträgt die zahl der getöteten würme 72, dagegen 271, 10 *mê dan hundert*. Dass die herzogin Portalaphe den rat gegeben hätte (266, 12), den brief an die Virginal zu schreiben, ist im vorhergehenden nicht berichtet. 279 lügt Bibunc, wenn er seiner gebieterin erzählt, dass er gleich nach aufhebung der tafel gebeten habe, ihn wider heim zu senden. Er hatte sich nach str. 241 erst 14 tage ohne gewissensbisse auf Arone amüsiert, ehe er jenen antrag stellte. Seiner eigenen aussage zufolge reitet Rentwin 180, 1 einen tag und eine nacht, bevor ihn die verhängnisvolle müdigkeit überwältigt; Bibunc lässt ihn zwei tage und ebensoviel nächte (283, 7) reiten. Was 292, 10 fgg. erzählt wird, ist vorher nicht erwähnt worden. Wie Dietrich 367, 8 dazu komt, sich vorwürfe darüber zu machen, dass er Hildebrant nicht gefolgt sei, ist nicht abzusehen. Ebensowenig werden wir darüber unterrichtet, woher der riese weiss, dass es Dietrich ist, den er gefangen hat. Der inhalt der strophen 412 und 413 ist vorher anders dargestellt worden. 417 wird erzählt, dass Hildebrant für

Dietrich gegen den wurm gekämpft habe, 175 hat er jedoch nur diese absicht, an deren ausführung er von Dietrich verhindert wird. Auch strophe 420 macht angaben, die im früheren sich nicht finden. 429. Dietrich hat gar nicht geschworen, sich mit silber zu lösen, sondern nur über die art und weise seiner gefangennahme durch den riesen zu schweigen (326). Die angaben der str. 459 sind gegen die frühere erzählung sehr übertrieben. Der dichter hat 491 vergessen, dass der spass von den zwergen, welche Hildebrants schild nicht heben können, mit Bibunc 354 sich zugetragen hatte und nicht mit Beldelin. 538 will Imian dem Baldunc Steiermark schenken, während dies doch nach 543 Dietleip besitzt. 551, 10 ist nicht wahr oder wenigstens schief ausgedrückt. Sonst ist Orkise stets mit 80 mannen ausgezogen (1, 9. 30, 3), dagegen lässt ihn der dichter 601 nur *selbahtzegest* reiten. Aus Ibelins briefe oder Beldelins berichte kann ferner Hildebrant 604 nicht wissen, dass der riese, in dessen gewalt Dietrich sich befindet, Wicram heisst. Woher hat er also diese kunde? Völlig sinnlos sind die str. 703—705. König Imian fragt den Hildebrant, obwol er dies schon 542 durch Bibunc erfahren hatte, nach dem aufenthaltsorte Dietrichs. Ohne sich um diese frage zu bekümmern, erzählt nun Hildebrant durch zwei strophen hindurch die uns schon so oft vorgetragene geschichte, wie er den Orkise und Dietrich dessen begleiter getötet habe. Am schlusse seiner auseinandersetzung scheint er sich jedoch bewust zu werden, dass er eigentlich recht ungehöriges geredet habe, denn er bricht plötzlich ab. Er beantwortet jedoch auch jetzt nicht Imians frage, es heisst vielmehr: *sus liezen sî die rede ligen.* Wenn Gernot 747 sagt: *nu ligent der risen ehtwe tôt*, so rechnet er, da bisher nur sieben zweikämpfe stattgefunden haben, den von Dietrich früher getöteten Grandengrus mit; nicht wird dieser aber 728 mitgezählt, wo es heisst: *nu sint der risen zwêne ervalt, Adelrant und Vellenwalt.* 778, 5 fgg. spricht Dietrich zu Hildebrant, als ob der letztere die Ibelin bisher noch nicht gesehen habe und er ihn mit ihr bekant machen müsse. Doch Hildebrant kent sie, er hat ja 770, 10 mit ihr zusammen bei tische gesessen. Recht unpassend setzt 811 fgg. Hildebrant Dietrichs erzählung fort und berichtet, was doch nur dieser wissen konte. 817, 1 widerspricht 518 fg. 859 machen sich die helden auf die reise zur Virginal. Sogleich *kam gên in geschozzen vil manec wurm her unde dar und woltens dâ verbrennen* und 860, 4 *die wurme schuzzen gegen in dar.* In demselben augenblicke erscheinen aber 11 riesen. Der kampf mit ihnen beginnt, sie werden der reihe nach erschlagen. Wo bleiben inzwischen die drachen? entweder haben sie geschlafen wie der dichter, oder sie sind fortgegangen, weil sie die helden bereits durch den kampf mit den riesen beschäftigt fanden und sie dabei nicht stören wollten. Denn 895, 3 nach dem falle der riesen hören die recken die stimme eines alten wurmes, *der kam geschozzen gegen in dar.* Der schluss des ganzen gedichtes ist völlig verfehlt und befriedigt nicht. Man verlangt irgend eine lösung. Die natürlichste wäre die heirat Dietrichs mit der Virginal und Baldungs mit der Valentrins. Auf die letztere ist im verlaufe des werkes mehrfach hingewiesen (267, 13 fgg. 302, 5. 538, 8); auch die erstere hatte der dichter im auge: Virginal selbst erwartet sie, ja sie trägt sich ganz unverhohlen 974, 10 und 1055, 12 dem Dietrich an. Zu ihren jungfrauen sagt sie 1030, 9: *machent al iuwer hâr reit diu minne wil iu nâhen.* Dietrich selbst und seine ritter sind verliebt, aber es komt zu nichts. Um nur die zeit hinzubringen, wird zweimal getanzt, zweimal turniert und entsprechend oft gegessen. Dabei langweilen sich aber die recken dennoch, wie dies Dietrichs frage 1031, 3 *wes wellen wir beginnen?* zeigt. Um nur dieser peinlichen situation ein ende zu machen, muss als deus ex machina ein abgesanter aus Bern erscheinen und Dietrich mit absetzung seitens seiner untertanen drohen, wenn er

nicht eiligst zurückkehre. Von einzelnen ungenauigkeiten innerhalb dieser letzten partie bemerke ich folgende: 1017, 6 ist früher unbekant. 1022, 6 fgg. ist vorher anders dargestellt worden. Wer sind endlich die 2000 mann, die 1081, 9 mit Dietrich nach Bern reiten? Das heer betrug nach 843 ungefähr 60000 mann vor Muter, gefallen ist niemand. Wo sind die 58000 geblieben? Wider nach hause können sie doch nicht abgeritten sein, denn Imian verabschiedet sich erst zu Bern 1094 von Dietrich.

Fassen wir kurz zusammen, was aus dem vorhergehenden sich für die charakteristik Albrechts ergibt, so dürfte sich das bild etwa folgendermaassen gestalten. Im grossen und ganzen mag wol der dichter, ehe er an die ausführung schritt, sich einen plan für seine erzählung gebildet haben, doch diese selbst ist weit weniger eine fortschreitende handlung als eine reihe lose verbundener schilderungen. Mit lebhafter phantasie malte er die einzelnen bilder aus; kam er im verlaufe seines werkes auf ein früher dargestelltes ereignis zurück, muste er es einer bei demselben unbeteiligten person erzählen lassen, so trat es mit allen seinen einzelnheiten wider vor seine seele, er reconstruierte es. Warum sollte es sich der leser nicht auch wider vorführen lassen wollen? Das interesse, das Albrecht selbst an den schicksalen seiner personen nahm, setzte er auch bei seinen lesern (oder hörern) voraus. Dass bei derartigen reconstructionen sich das bild häufig verschob und widersprüche entstanden, ist erklärlich. Doch bei seiner lebhaftigkeit fehlte dem dichter die klare anschauung, seine phantasie gieng sprungweise und seine detailmalerei hatte zur folge dass er über dem einzelnen den zusammenhang des ganzen öfter vergass. Durch die zahlreichen widerholungen war der umfang des werkes weit über die ursprüngliche absicht hinaus gewachsen und hatte natürlich auch entsprechend längere zeit der arbeit gekostet: so mochte dem alternden dichter die lust ausgehen, das werk nach dem früheren plane zu vollenden und er griff gerne nach einem mittel, welches wenigstens einen äusserlichen abschluss zu wege brachte. Die mehrzahl dieser momente liessen sich, glaube ich, auch aus der sprache und insonderheit dem satzbaue Albrechts nachweisen. Ohne auf diesen punkt weiter einzugehen mache ich nur auf den häufigen wechsel im gebrauche von d u und i r, zuweilen in demselben satze, aufmerksam; ferner auf die übergänge in der anrede, so dass mit demselben pronomen kurz hintereinander zwei verschiedene personen bezeichnet werden, ohne dass man diesen wechsel anders als durch den sinn erraten kann. So z. b. in str. 64. Endlich noch ein charakteristischer zug von Albrechts sprache. Zwei zusammengehörige zeilen werden (dies ist so häufig, dass ich beispiele nicht aufzuführen brauche) durch eine dritte dazwischengeschobene getrennt, welche eine folge jener beiden oder einen sie begleitenden umstand erzählt.

Die mängel der Virginal werden dem publicum des dichters ebenso wenig entgangen sein wie sie uns entgehen. Aber der muntere bänkelsängerische ton, der inhalt und der ansprechende bau der strophe überwogen zu gunsten der dichtung. Es gab ja auch mittel, jene anstösse fortzuschaffen oder wenigstens zu verringern. Man versuchte es auf verschiedene weise. Die eine bestand in der kürzung; das gedicht wurde bedeutend ansprechender, wenn jene unzahl von widerholungen fortfiel. Doch damit war dem schlusse des gedichtes noch nicht geholfen. Dazu bedurfte es einer völligen umarbeitung. Eine solche ist auf uns gekommen. Von ihrer ursprünglichen gestalt besitzen wir allerdings nur bruchstücke, welche Lexer im 13. bande der zeitschrift herausgegeben hat. Zupitza nent sie f. Es sind die beiden äusseren doppelblätter wahrscheinlich des zwölften quaternionen. Ich bemerke beiläufig, dass bei Zupitza s. XI, wo er diese reste bespricht, hinter 356, 2—357, 13

die zahlen 358, 1—12 ausgelassen sind. Sprache und reime gestatten diese bearbeitung noch ins 13. jahrhundert zu setzen. Auf ihr basiert sodann die Wiener piaristenhandschrift, welche, wie bei den meisten in ihr enthaltenen stücken, so auch hier in der hauptsache den inhalt nicht anrührt, sondern nur die form soweit verändert als dies die neuen sprachformen und die neue silbenzählende metrik verlangte. Vergleicht man diese handschrift (w) mit dem gedichte Kemenatens, so wird man die meisten der oben gerügten unebenheiten beseitigt finden; besonders ist aber der schluss befriedigender geworden. Zu derselben bearbeitung gehört endlich die verkürzung des Dresdener heldenbuches, doch ist dieselbe unabhängig von w, wie dies die namen Rentwein und Macitus gegenüber den entstellungen in w, Rotwein und Madius beweisen.

Auf das Dresdener heldenbuch etwas genauer einzugehen hätte Zupitza wie hier so auch s. LI nahe gelegen. Dass er es nicht getan hat, ist ihm allerdings nicht in dem grade zum vorwurfe zu machen, wie dass er s. XXXII über die spätere recension des Sigenot schweigt und uns mit den worten abspeist: „weiter darauf einzugehen muss ich dem überlassen, der eine ausgabe der bearbeitung liefern will.“ Wann wird sich wol dazu jemand finden! Pflicht eines herausgebers ist es, nicht nur das edierte denkmal seiner ursprünglichen gestalt möglichst nahe zu bringen, sondern auch seine geschichte vom anfange bis zum ende darzustellen. Die spätere gestalt des Sigenot hier zu besprechen bin ich leider nicht im stande, da mir das material fehlt, dem Dresdener heldenbuche will ich aber einige worte widmen. Zarncke hat in der Germania 1, 53—63 nachgewiesen, dass Kaspar von der Roen, den man früher fälschlich für den verfasser der ganzen samlung hielt, nur einer der schreiber der handschrift gewesen ist. Bedürfte dieser nachweis noch einer stütze, so liesse sich diese durch folgende beobachtung geben. In allen von Kaspar geschriebenen stücken mit alleiniger ausnahme des Wunderers, nirgends dagegen in den partien der anderen hand komt sporadisch ein zeichen vor, das von der Hagen mit rc. widergibt. Wie es in der handschrift aussieht, erkent man aus Zarnckes facsimile. Ich vermute es ist ein schnörkel, den Kaspar machte, wenn er im schreiben absetzte. Darin bestärkt mich der umstand, dass es sich regelmässig am schlusse der gedichte findet. Auch in anderen handschrifen der zeit und am ende von urkunden habe ich das zeichen einigemal bemerkt. Ist also Kaspar nicht der verfasser der 11 gedichte, so fragt sich, ob wir einen oder mehrere verfasser anzunehmen haben und dann, wohin die entstehung der samlung zu setzen ist. Ich versuche die zweite frage zuerst zu beantworten. In allen stücken herscht die gleiche sprache wie in den Nürnbergischen fastnachtsspielen. Einige gleichartige ausdrücke und redensarten stelle ich hier zusammen. *adern auszerrn* fastnachtsp. 596, *zeucht euch aus eur oder* O. 219, *allpot* 770 R. 209, *complex* sehr häufig Wund. 44, *drus und peulen* 173, 178, 539 L. 80, 220, *fortel* 1290 L. 232, *gedymel* 1198 L. 266, Wund. 169, *gespei* sehr häufig O. 121, *gloen* 1296, 1300 Wund. 182, *zu hauffen schlagen* 1281 L. 298 u. ö., *furpas hauen* 240, *haw hin* 1280, *von hinen hawen* Virg. 85, *litze* 1485 u. ö. L. 301, *pankhart* 67, 68, Wolfd. 96, *subtil* 71, 1173, Virg. 130, *ungelachsen* 301, 768, R. 188. Es lässt sich diese samlung noch bedeutend vermehren. Ebenso zeigen die reime viel übereinstimmendes, so *tan* für *tuon*, *nit* und *nicht* abwechselnd, der inf. *fregen* = *frâgen*, praet. *stand*, *luff*, *luffen* für *stuont*, *lief*, *liefen*, part. *geloffen*, *genung* für *genuoc*, *werden*, *pferden* mit ausfall des *d* im reime und vieles andere mehr. Auch in der satzfügung zeigt sich mannigfache übereinstimmung. Alles weist dahin, dass wir die entstehung der samlung in dem kreise der Nürnbergischen meistersänger — wenn wir Rosenplüt und Folz mit ihren genossen diesen

namen beilegen wollen — zu suchen haben. Stilistisch sind allerdings diese producte bedeutend schlechter als Rosenplüts und Folzs gedichte; doch ist dabei zu bedenken, dass hier keine freie selbständige dichtung wie bei diesen vorliegt, sondern überarbeitungen. Und in schwachen stunden konte auch Folz verse machen, die denen des Dresdener heldenbuchs auf ein haar gleichen, so z. b. 1270: *sprach „das tut in gedechtnus mein, gib ins zu tranck und speise.“* Gemein ist endlich auch den fastnachtsspielen und dem Dresdener heldenbuche die derbheit des tones. Wenn ich mich jetzt zu der zweiten frage wende, so muss ich zuerst die von Zarncke a. a. o. 58 aufgestellte meinung zurückweisen, dass die von dem zweiten schreiber aufgezeichneten stücke, welche sich ihrer verkürzung rühmen (Ortney, Wolfdietrich, Virginal), diesem selbst ihre jetzige verkürzte gestalt verdanken; er glaubt dass derselbe, um sich seine arbeit zu erleichtern, so verfahren sei, und bringt damit in zusammenhang, dass sein name den stücken nicht wie der Kaspars zugefügt sei; er habe gefühlt, dass er mit seiner arbeit grosse ehre nicht einlegen könne. Damit steht aber der umstand in widerspruch, dass die postscripta der drei gedichte sich deutlich ihrer verkürzung rühmen, und dass es bei weitem grössere mühe gekostet haben wird, diese verkürzte fassung herzustellen, als die ausführlicheren vorlagen wortgetreu abzuschreiben. Auch ist nicht zu leugnen, dass ein gewisser takt in der verkürzung sich zu erkennen gibt: wichtiges ist kaum irgendwo ausgelassen worden. Beim Ortnit und Wolfdietrich lässt sich das verfahren controllieren, nicht so bei der Virginal, weil uns die bei derselben benutzte vorlage von 408 strophen nicht erhalten ist. Der verkürzer bemühte sich möglichst die reime des originals zu benutzen, freilich suchte er sich dieselben aus verschiedenen strophen zusammen. So oft im Ortnit die form *Ortnît* im reime vorkomt, so ist sie der vorlage entnommen, der bearbeiter schrieb *Ortney*. Ebenso sind in Ortnit und Wolfdietrich fast sämtliche reime von *niht* und *nicht* aus dem originale; wo der verkürzer ganz selbständig verfuhr, setzte er *nit*. Um zu zeigen, wie die reime der vorlage und diese selbst — beiläufig gesagt, lag beim Ortnit eine handschrift vor, welche im allgemeinen der Ambras-Wiener handschrift entsprach, die aber auch lesarten hatte, wie sie der Monesche text bietet, vgl. 192: *und mich ert an meim pet* = Mone 405: *er wil mich verirren vil gar an minem gebet*, während bei Hagen 391 steht: *„lâ mich durch mîne bet“* — benutzt sind, lasse ich einige beispiele folgen. O. 240: *was tut gen, reiten, faren mag nichs vor in bestee* = Hagen 494: *sô wæn ich in dem lande vor in iht dâ bestê.* 256: *sie hat allein durch meines vater und muter verkorn: ich weis, stürb unser eines, das ander wer verlorn* = Hagen 525: *diu vater unde muoter durch mich hât verkorn. ich weiz wol, stirbe ich eine sô sî wir beide vlorn.* Wolfd. 176 fg. *die teufel er do vant .... und schlug sie umb die want das waren merwunder* = Hagen 465: *diu ungefüege helle und die tiufel dier dâ vant die wârn des meres wunder und sluogen an die steinwant.* Wolfd. 201: *her reit ein reuter von feren* = Hagen 514: *seinem riutære.* Schon aus diesen wenigen proben ist ersichtlich, dass zur herstellung eines gedichtes in dem falle, dass die vorlage uns verloren ist (wie beim schlusse des Wolfdietrich) diese verkürzungen keine mittel an die hand geben. Der verfasser des Ortnit und Wolfdietrich war ohne zweifel derselbe; auch für die Virginal ist es mir wahrscheinlich. Im gegensatze zu diesen drei verkürzten gedichten stehen der Laurin und der Wunderer. Beide zeichnen sich durch eine entsetzliche breite aus: man lese nur die unendliche schilderung von Laurins waffenschmuck und im Wunderer die beschreibung der ausflüchte Etzels und der angst, die die jungfrau ausstehen muss, ehe sie einen kämpfer findet. Zupitza meint allerdings s. LI, dass der Wunderer in der ursprünglichen gestalt uns erhalten sei. Ihm ist

dabei entgangen, dass in den fastnachtsspielen nr. 62 *ein spil von dem Perner und dem wundrer* mitgeteilt ist, welches an einigen stellen wörtlich mit unserem gedichte übereinstimt und im ganzen dieselbe grundlage voraussetzt, wie dieses. Die übereinstimmenden stellen aber zeigen in dem „*spil*“ eine reinere gestalt als im wunderer. So Wunderer 161: *helt, wiltu nit lenger leben das du dein leben here wilt umb eine pubin geben?* im vergleich mit *spil* 550: *du junger narr, wiltu dein leben hie umb ein pose pubin geben?* Ich kann mir jene breite im Laurin und wunderer nur dadurch erklären, dass ich eine — ungeschickte — übertragung aus reimpaaren in die strophenform annehme. Für den Laurin hat bereits Müllenhoff (DHB 1, 293) wahrscheinlich gemacht, dass seine quelle nur das alte gedicht selbst sei, keine strophische bearbeitung desselben. Vielleicht dürfte auch in den worten des Laurin 290: *solt man das als durchgrynden .... als mans in der schrift thut finden: das wurd zu vil im gesanck* dieser gegensatz zu finden sein; *schrift* als reimpaare, *gesanck* als strophische bearbeitung. Denn dem gesange sollten diese umarbeitungen dienen, darum muste eben die umsetzung in strophen erfolgen. Vom wunderer hat sich (Keller, erzählungen aus altdeutschen handschriften 1) ein allerdings sehr abweichendes fragment in reimpaaren erhalten. Der rosengarten erscheint im Dresdener heldenbuche nicht erheblich gekürzt; was würde auch bei ihm geblieben sein, wenn dieselbe manier wie beim Ortnit angewant worden wäre! Man mag an den zweikämpfen besonderes vergnügen empfunden haben, sonst würden sie ja nicht im Laurin so breit ausgeführt worden sein. Die besprochenen sechs stücke scheinen von demselben verfasser herzurühren, wenigstens lässt sich nichts erhebliches beibringen, das dieser annahme widerspräche. Von den übrigen stücken hat der Ecke eine überarbeitung nicht erlitten, er entspricht den gedruckten exemplaren, dagegen liegt beim Sigenot zwar auch ein text zu grunde, wie wir ihn in den verschiedenen fassungen der drucke besitzen, er scheint aber überarbeitet zu sein. Dies ergibt sich aus den häufigen stellen, an denen durch vermischung zweier constructionen unsinn entsteht. Man vergleiche str. 11: *ob euch der ungefuge man mit sig gegen euch gelungen, dor noch so wolt ich in bestan ob es mein ende were. do sprach der so lobesan der edel Pernere* mit dem drucke (nur der von Schade herausgegebene steht mir zu gebote) *und ob der ungefuge man, herr, euch wurde zu schwere, darnach so will ich in bestan das es mein ende were. do sprach der fürst so hochgenant* (*lobesant* in dem bruchstücke eines Sigenotdruckes zeitschr. 5, 248), 36: *und das ich von jm danne und wurd ich den von jm erslagen* mit *ob ich von jm wurd danne auf dieser heid zu todt erslagen*, 62: *er weckt jn nit mit der hende und gab jm mit dem fuss einen stoss mit dem fuss in sein pruste* mit *er wolt in mit der hande nicht wecken und gab jn einen stoss mit eim fuss auff die pruste*, endlich 83: *das fauer das auss deinem munde gat ich weiss nit, wer dich getragen hat* mit *von fewr das auss deinem munde gat, weiss nicht, wers in dich tragen hat.* Von der Hagen hat an diesen stellen durch einklammerungen meist richtig den von dem überarbeiter beabsichtigten sinn hergestellt. Die vermischung zweier constructionen erkläre ich mir daraus, dass der überarbeiter ein exemplar des Sigenot vor sich hatte und in dasselbe seine änderungen eintrug. Er vergass vielleicht manches nun nicht mehr passende auszustreichen, einiges war auch durch die correcturen unleserlich geworden, daher das wunderliche durcheinander in Kaspars reinschrift. Es ist möglich, dass auch bei den verkürzungen (Ortnit usw.) ähnlich verfahren wurde, denn manche unzuträglichkeiten fallen sicher dem schreiber anheim. Wie es mit dem Hildebrandsliede im Dresdener heldenbuche steht, weiss ich noch nicht, das Meerwunder aber halte ich mit Zupitza s. LI für ein originalwerk des 15. jahrhunderts. Die

fabel hat auch Hans Sachs, s. Grimms d. sagen nr. 405. Die verkürzung des herzog Ernst ist eine wesentlich andere als die beim Ortnit usw. Sie beschränkt sich auf auslassung ganzer strophen und lässt das gedicht sonst unangetastet. Zu beachten ist dabei, dass der Ernst und das Meerwunder erst nachträglich eingeheftet sind. Mit ausnahme dieser beiden und des Ecke und mit jener beschränkung beim Sigenot glaube ich dass die übrigen stücke von einem verfasser herrühren.

Ich kehre nach dieser abschweifung noch einmal zur Virginal zurück. Die von dem schreiber ausgelassenen verse hat Zupitza nur zum kleinen teile ausgefüllt. Für eine anzahl derselben lasse ich hier ergänzungen folgen und füge zugleich einige besserungsvorschläge bei. 57, 13 ist wol *in* für *ir* zu schreiben, da vorher nur von den frauen der Virginal die rede war und der übergang auf diese selbst hier doch gar zu rapid erschiene. 265, 2 ist etwa zu ergänzen: *(wan er ist vil sêre wunt)*, 276, 2 *dar ûf die helde überal.* 358, 3 schlage ich für das handschriftliche *gegen den schmpfe* (: *wazzertrüpfe*) zu lesen vor *das ist gein dem ein stüpfe* (mittelhochd. wörterb. 2, 2, 659[a]) wie man sonst *strô, spriu* zur verstärkung oder vertretung der negation verwendet. Auf diesen ausdruck führt auch w 544 *der mir kund freüd verstopfen.* 379, 12 klingt *ervorsche* etwas auffällig, ich würde lieber *ervreische* lesen. 382, 2 hat die handschrift *in manegem wasse lac ein stein bî hern Dieterîche.* Die stelle ist vielleicht so zu verbessern: *ame wasen lac ein mangenstein.* Wollte man dagegen einwenden, dass Dietrich im gefängnis sich befindet und daher vom rasen nicht die rede sein könte, so liesse sich entgegnen, dass die jungen ritter nicht in Dietrichs zelle ihre gymnastischen übungen anstellen werden. Die zeile würde vielmehr widerum für die überall hervortretende unklare anschauungsweise Albrechts zeugen. 495, 5 ergänze ich: *daz ich iu sage daz ist wâr,* 496, 2: *daz mich die risen sus hânt vlorn* (in der vorhergehenden zeile muss doch wol für *der von Berne* geschrieben werden *der Berner*), 570, 5: *daz sî sælec müezen sîn*, 608, 3 fg.: *die mit iu koment ûf den plân. und welnt ir uns ze Berne lân*, 685, 7: *kumt ir niht in den holen berc.* 721, 7 fgg. ist die interpunction abzuändern: *der künec muoste ez lîden daz sich die starken schilde bugen (dar ûz sô vielen stucke), dar under si sich dicke smugen.* 782, 8 kann wol nur *tirme* (im reim auf *schirme*) gestanden haben; die handschrift hat es vielleicht selbst, denn *arme* und *tirme* können täuschend ähnlich geschrieben werden. 901, 9 fg.: *vor einer hôhen steines want er mich von in erlôste.* 1047, 2 lese ich: *krîjierten* für *priviertent.* So hat in der vorhergehenden zeile die handschrift für *kriren.* 1093, 5: *daz ir mugt wunnecliche leben.*

BERLIN, IM OCTOBER 1870. ELIAS STEINMEYER.

Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes von **R. Haym.** Berlin, R. Gaertner 1870. XII und 951 s. gr. 8. 4 Thlr.

Jene bedeutende geistige bewegung, welche den klassischen idealismus des 18. jahrhunderts stürzen und einen poetischen universalismus als herscher des lebens der nation aufstellen wollte, hat bis vor wenig jahren genauer geschichtlicher forschung entbehrt. Gervinus und Julian Schmidt hatten allerdings mit viel geist und grosser bewältigung des pragmatischen zusammenhanges die romantischen dichter und ihre werke besprochen, und Hettner in einer seiner ersten schriften eine studie

über die schule gemacht; aber die urkundliche geschichte blieb unversucht. Selbst R. Köpkes treffliches buch über L. Tieck stellte den gefeierten dichter zwar lebendig, aber durchaus nicht mit diplomatischer genauigkeit dar, dass die arbeit auch nur für diesen einen als getan erklärt werden könte.

Da gab Koberstein in dem unschätzbaren dritten bande seines grundbau eher als grundriss zu nennenden werkes die sammelfrüchte eisernen fleisses auch über die romantiker auf den markt, zwar nicht bequem auf breiter übersichtlicher tafel, aber doch in vielen körben und nestchen für suchende liebhaber zum fund und nutzniess leicht genug verpackt. Nicht alle, welche über jene männer schreiben, werden so dankbar wie R. Haym Kobersteins gedenken. Dass er aber sehr eifrig benutzt werden wird, und von vielen als einzige quelle, die weiteres graben unnötig mache, wer wollte daran zweifeln?

Vor uns liegt nun Rudolf Hayms romantische schule. Mit freuden begrüssen wir darin die erste wirkliche geschichte jener merkwürdigen bewegung, deren charakter gleich anfangs des herrn verfassers gutes wort bezeichnet, dass der gegenwärtige sinn für das reale und das einfach wahrhaftige auch der litteraturwissenschaft zu gute kommen müsse.

Das werk erzählt nicht die ganze geschichte der schule, sondern ihre anfänge und die entwickelung bis zum ende der blütezeit, das durch Schellings identitätssystem, Fr. Schlegels Europa und W. Schlegels Berliner vorlesungen bezeichnet wird.

Das ganze ist in drei bücher verteilt: das entstehen einer romantischen poesie, das entstehen einer romantischen kritik und theorie, und die blütezeit der romantik.

Gegenstand des ersten buches ist begreiflich L. Tieck, dessen anfänge, märchen- und komödiendichtung und verbindung mit Wackenroder eingehend dargestellt werden. Der Sternbald, in welchem nach Fr. Schlegel der romantische geist angenehm über sich selbst phantasiert, bewies nach der freunde urteil, dass die romantische poesie eine lebendige macht sei. Tieck hatte mit Wackenroders deutscher kunstandacht seine überidealistische behandlung des wirklichen lebens hier verschmolzen, zu der er sich allmählich aus teils nüchternen, teils grellen anfängen unter W. Meisters anleitung heraufgearbeitet hatte.

Das zweite buch beschäftigt sich mit dem Schlegelschen bruderpaare bis in die Jenenser zeit und in die tätigkeit für das Athenaeum. Friedrich erscheint zuletzt als mittelpunkt des kreises, indem seine lehre von der ironie die verschiedenen richtungen der genossen sehr wol zusammenhält.

Das dritte und letzte buch ist der eigentliche schwerpunkt der Haymschen arbeit. Schon äusserlich noch einmal so stark als die beiden andern zusammengenommen, tritt mit der ganzen fülle der geschilderten personen und tatsachen auch ein reicheres quellenmaterial hervor, das dem verfasser in dem zuerst durch Dilthey geöffneten Böckingschen schatz des W. Schlegelschen archivs aufgieng.

Das erste capitel behandelt Hölderlin, dessen einfügung unter die romantiker überraschen muss. Der herr verfasser kann diese verwertung seiner studie über den schwäbischen dichter für das vorliegende buch denn auch nur gewaltsam rechtfertigen, indem er Hölderlins dichterisches streben einen commentar zu Fr. Schlegels abhandlung über das studium der griechischen poesie nent. Im übrigen gibt er zu, dass sich Hölderlin von den romantikern, die fast keine notiz von ihm nahmen, in allem einzelnen unterscheidet und auch mit Wackenroder und Novalis nur eine ganz allgemein poetische berührung hat.

Novalis, den einzigen wirklichen dichter der schule, führt das zweite capitel vor. An ihn, der zarte poesie, tiefe philosophie und klares leben verbindet, schliesst sich im dritten capitel Schleiermacher, „die wendung zur religion und die ethischen anschauungen der romantischen schule," im vierten Schelling und die naturphilosophie, worauf wir im fünften zu den kritischen häuptern Schlegel zurückkehren und mit sehr rascher übersicht über den poetischen nachwuchs und die wissenschaftlichen ergebnisse der schule an das ende gelangen.

Dieser überstürzte, wol durch äussere gründe gegebene schluss steht mit einem mangel des ganzen buches in verbindung, der ungleichmässigkeit des aufbaues, den der herr verfasser übrigens in der vorrede selbst eingesteht. Daraus ergeben sich auch die excurse, welche unter den ergänzungen erscheinen, und die freilich bei mehrjährigen litterargeschichtlichen arbeiten, deren druck vor dem abschluss beginnt, sehr leicht notwendig werden. Solches verringert übrigens den wert des buches durchaus nicht, an dem wir solide arbeit, gesundes und scharfes urteil, richtige charakteristik und als grundlage eine vielseitige wissenschaftliche tüchtigkeit zu rühmen haben. Dass herr Haym weder mit Rugeschen noch mit Eichendorffschen anklängen die romantische anfangs- und blütezeit behandeln werde, war ohne zweifel. Er strebt nach geschichtlicher gerechtigkeit auf grund der taten und worte, nicht geleitet durch irgend eine doctrin. Er erkent an, dass jene männer edle bildung in vielseitiger anwendung erwiesen, durch zahlreiche kanäle weiter leiteten, gegen die gemeine menge und die mittelmässigkeit verteidigten und den geist der poesie in leben, sitte und wissenschaft hineintrugen. Unberückt durch die romantische zaubermacht spricht herr Haym es aus, dass nicht die dichtung, sondern die wissenschaft durch die schule nachhaltige bereicherung und vertiefung erfahren habe. Doch komt auch hier nur der anstoss von ihr, nicht die strenge ausführung und die gewaltige arbeit.

Durch ein günstiges geschick haben wir fast gleichzeitig zwei bedeutende werke über die romantische zeit erhalten; denn wenig wochen vor Haym ist der erste band von W. Diltheys Leben Schleiermachers vollendet erschienen. Beide bücher berühren sich an vielen seiten; nicht blos in dem Schleiermacherschen capitel, sondern auch sonst, namentlich wo Friedrich Schlegel erscheint. Es ist interessant, die darstellung des gleichen in beiden büchern zusammen zu halten; man tue es z. b. mit der ausführung über die Lucinde (Haym 493—531, 875 fgg.; Dilthey 1, 487—508). Die hohe bedeutung des Diltheyschen buches hat herr Haym neidlos anerkant. Dilthey hat aus noch reicheren quellen als er geschöpft und versteht geistreich und scharfsinnig, lebendig und mit feinem gefühl die charaktere zu entwickeln, die lebensbeziehungen darzulegen und die geistigen arbeiten genau und erschöpfend nahe zu bringen. Mögen beide bücher, Hayms romantische schule und Diltheys Schleiermacher, nachdem stille, ruhige zeiten zurückgekehrt sein werden, zahlreiche freunde um sich sammeln, die sich in geistige kämpfe und in die taten wissenschaftlicher und poetischer führer gern versetzen.

KIEL. K. WEINHOLD.

Christi Leben und Lehre besungen von **Otfrid.** Aus dem Althochdeutschen übersetzt von **Johann Kelle.** Prag 1870. Verlag von Friedrich Tempsky. VII und 512 s. Klein-8. 2 thlr.

Der wunsch, das studium des so schwierigen Otfrid zu erleichtern, bestimte den verfasser, diese übersetzung desselben ganz unabhängig von seiner ausgabe des

originales zu veröffentlichen. Sie soll „gewissermaassen als ein fortlaufender commentar das in der grammatik und im glossar gebotene ergänzen.“ Da dieses ihr hauptzweck sei, habe sein streben dahin gehen müssen, so wörtlich, als nur möglich, zu übersetzen: nur eine wortgetreue übersetzung genügte denen, die eine solche aus sprachlichen oder sonst aus wissenschaftlichen gründen in die hand nähmen; eine freie höchstens den freunden der poesie überhaupt. Man kann diese ansicht nur billigen, zumal Otfrids werk keineswegs darnach angetan ist, seine leser unter den freunden der poesie zu suchen.

Man sollte nun aber hiernach denken, dass der verfasser eine einfache prosaische übersetzung bieten würde: aber nein, er will auch die form des originals wahren, er übersetzt metrisch, wenn auch ohne zu reimen. „Vom reim,“ erklärt er, „habe ich umgang genommen, da er bei der absicht, eine wortgetreue übersetzung zu liefern, nicht durchführbar ist“: gewis richtig, aber ist auch nur die metrische form in diesem falle durchführbar? und welchen zweck hat diese bei der ausgesprochenen bestimmung der übersetzung?

Kelle gibt je eine strophe durch vier iambische dimeter wider, behält also den stumpfen schluss und die hebungen des originals bei, füllt aber die senkungen aus und lässt den (einsilbigen) auftakt nie fehlen. Ich habe aber drei strophen nur durch je drei dimeter widergegeben gefunden; denn 2, 14, 14[1] ist

tház si thes giziloti thes wázares gihóloti

übersetzt mit

„um wasser sich zu holen hier.“

So auch ebenda 79 und 115. Es ist das sicher nicht absicht, sondern nur versehen. Ein ähnliches begegnet dem verfasser in demselben stücke, indem ihm ein vers zu kurz, ein anderer dafür wider zu lang gerät. 6^{b} *zi einemo gisázc* wird durch das einen ganzen vers bilden sollende *„zu éinem rúhepláz,“* dagegen 39^{b} *niuzit mínan brunnon* durch *„bedíent der quélle, díe ich nénne méin“* widergegeben.

Aber übler, als diese versehen, ist etwas anderes, wozu die metrische form der übersetzung genötigt hat. Kelle bemerkt s. V richtig: „um die erforderliche anzahl von hebungen zusammenzubringen, um zum reime zu gelangen, hat Otfrid oft überflüssige wörter eingeschoben, weitläufige umschreibungen gebraucht, und sich hier und da verwickelter constructionen bedient“ usw. Nun erwäge man aber: Otfrid lässt oft die senkungen fehlen, sein übersetzer füllt sie aus; jener kann zu der hebung am versschluss auch tieftonige, dieser ausser bei compositis nur hochtonige silben brauchen; die althochdeutsche sprache hat volltönende formen, die neuhochdeutsche bedeutend geschwächte und zusammengeschrumpfte — man erwäge das, und man wird sich von vornherein sagen müssen, dass Kelle zu den flickwörtern und umschreibungen Otfrids neue fügen und in verwickelten constructionen es ihm nachtun wird.

Und das bestätigt sich denn auch sofort bei einer vergleichung der übersetzung mit dem original. Von flickwörtern wimmelt sogleich das erste, was wir bei Kelle lesen, was wunderlicher weise das zweite kapitel des ersten buches, „Otfrids gebet,“

1) Ich zähle, wie es bei Otfrid ja allgemein üblich, nach langversen, Kelle in der übersetzung nach halbversen.

ist. Es heisst da, indem ich die flickwörter des übersetzers durch gesperrte schrift hervorhebe:

wohlan denn nun, o du mein herr! ich bin, fürwahr, dein diener ja,
und sie, die arme mutter mein, sie ist ja deine eigne magd!
So lege deinen finger nun an meinen, deines dieners, mund,
und strecke aus auch deine hand auf meine zunge, grosser gott,
auf dass ich überall dein lob ertönen lasse und verkünd',[1]
wie einst geboren ward dein sohn der aller welt und mir gebeut[2]

usw. Es wird jeder zugestehen müssen, dass das keine wortgetreue übersetzung ist. Oft braucht der übersetzer statt eines einfachen wortes im original ein compositum oder umschreibungen, wodurch zum teil fremde vorstellungen in das werk hineingetragen werden. Man vergleiche z. b. 1, 5, 3 fgg.:

da kam ein bote unsers herrn, ein engel aus dem himmelszelt,
und brachte diesem jammertal die höchste kunde, die es gibt.
Er flog den pfad des sonnenballs, er flog die strass' des sternenalls,[3]
er flog die weg' der wolkenwelt zur jungfrau, die dem herrn gefällt,
zur frau, der adel wohnet in, zur heiligen Maria hin.

im original *himile, worolti, diuri ârunti, sunnûn, sterrônô, wolkonô, frônô.* So wie hier, wird auch sonst sehr oft *diuri* umschrieben, so gleich v. 12 *diurerô garnô* mit „*aus garn von übergrossem wert,*“ wo auch der zweite halbvers *thaz déda siu io gérno* durch „*die lieblingsarbeit war es ihr*“ meiner ansicht nach nicht besonders glücklich widergegeben ist. Ich greife sonst noch einige stellen heraus, 1, 5, 2: *after rîme* „*wie man zu zählen ist gewohnt;*“ 32 *manne,* „*jedwedem der die erd' bewohnt;*“ 47 *in himile* „*hoch über diesem erdenraum;*“ 58 *in beche* „*in tiefem höllenschlund;*“ 1, 18, 4 *ni girinnit mih thero wórte* „*doch fehlt es mir an wörterschatz*“ usw.

An sich kann man gegen die übersetzung dieser stellen meist nichts einwenden, wol aber z. b. gegen den gebrauch von „*auch*“ in stellen, wie 1, 17, 60 „*und fanden dort den guten sohn zugleich mit seiner mutter auch*“ und 2, 14, 96 „*er möcht' zum mahle endlich doch sich nidersetzen, essen auch.*“ „Das schwerfällige und unbeholfene liegt“ hier nicht „bereits im original“ (s. V); ebensowenig 1, 17, 73, wo der vers *sie wurtun sláfente fon éngilon gimánote* so zerdehnt wird: „*die magier befiel der schlaf, die engel aber mahnten sie.*“ Von ganz unerträglichen wortstellungen erwähne ich 1, 17, 13 „*sie fragten überall im land, wo er geboren wäre nur;*“ ebenda 69 fg. „*lasst alle uns beachten wohl, dass sie mit dieser wundergab' in wahrheit nur, was glauben wir, verkündeten der ganzen welt;*“ und 1, 2, 50 „*dass ich erfülle deinen dienst und etwas andres wolle nicht.*“

Sehr mislungen ist dem übersetzer die widergabe von 1, 5, 16: der engel Gabriel redet die jungfrau an mit

állero wíbo gote zéizosto!

bei Kelle:

„*heil dir, die aus der frauenwelt als liebste sich der herr gewählt.*“

1) *si lútentaz.*
2) *giburt súnes thines, drúhtines mines.*
3) An dieser stelle ausnahmsweise reim, so auch ebenda v. 13 fgg.

Freilich ist es sehr schwer aus 10 althochdeutschen 16 neuhochdeutsche silben herauszubekommen, aber so sonderbar hätte Kelle doch nicht übersetzen sollen, da man *„als liebste"* beim ersten lesen misverstehen muss.

Alles das wird allerdings einen leser, der die übersetzung aus sprachlichen gründen braucht, wenig stören. Auch das wird nicht viel schaden, wenn vielleicht der eine oder andere anfänger im studium des althochdeutschen, im glauben eine wortgetreue übersetzung zu befragen, wenn er 1, 17, 58 im original liest:

mit sineru ferti   was er iz zeigonti

und bei Kelle:

„mit seinem licht am himmelszelt   wies er sie zu demselben hin,"

oder 2, 14, 5. 6:

zi einera búrg er thar tho quám
in themo ágileize
„und kam daselbst zu einer stadt,
gerade in der mittagszeit"

wenn dieser meint, *fart* könne *„licht am himmelszelt"* und *agileizi „mittagszeit"* heissen.

Aus dem bisher bemerkten wird sich jedem ergeben, dass man die übersetzung keine wortgetreue nennen kann: sinngetreu jedoch ist sie in der vollsten bedeutung des wortes, wenn mir auch bei den teilen, die ich genau durchgegangen bin, einige stellen aufgestossen sind, die unrichtig übersetzt sind. Bei einzelnen ist eine bei dem sonst nur zu gründlichen verfasser doppelt auffallende flüchtigkeit daran schuld. Eine solche zeigt sich z. b. 1, 1, 87:

lás ich ju in alawár   in einen búachon, ih weiz wár,

Kelle:

„ich las auch einst in einem buch,   doch weiss ich nimmer, wo es war;"

es schwebte ihm statt *weiz neiz* vor. 1, 17, 9 *sunnûn fart*, bei Kelle *„der sterne lauf"* könte, weil *„sterne"* folgt, auch leicht unbemerkter schreib- oder druckfehler sein; aber 1. 17, 61:

fialun sie tho frámhald,   thes guates wárun sie báld

und bei Kelle (es ist von den magiern die rede):

„zur erde nieder fielen sie   der göttlichkeit ganz überzeugt,"

das klingt, wie nach verwechselung von *gotes* und *guates?* weiter 2, 14, 88:

mit wórton mir al zélita,   so waz sih mit wérkon sitota,

Kelle: *„mit worten alles mir gesagt,   was ich mit werken je getan":*

wer sieht nicht, dass Kelle *waz ih* statt *waz sih* las? auch wenn es 2, 14, 33 vom Jakobsbrunnen heisst:

er (Jacob) *wóla iz al bitháhta,   thaz er mit thiu nan wîhta*

und bei Kelle:

„sehr gut hat er ihn ganz bedeckt   und vor entweihung so bewahrt,"

so hat Kelle für *iz* wol *ina* vorgeschwebt, sonst hätte er *bithahta* (d. i. *bitháhta*) nicht von *bithechen*, sondern von *bithenken* abgeleitet. Ferner 1, 5, 9 *fand sia drûrenta* ist nicht *„und traf sie voller trauer an:"* denn warum soll hier Maria

beim psalterbeten und bei ihrer „lieblingsarbeit" traurig sein? sie schlägt nur sittsam die augen nieder. Jacob Grimm in Haupts zeitschrift 7, 456. Ebendort vers 28 heisst es von dem erlöser:

Got gibit imo wíha, joh éra filu hóha,
drof ni zuíuolo thu thes, Dauídes sez thes kúninges.

Ich weiss nicht, woran der übersetzer dachte, da er schrieb:

„die weihe gibt ihm gott der herr, und ehre auch im hohen maass,
dess sei du sicher und gewis, du sprössling du von Davids haus."

sez ist ja doch „thron." Endlich sei noch 1, 1, 79 erwähnt:

joh ménnisgon álle, ther sé iz ni untarfálle,
ih weiz, iz gót worahta,. al éigun se iro forahta

nach Kelle:

„ja keine menschenseele lebt, die ihnen nicht wird untertan.
so hat es nämlich gott gefügt; vor ihnen bangt drum jedes volk."

Wie Kelle den zweiten halbvers construiert hat, um so zu übersetzen, weiss ich nicht. Was *untarfalle* hier bedeute, darüber lässt sich streiten, aber *se* meint sicher *sê*, gen. *sêwes*, und der satz ist condicional: „wenn die see nicht."

Das erste capitel des ersten buches, dem das letzte beispiel entlehnt ist, bot überhaupt dem übersetzer die grösten schwierigkeiten, die mir nicht immer glücklich gelöst scheinen. Das hat sicher Kelle selbst am besten gefühlt, und das war vielleicht auch der grund, weshalb er es ans ende vor die deutschen[1] widmungen stellte: der leser hätte sonst gleich am anfange einen satz bekommen, den er nicht verstanden hätte; denn ich wenigstens bin ausser stande, die ersten verse desselben bei Kelle zu construieren: eine falsche stärkere interpunktion in der mitte statt am ende des zweiten verses scheint an der verwirrung, die für mich das original nicht hat, schuld zu sein.

Wenn nun also auch die übersetzung an den stellen, die ich genau geprüft habe, nicht immer so richtig ist, wie man sie von dem gegenwärtig bedeutendsten kenner Otfrids hätte erwarten sollen, so wird doch, wer bedenkt, eine wie langwierige arbeit sie bot, und wie leicht da die aufmerksamkeit ermatten konte und muste, bei diesen und anderen versehen über den verfasser nicht allzustreng zu gericht sitzen, sondern sich von herzen freuen, nun endlich bei der lectüre des Otfrid über jede stelle eine gewissenhafte übersetzung von so berufener hand zu rate ziehen zu können.

BRESLAU. JULIUS ZUPITZA.

1) Die lateinische für die geschichte der deutschen litteratur so wichtige, in ihrer sprache aber nicht eben leicht verständliche widmung an Liutbert hätte wol auch übersetzt werden sollen.

NACHTRÄGLICHE BEMERKUNGEN ZUR ABHANDLUNG ÜBER DIE EDDALIEDER.

4. (Fortsetzung der nachträglichen bemerkung 2 oben s. 81—82). Worsaaes vortrag über bilder auf „goldbracteaten“ ist erschienen, in *Aarböger f. nordisk Oldkyndighed og Historie f. 1870* s. 382—419, mit tafeln 14—23. Ich widerhole meine behauptung: Worsaaes entdeckungen sind gänzlich aus der luft gegriffen. In den zu befolgenden grundsätzen, meine ich, ist Worsaae ganz und gar nicht *à la hauteur de la question;* denn

a) Worsaae will (s. 400) auf einmal zwei unvereinbare theorien festhalten: erstens, dass „die Eddalieder“ schon im „mittleren eisenalter“ existierten; zweitens, dass die sprache, welche Bugge aus runeninschriften jener zeiten herausliest, älteres stadium des „Altnordischen“ sei. Jede dieser beiden theorien macht die andere unmöglich (vgl. oben s. 26).

b) Worsaae meint (s. 383, 418) in diesen bildern belege für dasein „der Eddalieder“ im „mittleren eisenalter“ haben zu können. Eine totale verschiebung der probleme (vgl. oben s. 81 note 1). Eins ist alter einer sage, ein anderes alter eines gedichts. Worsaae würde den gewaltigen fehlschluss sogleich bemerken, wenn man aus deutschen bracteaten dasein „des Nibelungenliedes“ im 6.—7. jahrhundert folgern wollte — (Übrigens räumt Worsaae [s. 400] ein, die sage möchte „in Deutschland noch älter“ sein, also dass die frage über entlehnung oder nichtentlehnung sich nicht mittelst dieser bracteatenbilder entscheiden liesse).

c) Worsaae verwendet gleichermaassen bracteaten, die im norden fabriciert sein können, und solche, die dem norden teils nicht zu vindicieren, teils entschieden fremd sind. Nr. 3 auf tafel 18, nr. 4 und 7 auf tafel 16 sind bei Dannenberg in Hannover gefunden (sollten also nach Worsaaes schlussweise dartun, dass „die Eddalieder“ im „mittleren eisenalter“ in Deutschland existierten). Nr. 2 und 4 der tafel 19 erweisen sich durch lateinische und andere fremde buchstaben als fremd (oder fremden fabricaten mechanisch nachgebildet). Sein verfahren ist hierin um so sonderbarer, als er im *Atlas de l'archéologie du nord* und in Thomsens abhandlung *om Guldbracteaterne* (in *Annaler f. nordisk Oldkyndighed og Historie f. 1855*) hinlängliche anleitung hatte. Im Atlas sind die beiden letzten (daselbst nr. 15 und 17) ganz richtig unter die fremden gestellt.

d) Worsaae berücksichtigt nicht, was doch Thomsen und der Atlas hinlänglich urgieren, dass fremde münzen als vorbilder dienten. — So wenn auf den bildchen tafel 16 und 18 (= Atlas 84, 85, 88 usw.) der daumen gegen kinn oder gesicht gehalten wird (was Worsaae auf tafel 16 dem Sigurd, auf tafel 18 aber dem Gunnar beilegt!), ist dies schon ebenso der fall auf den fremden (mit fremden buchstaben versehenen) nummern 26 und 33 des Atlas. — Der Atlas liefert umsichtig gewählte vorbilder auf fremden, zum teil römischen münzen und bracteaten; so auf den beiden ersten tafeln figuren, die einen ring oder kranz, die eine kugel, die eine kleinere figur (Victoria) emporhalten, oder geschmeide und werkzeuge um sich oder zu ihren füssen haben usw. Somit fällt hinweg, was Worsaae von solchen dingen als kennzeichen germanischer sagen aufführt. — Als beispiel der enormen willkürlichkeit möchte ich hervorheben, dass Worsaae die in der hand emporgehaltene kugel seiner tafel 19 nr. 2 und 3 (Atlas 15 und 111) für einen ring, hingegen auf seiner tafel 20 nr. 3 (Atlas 77) für einen apfel erklärt.

e) Worsaae berücksichtigt nicht hinlänglich die natur der bracteaten als blosser schmucksachen. Auf solchen ist es an und für sich nicht notwendig, bilder bestimter sagenhelden zu suchen. Das bild eines kriegers, drachentöters, jägers, tierbezähmers, in der schlangengruft gemarterten usw., ganz im allgemeinen ist schon hinlänglich. (Ich habe eine abhandlung von Dietrich über diese bilder gesehen, mit erklärungen solcher allgemeinern tendenz; dieselbe ist mir jetzt nicht zur hand). [Es ist die abhandlung in Haupts zeitschr. f. deutsch. alterth. bd. 13, Berlin 1867. Red.]

Die bracteaten, welche Worsaae auf die Nibelungensage beziehen will, stehen auf seinen tafeln 16—20, mit text s. 401—11. Besehen wir dies specieller. (Mit dem übrigen der abhandlung haben wir hier sonst nichts weiter zu schaffen).

f) Worsaae bezieht die bildchen der tafeln 16 und 17 (= Atlas 85, 84, 86, 218, 88, 153, 115, 103, 109, 100, 93, 233 usw.) auf den Sigurd. — Um einen sicheren anhalt hiefür, so wie überhaupt für anknüpfung an die Nibelungensage zu erlangen, macht Worsaae tafel 16 nr. 1 (= Atlas 85) zum grundstein, der alles übrige trägt, indem Worsaae nicht umhin kann zu fühlen, dass all das übrige zu locker ist, um

eines solchen grundsteins entbehren zu können. Mit diesem anhalt schwindet das ganze aber in nichts zusammen. Dieses bildchen zeigt, nebst vogel und vierfüssigem tier, einen mann, der den daumen dem offenen munde gegenüber hält; nach Worsaae den Sigurd, der beim braten des drachenherzens den finger in den mund steckt. Aber die übrigen bildchen der tafel 16 (= Atlas 84, 218, 88, nebst 26 u. a.) und der tafel 18 beweisen, dass kein stecken in den mund, sondern nur emporhalten der hand mit vorgestrecktem daumen gemeint ist; der daumen wird gegen oder unter das kinn gehalten, und hat sich nur auf jenem einen bildchen dem goldschmiede ein wenig emporgeschoben, so dass in diesem einen falle (der von den andern nicht zu trennen ist) die spitze des daumens zufällig dem munde gegenüber steht. Ferner ist der andere daumen gleichfalls ausgestreckt, indem auf einigen bildern die andere hand zugleich vor die geschlechtsteile gehalten wird. Wie man unter solchen umständen den Sigurd entdecken kann, ist unbegreiflich. Dass überdies nr. 26 des Atlas fremd ist, habe ich erwähnt. Worsaae meint auf seiner ersten nummer ein pferd zu sehen; das tier hat aber gespaltene füsse! Auf nr. 3 (Atlas 86) läuft dem manne ein tierchen über die schulter und gähnt über den emporgehaltenen daumen; Worsaae meint, dies könne sehr passend den drachen („wurm," d. i. schlange) bezeichnen, den Sigurd erlegte! Ich möchte wissen, was Worsaae einwenden würde, wenn jemand in seinen drei ersten bildchen (= Atlas 85, 84, 86) gaukler und tierzähmer sähe? — Tafel 17 nr. 2—3 (Atlas 153) zeigen ein vierfüssiges tier, über dessen hals etwas dreiekiges, und darüber einige reihen punkte stehen. Worsaae versichert, dies sei Sigurds pferd mit dem schatze. Was würde Worsaae einwenden, falls jemand versicherte, es sei das pferd, welches steine für die festung der götter holte? oder falls jemand läugnete, ein pferd könne auf dem nacken lasten tragen, also läugnete, es sei eine vom pferde getragene last gemeint? — Auf den übrigen bildern der tafel 17 (Atlas 115, 103 u. a.) sieht man einen kopf, einen vogel und ein vierfüssiges tier (gewöhnlich mit gespaltenen füssen), und nichts, wodurch wir irgendwie in der ganzen grossen bekanten und unbekanten sagenwelt den kopf identificieren könten.

g) Die drei bracteaten (nr. 3—5) der tafel 18 bezeichnen nach Worsaae den Gunnar in der schlangengruft. Nr. 3, ein mann von schlangen umwunden, ist in Hannover gefunden; die erwänte stellung der daumen, verglichen mit andern bildchen, erlaubt, ihn für einen schlangenzähmer zu halten. Nr. 4 und 5 haben keine schlangen, möchten aber gleichfalls gaukler bezeichnen.

h) Die vier bracteaten (nr. 2—5) der tafel 19 gehören nach Worsaae den letzten teilen der sage an. Nr. 2 und 4 (Atlas 15 und 17) sind aber fremd. Auf nr. 2 und 3 (Atlas 15 und 111) will Worsaae einen emporgehaltenen ring sehen, den er sogleich als denjenigen identificiert, den Gudrun an ihre brüder schickte; es ist aber eine in der hand emporgehaltene kugel. Nr. 5 (Atlas 89), eine stehende, vielleicht weibliche figur, welche die hand einem tiere ins maul steckt, meint Worsaae, könne sehr passend die Schwanhild unter den pferden bedeuten!

i) Die fünf bildchen (nr. 1—5) der tafel 20 endlich bezieht Worsaae auf die vorgeschichte der Welisunge, aber mit so lobenswertem zweifel, dass es mir kaum erlaubt wäre, ernsthaft zu fragen, wie in aller welt man im brustbilde und der kleinen figur mit dem spielzeuge auf nr. 1 (Atlas 76) eben Sigmund und Sinfjötle erkennen kann; auf nr. 2 (Atlas 80) dieselben beiden, in der nakten figur eine fliehende, und im gegenstande links eine garbe; auf nr. 3—5 (Atlas 77—79) Odin, eine Walkyre, und Mimir (was hätte der da zu tun?), im tiere mit dem barte auf nr. 3, und auf allen drei nummern mit gespaltenen füssen ein pferd? Ganz unnütze fragen; denn Worsaae erklärt sich eben so willig, die bildchen auf den Sigurd zu beziehen.

(Zu meiner note 3 oben s. 81 ist noch zu notieren, dass man darüber nicht ganz einig ist, das daselbst erwähnte bild auf den Dietrich zu beziehen. G. Brynjulfson bezieht es auf eine sage von könig William Richardson von England. Es wäre wol auch möglich an Iwan den Löwenritter zu denken?)

5. Nicht mit recht habe ich oben s. 83 fg. zugegeben, die form *Gjúki* sei unverdächtig. Im gegenteil: *gjú* ist eine in der norrönen sprache unerhörte verbindung, und die vocalisation des *b* (vgl. *Gibich*) sehr auffällig. Der name *Gjúki* ist also den oben s. 16—17 besprochenen linguistischen indicien deutschen ursprungs der sage zuzuzählen. — Auf derselben seite 83, zeile 12, sind die worte „mehr als" zu streichen.

KOPENHAGEN, 28. JANUAR 1871. E. JESSEN.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.

BEITRÄGE ZUR DEUTSCHEN METRIK.

In dem **e r s t e n** *der beiden folgenden aufsätze soll eine bisher nicht beachtete eigentümlichkeit des inneren versbaues einer reihe* **m i t t e l d e u t s c h e r** *gedichte des zwölften jahrhunderts dargestellt und untersucht werden. Da sich die zu beobachtenden erscheinungen am bestimtesten und klarsten in dem gedicht von* KÖNIG ROTHER *darstellen, so werde ich sie erst an diesem vollständig exemplificieren und sodann die übrigen gedichte, an denen sich das gleiche wahrnehmen lässt, zur vergleichung heranziehen.*

In dem **z w e i t e n** *aufsatze wird dann der ursprung dieser erscheinungen im* **A l t s ä c h s i s c h e n** *nachgewiesen, nachdem vorher die regeln, denen der versbau des* HELAND *folgt, im zusammenhange entwickelt worden sind.*

Den schluss macht eine allgemeine vergleichung des ältesten hoch- und niederdeutschen versbaues.

Erst kurz vor abschluss meiner arbeit gieng mir **D r. H e r m. S c h u b e r t s** *dissertation* de Anglosaxonum arte metrica (Berl., 1. Jul. 1870.) *zu, in welcher auf eine künftig erscheinende arbeit desselben verfassers über altsächsische metrik hingewiesen wird. Ich sehe derselben mit spannung entgegen und will hoffen, dass wir in unseren resultaten nicht allzu weit von einander abweichen.*

I.

Auf die wahrnehmung, dass unter denjenigen gedichten des 12. jahrhunderts, die gewönlich für unrhythmische reimwerke gelten, sich eine nicht geringe zahl finde, welchen eine von den sonst geltenden regeln freilich in eigentümlicher weise abweichende rhythmische form zukomme, leitete mich zuerst eine eingehendere beschäftigung mit der textüberlieferung des KÖNIG ROTHER. *Unter den fragen, wie der text zu behandeln sein würde, stand in erster reihe die beurteilung des versbaues, welcher ungewönliche schwierigkeiten und endlose zweifel erregte, da die verse zu einem grossen teil (etwa die hälfte aller) ganz regelrecht gebaut sind, und daher zur richtigen herstellung auch der übrigen anreizten, die sich gleichwol in keiner weise bewerkstelligen liess. Liess sich aber auch die allgemeine regel der mittelhochdeutschen metrik, wonach die ein-*

silbigkeit der senkung unverbrüchliches gesetz ist, in diesen versen nicht erkennen, so zeigte sich mir doch bald, dass auch sie nicht schlechtweg als gereimte prosa anzusehen seien. Der rhythmus ist deutlich in das ohr fallend; jede dieser anscheinend nicht metrisch gebauten zeilen hat doch bei natürlicher satzbetonung ihre vier haupthebungen, und das ungewönliche besteht nur darin, dass dactylischer rhythmus eintritt. Es ist von interesse, den bau dieser dactylischen verse genauer zu untersuchen, denn es waltet auch in ihnen keinesweges willkür; es lassen sich vielmehr ganz feste regeln darin wahrnehmen, die dem grundprincip deutscher betonung durchaus nicht widersprechen, sondern ebenso naturgemäss aus demselben hervorgehen, wie die regeln, denen der mittelhochdeutsche versbau mit einsilbiger senkung folgt. Es wäre aber die eigentümlichkeit dieses versbaues nicht recht treffend bezeichnet, wollte man hier von mehrsilbigen senkungen sprechen; denn bekantlich können auch nach den sonst geltenden regeln der mittelhochdeutschen metrik die senkungen graphisch mehrsilbig sein, jedoch durch elision, synaloephe usw. metrisch und phonetisch einsilbig werden. Es ist daher hier angemessener von doppelten als von mehrsilbigen senkungen zu sprechen, da jede der beiden auf einander folgenden senkungen auch hier unter den bekanten bedingungen mehrsilbig sein kann. Ehe ich nun die regeln, denen dieser versbau mit doppelten senkungen folgt, darzustellen versuche, ist es notwendig, noch einige andere die textkritik berührende fragen zu erörtern.

Das gedicht vom König Rother ist uns vollständig nur in einer handschrift erhalten, der Heidelberger, die ich mit P bezeichne: cod. palat. 390. membr. 8°. Daraus ist der Rother abgedruckt bei Massmann, deutsche gedichte des zwölften jahrhunderts. Quedlinburg 1837. im zweiten bande. Bruchstücke einer offenbar jüngeren bearbeitung, welche die altertümlich ungenauen reime zu beseitigen trachtet, haben sich in Baden und Hannover gefunden (gedruckt bei Massmann a. a. o. s. 167 und 232). Wertvoller als diese ist ein bruchstück, welches sich neuerdings in München gefunden hat (sitzungsberichte der königl. bairischen akademie vom 6. nov. 1869. s. 307 fg.); ich bezeichne es mit M. Vergleichen wir nun dieses Münchener bruchstück mit der Heidelberger handschrift, so zeigt sich, dass hier ein ungefähr gleich alter text vorliegt, und es ist fraglich, welcher der ursprünglichere sei. Die altertümlich ungenauen reime stimmen in beiden überein. Im übrigen aber weichen sie von einander nicht unbedeutend ab, wobei das verderbnis bald auf der einen, bald auf der anderen seite zu suchen ist, so dass darauf hin über den relativen wert beider texte nicht entschieden werden kann. Ebensowenig ist aus dem umstande zu entnehmen, dass in M die

verse 4107—4134 fehlen. Entbehrlich wäre dieses stück allenfalls, aber es deutet auch nichts auf interpolation in P; *es könte durch versehen in* M *ausgefallen sein. Wichtiger ist ein anderer unterschied. Das Münchener bruchstück gibt den text in bairischer mundart, während die Heidelberger handschrift ihn in rheinfränkischer mundart gibt. Da nun Haupt (Zeitschr. f. d. a. VII, 262.) aus sachlichen gründen wahrscheinlich gemacht hat, dass der Rother, wenn auch von einem rheinländischen spielmann, so doch in Baiern verfasst und auf bairische hörer berechnet sei, so könte das wol einiges gewicht für den Münchener text in die wagschale legen. Dann hätten wir in der Heidelberger handschrift die rheinfränkische abschrift eines bairischen originals. Aus der beschaffenheit des Heidelberger textes ist das aber keineswegs zu entnehmen. Die betrachtung der reime gibt wegen deren ungenauigkeit hierbei nicht das mindeste criterium an die hand. Wo hin und wider einzelne stellen eine oberdeutsche urschrift anzudeuten scheinen, überzeugt man sich doch bald, dass das ein täuschender schein ist, der nur durch das aus anderweitigen gründen vorgefasste urteil erweckt wird. Auch im übrigen wird die betrachtung des Heidelberger textes von sich aus niemals mit einiger sicherheit auf diese annahme führen können. Das wechseln hochdeutscher und niederdeutscher formen für ein und dasselbe wort ist in den übergangsdistricten oberdeutscher und niederdeutscher mundarten gar nicht selten, und es wäre irrig, daraus auf einen gemischten text schliessen zu wollen. Das gleiche schwanken finden wir in fast allen den fränkischen dialecten, die uns Müllenhoff in der einleitung zu den Althochdeutschen Denkmälern so trefflich characterisiert hat. Namentlich muss dieses schwanken bei einem ungebildeten schreiber, der sich auf keine feste tradition in der lautbezeichnung stützen konnte, scharf hervortreten, während in der Münchener handschrift der im ganzen günstigere eindruck zu einem grossen teil auf der consequenteren orthographie und auf der reinen darstellung einer in sich fester geschlossenen mundart beruht. Zur entscheidung der frage könnte nun schliesslich noch der umstand herbeigezogen werden, dass der innere versbau in* M *bis auf einige kleine verderbnisse durchaus regelrecht ist. Wäre der versbau in* P *wirklich durchaus wild und regellos, so würde das gewiss für die priorität des Münchener textes entscheiden. Wie ich aber schon oben bemerkt habe, walten in ihm durchaus feste regeln, die auf klar erkennbaren principien beruhen. Daher kann er jedenfalls nicht als eine unwillkürlich aus blosser nachlässigkeit des abschreibers entstandene vergröberung angesehen werden, und so wird auch hiermit die frage noch nicht entschieden. Wären die bruchstücke von* M *etwas umfangreicher, so würde sich aus der vergleichung der übrigen textdif-*

ferenzen gewiss ein sicheres urteil ergeben, auf welches wir jetzt verzichten müssen. Wie dem aber auch sei, so liegt doch jedenfalls in P *eine textgestaltung vor, in der der Rother gleichfalls verbreitet und gelesen war, deren eigentümliche form also doch anerkennung und geltung gefunden haben muss, und die daher wol einer gesonderten betrachtung wert ist. Die regeln, nach denen sich dieser versbau mit doppelten senkungen gestaltet, werde ich nun im folgenden entwickeln, wobei alle verse des Rother, die über das gewönliche mass hinausgreifen, zur beurteilung kommen.*

I. Auf eine von natur h o c h t o n i g e *hebung können zwei senkungen folgen. J e d e der beiden senkungen muss* m i n d e r b e t o n t *sein, als die vorangegangene hebung, also höchstens tieftonig.*

a) dóhter gehíge 35. áller getrû'iste 55. vúoren vermézzenlîche 205. de súnnen gesách 345. númmer verclágen 477. 485. der vúnver virdáge 484. wâ'ren gehóubitôt 511. de hé'rren virnâ'men 544. díngis gedâ'ht 578. die hé'rren begúnden 637. kítenin gelíez 757. de mâ'nen bewúnden 863. dê'nest getâ'n 896. állen gelí'che 900. nímmir ne móhte 915. mir râ'tin genúoge 962. máchten getrúnkin 1012. hédden getâ'n 1065. únsir sihéinis 1118. mô'zen genê'zen 1231. wázzer genám 1251. mánnen ne mág 1277. sélden getâ'n 1279. hé'rren geâ'zin 1329. wâ'rin gegángin 1632. û'wers gemô'tis 1676. áller gesíhte 1741. héttis gesê'n 1790. mô'stin gevázzit 1892. hérzen begúnde 1912. níergin genéren 2012. irlî'den nemác 2125. vû'zen gesáz 2189. mô'ter gewán 2211. swárzis gewǽte 2319. hé'rren gesâ'zen 2499. sélvin bequám 3035. newérde zo hánt 3194. vróuwen geórdinôt 3328. vórsten geschô' 3977. héiden begúnden 4107. hé'rren benám 4161. vermí'den newólde 4400. sî'nen genô'zin 4444. giengen gezógenlichen 4576. dî'nis gevértis 4670. léides getâ'n 4700. hétten getâ'n 4847. únde Cecíljin 4884. nímmir nichéinin 4900. ê'ren gerô'chit 4983. ê'rin gegán 4996.

b) hé'riste mán 10. getrû'iste mán 55. schô'niste mán 294. Rô'mesker érden 463. éldesten súne 483. líebesten mán 542. grô'ziste hérvart 2559. bézzistin góte 3742. hímilisken kóningis 3927. Rô'miske díet 4052. scô'niste wî'f 4620. Rô'mesche rî'che 4754. trû'wistin mán 5083.

c) der márcgrâve rû'mt 104. der ántworte níht 262. séltsæne dáz 277. séltsæne knápe 649. stâ'lîne stánge 650. wî'gande zwélfe 671. nî'dlîche wérin 700. Émilgêre rî'tin 769. Díetrîches mán 1023. níemanne vór 1139. íemanne mít 1162. dáncnæme sî'n 1226. éllenden mô'zen 1231. stâlîne ringe 1135. ármôte níht 1398. vrô'lîche dánne 1450. stâ'lîne stángin 1653. íemanne zórn 1671. ínville wâ'ren 1853.

vrówelîcher gánge 2085. Bérkêre déme 2145. júncvrouwe héiz 2545. hê'rlîche gáre 2630. héimlîchen mánnin 2832. scárlachin únde 3063. vâ'landes mán 3227. Lû'polde mít 3322. Lû'polde hâ'st 3351. wâ'tziere mán 3578. Lû'polde dén 3672. hê'rlîche schâre 4075. Wî'dolden óuch 4292. Érwîne gáf 4840. vrómichêde níht 4857.

d) súnderlîch schâre 242. Thíederîch únde 894. Cónstantîn sáz 908. wâ'phenroc trô'ch 1110. Díeterîch vór 1252. Cónstantînópole 67. 1385. 1585. 2843. 2983. 3635. 3713. 3771. 3809. 4082. 4449. 4533. 4535. íegelîch kámarâre 1590. Cónstantîn vrâ'gete 1705. vgl. 2763. 3035. 3803. 4563. hô'chgezît wâ'ren 1871. Díeterîch zô' 1993. vgl. 2695. 2710. 2851. Ý'melôt gérte 2561. Jerúsalêm sínt 2570. Ýmelôt ís 2788. vgl. 3029. 3038. 3991. heílichdûm vô'r 4141.

e) zíerheit gesâ'hen 388. phénninc gegéven 669. cí'rheit gesê'n 824. níeman niheíne 1576. nê'man irwénden 2337. sánctus Jôhánnes 4069. úrlof genám 4968.

II. *Während als einfache senkung auch hochtonige silben zulässig sind* (ein hérzoge dér hiez Frídeŕich 1609) *erscheinen bei doppelter nur tieftonige silben statthaft. Daher ist hier der gebrauch* s e l b s t ä n d i g e r *worte als senkung in viel engere grenzen eingeschränkt als sonst. Neben den flexions- und ableitungssilben, den praefixen, wozu auch die negation* ne *zu rechnen ist, die nur ausnahmsweise einen hochton tragen kann, und den zweiten gliedern der composita, sind nur gewisse bestimt zu bezeichnende redeteile in der doppelten senkung zulässig, welche dann für tieftonig gelten müssen. Es sind meist redeteile, die sich enclitisch oder proclitisch mit einem anderen worte verbinden, oder doch solche, die mit einem anderen höher betonten redeteil syntactisch eng verbunden sind, an den sie sich gleichfalls enclitisch oder proclitisch anschliessen würden, wenn sie unmittelbar neben einander stünden. Einige von ihnen können jederzeit tieftonig werden, andere nur unter gewissen bedingungen.*

1) O h n e jede weitere e i n s c h r ä n k u n g können folgende redeteile ihren hochton verlieren:

a) der b e s t i m t e a r t i k e l, da er sich jederzeit proclitisch mit dem folgenden substantiv oder adjectiv verbinden kann: rédeten die júngen 19. erwúrbe daz mégetîn 89. úmbe daz mégetîn 110. wérbe die bódescaft 120. úmbe die máget 145. wúrben des hê'rren 149. vô'ren die bóten 198. trúogen die hélede 228. wâ'ren die sádilschellen 231. rédete dû gô'te 250. úmbe die bódeschap 334. gíengen die álden 436. Bérhter der álde 466. 520. wâ'ren die éldesten 483. kíe-

sen den tô't 588. Bérhter die ríesen 654. úmbe daz sî'n 668. virlé'sin den (l. daz) lében 674. sprâ'chen die stórmgieren 698. begúnden die hê'rren 720. wâ'ren des kúningis 796. líefin die búrgære 822. besâ'gen den kíel 841. vô'rten die vréislîchen 842. híezin den vreíssamen 852. wâ'ren de mâ'nen 863. únde die gô'te 898. Rô'ther den kúninc 934. únde die sî'ne 948. án de gewált 975. zobréche die stánge 1005. gíengen die kámerâre 1026. hárde daz gô't 1119. vórhten die géste 1137. vermî'det den únholden 1157. wâ'ren die pórten 1289. hátten die kléider 1309. û'zir der nô'te 1434. dû'hte die réde 1447. â'ne die récken 1494. mô'ste die ríese 1505. únder den vróuwen 1518. eíner daz fô'ter 1709. úmbe die schútzen 1782. tâ'ten die ánderen 1881. vón der gewǽte 1904. gedâ'hte die réde 1964. virdíenit daz áfgrunde 1970. wǽnit der éllende 1998. dâ'ten die ánderin 2164. nâ'men die zwélf 2431. álse die hê'rren 2499. hínder den úmmehanc 2503. réhte die vróuwe 2521. wólde die rî'che 2564. nâ'men die zwélf 2623. gíengen die rós 2634. únder der héidenschefte 2681. úmme die héidenschaft 2711. hô're die vî'ande 2756. nâ'het der tô't 2776. ín daz gecélt 2798. sánte daz vólc 2833. dô wéinte de vróuwe 2847. únde die wî'gande 2849. úmbe daz schô'ne 2922. únde die júngen 3037. bedrû'git die séltsæne 3069. gíengen die búrgære 3113. dû'hte die búrgære 3119. eíner die císelinge 3123. wólde die kóningin 3150. gebô'zet der sélver 3162. álle die lánt 3188. vô'rden die Críechen 3226. trô'ste daz trô'rige 3268. gewónne die húlde 3271. hílfit den éllenden 3481. nâ'men die búrgâre 3523. sprâ'chin die búrgâre 3537. scî'net den Béyeren 3577. álse die hélede 3579. û'zer der ménie 3614. líeze die ándre 3616. álse de râ't 3619. dúzzen die ségele 3631. únder die bóume 3640. únde die wéreltlîche 3648. wórde die grúntveste 3651. nû'wet der hélle 3652. álse die hélede 3653. sál die bezê'chenunge 3674. slúffen die hélede 3687. wâ'ren die vórsten 3719. réhte die stát 3989. mô'wit die lû'de 4000. vréiskin die Rô'mære 4003. Jôhánnes der tóufære 4069. únde die válewen 4147. dâ'de die gódes craft 4168. hô'rten die érden 4215. wâ'ren der spílemanne 4285. únde die rós 4328. únde die lúfte 4405. scô'nit des áldin 4412. álle die lánt 4416. wórfin die stángin 4446. wâ'ren die vórsten 4500. únde die gû'de 4525. quâ'men die zéldære índe die rós 4579. wâ'ren die sádele 4585. únder den vróuwen 4590. lû'hte daz Rô'theris 4604. únder den vróuwin 4627. kíndin den lî'f 4629. réhte die kóningîn 4663. behérdint die bû'ch 4704. únde die rî'che 4746. wâ're die méiste 4807. virbû'tit der wáldindiger 4910. hétte dat álder 5077.

b) das p r o n o m e n p e r s o n a l e *nicht nur wo es enclitisch hinter dem verbum steht, sondern auch wo es dem verbum vorangesetzt ist oder*

ganz von demselben getrennt steht; auch nicht nur im nominativ, sondern in jedem casus und numerus.

α) *hinter dem verbum:* nâ'men sie grô'ze ware 243. wárt er irslágen 476. sólde wir mít 508. sô'che wir síe 514. quélitmen die hélede 515. hô'rde man mánigem 546. ne vólgis du dés niht 600. mô'ze er gewínnin 611. ne trû'widich ín negeineme lande 924. den hâ'nich iedóch 984. ne kán ich nichéime 1014. stríbete her án der 1039. móhtistu díse 1064. gesíe wer daz béste 1112. begrî'fet her íemanne 1162. begúnden sie béhurdieren 1343. lóvete man Díeterîche 1345. sô hélfet iz óuh 1440. lóvetemen Díeterîche 1509. héizin si Áspriâne 1593. dar bénketer vlî'zelîche 1596. ingélden sie hû'te 1688. móhtin sie úmbe 1782. móhten sie háven 1783. lâ'ze wir dáz 1787. mô'stin sie ál 1865. wóldistu áber 1991. begúndin sie béide 2314. légete man gô't 2492. líez man die bótin 2524. hétten sie rós 2601. lâ'zet man mír 2670. kê'rte her vrô'lîche 2786. mô'zin sie lásterlîche 2790. hâ'n wir gevángin 2901. móhte si báz 2994. begúnde man zô' 3091. wie bíedet ir dát 3116. wóllit ir dáz 3124. bát her die kúninginne 3177. wóldet ir ín 3191. wílle wir váren 3218. wúrphen sie án 3223. móhte wir sî'n 3303. behê'lde he trû'we 3316. læ̂ge du hélt 3334. gezórnit ich ímmer 3338. sétzent sie án 3388. genúzzen si dés 3395. geswî'che he déme 3413. sâ'gen sie únder 3527. vô'rten sie án 3569. ríeden sie déme 3613. ríefin sie állenthalven 4109. móhte man wóle 4356. wóldis du mî'nis 4419. líezen sie Cónstantinople 4449. dórsten se vór 4496. inbræ̂che her vón der 4679. vrómete man rós 4756. lê'ch he die rî'chen 4820. 4828. gáf he Ispâ'nien 4840. léveten sie â'ne 5064.

β) *ausserdem; nominativ:* eines zéihnes her íme gedâhte 168. einen mántel her íme gap 210. wánnen sie kúmen wæren 254. trû'rich iz û'z ir hercen gienc 380. sie sprâ'chen, wir háben 578. zwêne stéine her ín dè hant nam 1040. dar úmbe du mánegen 1071. dánne wir álle quâmin 1200. wánder irscrécket 1275. sélve her íz in wol gebôt 1291. wie lúzzel her dés genesen liez 1656. bî den hénden sie sích bevîngen 1747. deme récken sie ín daz ôre sprach 1946. dáz iz irschélle 2006. mit vróweden sie ín deme hove sint 2108. álse du Crístin wollis sîn 2196. swánnen du vérist 2243. sowílchis kúnnis du áber bist 2268. einen pálmen sie óber ir ahslen nam 2321. alsô' he die mágit 2327. mô'ter, er súlt 2330. ich wæ̂ne sie hére wollen 2758. ze vúrdirst her ín daz gecelt gînc 2798. hê'rre, du sált 3056. war úmbe ich die réde hân irhaven 3736. álse du sélbe 3808. eine kéfsin her án daz sper bant 4094. war úmbe wir hû'te vehtin 4118. si jâ'hen, iz dâ'de 4168. wie gewís er den mî'nin schilt hât 4896. — *Accusativ:* dat hér ez gewréche 37. súln iz den hê'rren 500. kúnden iz gô'tin

knehtin 501. máhtu dich áller best 582. irsâ'g iz der hérzoge 693. intfê'nc sie gezógenlîche 901. móhtin sie héiben 905. bû'tit sich án 944. dúnkent mich hárte 949. únde mich álsô 1019. hô'ven sich dánne 1043. sowés sie dich bæten 1066. du zúckis dich trúnkenheit an 1083. hô'dit ûch álle 1160. líezis sie û'z der nôte 1203. trô'ste mich án de kuningîn 1216. líezen sie û'z 1290. lê'zin sich ére nôt erbarmen 1296. brâ'hte sie álles gôdes eninne 1302. sie entfê'ngen iz ál 1378. máchit uns álle 1476. dû'hte mich wî'stûm 1627. lâ'zit mich mî'n gestôle hân 1628ᵇ. hétten dich brâ'ht 1668. wólde sie álle 1670. her rô'fte sie vréislîche 1716. wárf her mich óver vêr man 1718. irlâ'zin in dés 1742. tórste dich níeman 1796. genô'ztin sich álle 1900. mô'wis mich állen disen tac 2126. virhél mich der réde 2246. móhte sie û'f den lîph hân 2294. tórste sie dés gewern 2380. lâ'ze mich gót 3350. vrómede sie héim 3624. vô'rtin sie wídir 3796. vô'rte dich wídir 3849. hô'vin sich gégin der dicke 4140. lô'sten in vón deme galgin 4214. trû'dis mich náht unde tach 4481. lê'rdis mich gô'de knehte 4485. vô're sie déme 4527. zebrâ'chin in álse ein hôn 4908. begî'ngin sich vrómelîche 4988. wir múnichin uns, trû't hêrre mîn 5168. — *Dativ:* nu héiz dir gewínnen 124. dáz er in kúninclîche gap 148. wólde dir gérne 522. hélfe mir schádehaftin 537. swílich in intwî'chet 666. kíesit û éinin 734. kán ich û níet 851. gíengen in án den henden 862. man ságte mer íe 911. ungerne ích en virságete 965. swílichin mir gót 967. gelóubit mer hê'rre 1017. wándiz mer nóch 1018. gívestu mir nóch 1186. du ne ríetis mir níht 1212. hílfen thir dî'ne 1242. nevólget mir níet 1262. verbô't man en Cónstantînis hof 1310. gáb in die vánin 1342. ich vólge dir gérne 1373. hélfit û vrúmelîche 1402. wíl ich ime, dáz is wâr 1445. wíl her û ríhten 1733. gáf mir der hélt 2046. únder in állen 2199. daz ságih der, sprách 2201. wíl ich dir schíere bringin 2228. her bô'zte mer dícke 2233. wære mer ínnenclîche lieb 2271. nu lô'ne dir gót 2605. wilich ére dir íst geschein 2804. dánne sich mánige 3032. ich nebrénge der Rô'theres wîf 3076. hâ't dir getâ'n 3305. daz wære mer zórn 3395. inlê'zis uns únder wege 3944. drávetin in û'z der stat nâ 4097. wíl iz û wâ'rlîche sagen 4309. hétte mir wól 4514. got lô'ne dir mánigir êren 4687. sô víle he dir léides getân hât 4700. mû'sten gelô'net werden 4852. vólge mer kóninc 5113. cóufe dir sélve 5145. vólge mir trû't hérre 5164. — *Genetiv:* ob ér is gevólgic wolde sîn 577. ich ne gebéite sîn vór deme kuninge niht 1051. sclô'gin ir éine michele craft 4134. die ne gelô'vent is niét 4856. wir ne víndin sîn níht 5148.

c) *das pronomen demonstrativum; selten.* swánnen dise hê'rren kumen sint 281. Rôther sánte gô'te knéhte in diz lánt 997.

den du zórnetis wíder dessen wí'gànt 1079. wíl her û ríhten, daz ís mir líeb 1733. álse daz Cónstantî'n virnám 2785. stérvich en dán, des inmach ich dan niht 3458.

d) die praepositionen, nicht nur wo sie proclitisch unmittelbar vor dem substantiv oder adjectiv stehen. Belege finden sich für mit an von in ûf zo bî nâch vor under umbe ûzer âne durch. *α) unmittelbar:* stúonden mit ê'rin 14. mit grôzen zúhten an sî'nem hove 15. die íst der van állen 93. ímer in dechéine 175. únde von vróuwen 278. Rô'ther ûf eíme steine 442. sólde mit grô'zen êrin 553. quâ'men zo Rô'me 645. intfâ' sie nâch dî'nen êren 661. únde mit grô'zer cîrheit 780. vô'ren zo Cónstinopele 802. mô'zen mit gô'ten 810. gebúnden vor sî'me zorne 844. quám iz an eínin 884. únde mit hérzogen 887. únde mit vrî'gen 888. ímmer mit éineme hâre 1080. daz dú iz vor vórehtin tǽtes 1067. Bérkêr zo sî'me hêrren 1356. wórte zo dísen ármen 1357. sî'n under ín 1371. hínne vor Cónstantînin 1451. váste zo mô'te 1486. wǽre mit gólde 1574. quâ'min zo Cónstantînopole 1585. dánne zo íemanne 1671. schî're zo dísche 1808. dánne mit ê'ren 2306. quǽme mit sî'nen mannen 2371. lâ'gen in únkreften 2410. wúrden von trô'ste 2511. bedwúngin mit grô'zir 2565. virlô's zo Jerúsalêm 2570. brâ'hter zo Cónstantînopole 2843. quâ'men mit hérescrefte 2868. stû'ndiz an mî'nin willin 2920. gévit umbe éinin penninc 3118. bíddis durch únsin trehtîn 3208. álse vor vónfcich jâren 3358. ich vô're ûzer mî'nem lande 3401. lû'hten in strî'te 3555. vô'rde van Téngelinge 3560. quâ'men in sés wochen 3633. wâ'ren mit hándin 4040. húoven mit grô'zer 4079. wás her in stárker nôte 4114. ná'men von sî'nen handen 4157. húndret mit ín 4286. bit zúhten ân óverbrehte 4362. lô'ste mit sî'ner hande 4398. bíde in durch gót 4529. wúrdin bit hánden 4718. lévete mit grô'zin êrin 4721. den hê'rren von Téngelingin 4862. Bérkêr mit sî'me schilde 4886. únde zo hófe 4916. der hê'rre von Téngelingin 5024. brâ'hte von Kérlingin 5034. dô réit er mit mánigeme. — *β) durch ein anderes wort getrennt:* von enánder in dáz gewant 237. síut zo den brústen 662. gót an mir ármen 916. báz in daz óuge 1077. vô'ren mit sô' getânen 1094. sie vróit sich in ír gemôte 1219. vár zo den hérebergen 1230. vô'r zo den hérbergin 1284. hín zo der wértschefte 1561. ích mit den óugen 1711. gê' zo den hérbergen 1934. nâ mér zo den kémenâten 2114. wíl nâ den schô'chen 2122. gî'nc zo den róssen 2695. íht zo den róssen 2752. daz vólc zo des kúninges vanen 2833. óf si durch íre gôde 3161. gíenc vor den hê'rren 3290. álle in daz wál 4241. sál vor die dúre stân 4384. béiz in die stángin 4653. mír bî der hénde 5130.

e) die conjunctionen. Belege finden sich für wie daz ob dan sô ouch aber doch unde; *besondere einschränkungen scheinen nicht statt zu finden; unde nicht nur wo es einzelne worte, sondern auch da wo es ganze sätze mit einander verbindet.* Zwê'ne unde sîbincih 7. 644. 2588. 2643. 3763. ciâ', we die ségele duzzen 182. ich wæne, daz níe sô manic man 264. ne légitiz ouh níergin nidere 455. owî', daz ich íe geborn wart 479. víer unde zwéincic 651. unde ságit mir ouch dáz her nôtic sî 945. benúmen unde brâ'ht in arbeid 1071. mich dúnkit daz síe 1076. her ne gerégite doch níe de vôte 1146. û'z unde î'n 1290. vrô' unde spâ'de 1519. mîn díenist ob síe is gerôchit 2003. gû't unde bált 2217. stû'nt unde wéinôte 2413. hárter dan sî'ne schônen kint 2452. íme unde sî'nin 2814. bô'ge unde hâ'rbant 3087. gólt unde péllin 3115. trû'we unde ê're 3316. mâ'ge unde mán 3429. under dísc unde sî'ne man 3851. nu vrâ'get ouh eínin andren man 4318. die wî'le daz díse werelt stât 4344. owî' daz ich íe geborn wart 4423. und giwér is och dír, of du nâ' ime dûst 4562. zúhte unde ê'rin 4611. he lách inde béiz in die stangen 4653. nu wárde, wie jénez kint spilit 4672. he cúste ouch die áldin koningîn 4647. irkénnis och únsin trehtîn 4693. gô't unde lóvesam 4876. nî't unde spót 4909. drê táge unde drî'e naht 5054. (2277. 2468. 3059 *siehe unter IV 1. a;* 3412 *unter V. 1;* 1458. 1770 *unter IV 1. b.*)

f) die adverbien dô dâ dar dan, *nicht nur wo sie proclitisch mit einem anderen adverbium verbunden sind, sondern auch wo sie für sich allein stehen:* besâ'zen dâ héime 385. rédete dô Bérter 466. 520. hî'ngen dar án 686. wie túmp wer dô wâ'ren 1057. wâ'ren dar óber naht 1587. 3605. eínin dar níder 1692. zo héile dar ín 1880. rídede dô Díetherîch 1957. 2281. unde wâ'riz dan ál der werlde leit 2274. virhólene dar ín 2541. rédede dô Cónstantîn 2579. rî'tit dâ hére 2855. man sólden dar míde 3141. des inmách ich dan níht 3458. lû'hte dar áne 3534. waz móhte dar bézzeris sîn gegevin 4126. sich hávent dar gelâ'zin nidere 4391. ne wóldin dar héime 4904. der móhte dar gérne brôder sîn 5167. (1027. 2299. 4897. *siehe unter III.* here *nur proclitisch* 4707 *siehe unter III b.*)

g) selten die adverbien wole *und* ie: war gewán ie sihéinis kuningis gnôz 663. of ime die tóhter ie wúrde lief 3457. Érwîn dér sich ie vóre nám 4349. (2237 *unter V 1.*) gezǽme wole ín 952. her wíste wole dáz iz ir ernest was 1994. iz schî'nit wole sprách die kuningîn 2053. *desgleichen das adverbial gebrauchte* wæne: iz ne gât mich níht wæne án den lîph 2401. *und die negation* niht: ne wiltu mich an dîn díenist nicht némen 932. du ne tâ'dis nicht úbelis dar ane.

h) die auxiliaren verben bin wirde wil mac: wir sulen ûch álle sin únderdân 143. swil ûwer dánne wil scát nemen 190. dar ínne was gô't gesteine 865. mîn drówe ne wart níe von sinne getân 1016. dise récken sîn álle rîche 1114. in disme sále istiz áber selden getân 1279. noch dán was sie íme vremide 1913. der megede wárten was grô'zlîch 2143. sîn gemô'te was hárte listich 2282. ûf mînen trô'st sîn sie híe bestân 3310. ir énde was gô't 4876. daz dínc nemac ímmer niht sîn 5118. (1384 *siehe unter III. a.*)

2) Nur unter besonderen bedingungen können folgende ihren hochton verlieren:

a) das pronomen possessivum und das pronomen indefinitum (ein sichein nehein dehein) *wenn sie adjectivisch gebraucht werden, und auch dann nur wenn sie unmittelbar vor dem zugehörigen nomen stehen. α) possessiv:* mô'ste sîn hô'vet 337. sô mácher sîn ê're 555. ir hábet mînen hê'rren 996. dô sprách sîner râ'tgeven ein 872. síen dîne kúndicheit 1037. daz síe dîne méistere sîn 1076. ís dîn gebâ're 1081. wie rî'ke sîn hê'rre wâre 1614. zo éme sîne mán gân 1736. dich nelâ'ze dîn túginthafter môt 2397. doch wérdich dîn búrge 2402. wære dîn díenist 3332. wâ're mîn lî'f 3357. álse mîn hê'rre 3791. wíe her sîn énde have genomin 4006. daz íme sîne dínc 4409. álse sîn váter 5059. intfî'nc he sîn rós 5099. *β) indefinit:* den íe sichein Rô'misc kuninc gewan 56. níe nehein mán 82. durch dáz iz ein hóvesprâche was 640. trô'ch eine stâ'lîne stangen 650. gedâ'hte eine wî'sheit 805. trô'ch eine brúnien 1100. ich vô're eine hélfelôse diet 1261. ir léides ein téil 1330. vázzen ein jâ'r 1446. sázte einen tísch 1605. dô wás her ein hárte herman 1608. begréif eine stâ'lîne stangin 1653. gréif einen úngevôgen stein 2165. ir léides ein téil 2500. álser ein hê'rre wære 3176. trô'ch eine brúnien 3500. vô'rde einen hê'rlîchen vanen 3532.

b) das pronomen relativum, wenn es unmittelbar hinter demjenigen worte steht, auf welches es sich bezieht: állez daz ín den kielen was 1031. éin der iz wól behôte 1033. sîn hólde der dâ' gebunden lach 1097. állen die dés gerôchten 1299. álliz dat índeme kiele was 4757. (3105 *siehe unter IV b*).

c) die adverbien sô vile al zô, *wenn sie unmittelbar vor dem adjectiv oder adverb stehen:* wærin al úndertân 25. tóhter vil hê'r 66. álle sô gúot 132. du hâ's mir sô kúninclîche gegeben, 216. lû'te sô wúnnenclîche 268. éime vil schô'nen 740. daz dú sô gewáldich 927. mînen hê'rren zô swáche gezalt 996. ene erbármet zô hárde daz gôt 1119. hû'te vil

sê're 1688. éime sô státehaften 1986. nímmer sô wóle 1999. hû'te sô mánich 2361. únde vil mánich 2764. éine vil bréide 2975. iz wǽre vil wól 4621. quâ'men vil mánich 4779. *ähnlich ist der genetiv* aller *in* sîn ê're aller bézzist beware 555.

d) das der directen rede eingeschaltete sprach, *wenn es unmittelbar vor einem eigennamen steht:* ich volge dir gérne, sprach Díeterîch 1373. ich dâtiz gérne, sprach Díeterîch 2105. genâde hê'rre, sprach Cónstantîn 3077.

Wie man sieht, schliesst der hierin herschende gebrauch sich ganz eng an die grammatisch richtige betonung der satzglieder an. Dass die hier aufgezälten redeteile im betreffenden fall den ihnen ursprünglich zukommenden hochton wirklich verlieren, deutet auch die handschrift selbst an, indem sie sehr oft mit vocalschwächung men wer er se de *für* man wir ir sie die *setzt. Es liegt diesen erscheinungen ein in unserer sprache waltendes gesetz über die normale betonung der satzglieder zu grunde, welches sich durch ausgedehntere beobachtungen wol noch in eine bestimtere form bringen liesse. Zu beachten ist wol, dass gerade dieselben redeteile, die hier ihren hochton verlieren können, es sind, welche in der späteren mittelhochdeutschen schriftsprache jene mannichfachen anlehnungen, verschleifungen und wortzusammenziehungen bilden. Dass sie aber nicht an sich tonlos sind, sondern jederzeit den hochton bewahren können, bedarf keines besonderen beweises.*

Ich habe mich bei der oben stehenden aufzählung der fälle, in denen doppelte senkung erscheint, streng an die handschriftliche überlieferung gehalten. In vielen meiner belegstellen liessen sich nun durch blosse annahme der apocope oder syncope eines tieftonigen e verse herstellen, die sich vollkommen den sonst geltenden regeln des hochdeutschen versbaues fügen. Ein solches verfahren wäre aber im einzelnen durchaus unzulässig, wo sich doch im grossen ganzen ein nach bestimten regeln normierter gebrauch doppelter senkungen nicht bestreiten lässt; um so mehr, da ein allzu ausgedehnter gebrauch der apocope dem zeitalter und der mundart unseres gedichtes wenig angemessen erscheint. Auch durch annahme schwebender betonung liessen sich die doppelten senkungen zwar vermindern, aber nicht ausschliessen. Damit wäre aber die anomalie nur noch anstössiger gemacht. Ich folge daher lieber der natürlichen betonung. Ebenso bei vier hebungen mit klingendem schluss.

III. Wir haben im obigen nur diejenigen fälle in das auge gefasst, wo die hebung auf eine von natur hochbetonte silbe fällt. Zu einer hebung, auf welche zwei senkungen folgen sollen, taugt jedoch auch eine

tieftonige silbe; diese ist dann aber immer ein vollwort als zweites glied eines compositums, allenfalls auch eine volltönende ableitungssilbe, niemals eine blosse casus- oder personalendung.

a) die sígelrìemen sie zógìn 801. geántwàrten zo réhto 1015. die úmbehànge man ú'f hienc 1120. dem íngesìnde over ál 1151. nâ rí'terlî'chen gebâ're 1366. sîn íngesìnde was hê'rlîch 1384. des ántwàrte dô Díetherîch 2299. wie lístichlî'che sie zô' ime sprach 2328. des ánt wàrde die kóningîn 2987. swer sô iht vrómelî'chis getô't 4376. ze wilichin hántwèrke he quám 4662. des ántwàrde dô Wí'dolt 4897. ey wie vermézzelî'che her réit 4958. *Mit schwebender betonung* snellí'che her án den rínc trát 1006.

b) zo Lû'pòlde deme méister sîn 367. die mit Thíederî'che dâ wâ'ren 1027. vor Cónstantî'ne sie gíengen 1087. ir zôch zo Díeterî'che die cráht 1306. Wí'dòlden den kô'nen 1737. Ásprîâ'ne zo ê'ren 1863. Díeterî'chis gewánt 1866. vor Cónstantî'ne deme rí'chen 2301. Cónstantî'nis gemô'te 3005. vor Cónstantî'nen den rí'chen 4293. Cónstantî'num den rí'chen 4463. zo Cónstantî'no deme rí'chen 4665. heiz Árnòlde here vóre gân 4707. die vrouwe Píppî'nis genás 4758. Bérkê'ris gewált 4883.

c) der vrómigìstin nevólget mir niet 1262. zo kémenâ'ten gegángen 1960. hie ist der mérkære sô víle 1995. den kérkenære man û'f brach 2415. in pílegrî'mis gewǽte 3688. verwándelô'te die sínne 4012.

Von selbständigen worten finden sich also in doppelter senkung nach tieftoniger hebung: der artikel, das pronomen personale, die praepositionen, die adverbien dâ *und* dô, *das procltische* here (*in* here vór), *das hilfsverbum* wesen, *das adverb* sô *vor* vile.

IV. Bei folgender doppelter senkung gelten für die hebung ganz die gewönlichen regeln über verschleifung, elision und unterdrückung des tieftonigen e *vor liquiden; verschleifung:* kítenin gelíez 757. rédete dû gô'te 250. so némich einen hélden 2217 *usw.; elision:* war úmbe ich die réde hân irhaven 3736. vô'rde einen hê'rlîchen vanen 3532 *usw.; unterdrückung des tieftonigen* e *vor liquiden:* léider sie nehéten vrouwede niht 347. zo deme er állen sînen râ't nam 453. Thíederich gezógenlîche stûnt 909. Díetherîche dû'hte die rede gôt 1447. Díetherîchis kémerære 1729. Díetherîche û'f den lîph sîn 2404. der kérkenære wárt gerûmôt 2533. zo Díetherîchis hérbergen gân 2546. péllin unde cléine gewiere 3565. vázzen unde báden 3749.

Es kann aber auch jede der beiden metrisch und phonetisch einsilbigen senkungen graphisch zweisilbig sein:

a) indem verschleifung eintritt. Dabei sind zwei fälle zu unterscheiden, von denen der zweite sogar über die freiheiten hinaus geht, welche in einfacher senkung gestattet sind. Erstens darf nämlich die verschleifung hier, wie auch in einfacher senkung gestattet ist, dann eintreten, wenn die erste der beiden zu verschleifenden silben tieftonig ist: Úngerịn und Krê'chen 489. Rô'therẹ den lî'ph 933. mántelịn sie sích 1086. schô'wetịn die júngelinge 1109. bezéichnotẹ den rî'chetûm 1101. vázzetẹ sie mít gewande 1177. vázzitẹ sie ál gelîche 1340. unde vázzitẹn sich vlî'zelîche 1572. in deme vénsterẹ die júnge 2169. lô'nedẹ den gô'din 3049. vólgedẹn der vróuwen 3213. die vróuwe vrâ'gedẹ den spílemàn 3230. irbármotẹ den récken 4111. vrâ'getẹn die vórsten alle 4295. dô crô'netẹ man ín mit golde 4712. unde máchetẹ den hélt jungin 4881. *Hierher gehört auch:* unde córzitịme áve den stâlîn hôt 1694. ich káffedẹne úndankes ane 2051. *Zweitens aber tritt hier die verschleifung auch dann ein, wenn die erste silbe hochtonig ist, was sonst nur auf der hebung gestattet ist, während in der senkung der wegfall des tonlosen* e *graphisch ausgedrückt werden muss. Doch ist dabei wol zu beachten, dass diese freiheit nur in denjenigen worten stattfindet, welche, wie wir oben gezeigt haben, ihren hochton nach bedürfnis abwerfen können. Für die formen des artikels gestattet es auch Otfrit (Lachmann zu Iw. 651).* û'z demẹ gedígene 71. túot von demẹ hímele 72. wâ'ren demẹ kúninge 146. wólden irẹ cî'rheit 824. gezæ̂me wolẹ ín 952. heízen enẹ úngebære 1035. wánde enẹ erbármet 1119. ságete iz demẹ íngesinde 1151. lâ'zit enẹ mít gemache 1158. durch dáz her ẹme sî'ne spîse nam 1154. wérfit inẹ ín des sales want 1163. des lívete vilẹ mánich rîche 1311. sie sínt zo demẹ gúrtele 1363. swer sô genâde sô'chit anẹ mích 1374. unde vrâ'getẹ enẹ wíe her wâre 1418. Bérkêr imẹ éinen hof gáb 1482. sô móg wir inẹ áller best gesên 1533. her wíste wolẹ dáz iz ir ernist was 1994. iz schî'nit wolẹ sprách die kuningîn 2053. Herlint sprách zo demẹ hê'rren 2093. sus ístiz abẹr ímmir ungetân. 2277. unde ne stû'nt imẹ doch níe sô leide 2468. ich beválch sie emẹ û'f daz leven sin 2530. dô hûb sich únder demẹ hímele 2555. zo Cónstantî'no demẹ kúninge 2558. in wás zo demẹ stórme harte lieb 2675. wir mô'zin avẹr éinin kiel havin 3059. ir líeget demẹ dû'vele an daz bein 3131. nu heiz die kínt zo demẹ scíffe tragin 3210. unde sprách zo demẹ kóninge hêrlîch 3291. her gáb sie imẹ álsô ringe 3733. Cónstantî'ne demẹ rî'chen 3757. in wás zo demẹ stórme vile lief 4181. sie wærin imẹ úngeswichin 4369.

du hílfis imẹ stádenclîche 4774. únde demẹ hélede Grimme 4821. sie hétten imẹ wól gedienôt 4836. — *Auf diese letztere beobachtung gestützt wird man in solchen fällen wie* gewréche ane mínen 37. hélfe ime dáz 196. vấn oder slấn 1064. ein verórloget mán 1385. in mốz vile wế werden 1690, *die sehr häufig sind, gar nicht doppelte senkung anzunehmen brauchen, sondern darin nur eine etwas weiter ausgedehnte freiheit im gebrauch der verschleifung sehen.*

b) indem *synaloephe* *eintritt:* wie tórstis du‿an dísen rât gân 561. war umme sóldistu‿an síner spîse sîn 1244. sô héizen sie‿in gében daz selve wîph 1070. eya árme wie‿ich nú virstôzin bin 1458. bíz man sie‿imẹ û́z der hant brach 1712. eya árme wie‿ich nú gehônit bin 1770. sô ne hétten sie‿is níht genozzen 1784. ein ríese sie‿im û́z der hant nam 1678. vếre (?) die he‿ánme stáde vánt 3105.

V. Wenn man die hier aufgestellten regeln in anwendung bringt, so erscheinen, ohne dass deshalb auch nur ein buchstabe geändert zu werden brauchte, von den 5180 versen unseres gedichtes etwa 5000 durchaus nach einer festen regel gebildet. Einer so überwiegenden mehrzahl von fällen gegenüber wird es nach den grundsätzen einer verständigen kritik nicht nur gestattet, sondern geboten sein, die übrig bleibende minderzahl für verderbt zu halten, und sich mit vorsicht an eine emendation zu wagen. Eine nicht geringe zahl derselben erledigt sich durch die beobachtung gewisser stetig widerkehrender verderbnisse.

1) Ist in einer ganzen reihe von versen das metrum schon durch annahme einer in der handschrift nicht angedeuteten *apocope* *oder* *syncope des tieftonigen* e *hergestellt. Der ausfall des tieftonigen* e *ist demnach anzunehmen in einigen formen des pronomen possessivum:* und bádeme sînẹ hárfen dar tragen 167. des íst in mînịs hếrren hove vile 299. mir irlóuben mînẹs hếrren bodescap 304. die wî́le sînẹ kínt âzin 2498. únder sinẹn ármen 2782. hû́de sînẹ grấfscaft 3547. ich wǽne dînẹn néven nôt bestât 4194. *Sodann in einigen verbalformen:* dar mite zí́rẹter die rí́ter sîn 155. wat recken móhtẹ dar sô rí́che sîn 3001. diz dúnkịt mich ein bốse veltstein 3133. héizẹt mir mîn hốvet ave sclân 3168. verlấzẹt sô iz íme an die nốt gất 3412. *Ferner in einigen anderen fällen:* waz wérbis ummẹ dén virtrivenen man 946. Cónstantînịs hóf 1310. her wás mir ie gẹnǽdich 2237.

2) Lassen sich mehrere überfüllte zeilen dadurch emendieren, dass man sie *in zwei verse zerlegt:* únde wéit óuch wól | we ez úmbe dáz wî́ph stất 94. dáz si érme hếrrèn | úmbe die·máget vốrèn 145. dô rédite ein ált vróuwè | díe héiz Hérlînt 280. dô rietin íme die hếr-

rèn | daz hér ir álsô pflægè 954. jâ' hô'rtich mî'nen váter | hî' bevóren spréchèn 494. *(Zu dem ungenauen reim 493 : 494 vgl. 2663 : 2664. 1659 : 1660 u. a.). Wenn dadurch gruppen von drei reimzeilen entstehen, so hat das nichts bedenkliches, da solche auch an anderen stellen des gedichtes öfter überliefert sind: 978. 1627. 2547. 3171. 3945. 4027. 4455. 4923. Bei 1894 scheint allerdings eine zeile ausgefallen zu sein.*

3) Erledigen sich viele verderbte verse auf gleiche weise, wenn man die epische einführung des redenden durch er sprach, sprach er *tilgt. Die epik der spielleute, welche für den lebendigen vortrag vor versammelter menge bestimt war, bedurfte solchen überganges in die directe rede nicht durchaus, da eine blosse modulation der stimme genügte, um jede undeutlichkeit zu verbannen. Beim schriftlichen aufzeichnen eines solchen gedichtes war aber wol eine deutlichere bezeichnung für das verständnis der leser erwünscht; daher fügen die schreiber häufig ein solches den vers überfüllendes* er sprach *hinzu, welches wir, auch wenn es im autograph des dichters stände, wegzulassen berechtigt wären, da es gleichsam nur ein vortragszeichen für den vorleser ist, und wir uns dafür der anführungsstriche bedienen. Demnach wäre zu lesen* „swil û'wer dánne wil scát némen 190. „du sált mir râ'tin Bértìr 456. „wer hâ't irhában dísin scál 696. „nu virnímet tû'rin wî'gànde 712. „owî', kúninc Cónstantî'n 832. „er nemách vor Rô'ther níht genésen 942. „man bû'tit úns hie únrèhte 995. „nu wárte wie jénir hóvemàn 1167. „ich wólde gérne, Cónstantî'n 1253. „wóldit ér nu, váter mî'n 1537. „owê' waz hâ'n ich dír getâ'n 2124. „mìn hê'rre mít den sî'nìn 2687. „got lô'ne der, hê'rre Díeterî'ch 2800. „geséllе, wár zô wóllit ir dáz? 3124. „nu scô'ne, kóninc hê'rè 4455. *Ähnlich ist* 818 si gelobetin *der grösseren deutlichkeit wegen vom schreiber hinzugefügt; doch zerstört es das versmass und* des swôren sie ime eide, die liezin sie unmeine, daz sie hietin Rôthere Thîderic *ist grammatisch nicht anzufechten.*

4) Die übrigen lassen sich nicht aus einem gemeinsamen gesichtspunkte emendieren: vers 63 lies Lûpólt sprach áller ê'rìst; 118 *ist* herre *zu tilgen; desgleichen* 130 grauen; 142 *ist zu lesen* daz ne verrédtich durch neheinen man *und ebenso* 964 ob siez áber verredit habetin; 165 van dem stade wolde der helit gôt; 200 gegin Cónstinòpọle zo Krê'chèn; 217 ich wil dî'ner schiffe mit triwen plegen; 289 nu orlô've mir mîne bodeschap; 319 her wóldo dinẹ tóhter zo kúninginne hâ'n; 335 du ne bescô'hetis ánderis nímmer den tác, *und ebenso* 3003 kome û ímmer gein vertriwen man; 3577 iz scînit den Beyeren immer an; 336 wande mî'ner tóhter nebát nihein man; 403 dô sie von lande solden; 492 des ántworde íme der getrû'we mán; 729. 1000. 1274 *ist* hie *zu tilgen;* 752

dar únder einin ríesin vréissàm; 799 her heiz daz lût in gân; 897 ingegin ine gîngen de herzogen stân; 999 *entweder* des mohte her lihte untgelden *oder nach analogie der unter II. 1. d. zusammengestellten fälle* des móhter noch lîhte untgéldèn; 1058 daz wer virsageten Rôthere; 1069 *und* 3862 *ist* owî *zu tilgen;* 1141 her téten over dísge grôze nôt; 1190 *vielleicht?* der kúninc jach éiner nôtè, daz hér diz níene tætè; 1215 Berter spräch zo deme hêrren sîn; 1316. 1317 ir zôch ein grôz heris craft dar hine zo Dietherîche; 1360 sie ne tragent nicht umbe die lenden; 1575 unde mohte daz lîhte sîn getân; 1602 dar in *oder* dar ane lac gôt gesteine; 2086 wie schîre sie ober den hof trat; 2101. 2102 daz du ír den ánderen schôch géves, únde síe sélbe geséges; 2239 in trûwen, sprach die kuningin; 2377 ob sie íeman sô lêve hette getân. *Auch* 2145. 2717. 2776 *gehört der dativ* iemanne *blos dem abschreiber an;* 2650 her hérbergete áller vúrderôst; 2943 zo eime koninge hân gelovet; 3396 so héttich einin míchelen lóuf verlórn; 3795 sie stâlin sie Rôthere. *Für folgende stellen bietet sich mir keine warscheinliche emendation:* 222 : 223. 520 : 521. 970. 1018. 1135. 1557. 2215. 2238. 3839; *sie müssen aber für verderbt gelten.*

VI. Dasselbe princip des versbaues, welches sich am ROTHER *so vollständig beobachten lässt, zeigt sich ganz in derselben weise bei vielen anderen, namentlich erzählenden gedichten des zwölften jahrhunderts, so bei* HARTMAN, VOM GELOUBEN *(Massmann, deutsche gedichte des XII. jahrhunderts), in* LAMPRECHTS ALEXANDER *(daselbst), in dem niederrheinischen* TUNDALUS *(Lachmann, in den abhandlungen der Berliner academie 1836), in den niederrheinischen bruchstücken von* HERZOG ERNST *(Herzog Ernst, herausgegeben von Bartsch. Wien 1869), im* GRAFEN RUDOLF *(herausgegeben von W. Grimm. 2. ausg. Göttingen 1844), und in den bruchstücken eines von* KARL DEM GROSSEN UND GALIE *handelnden niederrheinischen gedichtes (Lachmann a. a. o. s. 172). Vielleicht liessen sich noch andere anführen. Leider aber sind mir hier am orte nicht alle in betracht kommenden quellen zugänglich.*

Dass alle genannten gedichte mitteldeutsch sind, ist gewis kein blos zufälliger umstand.

Eine vollständige analyse dieser gedichte zu geben ist überflüssig; ich gebe im folgenden nur beispiele zu allen punkten nach dem obigen schema, und zwar für die selteneren erscheinungen reichlicher als für die ganz gewönlichen. Ebenso wie im Rother stehen in allen diesen gedichten von selbständigen worten am häufigsten artikel und pron. pers. in doppelter senkung. Ob einige der im Rother beobachteten fälle in diesen gedichten nicht vorkommen, dagegen solche die im Rother nicht

zu finden sind, will ich nicht entscheiden, da es sich hier ja nur um die feststellung des gleichen princips handelt und das einzelne doch immer schwankend erscheinen muss, wo es nicht im zusammenhang einer durchgreifenden kritischen bearbeitung des betreffenden gedichtes dargestellt werden kann. So wird denn manches mal auch die beurteilung einzelner stellen, die ich anführe, zweifelhaft erscheinen, da ein und derselbe vers ja wol verschiedene beurteilungen zulässt, je nachdem man klingende verse mit vier oder mit drei hebungen liest, oder je nachdem man dreisilbigen auftact anwenden zu müssen glaubt. Im grossen ganzen aber lässt sich mit voller bestimtheit behaupten, dass in allen diesen gedichten ganz dasselbe metrische princip walte, wie im Rother. Für die beurteilung zweifelhafter stellen dürfte ich mich wol einigermassen auf die im Rother gemachten beobachtungen stützen, so dass freiheiten, die dort nicht nachweisbar waren, auch hier nicht angenommen werden durften, so lange irgend eine andere auffassung zulässig erschien. Ferner habe ich an dem grundsatze festgehalten, dass in einem gedichte, welches im übrigen zweifellose fälle von doppelter senkung häufig aufweist, die annahme mehrsilbigen auftactes und schwebender betonung in allen solchen fällen überflüssig sei, wo sie durch die annahme doppelter senkung nach den oben gezeichneten regeln zu vermeiden ist. Für die kritische herstellung der gedichte des zwölften jahrhunderts wird mit hilfe dieser beobachtungen noch viel zu gewinnen sein. Eine eingehendere untersuchung über den specielleren gebrauch, der in jedem dieser gedichte herscht, wäre durchaus notwendig. Doch lässt sich eine solche natürlich nur im zusammenhang mit der übrigen kritischen behandlung des textes anstellen, und es wird daher die endgiltige feststellung der einzelheiten den künftigen herausgebern überlassen bleiben.

Bei den belegstellen aus graf Rudolf und herzog Ernst konte natürlich nur auf das handschriftlich überlieferte, nicht auf die wenn auch noch so wahrscheinlichen ergänzungen der herausgeber rücksicht genommen werden. Im herzog Ernst sind vielleicht die doppelten senkungen noch häufiger, als es nach Bartschens ausgabe erscheint, wenn nämlich dessen anmerkung zu I 25 so zu verstehen ist, dass er überall ohne angabe der lesart auslautendes e *nach bedürfnis getilgt habe, was jedoch nicht der fall zu sein scheint.*

Lamprechts Alexander citiere ich nach der Strassburg-Molsheimer handschrift; der abweichende text der Vorauer handschrift (Diemer, deutsche gedichte des XI. und XII. jahrhunderts. Wien 1849) zeigt übrigens die gleiche metrische eigentümlichkeit.

Ich gebe jetzt die übersicht mit belegstellen aus den oben genanten gedichten, wie beim Rother, wobei jedoch die beispiele für doppelte sen-

kung nach tieftoniger hebung sowie für verschleifung und synaloephe in doppelter senkung nicht in gesonderte rubriken gebracht sind.

VII. Erstens: doppelte senkung durch praefixe, suffixe und zweite glieder von compositen ausgefüllt.

a) mir ármen genê'dich *vom gelouben* 36. álliz gesíet *das.* 134. dánne sichéin *das.* 139. wúrden gehéilet *das.* 171. die wî'sen begúnden *das.* 347. einem iewélheme 388. wérden getrô'st 503. dî mártere begúndistu 1849. ein wâ'rer prophê'ta 2166. in wílhem gedánken *Alex.* 21. den sélben gedánc *das.* 34. gelî'chet nehéin 48. Alexánder genánt 113. Alexándris gebúrte 127. mû'ter bestû'nt 161. sî'nen gedánc 223. mit ŷ'sine gebúnden 294. Philíppum geleít 296. der réiden begúnde *Tund.* 33. der réiden begán *das.* 56. héizet Archâ'mâchâ 83. dirrer pî'nen gegáde 124. in grô'zem getwánge 148. inwúrden gevê' *Ernst* I 24. níet invernám *das.* I 37. ánderis in keíne I 30. intrû'wen geséget I 61. in eíne kapélle II 58. hérter gescág V 20. mógten bestâ'n V 56. wâ'ren gecúmen *gr. Rud.* β 7. eínen gefértin B 1. sî'nen geséllen δ[b] 14. grê'ven beléip δ[b] 19. nímmer getâ'n C 10. állez virlórn D[b] 26. des grê'ven ne sénde ich E[b] 20. ábbet gerîten H 6. û'wer gemû'te J 19. hádden gerâ'den *Karl* 115. wízzit virwâ'r 293. kíndere gesprâ'chen 396. máchet gewís 454.

b) des israhê'lischen lû'tes *vom gelouben* 699. mártерinne tû're 2257. dem ménnischen dém ist *das.* 2810. hímelischen hérscáft 3679. hê'riste mán *Alex.* 51. góuchelêres sún 84. ê'risten jâ're *das.* 178. [unde] wie er sî'nen vî'anden lâ'gen sólde 241. gúldînen náph 492. érdische lánt 1555. tû'sinden wâ'ren 2192. brínninde vákele 3164. élfenbèinîne crápfen 5963. lâgende sínt *Tund.* 119. úndersten cénden 161. des â'vendis dô' *Ernst* II 33. grê'vinnen álsô' *gr. Rud.* α[b] 4. â'bendes spâ'te J[b] 1. kúniginnen wárt J[b] 29. scrî'ende máchen *Karl* 428.

c) mit gótelîchen sî'nen ougen. *vom gelouben* 135. únrehten nóh 483. wérltlichen ê're 1256. árbeites sí 2082. súmelîchen zórn 2154. hérschefte plégen *Alex.* 124. júngelinge stéit 172. vórnême mán 200. kúnicrîche sólde 313. fréislîche stímme 333. zágelîche dánne 1572. hóhmûtes wíderstiezen 1601. scántlîche némen 1935. mit vólcwîge réit 2136. bit deme pálenzgrêven sî'me trûte *Ernst* II 44. die ín den hérbergen lígent erslágen *gr. Rud.* C 15. gezógentlîche síe G 11. mit vrô'lîchem mû'te J[b] 5. als wê'rlîchen áls *Karl* 453.

d) íegelîch vón *vom gelouben* 332. ein íegelîch dî' er 412. in der crístenheit áller tagelih 1025. von der crístenheit bín ich verwâzen 1815. der wúnderlîh Álexander. *Alex.* 1296. blô'dicheit wírt 1524. ándirhalb

híez er 2264. ándirhalp húndrit 5545. ir héimelîch kémerære *gr. Rud.* F 11. ein néphelîn dâ' er ûz dranc H[b] 10.

e) unde wí' er lántrecht beschéiden kúnde *Alex.* 250. únde in éinen márstal betû'n 302. níeman ne wérde *gr. Rud.* J 20.

Zweitens: selbständige worte in doppelter senkung.

1) artikel: únde diz mére *vom gel.* 116. únde dî súnne 117. únde dî mǽnin 118. álle dî dínc 219. álle dî gewált 230. állis des váter 241. héizet des váter 277. únde dî lúfte 329. únde dî stúnden 377. gáb er deme tû'vele 1936. wî vérre diu súnne *Alex.* 216. álle dî cúndicheit 221. Alexànder daz édele kint 228. úmbe daz rós 323. únder des kúninges 427. únde dî brô'dekeit *Tund.* 8. û'zer der gódes lêre 13. sprichit des súnderis 28. nâ'her den Sótten 75. Ibérnen daz sélbe 80. hádden den sélben 103. vrâ'gede den éngel 105. álle dî bérge 138. daz hô'bet des strángen 159. állit dat rî'che *Ernst* I 6. kê'rden di hélede V 35. stúnden di dégene V 37. úmme die nô't *gr. Rud.* α 4. áfter deme lánde β 5. álle die lánt γ 22. wî'sete daz gégensidele A 4. û'ffe die wére δ[b] 10. ûf sîne trû'we daz kíndelî'n F 9. blâ'sen die trúmmen F[b] 6. so mû'ste die wól geborne H 23. álse die vrówe J 11. die ríchte índe die krúmbè *Karl* 18. álle die lánge nait 135. Kárle deme wál geborne 143. úmme die schúlde 217. sprâ'chen die kíndere 392.

pronomen personale: wúrde wir góte *vom gel.* 9. wíl ih der réde 25. wíl ih gedíngen 26. gedénchen wir léider 150. máchete uns rédebêre 155. sólde wir íme 165. zo éineme líeben súne ime irkórn 194. begúnden si álliz 378. begúnden sih óuh 391. dî héizent si lî'berâles 414. begúnde unsih álle 852. daz ság ich iu â'ne lugene *Alex.* 118. wóldet ir álle 125. wí' er sih fúre nam 181. stách ime die líst 223. wâ'ren ime állirvare 286. álser vernám 297. wánde man sólde 311. lâ'zit mich ních 337. stárke man wárf 1212. wólden wir mérken *Tund.* 4. in kónnen si nít 67. léide si úber 102. wólles mir cúnden 108. wárd is gewáre 133. dû'hte si wǽrlîche 136. in drû énde si híne schôz 170. durch die flámme man díkke twanc 171. verdî'net her wále *Ernst* I 16. sô wâ' hes bedórfte I 18. dát he des kúningis I 31. ságede ime wǽ'rlîche I 42. inwóldis du dír I 49. he wílle sig dír I 52. zwâ're he mír II 7. ig nerû'men iz íme niet II 9. der éllen he wále II 26. Wézzel he zú ime II 35. ságede he íemer II 56. gíngen si â'ne V 7. lúzzel si íre V 23. slû'gen si álle V 24. ê dán si se drû'z V 30. inkúnden in ánderis niet gedûn V 45. slû'gen si bít den swerten V 67. lúzzil man íhtes dâ v(irgaz) *gr. Rud.* A 6. daz wír in gelézzen B[b] 10. légeten sich níder δ 6. nánte man Á'gar δ[b] 15. nâ'men sie míchèlen δ[b] 19.

wólde man íme C 4. hátten sie vón den C 20. her grê've wie lî'den C[b] 19. gevéllet sie‿ime wól oder úbelè D 1. vólgetẹn imẹ hárte gérnè F[b] 8. ságẹte man úber al G[b] 11. vil dícke‿her in únmaht wider seich G[b] 19. hátte‿her gevállen G[b] 20. (vgl. K[b] 4. 8. 17.).[1] wíl es ime úmber H[b] 11. gáp her ime dâ' H[b] 12. vû'getẹ sich hárte ebene J 27. vil líebe sie irẹ dô' gedâhten K 2. mîn vrowe ist múode, sinẹ mách nicht mê K 22. begúnden sie síg beréidèn *Karl* 12. hádde sie Mô'-rant 38. vrâ'gedẹ sie ínnincli'che 79. wíl ig is mî'den 108. drô'medẹ emẹ zúo den zîden 150. réiche mir cléidere 171. brénget mir síven hundert 321. gâ'ven sig béide 399.

pronomen demonstrativum: daz wázzir daz íst daz dritte *vom gel.* 1030. daz ópfer daz íst bequême 1239. dîne Crístinen wól-lent des nícht verzihen 1539. ime brâ'hten dî vón Armênje *Alex.* 2001. si næ̀me des míchil wunder 2649. 3057. von mî'nen súnden daz léider quám 3413. so ne mách daz nehéine wîs wesen 3723. nít ne vóhte dit úngemách *Tund.* 98. war úmbe dise sê'len alzemâle 109. zwâ're he mír des getrû'wè *Ernst* II 7. und rû'men die góte ze ê'rèn *gr. Rud.* C 8. und híezen die áne tuon mánnes wâ't C 22. nu nímet dirre réde góumè F 15. nu wárte wánne daz múge geschê'n G 5. ságete, der hátte mit ime getragen H[b] 9. wólde des gót gerû'chèn J 1. Bonthár-den den wóldich rî'tèn J 3. der grê've des ínme slâ'fe ûf spránc K[b] 11. hérre dat dúon ig gérnè *Karl* 363. leízit dat sî'n 416.

praepositionen: begónde an imẹ máchen *vom gel.* 218. gót in den ménschen 657. dáz er durch sî'ne 661. gestóchen in sî'ne sîte 1035. den ménschen von góte 1295. begúnde in daz hû's 2129. û'f von der érden 1357. únde ze gesíhte 1636. Kríechen ze kúnige *Alex.* 52. wî' er zo dẹn ríteren 243. bestû'nt in mit grô'zer 245. stî'z er ze tále 263. iz wárt vor den kúninc 296. schíllit in mî'ne ôren 336. bréitelẹ von gólde 391. wóldin mit ê'rin 968. hî'z si mit stéinen 1083. wás mit bedécketen 1409. gót indû' iz bit sî'ner cráft *Tund.* 11. stû'nden in grô'zem getwange 148. stárk ûzer mâ'zen 165. gespréchen bit súli-chen zuhten *Ernst* I 4. mánịcheme‿an sî'me lî'vè V 42. túon vor die stát *gr. Rud.* C 3. den lî'p vorlórn von der Crístenen díet C 25. sánte er nâch sî'nen D 10. bánt er an sî'ne F 16. der grê've mit sî'ner F 25. zwê'ne durch sî'ne géilèit F[b] 18. wíder an die mánheit F[b] 19. grôz wándel vor sî'ne missetât G[b] 24. nám her in sî'nen H[b] 7. begónde vor líebe J 12. líep âne léit J[b] 18. die wól gelóbete uber ál daz lánt K 12. ein ríse in den álden zîden *Karl* 36. Mô'rant in sî'ner hant 38. hô'rit van dén 39. índe mit lóve 43. índe mit knápen 44. van pellele índe van báldekîn 52.

1) *das* h *hindert hier also die elision nicht.*

conjunctionen: sîne lénge unde sî'ne wî'tè *vom gel.* 144. in dem hímele unde án der erden 231. nih glóube daz ér gecrûcegit wart 793. zo díu daz si íme *Alex.* 244. quâ'men ouh wále 1989. nu mér-ket wî víle 2031. ih hóffe daz íh 2076. hê'rren noh frówen 2850. ih wâ'ne daz û'f dir erden 3194. so wóldih daz mích 3827. sprâ'chen daz dâ' 4237. si wâ'ren als úns bedûhte 5258. sô stúrbich ouh â'ne unge-mach 6436. von gelê'rden unde óch von leigin *Tund.* 35. sîn geist vûr zu der héllen unde sách 44. nû'ne unde vî'rzik 53. mílche unde hóneges vol 64. láng unde smál 127. in gebúrte jog ánme rî'chè *Ernst* I 53. bâ'den dat íg dir I 63. die pórten ind dór V 13. gescág nog inwárt V 20. bewáre daz iz nícht zu nâhe sî *gr. Rud.* B. 5. die wî'le daz ích B^b 15. C 11. wir mû'zen doch mít in strî'tèn δ^b 8. si séhet in gérne und iz íst ir líep G 7. unseme hê'rren gót daz her íe genás G^b 20. mit û'g inde sî'nen *Karl* 98. sî'n inde gewérden 416. of he gebû'de we gérne ig solde 455.

adverb: tíefer dán dî hélle hin níder *vom gel.* 114. wî lange dì súnne dar ínne dage 389. únde dâ míte pachtet 418. vón dem hímele her níder quám 631. lob dír du dâ ín den hímel bís 1522. daz álle tô'ne dar ínne gíhen *Alex.* 210. sólde dar án 311. dî lû'te dar ín vertrúnkèn 1066. bóume dar ábe 1088. dî wî'le dô Álexandris here 1137. man móhte dâ scówen wúndèr 1245. móhte dâ dégene 1285. wande sine túrsten dâ níwit lánger stâ'n 1372. der grâ'be dô érz gehôrte 1861. wíl ih her wíder 2231. wir mô'sen dan vón den wî'bèn 2680. du víndis hie níht ze némenè 4804. des wâ'ren dô éilif hundert jâr *Tund.* 52. wande man ín dâ ze hóve níet in vernám *Ernst* I 37. de kámerê're stû'nden dâ vúre II 49. ich wǽne dâ níht ne wárt gespárt *gr. Rud.* γ 21. ich wǽn si dâ héime niht ensagen C 16. híez sie dô súochen K 1. daz wâ'ndich dáz iz nu wǽre irgâ'n K^b 25. wê're dâ bî' *Karl* 439.

wole. ie. niht: er ne wólde niwit lánger lédich sítzen *Alex.* 29. irin wíllen ie sô' vollen bréchtìn 62. der kúninc ne wólde niht béitèn 3938. er ne sólde niht stérben éinè 4860. er kánte wol sî'ne lístè 7054. er wíste wol dáz er sóldè *gr. Rud.* γ 7. daz síe se nicht móchten gewínnèn δ^b 21. áls id nit wâ'r in ís *Karl* 453.

auxiliare verben: Críst ne hât únsir nít vergézzen *vom gel.* 927. bô'se sint mî'ne gedánkè 1791. sô dáz is níe ne wart sî'n gelî'ch *Alex.* 198. an einem kúninc wil íh is begínnèn 440. sîn brúnie was húrnîn víl vást 1305. daz ér sich mír ze éigene wil gében 1547. sîn hóubit was íme verschéllèt 1797. dâ dî brúcke was áne gehángèn 2645. daz mére ne mac níeman trû'bèn 4879. si sélbe was hárte lússàm 5851.

dî náht ne was níe sô túnkèl 5982. gódes wúnder sint mánicfàlt *Tund.* 1. déckelàchen was dâ' beréit *gr. Rud.* a^b 2. die nácht newart níe sô túnkèl A^b 9. daz mán mit ê'ren mach schóuwèn C^b 4. ein bétte was dâ' beréitèt J^b 11. deme grê'ven was léit ir úngemàch K 21. dat mánlig blî'de was índe vrô' *Karl* 77.

2) possessiv und indefinit: in dem námen dînes eínbòrnen súnis *vom gel.* 37. únde sîn blû't 1123. swér ze míssen sîn óffer gíbet 1225. daz er wǽre ein getústernìssè 1292. berû'ren dînen lî'b 2171. unde grû'b mit sî'nen nágelen ein gráb 2312. dô héter einen Sálemô'nis mû't *Alex.* 20. daz quìt íz ist álliz ein î'telichèit 25. swî íme sîne dínc 122. níe nehein kínt 140. unde wíer sînen vî'ant sólde vâ'n 238. níe nihein bézzer 293. unde álser vernám sîne gelégenhèit 297. unde án der hánt einen gê'rèn 1253. der ne genás níe nehein mû'ter bárn 1703. ûffe dáz si iren wíllen vòllebríngen *Tund.* 121. den eínen sáh si sîn hóubet wénden 153. dat déde eime Hê'nrî'che wê' *Ernst* I 25. éllenclî'che sîn râ'tgève I 27. dat ig si â'ne mîne scúlde hâ'n verlórn II 2. irhû'ben einen stúrm V 18. níe inkein hérter V 20. níe inkein stúrm V 26. und wǽre dîn schāde *gr. Rud.* D^b 24. grôzer ê'ren hálf in sîn dégenhèit F 25. mîn hê'rre wólde dîne vrówen séhen G 4. daz dû'hte in ein hárte gû't gewín G^b 26. dem grê'ven ein lúzzel H^b 12. dô gewán sie ein vrô' gemû'tè J 11. die grê've sîn néve K 25. hê'rre mîn grô'z úngemàch K^b 23. ál mine nô't K^b 27. mir hélpet mîn váder Gárnìr *Karl* 313.

pronomen relativum: ubir álliz daz gót ie híez gewérden *vom gel.* 232. ein mû're dî bézzer wâ'rè *Alex.* 1279. mit dem gólde daz ír mir hábet brâ'ht 1551. nu virnémet réhte, waz íh iu ságe 5739. dan álle dî bérge dî si_íe gesách *Tund.* 138. det tóu den (?) her ínme gráse vant *gr. Rud.* H 12.

sô. vile. al. alsô. zô: daz íst uns zô' der sê'le vil gû't *vom gel.* 932. éine vil gû'te mínnè 1004. er sprách, iz wǽre in getrúnken vil gû't 1007. iz ís û zô' der sê'le vil gû't 1022. dem íssiz zô' der sê'le vil gû't 1743. der begínnet vil dícke tráhtèn 1754. er begínnet vil dícke weínèn 1763. alsiz des kíndes vil wól gewóne wǽre *Alex.* 367. si ùnderquâ'men vil hártè 2237. dir tû'n allir tágelî'chè 3062. er wâ're sô scô'ne únde sô clâ'r 3556. dî ságet man dáz si vil rî'che sî' *Tund.* 85. sô díef únde sô éislî'ch 114. ind irhû'ben einen stúrm alsô grímmèn *Ernst* V 18. níe inkein stúrm alsô fréislìg V 26. er wíste vil grô'ze wízzè *gr. Rud.* D^b 8. in nichéineme strî'te sô hértè F^b 24. zuo éme wê're sô zórnè *Karl* 144.

Das der directen rede eingeschaltete sprach *(siehe oben II. 2. e.) haben diese gedichte nirgends in doppelter senkung.*

Nach dieser umschau wird es wol keinem zweifel mehr unterliegen, dass die doppelten senkungen nicht auf zufälligen schreibereigentümlichkeiten beruhen, sondern für eine nach ort und zeit begrenzt herschende weise des älteren deutschen versbaus anzusehen seien.

Von älteren gedichten lässt wol auch der mitteldeutsche ***Friedberger Krist*** *(Müllenhof und Scherer. Denkmäler s. 73 ff.) diese weise erkennen. Die beispiele von versen mit überladenem ersten fuss, auf die der herausgeber anm. zu* E^b *14 aufmerksam macht, lassen sich sämtlich auf die von uns beobachtete regel über doppelte senkung zurückführen:* D^b 6. sî dấden imo mánec ídewî̀z. 9 sî hî́zen in níder stî́gàn. E^b 14 sô éngeslîch wárd iz únder ín. F^a 26 dâ fúnden si dáz sûdấrìùm. F^b 65 dô gí́nc er in rítthe bít ín; *an zwei anderen stellen des gedichtes, wo der herausgeber aus metrischen gründen geändert hat, würde sich das handschriftlich überlieferte unserer regel über die doppelte senkung ganz wol fügen:* D^a 9 ouch sprách er er wếre gódes sún. F^a 14 den stéin gewélcet ván demo grábe. *Wenn letzteres im versschluss vielleicht bedenklich erscheinen sollte, so ist zu beachten, dass die gedichte mit doppelten senkungen in dieser hinsicht nirgends eine bevorzugung gerade des versschlusses zeigen. Wird die geltung doppelter senkungen für die erwähnten stellen zugestanden, so wäre wol auch in folgenden versen die betonung eine ungezwungenere, wenn man sie mit zulassung doppelter senkung lesen wollte:* D^b 7 sî nấmen gállun undẹ ézzìch. E^a 22 dáz man ímo den lî́hamun gáb. G^a 93 er frấgedạ obẹ sî‿íewet hếttìn. G^b 134 daz si álle dise náth wếrèn. 142 ví́ngen sî dṓ in rítthè. *Doch bleibt die entscheidung über diese fragen, die doch in die zusammenhängende kritik des ganzen eingreifen, wol füglich dem urteil des herausgebers anheimgestellt.*

VIII. Man könnte gegen das im obigen erkannte metrische princip einwenden, dass es einen zu weiten spielraum lasse um überhaupt noch für ein princip zu gelten; dass bei so ausgedehnten freiheiten schliesslich jedes der bisher für metrisch formlos gehaltenen gedichte dieser scheinbaren regel zu unterwerfen sei. Man würde sich aber doch irren. So weit ausgedehnt auch die freiheiten im vergleich gegen den strengeren althochdeutschen und mittelhochdeutschen versbau sind, so haben sie doch ihre festen schranken und es gibt gedichte, die sich dieser beschränkung nicht fügen, die nach wie vor für unrhythmisch gelten müssen. So unter den mitteldeutschen der Anno, die kaiserchronik, das Rolandslied des pfaffen Kuonrât, die tugendlehre des Wernher von Elmendorf (Haupts zeitschr. IV 284.) und das erste der von Lachmann veröffentlichten niederrheinischen bruchstücke (a. a. o. s. 163). Auf diese

gedichte finden die oben entwickelten regeln keine anwendung. Wenn sich auch etwa im Rolandsliede die mehrzahl der verse unseren regeln fügen würde, so sind doch immer noch die überfüllten zeilen, die sich auf keine weise in einen dactylischen rhythmus hineinzwängen liessen, zu häufig, als dass man an emendation denken dürfte. Ferner finden sich darin verszeilen, die, auch ohne überfüllt zu sein, in ihren natürlichen accentverhältnissen durchaus keinen festen rhythmus zeigen. In den oben herbeigezogenen gedichten sind dagegen solche formlose zeilen so selten, dass man sie nur auf die schuld eines nachlässigen abschreibers bringen kann. Unter den oberdeutschen gedichten des 12. jahrhunderts wüste ich kein einziges zu nennen, in welchem sich versbau mit doppelten senkungen erkennen liesse. Sie sind, wo sie nicht das strengere princip der Otfridischen metrik befolgen, metrisch formlos, wie z. b. die gedichte Heinrichs von Melk, denen der neueste herausgeber (Richard Heinzel. Berlin 1867. Bei Weidmann) mit recht jeden beabsichtigten rhythmus abspricht (seite 14). Da nun hinwider kein einziges mitteldeutsches gedicht vor dem ende des 12. jahrhunderts anzuführen ist, welches die einsilbigkeit der senkungen nach Otfridischer regel streng festhielte, so werden wir wol den versbau mit doppelten senkungen als ein besonderes kennzeichen mitteldeutscher poesie ansehen können. Dass etwa der versbau mit doppelten senkungen den allmählichen übergang aus jenen unrhythmischen reimwerken der älteren zeit, der sogenanten reimprosa, in die strengere mittelhochdeutsche metrik bildete, lässt sich keinesweges dartun. Die mitteldeutsche und oberdeutsche weise rhythmischen baues stehen sich selbständig gegenüber, und neben beiden zieht sich die reimprosa seit dem ende des elften jahrhunderts beinahe durch das ganze zwölfte hindurch. Die form dieser unrhythmischen reimwerke kann man daher auch wol nicht als bloss aus individuellem unvermögen mislungene metrische versuche ansehen, sondern als eine für sich bestehende freiere kunstform, die von dem geschmack gewisser kreise gebilligt war, wenn sie auch nicht in dem maasse, wie Wackernagel annahm, ein ganzes zeitalter beherschte. Dass die reimprosa vornehmlich von geistlichen ausgieng, die rhythmischen dichtungen aber vornehmlich von laien, die an dem volksgesange ihren formensinn kräftigen konnten, wird im allgemeinen wol zutreffend sein.

Ist der bau mit doppelten senkungen die einzige rhythmische form, die sich an m i t t e l d e u t s c h e n gedichten aus der mitte des z w ö l f t e n jahrhunderts nachweisen lässt, so ist doch deutlich zu verfolgen, wie auch hier gegen ende des jahrhunderts der versbau nach h o c h d e u t s c h e m princip eingang findet. Schon der Pilatus hat sich von der eigent-

lich mitteldeutschen weise vollständig frei gemacht; ob auch der Aegidius, kann ich nicht entscheiden, da mir Hofmanns fundgruben (I 246) nicht zur hand sind. W. Grimm sagt in der einleitung zu graf Rudolf s. 13: „bei den dichtern des Prophilias, des Pilatus, des Aegidius, bei Eilhart von Oberge und Heinrich von Veldeke kommen keine überlangen zeilen vor," doch meint er wol nur die völlig formlose silbenhäufung, wie sie sich in versen des Anno, der Kaiserchronik und des Rolandsliedes findet, da er s. 14 auch Lamprechts Alexander die überlangen zeilen abspricht. In den bruchstücken von Karl und Galie zeigen sich die doppelten senkungen schon in der abnahme begriffen, und man wird daher dem dichter vielleicht wol die absicht zuschreiben dürfen, möglichst auf einsilbigkeit der senkungen auszugehen. wenn es ihm auch noch nicht gelungen ist, sich von der älteren mitteldeutschen weise wirklich frei zu machen. Im dreizehnten jahrhundert hat die allgemein herschende regel des versbaues mit einsilbigen senkungen auch in die mitteldeutschen dichtungen vollständig eingang gefunden, wol namentlich auf den vorgang Heinrichs von Veldeke. So im Athis und Prophilias, bei Herbort von Fritslar, bei Bertolt von Holle, in dem gedicht von Marien himmelfahrt in Haupts zeitschrift V, 515, in den von Bartsch herausgegebenen mitteldeutschen gedichten (Bibliothek des litterarischen vereins in Stuttgart. Bd. LIII), im Passional, wenn sich auch namentlich im anfang häufig metrische incorrectheiten finden, die auf jene ältere mitteldeutsche verskunst zurückdeuten.[1]

In späterer zeit finden wir wider verse mit doppelten senkungen im neueren deutschen volksliede. Während in den kunstmässigen dichtungen des 16. jahrhunderts das princip der blossen silbenzählung bereits zur herschaft gelangt ist, erhält sich im volksliede insofern wenigstens noch das princip des mittelhochdeutschen versbaues, als

1) Jetzt glaube ich auch die frage nach der priorität des Münchener oder Heidelberger textes entscheiden zu können. Wer an den hochdeutschen versbau mit streng einsilbigen senkungen gewönt war, dem musten doppelte senkungen anstössig sein; umgekehrt konte der, dem die doppelten senkungen geläufig waren, an der einfachheit der senkungen, die auch dort nicht ausgeschlossen war, durchaus keinen anstoss nehmen. Daher glaube ich in dem bairischen text eine überarbeitung des rheinfränkischen sehen zu müssen. Alle überarbeitungen älterer deutscher gedichte in jener zeit gehen auf formelle verfeinerung und glättung aus, und den versbau mit doppelten senkungen sehen wir gegen ende des jahrhunderts im zurückweichen begriffen. Verse mit doppelten senkungen lassen sich durch kleine veränderungen leicht auf das strengere maass zurückführen, und so können die abweichungen des Münchener textes wol aus dieser absicht erklärt werden. Wir müssen daher trotz des aufgefundenen bairischen textes bei Haupts annahme stehen bleiben, dass der Rother von einem Rheinländer in Baiern verfasst sei.

hier immer ein bestimter rhythmus festgehalten wird, der durch die anzahl der hebungen bestimt ist, während die senkungen fehlen dürfen. Das unterscheidende ist aber, dass jetzt zwischen zwei hebungen nach belieben eine oder mehrere senkungen stehen dürfen. Die verwendung selbständiger redeteile in auf einander folgenden senkungen ist dabei sehr frei und wird sich schwerlich auf feste regeln zurückführen lassen. Es lässt sich nur ganz im allgemeinen bemerken, dass redeteile, die in der natürlichen betonung des satzes eine hervorragende stellung einnehmen, weniger geeignet erscheinen in die senkung zu fallen, obgleich auch diese anforderung oft genug verletzt wird.

Will man sich darüber rechenschaft geben, wie diese methode des versbaues sich aus der mittelhochdeutschen historisch entwickelt habe, so möchte man dabei zunächst wol die almählich eingetretene dehnung aller stamsilben in anschlag bringen. Infolge dieser dehnung hatte man überall da, wo nach mittelhochdeutscher regel verschleifung eintreten konte, sogleich mehrfache senkung, d. h. aus den früher bloss graphisch mehrsilbigen wurden dadurch wirklich mehrsilbige senkungen. Doch glaube ich bezweifeln zu müssen, dass sich diese erscheinungen überhaupt auf die mittelhochdeutsche metrik zurückführen lassen. Es scheint in dieser entwickelung keine vollkommene historische continuität nachweisbar, vielmehr eine einwirkung von aussen auf den hochdeutschen versbau stattgefunden zu haben. Wir finden nämlich dasselbe princip, das ich eben dem volksliede des 16. jahrhunderts zuschrieb, ganz charakteristisch ausgeprägt auch im niederdeutschen Reinke de Vos (herausgegeben von Lübben. Oldenburg 1867) und von hier aus lässt es sich in niederdeutschen gedichten bis gegen das dreizehnte jahrhundert rückwärts verfolgen. Man vergleiche die niederdeutschen stücke no. 16. 21. 23. 24. 48. 56 usw. bei Liliencron, historische volkslieder der Deutschen. Ueberall finden wir hier den gebrauch mehrfacher senkungen, im gegensatz zur hochdeutschen verskunst des 14. und 15. jahrhunderts, die, wo sie noch nicht silbenzählend ist, die worte durch sehr harte kürzungen und zusammenziehungen oder durch rücksichtslose verletzung des grammatischen accents in das metrische schema presst, aber doch immer die einsilbigkeit der senkung festzuhalten sucht. Ich glaube daher wol annehmen zu können, dass sich das neuere hochdeutsche volkslied unter dem einfluss der niederdeutschen poesie des 14. und 15. jahrhunderts entwickelt habe. Diese steht aber wol in unmittelbarem historischem zusammenhange mit jenem oben geschilderten mitteldeutschen versbau. Der versbau im Reinke de Vos zeigt uns ganz dasselbe princip, wie die mitteldeutschen gedichte des 12. jahrhunderts, nur dass die verwendung selbständiger redeteile in doppelter senkung weitere ausdehnung gewonnen hat; doch

finden sich darin auch seitenlange partien, die nirgends über die zum Rother statuierten freiheiten hinaus gehen. Leider fehlt uns alles material, um die entwickelung der niederdeutschen verskunst im 12. und 13. jahrhundert zu verfolgen. Es lässt sich aber aus dem obigen wol annehmen, dass sich hier jener ältere mitteldeutsche versbau in seiner eigentümlichkeit fort erhielt, während die mitteldeutschen gedichte des 13. jahrhunderts in ihrem dialect der herschenden schriftsprache weniger fernstehend von der allgemeinen strömung der litteratur ergriffen wurden und sich der eigentlich hochdeutschen weise fügten.

Wie der versbau mit beliebig fehlenden, einfachen oder mehrfachen senkungen in den siebziger jahren des vorigen jahrhunderts vornehmlich aus dem volksliede widerum eingang in die moderne verskunst fand, hat Koberstein § 272 dargestellt.

Der im obigen vermutete historische zusammenhang zwischen dem mitteldeutschen und dem niederdeutschen versbau mit doppelten senkungen, wird aber dadurch über allen zweifel erhoben, dass sich der gemeinsame ursprung beider in der a l t s ä c h s i s c h e n verskunst aufweisen lässt. Wir werden in ihm eines der hauptkennzeichen einer specifisch niederdeutschen verskunst im gegensatz zur hochdeutschen erblicken. Eine eingehendere darlegung der metrischen verhältnisse des Heland wird das begründen.

II.

I. Die verse des HELAND *gelten für ziemlich wild und regellos, und mit den principien althochdeutscher metrik ist ihnen nicht beizukommen; eine kritische herstellung aus diesem gesichtspunkte könnte kaum eine zeile der überlieferung unangetastet lassen. Schmeller „Über den versbau in der allitterierenden poesie besonders der Altsachsen“ (Abhandlungen der bayrischen academie 1844) ist der ansicht, dass die allitteration das einzig fest geregelte darin sei, und bezweifelt s. 216 sogar, ob man „diese gliederungen verse nennen oder gar sie als solche darstellen“ dürfe. Zwar findet er im allgemeinen ein viergliedriges rhythmisches schema herschend, aber verzichtet durchaus darauf, das princip darzulegen, nach welchem die einzelnen tactglieder gebaut sind. Und doch wird man sich immer wider versucht fühlen, auch hierin einer festeren regel nachzuspüren, denn die annahme, dass hier wirklich in keiner weise ein festes rhythmisch-metrisches princip vorliege, hat bei einem in so echt volksmässigem altepischem stil gehaltenen werke etwas durchaus widerstrebendes. Gerade den ursprünglichsten äusserungen volkstümlicher poesie gilt das rhythmische element der rede am höchsten,*

so dass in manchen erzeugnissen unmittelbarer volkspoesie alles, was sie als poesie kenzeichnet, einzig in der rhythmisch gebundenen form liegt. Was sonst noch hinzu komt, ihnen den charakter eines gedichtes zu verleihen, die episch formelhafte ausdrucksweise, ist der sprache eines noch in ziemlicher urwüchsigkeit verharrenden volkes auch da eigen, wo es nicht zu dichten, sondern schlicht zu reden meint. Gedichte ohne jeglichen festen rhythmus sind daher vorwiegend in zeiten höchstgesteigerter cultur anzutreffen, am allerwenigsten aber in volksmässiger poesie zu erwarten: kinder und volk pflegen dergleichen litteraturprodukte gar nicht als poesie anzuerkennen. So bleibt, wenn man nicht annehmen will, dass der ursprüngliche text des Heland in der handschriftlichen überlieferung bis zur unkentlichkeit corrumpiert sei, und darauf deutet doch im übrigen der zustand des gedichtes nicht gerade hin, nur übrig, von der überlieferten gestalt auszugehen und in den vorliegenden tatsachen selbst ihr eigenes gesetz zu ermitteln, ohne von vornherein zu erwarten, dass es mit dem übereinstimme, was wir bisher an hochdeutschen gedichten beobachtet haben. Das aber wird man von jedem derartigen versuch verlangen dürfen, dass er mit dem bei allen germanischen stämmen gleichmässig herschenden grundgesetz über die wortbetonung nicht nur in einklang bleibe, sondern auch, dass das eigentümliche princip des versbaues sich als eine möglichst einfache consequenz aus jenen betonungsgesetzen der sprache darstelle.

Fassen wir also die allitterierenden zeilen des Heland als rhythmisch gebaute verse auf, so finden wir im allgemeinen dasselbe grundschema, welches der epische vers bei allen germanischen stämmen aufweist: zwei durch allitteration zu einer langzeile verbundene halbverse, deren jeder vier rhythmische tacte enthält. Das erste glied jedes tactes muss durch den grammatischen accent über die folgenden hervorgehoben sein. Bis soweit stimt alles mit dem althochdeutschen versbau überein. Im bau des einzelnen aus hebung und senkung bestehenden tactes tritt aber der unterschied hervor. Einer von den unterscheidenden punkten ist eben die zulassung doppelter senkungen. Dass es im Heland verse gibt, die nicht ohne die annahme doppelter senkungen als ein viertactiges gebilde aufgefasst werden könnten, wie z. b. I 12[1] sia uúrđun gicóranà te thíu. 18 sô uuấrun thia mán hḗtàna. 20 uuírdîga tí them

1) Ich citiere nach Müllenhoff „Altdeutsche sprachproben. Berlin 1864“ und kann mich auch in der ganzen folgenden untersuchung nur an die daselbst ausgehobenen stücke I. III. V. VI. VII. IX—XII halten, da es leider noch immer an einer vollständigen ausgabe mangelt, die sich auf den älteren und besseren codex Cottonianus stützt. Doch sind die angeführten stücke umfangreich genug, um an ihnen das wesen dieser verskunst zu erläutern.

giuuírkiè. 147 síthor ik séa mî te brû'di gicô's. 367 thâr gifrâ'n ik thát sia thiu bérehtun giscápu. 437 sô huat sô' siu gihô'rda thia mán sprécan *usw. bedürfte wegen der häufigkeit dieser erscheinung nicht erst eines besonderen nachweises. Wol aber erfordert der umstand, dass dabei ganz dieselben regeln gelten, die ich schon aus den mitteldeutschen gedichten des zwölften jahrhunderts herleiten konte, eine vollständige darlegung des beweisenden materials. Damit ist aber das eigentümliche der altsächsischen metrik noch nicht erschöpft. Es ist noch ein anderer umstand zu erörtern, der als grundlegendes princip den ganzen altsächsischen versbau durchdringt und aus dem alle besonderen regeln über die metrischen verhältnisse der einzelnen tactglieder herzuleiten sind. Wir werden auf die erkentnis dieses princips durch die folgenden beobachtungen hingeführt.*

II. Ich gehe von der erwägung solcher verse aus wie I 11 hê'làgna gê'st. 39 uuáldànd gisprák. 154 lî'k gidrúsinòt. 233 uuórdgimérkiòn *und ähnlichen, die nur* d r e i *hebungen zu haben scheinen, da man doch unmöglich die tonlosen präfixe und suffixe für hebung ohne folgende senkung wird gelten lassen. Auch wäre diese annahme gar nicht einmal zur erklärung genügend, da sich sogar verse finden, die wirklich nur aus drei silben bestehen, wie* XII 63 síttiàn thâ'r. 65 áll uuúrthùn. *Um aber eine textverderbnis anzunehmen, ist diese erscheinung zu häufig. Wenn man nun in diesen versen nicht eine unbegreifliche anomalie bestehen lassen will, so wird man sie kaum anders beurteilen können, als dass man die eine hochtonige und lange silbe für den träger* z w e i e r *auf einander folgender hebungen nimt, also* lî'k gidrúsinòt, hê'làgna g'ê'st, *oder, was dasselbe wäre, für eine* z e r d e h n u n g *in* lî'-î'k, gê'-ê'st, *wie sie im gesange überall statthaft ist. Ohne die natürlichen quantitätsverhältnisse zu verletzen, ist das aber nur bei langen vocalen möglich, nicht bei kurzen. Unmöglich ist* uuáldànd gisprá-ǎk, *wol aber ist* uu'a'ldànd gisprák, uu'o'rdgimérkiòn *statthaft, da die consonanten* r *und* l *nach ihrer physiologischen beschaffenheit ebenso wie die langen vocale einer beliebigen dauer fähig sind. Und wirklich zeigt sich in allen den fällen, wo wir scheinbar nur* d r e i *hebungen finden, eine* h o c h t o n i g e l a n g e s i l b e, *die entweder einen* l a n g e n v o c a l *enthält, wie* I 11. 21. 335 hê'làgna g'ê'st, 154 lî'k gidrúsinòt, 230 br'î'ef giuuírkeàn,[1] VII 33 m'ô'd gihuórbàn, IX 1 th'u'o nâ'hìda, XI 101 l'î'k tesámnè, XII 13 m'ê'r gimérrìd, 63 síttiàn th'â'r, *oder* l, r *mit folgendem consonanten:* I 282

1) *Der natur der deutschen diphthongen ist es wol angemessener, wenn man sie in* brî'-î'ef, thû'-û'o *als in* brí-èf, thú-ò *zerdehnt, denn streng phonetisch widergegeben spricht man* brief, thûo.

'a'll gihuórbàn. 427 'a'll giwi'sìd. XII 5 'a'll getui'flìd. 65 'a'll uuúrthùn, 69 'a'll bicúnstì, I 39 uu'a'ldànd gisprák. 90. 179 uu'a'ldàndes géld, 191 g'e'ld gilé'stìd. 277. IX 35 uu'a'ldàndes cráft. X 24 uu'a'ldàndie Críst. I 58 h'e'lmgitrô'steòn, 233 uu'o'rdgimérkiòn, V 29 uuáldàndes uu'o'rd. V 7. 18 n'e'rièndi Críst (= nerjendi). XII 72 n'e'rièndon Críst, X 3 b'a'rn dróhtìnes. *Auch I 166 und XII 56 wird man wol besser* 'e'rl âfúodìt, s'â'n úpp âhlê'd *betonen, obgleich auch* érl â'fúodìt, sâ'n úpp â'hlê'd *nicht schlechterdings zu verwerfen ist wie XI 89* mân â'dógiàn *und 99* uuiht â'uuérdiàn *lehren. Nur einmal findet die zerdehnung vor* n d VII 62 k'î'nd gidrúogì, *ein anderes mal vor* n n statt: I 381 lúttìlna m'a'nn. *Obgleich nun die resonanten oder nasale keineswegs continuae sind, so ist doch auch das leicht erklärlich, wenn man sich der neigung des altsächsischen dialectes dabei erinnert, die vocale vor* n *zu nasalieren und in folge dessen zu dehnen. Da nun also der ausfall einer hebung immer nur nach solchen silben stattfindet, die ihrer natur nach dehnbar sind, niemals nach undehnbaren wie* h'u'ggiàn, s'î'ttiàn, *so ist meine annahme einer zerdehnung wol mehr als wahrscheinlich.*

Aber auch die auffassung, als enthielten diese verse nur drei hebungen, wäre in einem gewissen sinne dennoch zulässig, wenn man nur die regel in folgender weise ausdrückte:

> *jeder halbvers besteht aus zwei haupthebungen, die mit zwei nebenhebungen abwechseln; von den letzteren darf die eine fehlen, wenn die vorangegangene haupthebung eine hochtonige silbe ist, die durch langen (auch nasalierten) vocal oder durch* l, r + *consonant gebildet wird.*

Es widerholte sich hier also zwischen haupt- und nebenhebung ein ganz ähnliches verhältnis, wie es zwischen hebung und senkung besteht. Dass diese auffassung mit jener dem wesen der sache nach eigentlich identisch, nur in der formulierung verschieden sei, brauche ich wol nur zu bemerken. Dass aber die beiden formulierungen zum grunde liegende beurteilung des sachverhaltes die allein richtige und zulässige sei, wird noch durch andere erwägungen, die sich daran schliessen, bekräftigt.

Wenn nämlich die nebenhebung unter umständen ganz fehlen darf, so wird notwendig die im altgermanischen verse überall zu tage tretende unterscheidung von haupt- und nebenhebung hier im Altsächsischen ganz besonders stark und deutlich hervorgehoben sein müssen. Man hätte also zu erwarten, dass die vier hebungen des verses in ihrer aufeinanderfolge einen deutlich markierten wechsel einer stärker und einer minder stark betonten hebung vernehmen liessen; also [metrical notation], *im gegensatz zum althochdeutschen verse, der* [metrical notation] *zu notie-*

ren wäre. Soll nun aber immer die erste und dritte hebung des verses für die haupthebung gelten? Dann allerdings wäre der unterschied zwischen haupt- und nebenhebung im altsächsischen versbau nicht zum besten beobachtet, da verse wie uuíd dérnèro duálm. án lándò gihuém *durchaus nicht selten sind. Ich denke aber die allitteration kann allein entscheiden; sie muss immer auf die haupthebung fallen. Im allgemeinen wird das auch für das angemessenste gehalten, aber es ist doch meines wissens noch nicht als die feste regel hingestellt worden, als die ich es auffasse. Stellt man aber diese regel auf, so ist die notwendige consequenz daraus die, dass niemals zwei liedstäbe unmittelbar neben einander stehen dürfen; es müsten immer eine allitterierende und eine nicht allitterierende hebung mit einander wechseln, ausgenommen natürlich solche verse, die überhaupt nur drei hebungen enthalten. So dürften denn endlich, wo zwei liedstäbe vorhanden sind, diese nur entweder die erste und dritte, oder die zweite und vierte versstelle einnehmen, nie die erste und zweite, die zweite und dritte, dritte und vierte, erste und vierte. Mag man das jedoch nicht so selbstverständlich und zwingend finden, da doch in versen wie I 197. 313 und anderen ähnlichen, die betonung* thát uuíƀ uúrdigiscàpo. suíthо gúod gúmò *natürlicher erscheint, als* that uu'îƀ uúrdigiscàpo. suîtho g'u'od gúmò, *so lasse man es wenigstens als hypothese gelten, und als solche ist es jedenfalls zulässig. Zeigt sich in den weiteren folgerungen, die sich daraus ergeben, alles in bester ordnung, führen diese nirgends auf widersprüche, tragen sie sogar dazu bei, sonst unerklärliches zu erklären, so wird man sich gegen die richtigkeit meiner annahme nicht verschliessen können. Nun zeigt eine unbefangene beobachtung der tatsachen, dass die beiden liedstäbe fast immer auf die erste und dritte hebung fallen:* 3. 5. 6 (líudo bárno lóƀòn) 9. 11. 12. 15 (hê'làg hímilisc uuòrd) 16. 20 (uuírdîga tí them giuuírkiè) 21 (thêm hélithon an íro hértàn) 22. 24 (that sea scóldî'n âhébbeàn. *Zwei-, ja dreisilbiger auftact findet auch sonst häufig statt.*) 25. 26. 27. 28. 29. 31 (áđàlórdfrùmo. *Kurze stamsilbe für hebung ohne folgende senkung ist notwendig anzunehmen nicht nur im versschluss wie* 6^a. 17^a. 111^a. 136^a. 167^a. 250^b. 252^a *usw., sondern auch an anderen versstellen:* 31^b. 85^a. 105^b. 128^a. 132^b. 206^a. 218^b. 231^a. 245^b. *usw. Ich komme später auf diese erscheinung zurück*). 32. 33. 36. 37. 40. 41. 42. 43. 45. 47 (fírio bárnun bifóràn) 48. 52 (fírio bárnun ti frúmòn) 54. 55 (hábda thém hérisсìpie. *Klingender versschluss ist* 25^b. 38^a. 41^b. 56^b. 121^{ab}. 188^a. 190^b. 205^b *usw. unvermeidlich*). 60. 62. 64. 65. 66. 69. 71. 78. 85. 91. 95. 98. 99. 100 *usw. Viel seltener nehmen die beiden liedstäbe die zweite und vierte hebung ein:* I 8 scrí'ƀan bérehtlî'co an búok (scrîƀan *ist aus dem*

vorhergehenden verse herüber zu nehmen; es überfüllt dort den vers und stellt hier die eben besprochene regel her). 23 sô mánag uuî'slî'k uuórd. 53 uuíd dérnèro duálm. 97 thâ'r ti Jérùsalê'm.' 102 úmbi that hê'làga hû's. 195 suî'tho gódcùnd gúmo. 199 án líudeô' líoht. 235 thuo nám híe thia búoc an hánd. 253 uuás iro thíornà githígan. 268 thés uuî'don rî'kies giuuánd. 338 állero bárnò bétst (*tieftonige kurze silbe als hebung ohne folgende senkung wird auch sonst häufig zugelassen.* I 1[a]. 40[b]. 63[a]. 67[ab]. 187[a]. 269[a]. 289[b] *usw.*) 404 án Béthleê'mbúrg. 433 óbar thia bérehtùn búrg. III 11 állero bárnò bést. V 14 uuánn uuínd éndi uuáter. 22 hiet thát sia im uuédarès giuuín. 27 ge té them sê'uua sô' sélf. 33 that im sô' thie uuínd éndi thie uuâ'g. VI 10 anthát mútspèlles mégin. VII 19 ís brúothèr bárn. IX 32 úmbi Jérùsalê'm. 37 án thia bérehtùn búrg. X 42 jac án thero súnnun sô' sámo. 97 uuíd thes flúodès fárm. XI 36 sô' níudlî'co an náht. 68 suî'tho thrî'stmùod thégan. 84 uuíd thíeses uuérodès giuuínn. 97 híe suéltid ím óft. 130 fán them bérgè te búrg. XII 80 thâ'r is lî'chámo lág. *Nirgends aber ist man zu der annahme, dass die beiden liedstäbe auf die erste und zweite, zweite und dritte, dritte und vierte, erste und vierte hebung fallen, unbedingt genötigt. In den verhältnismässig seltenen fällen, wo das scheinbar geschieht, ist entweder eine andere betonung möglich, mit zerdehnung:* I 197 that uu'î'b uúrdigiscàpo. 200 uuas im f'e'll fágàr. 240 h'a'rd háramscàra. 313 suîtho gúòd gúmò (*was auch der natürlichen betonung der satzglieder mehr angemessen ist*). V 12 'û'st û'p stî'gan (*bei Müllenhoff* ûpstîgan). VI 20 h'ô' hímiles líoht. 39 h'ô'h hébanrî'ki. VII 54 is uu'o'rd uuéndiàn. 72 díurlî'can dr'ô'm. X 10 h'ê'r hébancùning. 44 hu'î't hébantùnglas. 79 mîna uu'o'rd giuuâ'ròd. XI 64 su'e'll suérdthègan. 116 héttèndero h'ô'p. XII 55 l'î'f lángerun huî'l; *mit mehrsilbigem auftact:* I 70 suîtho unuuándà uui'nî'. 124. 166 fan thînera áldèra ídìs. 136 an thesero uuî'dùn uuéròld. 349. 387 ober thesa uuî'dùn uuéròld. XI 124 an thena uuî'dòn uuélòn. XII 10 obar them grábè gô'miàn. 67 te themo grávè gángàn. *Oder man wird nur einen einzigen liedstab annehmen; der andere braucht ebensowenig mit zu zählen als irgend ein anlautender gleichklang in den senkungen, der sich ja wol manchmal ungesucht einstellen kann, aber doch niemals für einen liedstab gelten darf. Ich rechne dahin das* gumo I 133. êr 144. gilithan 154. frâgon 228. baram 232. hôhon 266. selbo 293. uuardon 321. all 345. suang V 13. beuuo VI 14. hûs VII 8. fargaf X 26. forth 81. bigetan XI 42. dâdi 57. brast 77. biti 80. *Wenn man erwägt, wie diese fälle verhältnismässig selten sind, und wie häufig andererseits sich in einem halbverse drei allitterierende worte beisammen finden, von denen doch auch nur zwei für liedstäbe gelten, so hat auch*

diese annahme durchaus nichts willkürliches oder gewaltsames. Dass übrigens diese allitterationen auch an ihrem orte zu dem wolklang des verses noch das ihrige beitragen, soll gar nicht bestritten werden; nur für liedstäbe dürfen sie nicht gelten.

So steht also meiner annahme, dass liedstab und haupthebung immer zusammen fallen, insofern wenigstens nichts entgegen, als auch die beiden liedstäbe immer durch eine hebung und zwar nur durch éine hebung von einander getrennt sind, indem auf eine allitterierende hebung immer eine nicht allitterierende folgt. Sind auf diese weise in halbversen mit zwei liedstäben die stellen, welche beide haupthebungen einnehmen, durch die allitteration deutlich bezeichnet, so ist auch in halbversen mit nur einem liedstabe durch die stelle der einen haupthebung die der anderen zugleich gegeben. Hat jene die erste stelle, so diese die dritte; hat jene die zweite, so diese die vierte; jene die dritte, diese die erste; jene die vierte, diese die zweite. Auch hier zeigt sich wider, dass die beiden haupthebungen fast immer die erste und dritte stelle einnehmen; seltener die zweite und vierte; im ersten halbverse: 4. 13. 14. 59. 61. 70. 84. 88. 159. 162. 195. 222. 243. 244. 250. 257. 372. 416 *usw.; im zweiten:* 12. 15. 16. 18. 22. 28. 33. 43. 47. 49. 52. 54. 59. 73. 78. 128. 198. 202. 208. 210. 212. 225. 232. 248. 255. 257. 272. 279. 294. 295. 322. 376. 390. 407. 428. 432. 435 *usw.*

Wir können die verse danach als s t e i g e n d e und s i n k e n d e unterscheiden, und wie man sieht brauchen die beiden zu einer langzeile verbundenen halbverse in diesem stücke nicht übereinzustimmen. Ein steigender halbvers kann mit einem sinkenden verbunden sein, wie z. b. vers 23 so màuag uuíslìk uuórd | éndì giuuít mìkil *u. a.; ein sinkender mit einem steigenden, wie vers* 12 cráft fàn Crístè | sia uùrđun gicóranà te thío *u. a. Der acutus bezeichnet hier und im folgenden die haupthebung, der gravis die nebenhebung.*

Wenn wir die tactart des altsächsischen verses als eine vierteilige auffassen, so darf streng genommen die haupthebung nur auf die erste und dritte versstelle fallen. Die sinkenden verse bieten daher den eigentlich normalen typus dar, während die steigenden sich jener freiheit vergleichen lassen, die von den musiktheoretikern als accentverrückung bezeichnet wird, und die mässig angewant zu einem kunstmittel von überaus anmutiger wirkung wird.

III. Doch ich komme jetzt zu der hauptsache, die sich aus dem vorhergehenden ergibt. Wenn wirklich auf die deutliche unterscheidung der haupt- und nebenhebung hier in der altsächsischen verskunst ein so

grosses gewicht fallen soll, so müste wenigstens als regel gelten, dass die nebenhebung grammatisch nicht stärker betont sei, als die vorangegangene haupthebung. Die vergleichung des vorliegenden tatbestandes mit dieser notwendigen forderung diene denn auch zur prüfung der richtigkeit meiner annahme, dass die haupthebung als solche immer durch die allitteration bezeichnet sei. Nun lehrt die beobachtung, dass wirklich weitaus in den meisten versen nicht nur die vorangegangene, sondern auch die nachfolgende haupthebung von natur stärker betont ist, als die nebenhebung: mánegà uuâ'rùn, fástò bifólhàn. uuìd dérnèro duálm. àn lándò gihuém; *allenfalls auch gleich stark:* thát sìa bigúnnòn. líudo bàrno lóƀòn. sia ne mùosta hélitho thàn mê'r. èndi gifrímid àfter thíu. *Durchaus unstatthaft wären daher folgende im althochdeutschen meist nicht anstössige betonungen:* I 4. 84. 244 ùndar máncùnneá. 13 that sìe than ê'vangèliúm. 14 àn búok scrî'ƀán. 36 uúndàrlí'cas filo. 48 sâ'lî'glí'co cùman. 54 farlìuuan rí'keô mê'stá. 71 èndi râ'd bùrdé. 162 sô' álajùngán. 196 bê'd àftér thìu. 225 thie thâr cònsta fílo màhleán. 257 bì námen sèlƀó. 296 ìs múod giuuòrríd. 343 hê'msìtténdiòn. 428 thàt sea túo im sèlƀón. 432 èndi uuí'do cû'thdún. III 12 Jô'hànnés dùot. 17 sâ'n àftér thìu. VI 13 thàn teférit èrthá. 38 áldàrlángan tî'r. VII 36 lánduuî'sá gidrùog. 41 thíodcùníngè. 73 úppô'dás hê'm. IX 4 endi ìm bifóran strô'idún. 27 órlàgiés uuòrd. X 44 èndi hrísid èrthá. 47 érthbû'éndeòn. 57 mánstèrƀô'no mê'st. 62 métigê'dô'no mê'st. 71 èndi bládu tô'giát. 74 èndi uuéder scô'ní. 101 bòtan Lô'th ê'nó. XI 5 grámhùgdí'g mànn. 8 brínnàndi fán bùrg. 46 fólc Jùdeô'nò. 77 blúod àftér spràng. 120 thíodàraƀê'dès. XII 34 screˊ'd fòrthuuárdès. 36 gúmcùnniés uuî'ƀ. 42 thìu uuî'ƀ sòragódun. 82 uulítìscô'ni uuî'ƀ. *Es kann nur betont werden:* úndàr máncùnnea. thát sìa than ê'vangèlium. an búòk scrî'ƀàn. uúndarlî'cas fílò. sâ'lîglî'co cúmàn. farlíuuàn rî'keo mê'sta. endi r'â'd búrdè. sô álàjúngàn. b'ê'd áfter thìu. thíe thâr cònsta fílo màhlean. bi námèn sélƀò. is múòd giuuórrìd. h'ê'msítttèndion. that sea túo ìm sélƀòn. endi uuí'dò cû'thdùn. Jô'hànnes dúòt. s'â'n áfter thìu. than teférìt érthà. áldarlàngan t'î'r. lánduuî'sa gidrúòg. thíòdcúningè. úppô'dash'ê'm. éndi ìm bifóran strô'idun. órlàgies uu'o'rd. endi hrísìd érthà. 'e'rthbû'èndion. mánstèrƀôno m'ê'st. métigê'dôno m'ê'st. endi bládù tô'giàt. endi uuédèr scô'nì. bótàn Lô'th ê'no. grámhùgdîg m'a'nn. brínnàndi fan b'u'rg (*mit schwebender betonung*). f'o'lc Júdeô'no. blúòd áfter spràng. thíòdáraƀê'des. scr'ê'd fórthuuàrdes. gúmcùnnies uu'î'ƀ. thiu uu'î'ƀ sóragòdun. uulítiscô'ni uu'î'ƀ. *Dennoch führt das verhältnis der haupthebung zur nebenhebung, wie ja nicht anders zu erwarten, auch einigen widerstreit zwischen wort- und versaccent mit sich, was,*

durch *schwebende betonung* *ausgeglichen, den vers noch nicht übelklingend macht. Die hauptregel kann ja durch solche* *ausnahmen*, *wenn sie sich auf gewisse allgemeinere gesichtspunkte reducieren lassen, nur bestärkt werden. Die fälle, in denen schwebende betonung eintreten muss, sind daher näher ins auge zu fassen, und die grenze zu ziehen, innerhalb welcher solche freiheit zulässig erscheint.*

Der leichteste fall ist der, wenn eine nebenhebung grammatisch stärker betont ist, als die folgende, aber doch nicht stärker, als die vorangegangene hauptthebung; dieser fall tritt vorwiegend in steigenden versen ein, und zwar fast immer nur am schluss des verses, wo auf die hauptthebung keine nebenhebung mehr folgt: I 18 sô uuầrun thia mán hềtána. 94 the thầr gitáld hàbdún. 248 àl líudstàmná. 232 èndi bád gèrnó. 295 thùo uuarth húgi Jồsếpes. 412 èndi filu sprầcún. V 28 sìa gibód lềstún. IX 15 èndi bû́ Jùdeốno. X 59 ìro dág èndiót. 87 àn suéfràstú. XI 32 ùnder thit cúnni Jùdeốno. *In sinkenden versen, wo die angegebene bedingung nicht stattfinden kann, ist dieser fall daher äusserst selten; nur zweimal:* I 245 gód àlmáhtì. IX 3 uuél hùggiándès. *Wie man sieht, wird in allen diesen fällen die bekante regel streng eingehalten, dass der hochton eines wortes nur dann auf die zweite silbe verschoben werden darf, wenn die erste lang ist; oder anders ausgedrückt, wobei der tiefer liegende grund deutlicher hervorgehoben wird, dass der hochton eines wortes wol auf eine eigentlich tieftonige, aber nicht auf eine eigentlich unbetonte silbe verschoben werden darf. Unstatthaft wäre daher die betonung:* I 17 thùru cráft gòdás. 128. 368 èndi máht gòdás. 172 uuàrd áld gùmó. 352 àn brief scrìbún. 362 àn ếrdàgón. 373 èndi bốcno filó. III 18 gùod uuórd angègín. VII 4 àn líoht cùmán. 58 thès thiódgùmén. IX 22 thìa uúrđgiscàpú. X 79 nòh giuuánd cùmíd. 93 àn fúrndàgón. *Es muss heissen:* thúrù cráft gòdas. éndì máht gòdas. uuard 'à̀ld gúmò. an bríèf scríbùn. an 'ềrdágòn. éndì bốcno filo. gúòd uuórd angègin.. an líòht cúmàn. thes thíòdgúmèn. thia uu'ù̀rđgiscápù. noh giuu'à̀nd cúmìd. an f'ù̀rndágòn. *Es komt also zu dem in rede stehenden fall noch die weitere beschränkung hinzu, dass die nebenhebung, welche von natur stärker betont ist als die folgende haupthebung, notwendig lang sein muss. Jetzt findet auch die früher erwähnte anomalie in der betonung* gódàs lóbòn *usw. erst ihre begründung und rechtfertigung zugleich mit einer notwendigen einschränkung. Wo diese betonung stattfindet, und sie ist sehr häufig, da trägt doch immer die erste silbe eine haupthebung, die zweite eine blosse nebenhebung. Es bleibt also das verhältnis der accentuation beider silben relativ ganz dasselbe, wie es das deutsche*

wortbetonungsgesetz erfordert. Im hochdeutschen versbau, wo die accente aller vier hebungen für vollkommen gleichwertig gelten, würde dagegen die betonung gótès, lóbèn *auf das härteste gegen das grundgesetz verstossen; bei Otfrit wird diese betonung auch nur durch reimnot veranlasst im versschluss zugelassen. Dass aber solche worte hier bald als haupt- und nebenhebung, bald bloss als hebung und senkung gebraucht werden, ist keine grössere inconsequenz, als wenn in hochdeutscher verskunst solche worte nach belieben für hebung und senkung, oder auch für eine blosse hebung gelten können:* der kü'nec stúont *oder* der kü'nec verstúont.

Der zweite ***härtere*** *fall findet da statt, wo eine* ***nebenhebung von natur stärker betont*** *ist* ***als die vorangegangene haupthebung****. Dieser fall tritt vorherschend bei fremdländischen eigennamen ein:* I 60 'Ềrô'des uuàs. 198 J'ồhánnes quàm. 444 Gábrî̀'ê'l gispràk; *doch auch in mehrsilbigen deutschen worten:* I 39 uu'a̍ldánd gispràk. V 36 h'ồhúrnid skìp. IX 35 uu'a̍ldándes cràft.

Der dritte ***härteste*** *fall ist der, wenn eine* ***haupthebung von natur schwächer nicht nur als die vorangegangene sondern auch als die folgende nebenhebung*** *betont ist:* I 188 gódcùndeás hvàt. 332 uuáldàndés gibòd. 416 álmàhtî'gna gòd X 26 gúodlî̀có fargàf. XI 85 máhtî̀gná gòd. *Wie man sieht kommt das nur in drei- und mehrsilbigen worten vor, wo denn der solchen worten von natur zukommende absteigende tonfall sich dem in gleichen abständen steigenden und sinkenden rhythmus, den der vers erfordert, schwer fügen kann. Doch ist diese verwendung mehrsilbiger worte, die bei Otfrit ganz gewönlich ist, hier nur eine ausnahme, zum deutlichen beweise, dass es hier in der regel auf eine strenge markierung der haupt- und nebenhebung abgesehen ist, wie sie die hochdeutsche metrik nicht kennt.*

Mehrere andere fälle, in denen sonst auch widerstreit zwischen wort- und versaccent statt finden würde, fallen weg, da ihnen allen auf einmal geholfen ist, wenn wir annehmen, dass vor st *zerdehnung eintreten könne;* 282. *und physiologisch steht dem nichts entgegen. Es sind folgende stellen:* hê'làndero b'è'st I 50. nérièndi Cr'î̀st V 7. IX 1. álouuàldo Cr'î̀st X 25. nérièndon Cr'î̀st XII 72. f'a̍st fórthuuàrdes X 81. bénuùndun br'a̍st XI 77. *Damit fallen auch alle beispiele von zerdehnung vor* rj, *die ohnehin etwas hart klingen, ganz hinweg. In den beiden letzten beispielen kommt damit auch die allitteration wider zur geltung, wärend wir sie vorhin unter den allitterierenden worten aufzälen musten, die nicht für einen liedstab gelten können, weil sie nicht in der haupthebung stehen. In*

zwei anderen fällen ist die ungrammatische betonung zu vermeiden, wenn man I 176 lófsầlîg m'a̖n. IX 24 slî́dmùoddia m'a̖n *zerdehnung vor einfachem* n *eintreten lässt. Da wir bereits zweimal* I 381 *und* XI 5 *zerdehnung in* m'a̖nn *angetroffen haben, da die orthographische verschiedenheit in* mann *und* man *ganz zufällig und willkürlich ist, da ferner die einzige physiologische begründung, die wir dieser tatsache geben konnten, bei einfachem* n *gerade ebenso stichhaltig ist, wie bei* n + *consonant, so ist dagegen nichts einzuwenden. Dann wird man aber auch* XI 89 *nicht* mán ầdógiàn *zu betonen brauchen, sondern* m'a̖n âdógiàn. *Einem anderen vorschlage zur beseitigung noch zweier der oben angefürten anomalien will ich aber sogleich vorbeugen, da dies zu einigen nicht unwichtigen bemerkungen anlass gibt. Man könnte nämlich darauf verfallen, in* godcundeas huat *und in* mahtîgna god *auf der zweiten silbe zerdehnung anzunehmen. Das ist aber durchaus untunlich. Denn wollte man* gódc'u̖ndeas huàt máht'ı̀gna gòd *betonen, so wäre nicht die nebenhebung hinter der langvocalischen, sondern hinter der kurzvocalischen haupthebung ausgefallen; es kann daher eine zerdehnte silbe immer nur für haupthebung und folgende nebenhebung, niemals für nebenhebung und folgende haupthebung stehen. Die betonung* gòdc'u̖ndeas huát. màht'î̀gna gód *ist aber schon darum unmöglich, weil dann die allitteration in die nebenhebung fallen würde. In beiden fällen aber wäre bloss eine anomalie der betonung an die stelle der anderen gesetzt. Aus diesem grunde begreift man denn die gleich zu anfang aufgestellte regel, dass* ***zerdehnung nur in hochtonigen****, nicht auch in tieftonigen* ***silben*** *stattfinden dürfe. Eine* ***ausnahme*** *erleidet diese regel dennoch: zerdehnung kann nämlich auch* ***in einer tieftonigen*** *silbe statt finden,* ***wenn diese das zweite glied eines nominalcompositums bildet, dessen erstes glied mehrsilbig ist:*** úppồdash'ềm VII 73. *Der tiefere grund wird weiter unten ersichtlich werden.*

IV. Bringen wir alle einzelnen bisher entwickelte regeln beim lesen der verse in anwendung, so wird bei erneuerter betrachtung sich das ganze in ausserordentlich einfache und streng waltende regeln zusammen fassen lassen. Die ***haupthebung*** *kann, abgesehen von den oben angeführten fällen, in denen schwebende betonung eintreten muss, nur dann auf eine* ***tieftonige*** *silbe fallen, wenn diese das* ***zweite glied eines nominalcompositums*** *bildet,* ***dessen erstes glied*** *von natur oder durch zerdehnung* ***mehrsilbig ist:*** I 31 ádalórdfrumo. álomáhtîg 54 Rốmânolíudion. 58 h'e̖lmgitrốsteon. 63. 67 fôn Rû́mubúrg. 65 éðiligibúrdî. 68 hîldiscálcos. 69 élleanrúova. 82. 91. 130. 278 hébancúninge. 97. IX 32. XI 40 XII 33. 74 Júdeolíudiô. 104 Ébrêolíudî. 151 éllean-

28Y

dâ'dî. 155 ô'darlî'cron. 162 sô álajúngan. 233 uu'o`rdgimérkion. 250. V 4. IX 46. XI 42. XII 91. àn Gálilêaland. 257. IX 47. XI 43. XII 72 àn Názarethbúrg. 275. 325. 411. 434. VII 66 fan héƀanuuánge. 343 h'ê`m-síttendion. 362 an 'ê`rdágon. áđalcúninges. 404 àn Béthleêmbúrg. III 36 an líudecúnne. VI 24 an hébenrî'kie. VII 41 thíòdcúninge. 45 fíriuuít-lico. 58 thes thíòdgúmen. 73 úppôdashê'm. IX 20 hríuuîglî'co. 22 u'u`rđ-giscápu. X 20 thùru uuólcanscéon. 47 'e`rthbû'endeon. 88 an fírinuuércon. 93 an f'u`rndágon. 99 ùmbi Sódomalánd. XI 22 bê`d métudgiscápu. 86. 123 an hímilrî'kie. 102 hô'ƀiduúndun. 120 thíòdáraƀêdes. 128 an líthobéndion. XII 75 súndilô'sian. *Niemals aber kann die haupthebung auf eine blosse ableitungssilbe fallen:* IX 1 *nicht* thùo n'â`hída *sondern* thúò nâ'hìda; X 22 *nicht* tè âd'ê`liánne *sondern* té â`dê'liànne; XI 99 *nicht* uuìht âuu'e`rdián *sondern* uuíht â`uuérdiàn, *daher kann auch* XII 83 tè gih'ô`riánne *nicht richtig sein;* that im *muss zum ersten halbverse gezogen werden:* te gihô'riànne thát ìm fán ìro hérren sàgda. *Die vielsilbigen fremdländischen eigennamen werden wie composita behandelt, daher* I 61. IX 32 àn Jérusalê'm. I 340 O'ctâviâ'nes. I 88 thâ`r an Jérusalê'm. I 97 thâ`r ti Jérusalê'm.

Beachten wir nun aber, auf diese wahrnehmungen gestützt, die behandlung und metrische verwendung der mehrsilbigen wörter überhaupt, so wird sich uns darin eine bedeutende principielle verschiedenheit des altsächsichen und althochdeutschen offenbahren. Im althochdeutschen kann bekanntlich in mehrsilbigen wörtern, wenn die silbe, welche den tiefton hat, lang ist, die nächste silbe auch noch einen accent erhalten, und ist im zusammenhange des verses für eine hebung, jedoch, ausser im versschlusse, nicht ohne folgende senkung, ausreichend. Das gilt nicht nur für composita wie mánagfàltù *u. a. sondern auch für nicht componierte wörter wie* swî'gê`ntì. mámmùntì. dáwalô`ntì *etc. Nicht so im altsächsischen. Hier bleibt in nicht componierten wörtern die silbe, welche hinter der tieftonigen steht, immer unbetont und ist zur hebung völlig untauglich. Also niemals* uuáldàndès. hê'làgnà. brínnàndì. *Der grund dieser ausschliessung ist aus dem vorangegangenen deutlich. Der altsächsiche vers verlangt den wechsel von haupt- und nebenhebung: dann sind aber solche worte mit dreifachem accent unmöglich zu verwenden. Denn man mag* hê'làgná *oder* hê`lágnà *betonen, so ist immer das natürliche verhältnis der accentuation gestört. Nur wo wie im hochdeutschen alle vier hebungen des verses für gleichwertig gelten, sind solche worte für drei hebungen verwendbar. Etwas anderes ist es mit den zusammengesetzten wörtern; diese können auch hier mehr als zwei betonte silben haben:* élleànrùovà. líudstàmnà. *Doch fügen auch*

diese sich nur dann dem wechsel von haupt- und nebenhebung, wenn wie hier die erste mehrsilbig oder dehnbar ist; nicht so in gód-cùndeàs. gúmscìpiè. *In jenen aber gilt für die erste silbe des zweiten bestandteils ganz dasselbe, was für hochtonige silben gilt: es darf ein tiefton folgen, aber auch nur einer, nicht zwei; also nicht* thíod-ára-bềdès, érth-bû́èndiòn, hếm-síttèndiòn, fíri-uuítlî̀cò, *was im ahd. wol zulässig wäre, sondern nur* thíòd-árabềdes, 'è̀rth-bû́èndion, h'ềm-síttèndion, fíri-uuítlî̀co. *Wenn aber auch in dieser hinsicht der zweite teil eines compositums von anderen tieftonigen silben unterschieden und den hochtonigen gleich geschätzt wird, so zeigt sich doch in allem übrigen, dass er nichtsdestoweniger dem hochton immer noch untergeordnet bleibt, da doch betonungen wie* uúndàrlî́cas fìlo *nicht zugelassen werden. Nennen wir diese silben also mitteltonige, so lässt sich das ganze resultat dieser beobachtungen in eine einfache regel zusammen fassen, ohne dass man nötig hätte ausnahmen hin zu stellen: auf eine hochtonige oder mitteltonige silbe, kann nur eine einzige tieftonige folgen, alle weiteren sind unbetont.*

Ueber die verbalcompositionen ist im allgemeinen nur zu sagen, dass die praefixe eine nebenhebung tragen können, wenn sie mehrsilbig sind: I 29 strî́d uuìderstánde. XI 47 uúrthun ùndarbádodà *etc. Von den einsilbigen sind die kurzen* gi- bi- te- af- far- *immer unbetont, also nur in der senkung zu verwenden; die langen* â- *und* ant- *werden auch als nebenhebung gebraucht: ersteres nur zweimal* (XI 99 uuíht ầuuérdiàn. X 22 té ầdếliànne), *letzteres nur einmal* (X 72 lốb àntlû́kìt.). *Ob sich vielleicht in den übrigen teilen des Heland auch* far- *und* af-, *wenn sie positionslänge haben, als nebenhebung nachweisen lassen, entscheide ich nicht.*

Die oben entwickelten regeln über die unterscheidung von haupt- und nebenhebung haben gezeigt, wie zerdehnung nicht nur in den gleich anfangs aufgefürten stellen, die anders gar nicht lesbar wären, statt findet. Jetzt erst können wir alle fälle, in denen zerdehnung eintritt, übersichtlich zusammenfassen, und der regel einen praeciseren ausdruck geben. Zerdehnung kann also nur auf einer hochtonigen oder mitteltonigen, nie auf einer tieftonigen silbe eintreten; und zwar muss die silbe dehnbar sein. Für dehnbar aber müssen auf die bisher gewonnenen beispile gestützt gelten: Erstens, silben die einen langen vocal oder einen diphthongen enthalten; von solchen finden sich folgende: â: I 71. III 17. XII 56. 63; î: I 154. 196. 297. III 24. VI 38. IX 24. X 44. XI 101. XII 36. 42. 55. 83. û: V 12; ê: I 11. 21. 60. 196. 237. 335. 343. 362. VII 73. X 10. 57. 62. XII 13. 34; ô: I 198.

VI 20. 39. VII 33. 72. XI 116. **uo**: I 296. 313. III 12. 18. VII 36. IX 1. XI 77; **io**: V 4. 41. 58. XI 120; **ie**: I 230. 352. *Zweitens, silben mit nasaliertem vocal; vor* **n**: I 176. IX 24. XI 89; **nn**: I 381. XI 5; **nd**: VII 62. X 79. *Drittens, silben die auf* **l** *oder* **r** + *consonant auslauten;* **ll**: I 282. 427. XI 64. XII 5. 65. 69; **lc**: XI 46; **ld**: I 39. 90. 172. 179. 191. 277. IX 35. X 24; **lf**: V 24; **lm**: I 58; **rd**: I 233. 240. V 29. V 54. IX 22. 27. X 79; **rth**: X 47; **rg**: XI 8; **rn**: X 3. 93; **rl**: I 196. *Viertens, silben die auf* **st** *auslauten:* I 50. V 7. IX 1. X 25. 81. XI 77. XII 72. *Ueberschauen wir aber die gesammtheit aller fälle, so lässt sich darin noch eine besondere einschränkung wahrnehmen: zerdehnung tritt nämlich immer nur in sinkenden versen ein, niemals in steigenden. Das ist ganz erklärlich, wenn wir uns des oben gesagten erinnern, dass nämlich die steigenden verse eigentlich eine verschiebung des natürlichen versaccentes enthalten.*

Jetzt lassen sich auch die regeln über das verhältnis der haupthebung zur folgenden nebenhebung in eine allgemeine übersicht bringen.

Die haupthebung muss immer eine von natur hochtonige oder mitteltonige silbe sein; sie kann übrigens aus einer langen, aus zwei verschleifbaren, oder aus einer kurzen silbe bestehen.

1) *Auf eine hochtonige langsilbige haupthebung kann folgen*:

a. *gar keine nebenhebung; dann muss die haupthebung dehnbar sein:* bê'd áfter thìu. sélf úpp âræs. hárd háramscàra. fást fórthuuàrdes. noh giuuánd cúmìd.

b. *eine von natur gleichfalls hochbetonte nebenhebung:* líudo bàrno lóbon. uuî'sa màn mid uuórdun. ê'nîg mánnes sùno. hlû'd stèmna âhában.

c. *eine mitteltonige nebenhebung:* gódspèll that gúoda. uúndarlî'cas fílo. úndar máncùnnea. ni múosta im érbiuuàrd. níudsàmana námon. te súlîcon ámbahtscìpie.

d. *eine tieftonige nebenhebung:* fástò bifólhan. uuí'dòst giuuáldan. frúmmiàn fíriho barn. lé'rà Crístes. suí'thò thíulîco. mid ê'nù uuórdo. gérnò suî'tho. suî'thò uuérthlîco.

2) *Auf eine hochtonige aus zwei silben verschliffene haupthebung kann folgen*:

a. *eine von natur gleichfalls hochbetonte nebenhebung:* fíriho bàrno frúmmian. égison àn them álahe. uuérodes àt them uuî'he. uuárahta àfter is uuílleon. hérod an ìs gibódscepe. cúman fan ìro cnúosle. thuo hie ê'rist thesa uuérold giscùop. thâr gifrâ'n

ik that sia thiu bérehtun giscàpu. than uuás thâr ên gigámalod mànn. thíe iro gáduling uuàs. gúmôno sùlîca gámbra.

b. eine mitteltonige nebenhebung: scúlun iro réginogiscàpu.

3) *Auf eine hochtonige kurzsilbige haupthebung kann folgen:*

a. eine von natur gleichfalls hochbetonte nebenhebung: thát ìo uuáldand mêr. án ìro júguthêdi. thát ìna tórohtlìco. míd ìs rô'kfaton. án ìs ê'nes craft. ík ìs éngil bium. ís únca lúd gilithan. it ís ùnc ál ti lat. uuás ìm níud mikil; hímil èndi értha. huílîc thàn líudscepi. túgîn thùru tréuua.

b. eine mitteltonige nebenhebung: fírinuuèrk féllie. uuéderuuî'sa uuéros. thát ina tórohtlî'co. frúmida férehtlî'co. ánduuard for them álouuàlden. múod endi mégincràft. ni drágu ik êni drúgithìng. grúotta géginuuàrdi.

c. eine tieftonige nebenhebung: éđilìgibúrdi. that thû súlîcà githâ'ht habes. cúningò gihuílîcon. gíbithî'g uuérthan. mánagòn ti hélpun. uuáruhtàn lóf goda. mánegà uuâ'ron. frúmidà férehtlîco. ávaròn I'srahêles. gíbidì uuérthan.

d. eine von natur unbetonte nebenhebung: súlî'c lô'n nimat. an thesero uuî'dun uuéròld. allaro mánno gihuílî'c. thúrù cráft godas. gicóràn te kúninge. hébàncúninge. gódès júngerscepi. métòd gimárcod. gódès sélbes. ne sácà ne súndea. bídùn állan dag.

4) *Auf eine mitteltonige haupthebung kann folgen:*

a. gar keine nebenhebung; dann muss die haupthebung dehnbar sein: úppodashê'm.

b. eine tieftonige nebenhebung: áđalórdfrùmo. fíriuuítlî'co. thíodárabê'des. hê'msíttèndion. érthbû'èndion. élleanrúovà. líudecúnnè.

c. eine von natur unbetonte nebenhebung: uúrdgiscápù. ê'rdágòn. fúrndágòn. thíodgúmèn.

Damit ist die der altsächsischen verskunst eigene regel über das verhältnis der haupt- und nebenhebung erschöpft. Ueber das verhältnis der hebung zur senkung ist nur weniges zu sagen. Es ist im wesentlichen dasselbe wie in der hochdeutschen metrik, nur dass hier die senkung sowol hinter der haupthebung als hinter der nebenhebung immer fehlen darf, mag jene lang oder kurz sein: also auch bídùn. fádèr. dágò; uuás ìmo. míd ìs. thát ìna; lê'rà lê'stin. gúodò gódes suno; mánegà uuâ'ron. gíbidì uuérthan; gódès â'runti. fádèr álomahtîg. *Das gilt nicht nur für sinkende sondern auch für steigende verse:* fòn Rû'mùbúrg I 63. 67. àllero bárnò bétst I 338. III 11. òn mánnò líoht I 372. ùmbi Sódomàlánd X 99.

V. Wenden wir uns nach erörterung der obigen regeln jetzt zur betrachtung der doppelten senkungen, so werden wir solche häufig auch da finden, wo wir ohne kenntnis jener gesetze anders betonen würden; so würde man z. b. I 47 fírio bárnùn bifóran *lesen; aber dem gesetz der haupthebungen können wir nur genügen, wenn wir* fírio bárnun bifóràn *mit doppelter senkung hinter der zweiten hebung lesen. So erhalten wir erst durch beobachtung jener regeln das vollständige material zur beurteilung der vorliegenden frage. Eine geordnete vorführung desselben zeigt, dass die doppelte senkung hier durchaus nach demselben princip gehandhabt wird, wie in den mitteldeutschen gedichten des zwölften jahrhunderts. Im einzelnen gelten hier noch strengere regeln als dort.*

Zu einer hebung, auf welche zwei senkungen folgen sollen, reicht in der regel nur eine von natur hochtonige silbe aus, selten eine mitteltonige: I 133 Jô'hànnes te námàn. X 57 mánstèrbôno mê'st. X 62 métigê'dôno mê'st. XI 49 uuíđeruuàrdes that uuéròd; *nie eine tieftonige silbe. Ein unterschied zwischen haupthebung und nebenhebung besteht in hinsicht auf die doppelte senkung nicht; was hinter jener, ist auch hinter dieser zulässig.*

In doppelter senkung werden hier wie in den mitteldeutschen gedichten des zwölften jahrhunderts zunächst praefixe und ableitungssilben verwant; die zweiten glieder der composita, die dort zulässig sind, erscheinen hier jedoch ausgeschlossen, und von den praefixen werden nur die einsilbigen gi bi te â an far *zugelassen; an diese schliesst sich die negation* ni, *obgleich ihr enclitisches oder proclitisches verhältnis nicht graphisch ausgedrückt wird.*

a. I 12 sia uúrđun gicórana. 47ᵃ bárnun bifóran. 47ᵇ uuâ'run âgángan. 64 síbbeon biláng. 135 Crístes gesí'th. 140 dâ'diô bigán. 143. 158. uuórdon gisprékis. 147 te brû'dî gicô's. 178 thégno ni déda. 198 jâ'res gitál. 268 rí'kies giuuáud. 272 mánnes ni uuárth. 292 bréoston farstúod. 367 bérehtun giscápu. 383 múodor bifóran. III 7 tuélifio angégin. 37 uuílliat âlâ'tan. V 15 mánno nigê'n. VII 58 thíornun fargáb. 64 thégnes ni uuárth. X 12 afstándan ni scál. 15 uuéroldes giscápu. 31 te uuâ'ren ni cúnnun. 39 tê'can bifóran. 43 uuérthend bifángan. 65 te uuâ'ren forstándan. 78 uuírđit gefúllid. 82 líudion gisprícu. 92 líudî ni uuítun. XI 27 mid uuórdon gehíet. 98 dâ'dion ni scúlun. XII 59 dâ'dion gelí'c. 65 égison tegégnes. 71 ím ne andrê'dîn.

b. I 18 Máthêus éndi Marcus. 20 uuírdiga tí them. 107 áltari gíeng. 203 úndrodun thés. 300 uuáldandes thúo (noch *ist zum folgenden*

vers zu ziehen). 401 Dâ'vîdes búrg. 432 uuáldande míd iro. III 10 te giuuírkeanne thî'nan. VII 2 Júdeôno cúninges. X 57 mánstérbôno mê'st. 62 métigê'dôno mê'st. 88 fâ'rungo né bifâ'hè. XI 44 nériendo Críst. 50 strî'đìga mán. 53 nériendon Críst. 121 te uuínnianne súlîc. XII 2 Júdeôno uuárth.

Von selbständigen worten werden folgende ohne einschränkung in doppelter senkung zugelassen:

a. der bestimmte artikel: I 18 uuâ'run thia mán. 20 tí them giuuírkie. 103 án thena uuî'h. 104 úmbi thaną álah. 107 áfter them álahe. 145 quâ'mi that uuîb. 192 sâ'n áfter thiu máht. 312 únder them uuérode. 330 áfter thêm uuórdon. 350 fúorun thia bódon. 437 gihô'rda thia mán. III 2 úmbi theną gódes suno. 38 éndi therọ súndiôno. V 33 éndi thie uuâ'g. VI 20. 23 éndi thia ô'đra. VII 38 áfter them hû'se. 52 gihô'rdun thia mágat. IX 18 móhta that hê'laga. X 6 úmbi that gódes hûs. 11 uuírđit thiu tí'd. XI 2 áfter thêm uuórdon. 16 úppan them bérge. 17 únder thia líudî. 49 uuíđeruuárdes that uuéròd. XII 86 séggian thêm ís gisîthon.

b. das pronomen personale: I 78 áfter is uuílleon. 90 scólda hie át. 121 thát hie mî án ïs. 122 híet hie mî án thesan. 123 thát ik thî thóh. 146 uuâ'run uuit nû'. 190 hábda hie û'ses. 201 uuâ'run im uulî'tiga. 205 thát it gibód. 263 ni fórọhti thû thî'non. 286 uuérthe mî áfter. 301 uuólda sia ím. 303 huô' hie sia thúo. 318 mínneon sia án is. 323ᵃ lâ't thû sea thî'. 323ᵇ únder irụ líthion. 367 thát sia thiu bérehtun. 437 sô huat sô' siu gihô'rda. III 20 sô' ik iu lê'riu. V 22 thát sia im uuédares. 41 lê'rda sia íro. VI 8 áfter is uuílleon. VII 21 grúotta sia fór them. 25 éf thû mî théro. 47 uuî'sda siu áfter irọ uuílleòn. X 4 míd is gisî'thon. 77 séggio ik íu. XI 14 cússiu iną éndi. 85 mánọde ik théna. 110 lê'diat mî íuuuera. XII 11 thát hie âstánden. 20 úndar irọ bórdon.

c. die praepositionen; belege finden sich für mid. ti. an. uuiđ. after. undar. uppan: I 5 éndi mid uuércun. 7 éndi mid íro. 52 bárnun ti frúmon. 133 Jô'hànnes te náman. 150 fúodan an úncon. 157 uuâ'run an thésaro. 277 uuérthan an thésaro. 298 bárn under íru. 374 giuuórthan an thésaro. V 17 uuékịdun mid íro. VI 12 gerî'pod an théson. VII 10 Júdeon an théna. 34 húgị after íro. 52 mánnon an íro. IX 5 éndi mid uuúrtion. X 31 giuuírthid an thésaro. 34 te uuâ'ren mid íro. 40 thán hie an thésa. 41 ê'rr an themọ mâ'nen. 60 fúllead mid íro. 65 giuuérthan an thésaro. 82 gilê'stid an théson XI 8 thâ'r sia an théna. 30 fólku te mî'. 32 farcô'pos mid thî'nu. 51 úpp an them hólme. 95 uurê'thian uuiđ íro. 110 lê'thes an théson. XII 15 giuuítụn im mid íro.

26 bárnon te frúmu. 47 befúlhun an thémo. 57 stê'n fan them gráƀe. 65 thiu uuí'ƀ uppan thém.

d. die *conjunction* that: I 213 sô ik uuâ'niu that ína. 248 te thíu that hie híer. 298 hie afsúof that siu háƀda. 345 híet man that áll. V 18 bâ'dun that ím. XI 12 te thíu that sia né farfêngîn. XII 69 quát that hie íro. 71 ik uuê't that gî íuuuan. 78 ik uuê't that is íu.

e. die *adverbien* thâr, thuo, than, hier; eft, ôc, gio: I 184 hie ne móhta thuo ê'nig uuord gisprecan. 203 bihíu it io máhti giuuerthan sô. 302 ac bigán im thuo án is hugie thenkean. 356 thuo giuuê't im ôc míd is híuuiskie. VII 43 siu uuólde thuo íra geƀa êgan. 44 gê'ng thuo uuid íro muoder sprecan. X 4 sát im thâr míd is gisîthon. 41 that uuírthit hier ê'rr an themo mânen scîn. XI 2 uuácọdun thuo áfter thêm uuordon. 51 âhlíepun eft úpp an them holme. 89 iro ni stúodi gio súlik mẹgin 'samad. 100 gê'ng im thuo tí them uundon man. XII 11 endi séggiân than thát hie âstanden sî.

f. auxiliarverben: I 118 thîn théonost is ím an thanke. 239 that uuí'ti uuas thúo âgangan. VI 1 ik sélƀo biun thát thâr sâiu. XI 66 sô hárm uuarth im án is herten.

Folgende werden nur unter *besonderen bedingungen* *in doppelter senkung zugelassen:*

a. das *pronomen demonstrativum*, *wenn es unmittelbar vor dem nomen steht:* XI 30 bihuî cúmis thû sô' mid thius fólku te mí'. 32 únder thit cúnni Juđeôno.

b. das *pronomen relativum*, *wenn es unmittelbar hinter dem nomen steht, auf welches es sich bezieht:* VI 16 líudî thia ío thit lioht gisâhun.

c. die *adverbien* sô *und* ti, *wenn sie unmittelbar vor einem adjectiv oder adverb stehen:* I 14 éndi sô mánag. 131 tí'reas sô fílo. 310 fê'hmea sô gúod. III 10 uuórdo sô sélf. 15 júngron sô sélf. VI 6 líudeô sô fílo. XII 8 gilô'ƀiđ te fílo. 61 éndi sô blí'thi.

Verschleifung zweier silben in der hebung vor doppelter senkung ist in den obigen beispielen öfter enthalten, z. b.: bérẹhtun giscápu *u. dgl.; auch elision findet statt:* I 64 sátta‿undar thát gisîthi. VII 26 than uuílliu‿ik it híer te uuâron quethan.

Verschleifung zweier silben in doppelter senkung ist hier ebenso wie in den mitteldeutschen gedichten nicht nur gestattet hinter einer tieftonigen, wie VI 11 áccarọ gihuílîc, *sondern auch hinter einer von natur hochtonigen silbe, mit derselben einschränkung wie dort:* I 104 úmbi thanạ álah. 219 húgie ni gịdár. 323 únder irụ líthion. III 2 úmbi thenạ gódes suno. 38 éndi therọ súndiôno. VII 47 áfter irọ uuílleon.

X 5 úmbi thenạ uuí'h. XI 14 cússiu inạ éndi. XII 20 úndar irọ bórdon.

Synaloephe in doppelter senkung findet statt: I 334 bisórọgodạ sia͜án is gisîtha. 263 ni quám ic thî te͜é'nîgon frêson herod.

Syncope ist zweimal in ênịgan I 25. VII 67 *und einmal in* thinọn I 286 *anzunehmen.*

Schon im bisherigen sah ich mich ein paar mal genötigt, kleine emendationen vorzunehmen. Auch folgende verse bedürfen der besserung: I 345 *ist* man, XI 96 uuil *zum zweiten halbverse zu ziehen;* I 141. 226. 259. III 9. V 23. IX 21. XI 13. 83. 104 *ist* quat hie, I 271. 283 quath siu, X 17. XI 58 quâthun sia *zu streichen;* XII 7. 66 *hat Müllenhoff schon die nötige ausscheidung bezeichnet;* I 81 *ist* far, 113 after thiu, VII 31 thoh giduon ik, X 5 im *oder* thuo, XI 31 sô, 33 te *zu streichen;* XII 60 *weiss ich nicht zu helfen.*

VI. Fassen wir die characteristische eigenheit des altsächsischen verses im gegensatz zum hochdeutschen kurz zusammen, so erscheint am wichtigsten der umstand, dass hier die halbzeile aus zwei vierteiligen tacten, dort aus vier zweiteiligen bestehe. Dass beide schliesslich auf gemeinsamer historischer tradition ruhen und nur besondere locale gestaltungen des allen Germanen gemeinsamen epischen verses sind, ist klar. Welche von beiden gestaltungen die relativ ältere ursprünglichere sei, ist mir nicht zweifelhaft. Die entstehung der vier zweiteiligen tacte aus den zwei vierteiligen lässt sich leicht und ungezwungen aus einer schwächung der accentuation erklären. Der vierteilige tact ♩♩♩♩ *verwendet drei unterschiedene stufen der betonung für haupthebung nebenhebung und senkung, der zweiteilige* ♩♩ *nur zwei für hebung und senkung. Jener setzt daher eine kräftigere und deutlichere accentuation voraus. Die umwandelung der zwei vierteiligen tacte in vier zweiteilige scheint mir aber ausserdem auch in innerem zusammenhang zu stehen mit dem aufgeben der allitteration. Die vierteilige tactart bedurfte der allitteration zur deutlicheren auszeichnung der haupthebungen; denn die natürlichen accentverhältnisse der sprache waren für sich nicht ausreichend, dieses complicierterc verhältnis einer doppelten unterordnung scharf und unzweideutig auszudrücken. Mit dem aufgeben der allitteration muste notwendig die unterscheidung von haupt- und nebenhebung unsicher und schwankend werden, und so lösten sich denn die beiden vierteiligen tacte in vier zweiteilige auf. Für den ursprünglicheren character der vierteiligen tactart im epischen verse der*

Germanen scheinen mir auch die beiden ältesten nordischen *versarten zu zeugen, der* fornyrđalag *und* liođahâttr. *Zwar wird es in den meisten fällen zweifelhaft erscheinen, ob hier der halbvers als zweitactige oder viertactige rhythmische periode aufzufassen sei, denn verse wie*

hlíođs biđ ek állar   hé'lgar kíndir,
méiri ok míuni   mö'go Héimdallar;
víldo at ek Válföđur   vé'l framtélja,
fórnspiöll fí'ra,   þau er frémst um mán.

lassen sich zwar wie hier ungezwungen als zweitactige perioden auffassen, aber ebenso gut auch als viertactige. Für das erstere spricht jedoch der umstand, dass auch halbverse mit bloss drei, ja zwei hebungen vorkommen:

déyr fé'   déyia frǽndr. (Hâvamâl 76. Dietr. altn. leseb.)
éldr er béztr   međ ý'ta sónom
ok sô'lar sý'n.   (Hâvam. 68) *u. a.*

Zur völligen entscheidung könte diese frage gebracht werden, wenn man untersuchte, ob sich hier ebenso wie im Altsächsischen in allen versen ein auf die grammatische betonung gegründetes und fest geregeltes verhältnis zwischen haupthebung und nebenhebung nachweisen lasse. Die oben angeführte eingangsstrophe der Völu spâ *wäre vollständig in einklang mit allen am* Heland *entwickelten regeln für das verhältnis von haupt- und nebenhebung. Sollte sich dabei etwa herausstellen, dass das fehlen einer nebenhebung nicht auf den fall eingeschränkt wäre, wo die vorangegangene haupthebung ihrer natur nach dehnbar ist, so wäre das nur ein zeichen dafür, dass hier die einmal eingeschlagene richtung noch weiter dahin geführt habe, die nebenhebungen ganz ausser acht zu lassen, so dass sie unter allen umständen fehlen dürften. Die frage, ob der epische vers der* Angelsachsen *als zwei- oder viertactiger anzusehen sei, ist in dr.* Schuberts *dissertation* de Anglosaxonum arte metrica *nicht aufgeworfen worden; doch scheinen mir widerum seine* versus ternarii *und* binarii *für ein zweitactiges grundschema zu sprechen. Ich glaube nicht, dass man bei der blossen anerkennung des factums, dass hier verse von drei hebungen mit solchen von vier hebungen abwechseln, stehen bleiben darf. Man wird sich darüber entscheiden müssen, ob diese verse von drei hebungen wirklich als dreitactige rhythmische perioden anzusehen sind, oder als zweitactige, bestehend aus zwei haupthebungen und einer nebenhebung: ȯ ȯ ∘ oder auch ȯ ∘ ȯ. Dass ein im ganzen herschender zweiteiliger rhythmus von zeit zu zeit plötzlich durch einen verhältnismässig selten eintretenden dreiteiligen unterbrochen würde,*

X 5 úmbi thena uuíh. XI 14 cússiu ina éndi. XII 20 úndar iro bórdon.

Synaloephe in doppelter senkung findet statt: I 334 bisórogoda sia‿án is gisîtha. 263 ni quám ic thî te‿énîgon frêson herod.

Syncope ist zweimal in ênigan I 25. VII 67 *und einmal in* thînon I 286 *anzunehmen.*

Schon im bisherigen sah ich mich ein paar mal genötigt, kleine emendationen vorzunehmen. Auch folgende verse bedürfen der besserung: I 345 *ist* man, XI 96 uuil *zum zweiten halbverse zu ziehen;* I 141. 226. 259. III 9. V 23. IX 21. XI 13. 83. 101 *ist* quat hie, I 271. 283 quath siu, X 17. XI 58 quâthun sia *zu streichen;* XII 7. 66 *hat Müllenhoff schon die nötige ausscheidung bezeichnet;* I 81 *ist* far, 113 after thiu, VII 31 thoh giduon ik, X 5 im *oder* thuo, XI 31 sô, 33 to *zu streichen;* XII 60 *weiss ich nicht zu helfen.*

VI. Fassen wir die characteristische eigenheit des altsächsischen verses im gegensatz zum hochdeutschen kurz zusammen, so erscheint am wichtigsten der umstand, dass hier die halbzeile aus zwei vierteiligen tacten, dort aus vier zweiteiligen bestehe. Dass beide schliesslich auf gemeinsamer historischer tradition ruhen und nur besondere locale gestaltungen des allen Germanen gemeinsamen epischen verses sind, ist klar. Welche von beiden gestaltungen die relativ ältere ursprünglichere sei, ist mir nicht zweifelhaft. Die entstehung der vier zweiteiligen tacte aus den zwei vierteiligen lässt sich leicht und ungezwungen aus einer schwächung der accentuation erklären. Der vierteilige tact ♪♪♪♪ *verwendet drei unterschiedene stufen der betonung für haupthebung nebenhebung und senkung, der zweiteilige* ♪♪ *nur zwei für hebung und senkung. Jener setzt daher eine kräftigere und deutlichere accentuation voraus. Die umwandelung der zwei vierteiligen tacte in vier zweiteilige scheint mir aber ausserdem auch in innerem zusammenhang zu stehen mit dem aufgeben der allitteration. Die vierteilige tactart bedurfte der allitteration zur deutlicheren auszeichnung der haupthebungen; denn die natürlichen accentverhältnisse der sprache waren für sich nicht ausreichend, dieses complicierte verhältnis einer doppelten unterordnung scharf und unzweideutig auszudrücken. Mit dem aufgeben der allitteration muste notwendig die unterscheidung von haupt- und nebenhebung unsicher und schwankend werden, und so lösten sich denn die beiden vierteiligen tacte in vier zweiteilige auf. Für den ursprünglicheren character der vierteiligen tactart im epischen verse der*

Germanen scheinen mir auch die beiden ältesten nordischen *versarten zu zeugen, der* fornyrđalag *und* liođahâttr. *Zwar wird es in den meisten fällen zweifelhaft erscheinen, ob hier der halbvers als zweitactige oder viertactige rhythmische periode aufzufassen sei, denn verse wie*

> hlíođs biđ ek állar hē̆lgar kíndir,
> méiri ok mínni mö̆go Héimdallar;
> vílđo at ek Válfōđur vē̆l framtélja,
> fórnspiöll fí̆ra, þau er frémst um mán.

lassen sich zwar wie hier ungezwungen als zweitactige perioden auffassen, aber ebenso gut auch als viertactige. Für das erstere spricht jedoch der umstand, dass auch halbverse mit bloss drei, ja zwei hebungen vorkommen:

> déyr fē̆ déyia fræ̆ndr. (Hâvamâl 76. Dietr. altn. leseb.)
> éldr er béztr međ ý̆ta sónom
> ok sô̆lar sý̆n. (Hâvam. 68) *u. a.*

Zur völligen entscheidung könte diese frage gebracht werden, wenn man untersuchte, ob sich hier ebenso wie im Altsächsischen in allen versen ein auf die grammatische betonung gegründetes und fest geregeltes verhältnis zwischen haupthebung und nebenhebung nachweisen lasse. Die oben angeführte eingangsstrophe der Völu spâ *wäre vollständig in einklang mit allen am* Heland *entwickelten regeln für das verhältnis von haupt- und nebenhebung. Sollte sich dabei etwa herausstellen, dass das fehlen einer nebenhebung nicht auf den fall eingeschränkt wäre, wo die vorangegangene haupthebung ihrer natur nach dehnbar ist, so wäre das nur ein zeichen dafür, dass hier die einmal eingeschlagene richtung noch weiter dahin geführt habe, die nebenhebungen ganz ausser acht zu lassen, so dass sie unter allen umständen fehlen dürften. Die frage, ob der epische vers der* Angelsachsen *als zwei- oder viertactiger anzusehen sei, ist in dr.* Schuberts *dissertation* de Anglosaxonum arte metrica *nicht aufgeworfen worden; doch scheinen mir widerum seine* versus ternarii *und* binarii *für ein zweitactiges grundschema zu sprechen. Ich glaube nicht, dass man bei der blossen anerkennung des factums, dass hier verse von drei hebungen mit solchen von vier hebungen abwechseln, stehen bleiben darf. Man wird sich darüber entscheiden müssen, ob diese verse von drei hebungen wirklich als dreitactige rhythmische perioden anzusehen sind, oder als zweitactige, bestehend aus zwei haupthebungen und einer nebenhebung: • • • oder auch • • •. Dass ein im ganzen herschender zweiteiliger rhythmus von zeit zu zeit plötzlich durch einen verhältnismässig selten eintretenden dreiteiligen unterbrochen würde,*

scheint mir aber doch eine incongruenz, die jedes für rhythmische verhältnisse empfängliche ohr empfindlich verletzen müste. Wenn man sich die frage überhaupt vorlegt, wird man daher wol nicht anders können, als sich für die zweiteiligkeit dieser verse mit drei hebungen aussprechen. In welcher weise nun der ausfall einer nebenhebung normiert, auf welche bedingungen eingeschränkt wäre, das müste noch untersucht werden; es wäre aber kein einwand gegen die annahme, wenn sich dabei herausstellte, dass hierin eine grössere licenz herschte als im Altsächsischen. So viel ich aus den von dr. Schubert beigebrachten citaten vorläufig ersehe, ist fast ausnahmslos die eine der drei hebungen ihrer natur nach dehnbar.

Nächst dem hier besprochenen unterschiede zwischen dem altsächsischen und althochdeutschen verse scheint mir die tiefgreifendste eigenheit des ersteren in der zulassung d o p p e l t e r s e n k u n g e n *zu liegen. Um die berechtigung derartiger rhythmischer bildungen zu begreifen, wird man sich an den begriff der triolen halten müssen. Ein vers wie* uuírdîga tì them giuuírkiè *wäre demnach folgendermaassen zu notieren:* [notation] Máthêus èndi Márkùs: [notation] mid uuórdun èndi mid uuércùn: [notation]. *Nimt man noch hinzu, dass hier klingender versschluss zugelassen wird, während das althochdeutsche nur stumpfen kent, dass also zu den im Althochdeutschen geltenden schlussformen* [notation] *und* [notation] *auch noch* [notation] *hinzukomt, so sind die rhythmischen gruppierungen im altsächsischen verse ausserordentlich viel mannichfaltiger als dort. Folgende übersicht, bei der die anwendung von triolen nicht einmal in anschlag gebracht ist, wird davon eine anschauung geben:*

1) [notation] 'a'll uúrthùn XII 65.

2) [notation] s'â'n úpp ahlê'd XII 56.

3) [notation] 'û'st û'p stî'gan V 12.

4) [notation] h'ô' hébanrî'ki VI 39.

5) [notation] síttiàn th'â'r XII 63.

6) [notation] [1]

1) Dass sich in den teilen des Heland, welche ich untersucht habe, gerade für diese combination kein beispiel bietet, ist ein zufälliger umstand.

7) hê̆làgna gê̆st I 11.

8) áldarlàngan tî̆r VI 38.

9) dróhtìn díuriè I 27.

10) gîbithî̆g uuérthàn I 80.

11) strî̆d uuìderstándè I 29.

12) thíe thès mê̆ster uuàs I 30.

13) suî́thò thíulî̆co I 99.

14) số tè giuuínnànne I 143.

15) éndi uuìd sélban spràk I 139.

16) múod èndi mégincràft I 156.

17) éngil thès áluuàlden I 274.

18) uúndrôn thèro uuórdò I 141.

19) grúottà géginuuàrdi I 258.

20) huánd uuit hàbdun áldres ê̆r I 144.

21) thát sea û̆ses uuáldàndes I 186.

22) số mî thès uúndur thùnkit I 157.

23) hê̆làga hébanuuàrdos VI 18.

24) éftho huâ̆r thiu uuérold àldar I 45.

Rechnet man nun noch hinzu dass für jedes tactglied, mit ausnahme des letzten, nach belieben auch eine triole, d. h. hebung mit zwei folgenden senkungen, eintreten kann, unterscheidet man ferner die aus zwei silben verschliffenen hebungen und senkungen, die durch zu bezeichnen wären, so geht die masse der möglichen combinationen ins unabsehbare.

Mit diesem reichtum innerer gliederung verglichen muss der althochdeutsche vers monoton erscheinen, denn von allen hier angeführten combinationen sind dort nur 9—12. 15. 16. 18. 20 zulässig, und alle weiteren combinationen, welche triolen enthalten, fallen ganz

weg. Steht der althochdeutsche vers somit an reichtum und abwechselung der rhythmischen gliederung gegen den altsächsischen zurück, so übertrifft er ihn doch weit an strenge und ebenmaass der metrischen verhältnisse. Man wird es vielleicht unangemessen finden, wenn ich überhaupt von metrischen verhältnissen im deutschen verse spreche, aber wenn man den deutschen vers einen accentuierenden nent, und ihm die silbenmessung abspricht, so ist das doch nur in einem gewissen bedingten sinne richtig: es kann nur heissen, dass die zeitdauer, die einer silbe im verse zugemessen wird, sich mit der dauer, die ihr grammatisch und etymologisch zukomt, nicht in übereinstimmung befinde; aber unter allen umständen wird ihr doch eine ganz bestimte zeitdauer zugemessen, denn jeder rhythmus beruht ja eben auf der stetigen widerkehr relativ stärker accentuierter glieder in gleichen zeitabständen. Wenn wir den vers fádèr álomàhtîg *tactfest recitieren, so verleihen wir jeder der beiden kurzen silben in* fader *genau dieselbe zeitdauer wie den beiden kurzen silben zusammen in* alomahtîg. *Eine solche abweichung von der grammatischen silbenquantität ist immer nur ein notbehelf, und es lassen sich die grenzen bestimmen, innerhalb deren sie zulässig ist. Diese grenzen sind im Althochdeutschen nicht dieselben, wie im Altsächsischen, und es ist nicht uninteressant, die bekanten gesetze des althochdeutschen versbaues einmal unter diesem gesichtspunkte zu betrachten. Da die sprache selbst zu ihren eignen zwecken, die doch andere als lediglich musikalisch-ästhetische sind, zeitdauer und tonstärke der silben bereits als mittel verwendet hat, so tritt in jeder verskunst immer die schwierige aufgabe ein, die worte so an einander zu reihen, dass die natürlichen quantitäts- und accentverhältnisse der silben in ihrer aufeinanderfolge einen stetigen rhythmus ergeben. In voller reinheit kann das äusserst selten gelingen. Es wird daher immer einiges dem zwecke geopfert werden müssen, entweder der grammatische accent oder die grammatische silbenquantität. Jede verskunst neigt sich vorwiegend entweder dem einen oder dem anderen mittel zu; die deutsche entschieden dem letzteren. Es ist ihr die hauptsache, dass die grammatischen accente mit den metrischen accenten, welche immer auf dem ersten tactgliede ruhen, zusammenfallen, und sie muss diesem zwecke meist die natürliche silbenquantität opfern. Die antike metrik hat den entgegengesetzten weg eingeschlagen. Dass die natürliche silbenquantität auch im deutschen verse nicht ganz sinnlos und willkürlich verkehrt werden dürfe, ist demnach selbstverständlich. Die althochdeutsche verskunst ist darin strenger als die altsächsische.*

Es gilt in ihr als erste regel, dass eine silbe, die einen ganzen tact auszufüllen hat, notwendig lang sein muss:

sélp sô hélphàntes béin. sí'naz kórn réinô't.

Bilden zwei silben zusammen einen tact, so ist zwar überwiegend der fall, dass beide gleiche dauer haben, aber während es in einem tacte zwei lange silben, sind es im anderen zwei kurze:

jóh sô filu sléhtàz. mit régulù bithuúngàn.

Aber auch das ist nicht selten, dass innerhalb eines tactes die eine silbe kurz, die andere lang ist:

sih sélbon míssihàbêtì.

Bilden drei silben zusammen einen tact, so müssen, da derselbe immer zweiteilig ist, zwei von ihnen zusammen dieselbe zeitdauer erhalten, wie die dritte allein. Hierbei gilt im allgemeinen die regel, dass die beiden silben, welche zusammen nur ein tactglied bilden, kurz seien:

thaz síllaba ín ni uuénkìt. in thémo firstántnìssè.

Allenfalls kann auch die erste kurz, die zweite lang sein, aber niemals umgekehrt:

Ih ságên thir tház ni híluh thíh. thie bétôtun híar in bérgòn.

Die dritte silbe aber, die für sich allein das andere tactglied bildet, muss notwendig lang sein, wenn sie das erste tactglied bildet. Bildet sie das zweite tactglied, so darf sie auch kurz sein:

uuir fúarun thánana nô'tì'. joh filo giuuáralì'chò.

Bilden vier silben zusammen einen tact, so kommen je zwei auf ein tactglied; in der regel sind dann alle vier kurz:

in mánagemo ágalèizè.

Doch dürfte auch hier die erste silbe eines tactgliedes kurz, die zweite lang sein; ich finde eben kein passendes beispiel dafür; ein fingiertes wäre:

in uuélìchemo ágalèizè.

Das Altsächsische ist noch freier in der silbenmessung. Denn bei einer so complicierten tactart, wie die vierteilige, ist es natür-

lich viel schwieriger, der grammatischen silbenquantität gerecht zu werden. Zwar die erste regel, dass wo e i n e *einzige silbe den ganzen vierteiligen tact auszufüllen habe, diese notwendig dehnbar sein müsse:*

hế'làgna g'ề'st

ist analog der im Althochdeutschen geltenden. Da aber hier weiter für jede tacthälfte dasselbe gilt, was im Althochdeutschen für den ganzen tact, so widerholen sich auch alle die freiheiten, die für das verhältnis der beiden tacthälften zu einander gelten, nochmals in der weiteren teilgliederung jeder tacthälfte. Dadurch werden die metrischen incongruenzen derart gehäuft, dass, während schon im Althochdeutschen z w e i *kurze silben entweder für einen ganzen tact* fílu *oder auch für einen halben* sílaba *stehen können, sie hier sogar dreierlei verschiedene metrische geltung erhalten:*

1) bídùn állan dàg

2) gíbithi'g uuérthàn

3) fíriho bàrno frúmmiàn

Eine noch weiter gehende metrische incongruenz tritt aber hinzu durch die d o p p e l t e n s e n k u n g e n. *Fassen wir eine hebung mit zwei folgenden senkungen metrisch als triole auf, so können hier molosse, antibacchii und cretici ganz die gleiche metrische geltung erhalten:*

— — — sâ'n àfter thiu máht gòdes.

— — ⏑ fírio bàrnun bifóràn.

— ⏑ — scólda hie àt them uuí'hè.

Wie man sieht wird die grammatische silbenquantität hier wie im Althochdeutschen verhältnismässig am strengsten beobachtet in der obersten gliederung des ganzen verses. Je mehr wir zu den weiteren teilgliederungen herabsteigen, desto mehr häufen sich die metrischen incongruenzen. Und so ist der althochdeutsche vers im vorteil, da er in der inneren gliederung des tactes nicht so weit geht, wie der altsächsische.

Was er dadurch an mannichfaltigkeit einbüsst, das gewint er an ebenmaass.

Eine andere folge des verschiedenen grundprincips der althochdeutschen und altsächsischen verskunst fällt dagegen widerum zu gunsten des letzteren aus: ich meine den einklang zwischen wortaccent und versaccent. Wenn es für den versbau aller Germanen characteristisch ist, den natürlichen wortaccent im verse zu voller geltung zu bringen, so doch vor allem für den versbau der alten Sachsen. Da hier dreierlei unterschiedene tonstärke für haupthebung, nebenhebung und senkung verwendet und gegen einander wol abgewogen werden muss, so ist die altsächsische verskunst weit empfindlicher gegen jede verletzung des grammatischen accentes als die althochdeutsche. Da hier schon jede vieldeutigkeit in den accentverhältnissen zwischen haupt- und nebenhebung als störung empfunden wird, die erst durch schwebende betonung ausgeglichen werden muss, so kann um so weniger in dem verhältnis von hebung und senkung eine anomalie geduldet werden. Die haupthebung soll sich zur nebenhebung verhalten wie die nebenhebung zur senkung; wenn nun schon in dem einen dieser beiden verhältnisse manchmal unsicherheit eintritt, so darf das nicht zugleich auch in dem anderen der fall sein, wenn nicht das ganze gebilde allen sicheren halt verlieren soll. Daher ist schwebende betonung zwischen hebung und senkung hier äusserst selten, nur I 96 Zácharîàs biséhàn. VII 6 Júdeônò mid gô'mòn. XI 8 brínnandì fan b'u'rg. 132 drû'vondì te dálè. XII 18 Júdeônò fargángàn. *Wie man sieht nur in der leichtesten form, die überhaupt im deutschen vorkomt.*

Hiemit schliesse ich meine betrachtungen. Wie man aus einer mehrheit nahe verwanter, aber doch deutlich geschiedener dialecte durch vergleichung ihren gemeinsamen urtypus reconstruiert, so liesse sich wol durch eine vergleichung der besonderen gestaltungen, die der epische vers bei den verschiedenen stämmen der Germanen angenommen hat, ein bild von der ursprünglichsten gestalt dieses verses bei dem gemeingermanischen urstamme entwerfen. Der nächste schritt dazu ist die möglichst sorgfältige erforschung der uns zugänglichen localen gestaltungen.

DORPAT. *ARTHUR AMELUNG.*

LIES: 260, 30 ê're 261, 3 inmách 261, 14 wárte 262, 5 wê 262, 8 1072 267, 37 wê' 267, 38 daz 268, 15 überfüllende 270, 12 durfte 271, 33 wìderstiezen 273, 6 sie_irẹ 287, 37 brínnandì 292, 8 fírì-uuítlî'co 294, 7 ùnca 296, 16 uuíderuuàrdes 298, 18 bestêht 300, 28 âhlê'd

ZU REINKE VOS.

v. 1062. *Do sprank Hinze int deme huse.* *Dies diem docet.*

Dazu habe ich bemerkt: „Ist wol ein druckfehler, es wäre sonst eine ganz ungewöhnliche zusammenziehung von *in to.*“ Dies halte ich jetzt für keinen druckfehler mehr, indem ich bis jetzt drei stellen gefunden habe, in denen ebenso das *in to* in *int* zusammengezogen ist. Bothos Chron. fol. 212[b]. *We de nicht enwech konde komen, de sprangk int der Fuser unte vordrangk.* J. Grimms Weist. 3, 30. *Dar twe naber bey einander want und des einen velt vor des anderen have hengeit und des mannes hœner dem andern schaden doit, so mag hei stiegen op den tun und keren dat angesichte int deme have.* Daselbst 3, 45. *He sall den payll so verne int der Ruyr slagen, als hey myt der gemelten slage langen kan.* Dass dies *int* aber eine contraction aus *into* ist, geht hervor aus einer stelle bei Detmar, bd. 1 s. 302. *He was der heidene leidesman uppe de cristenen inte ereme lande unde weder ut;* aus dem *into* ward ein *inte*, dann ein *int.*

v. 925. *umme minen willen men en dôt efte lât.*

Diese formel ohne beigefügtes object findet sich vielfach in urkunden, z. b. Cassel, Samlung ungedruckter urkunden (Bremen 1768) s. 34. Urk. v. 1455. *welke privilegia wi bestedigen, vorbedende gestrengliken allen unnsen amptluden, vogeden und ghemeinliken allen den ghenen, dede umb unsen willen doen unde laten willen unde schullen etc.;* daselbst s. 252. Urk. v. 1406. *de Bremer scholen uns Wurster vorbidden unde vordeghedingen vor alle de ghenne, de umme eren willen don unde lathen willen.* Cassel, Bremensia (2 bde. Bremen 1766). Bd. 1, s. 492. Urk. v. 1409. *vor my unde mynen sone unde vor alle, de umme mynen willen doen unde laten willet unde mit rechte doen unde laten schullet.* Vgl. noch daselbst 1, 284. 289. 294. Lüneburger urkundenbuch 15. abth. (herausg. v. Hodenberg 1859) s. 175. Urk. v. 1416. *dat wij vnde alle de vmme vnsen willen don unde laten willen etc.* Dithmarsische urkundenb. (herausg. v. Michelsen 1834). *Heft in den tiden vnse ohem van Sassen en schaden bybracht, dar hebben se billiken vmme to schuldigende de van syner vnde der synen weghen darto antworden scholen vnde nicht vnse vorevaren edder vns, went he mid den synen in den tiden vmme vnser vorevaren unde der vnsen willen noch doen edder laten wolde.* Detm. 2, 255. Urk. v. 1462. *Unde dar ane scholen de van Luneborch noch dejennen, de umme eren willen don edder laten willen unde schollen, se nicht hynderen.*

OLDENBURG, MÄRZ 1869. A. LÜBBEN.

DER HANDSCHRIFTLICHE TEXT DES LUDWIGSLIEDES

NACH NEUER ABSCHRIFT DES HERRN DR. W. ARNDT.

Im ersten bande dieser zeitschrift s. 247 hatte ich bei besprechung von Pischons Leitfaden zur Geschichte der deutschen Litteratur die richtigkeit der form *jah* in der 56. zeile des Ludwigsliedes bezweifelt. Darnach s. 473 flg. hatte ich diesen zweifel des näheren begründet und hatte gezeigt, dass die form *jah* zuerst 1830 in den Hoffmannschen Fundgruben als conjectur aufgetaucht, und wahrscheinlich von da aus 1837 als vermeintlich auch durch die handschrift selbst bestätigte lesart in den urkundlichen text der ersten ausgabe der Elnonensia gelangt sei. Die conjectur *jah* aber hatte ich für eine von Hoffmann ausgegangene gehalten, weil sie ohne nennung ihres urhebers in einem Hoffmannschen werke veröffentlicht und überdies von Willems in der ersten ausgabe der Elnonensia s. 12 ausdrücklich als eine von Hoffmann aufgestellte bezeichnet worden war. Bald darauf schrieb mir W. Wackernagel: „Der aufsatz über den Ludwigsleich hat mich sehr gefreut, und ich stimme Ihrer klaren, scharfen erörterung stück für stück bei .... Ich meines teils kehre nun wider zu Lachmanns *gab* zurück. Nicht ohne ein sündenbekentnis: das *iah* der Fundgr. 1, 345, wie beinah all die „berichtigungen“ dort, auch die übrigen zum Ludwigsleiche, rührt von mir her. *Thanc jehan* ist also falsch, *thanc geban* selber zwar sonst nirgends zu belegen, aber dennoch sicher richtig: es wird schon durch das gegenüber liegende *thanc haben* (Graff V, 167. Mhd. wb. 1, 353) gefordert, und Walther sagt wenigstens *habedanc geben* 47, 6 .... Das plötzliche präsens *sihit* könte allenfalls ein späterer dichter, wie der des Athis, auf sein gewissen nehmen, ein althochdeutscher allerdings nicht. Was meinen Sie zu einer änderung, die ich mir schon vor längerer zeit an den rand des lesebuchs geschrieben, *sah iȥ?*“ Ich setze diese zeilen her, weil sie widerum Wackernagels offenen und edlen character, sein lediglich auf erforschung der wahrheit gerichtetes streben bekunden. Weit entfernt von kleinlicher empfindlichkeit verletzter eitelkeit, bekent er sich vielmehr unaufgefordert sofort freiwillig als urheber der verunglückten conjectur, und nimt sie gern und sogar freudig zurück, sobald ihre unhaltbarkeit dargetan worden ist. Das ist das verfahren, wie es bekennern und pflegern der wissenschaft ziemt, und der wissenschaft selber zum segen gereicht.

Um eine zuverlässige neue abschrift des Ludwigsliedes zu erlangen, wante ich mich an den uns leider so früh entrissenen dr. Julius Brakelmann in Paris. In folge seiner vermittlung hatte herr dr. Wil-

helm Arndt die güte, sich dieser aufgabe zu unterziehen; und einen besseren gewährsmann hätte ich mir nicht wünschen können, als diesen in langjähriger tätigkeit für die Monumenta Germaniae historica ausgebildeten und erprobten handschriftenkenner.

Die aus der abtei S. Amand stammende handschrift des Ludwigsliedes liegt seit 1791 in der bibliothek zu Valenciennes,[1] wo Hoffmann von Fallersleben sich im jahre 1837 das grosse verdienst erwarb, sie wider zu entdecken, nachdem sie über hundert jahre gänzlich verschollen gewesen war. Verzeichnet und beschrieben sind die handschriften von Valenciennes im *Catalogue descriptif et raisonné des manuscrits de la bibliothèque de Valenciennes par J. Mangeart, bibliothécaire etc. A Paris 1860.* Die des Ludwigsliedes ist dort aufgeführt und besprochen auf s. 124—126 unter nr. 143 (B. 5. 15). Sie ist in noch behaartes leder mit rotem maroquinvorstoss gebunden, und besteht aus 143 quartblättern dicken pergamentes, welche mit dem griffel gezogene linien, und auf jeder seite in schriftzügen des neunten jahrhunderts 24 langzeilen zeigen.

Nach voraufgegangenen zehn distichen des pabstes Gregor beginnen auf der rückseite des ersten blattes „*libri octo Gregorii Nazanzeni episcopi*“ (mit der randschrift: „*Gregorius Nazazenus per Ruffinum tranlatus*“) und reichen bis auf das 140. blatt. Dann folgen auf den letzten vier blättern fünf kleine stücke, und zwar:

1) *fol.* 140 *verso* — 141 *recto*, von einer zweiten gleichzeitigen hand, ein kleines lateinisches gedicht, beginnend: *Dn̄s celirex & conditor. Maris & terrefomes & auctor. Omnē iussit creaturā sub-*

1) Valenciennes avait, dans son enceinte ou non loin de ses murs, diverses abbayes dont les livres sont venus en 1791 lui former à peu de frais une bibliothèque, moins riche peut-être que celles de Lille, de Douai et de Cambrai, mais très-digne encore de l'attention des hommes lettrés. — Il y avoit dans les collections de livres provenant des communautés réligieuses ou confisqués sur les émigrés, de quoi former une bibliothèque non moins considérable que celles des villes voisines; mais il parait que les artilleurs chargés de la défense de la place eurent permission de s'en servir pour faire des gargousses. „Dieu seul sait le nombre d'ouvrages précieux qui furent alors lancés contre l'armée combinée qui investissait cette ville,“ dit M. le maire dans une lettre du 16 juillet 1839. — La bibliothèque actuelle de Valenciennes ne renferme guère qu'environ 13,000 volumes. — Les manuscrits qui enrichissent la bibliothèque publique de Valenciennes sont au nombre de 805; ils proviennent de plusieurs sources. Les plus anciens, les plus curieux, les plus considérables sous le rapport de l'exécution, de la matière et des auteurs, tirent leur origine de la célèbre et antique abbaye de Saint-Amand sur la Scarpe. — Aujourd'hui encore [25 décembre 1859], comme en 1840 et en 1850, ces manuscrits sont confondus avec les imprimés. *Mangeart, catalogue des manuscrits de la bibl. de Valenciennes. Paris 1860. Préface.*

consona. Obscruare legem pacis armonia. usw. abgedruckt bei Mangeart s. 124.

2) *fol.* 141 *recto*, von einer dritten gleichzeitigen hand in fortlaufenden zeilen ohne absetzung der verse geschrieben, ein lateinisches gedicht auf die heilige Eulalia, beginnend: *Cantica uirginis eulalie. Concine suauissona cithara*, gedruckt mit abgesetzten versen in den Elnonensia.

3) *fol.* 141 *verso*, von einer vierten gleichzeitigen hand in langversen geschrieben, ein französisches gedicht auf die heilige Eulalia, beginnend: *Buona pulcella fut eulalia. Bel auret corpſ bellezour anima*, gedruckt mit abgesetzten kurzen versen in den Elnonensia.

4) *fol.* 141 *verso* — 143 *recto*, von derselben vierten hand ebenfalls in langversen geschrieben, das deutsche Ludwigslied, in langversen gedruckt in den Elnonensia. Facsimile der ersten langzeile des französischen Eulalia- und der ersten langzeile des deutschen Ludwigsliedes in den Elnonensia.

5) *fol.* 143 *recto*, von einer fünften gleichzeitigen hand, funfzehn lateinische distichen, beginnend (nicht, wie Hoffmann angibt *Lis*, sondern) *Vis fidei tanta est quae germine prodit amoris Ut faciat gratum mente cubile deo*, gedruckt bei Mangeart s. 125.

Endlich folgt hinter diesen distichen, am schlusse des ganzen bandes, die unterschrift: *Liber sancti Amandi.*

In abgesetzten langversen also ist das Ludwigslied geschrieben, nicht aber sind die strophen abgesetzt. Die beiden kurzen verse, in welche jeder langvers zerfällt, werden jedesmal durch einen punkt und einen kleinen freigelassenen raum auseinandergehalten. An den enden der langverse stehen keine punkte. Die versanfänge, sowol zu anfange als in der mitte der langzeile, sind durch initialen ausgezeichnet. Innerhalb der zeile begint v. 10 *jung* mit einem grossen initialen I, dessen gestalt von der eines l nicht zu unterscheiden ist. In v. 28 vor *urankon* zeigt sich eine kleine rasur, und ebenso erscheint in v. 33 *gib(o)d* zwischen b und d eine rasur statt des vocales. In v. 45 *gereda* sind die buchstaben *red* nur unsicher zu lesen, und das c in *skancta* v. 53 sieht einem e zum verwechseln ähnlich, ausserdem fehlt in dem letzten worte desselben verses 53 *fian(ton)* die letzte silbe. Vor den schlusssilben des 57. verses —*salig* sind etwa drei buchstaben unlesbar geworden.

Das letzte blatt, 143, ist oben am inneren rande verletzt. Es ist ein schmales stückchen abgerissen, wodurch die 57. und 58. zeile zu anfange etwa je 2 buchstaben verloren haben. Auch die erste zeile dieses blattes, v. 56, könte ebendadurch zu anfange ebensoviel buchstaben ver-

loren haben; doch beginnt sie mit einem initialen I, was, obschon allerdings nicht mit völliger sicherheit, doch auf einen versanfang schliessen lässt. Das erste wort, welches die handschrift auf blatt 143 recto, in vers 56, darbietet, ist nach dr. Arndts versicherung unzweifelhaft zu lesen *Ioh*. Diese versicherung dr. Arndts stimt genau überein mit der kürzlich von Holtzmann in seiner Altdeutschen grammatik (Leipzig 1870) s. XIII veröffentlichten angabe, dass nach einer in seinem besitze befindlichen genauen abschrift „weder *jah* noch *gab* zu lesen ist, sondern *joh*." Übrigens darf ich nach einer mir vorliegenden notiz vermuten, dass das initiale I dieses *Ioh* ein wenig oben nach rechts und unten nach links abgebogen oder ausgeschweift sei, so dass sich aus dieser gestalt desselben wol begreifen liesse, wie es in der Mabillonschen abschrift in S verlesen werden konte. Begreiflich bleibt auch die möglichkeit einer verwechslung von h mit b, wenn man im facsimile der Elnonensia das b von *bellezour* mit dem h von *hluduig* vergleicht. Dagegen unterscheiden sich in demselben facsimile die o von den zwei gestalten des a (von a und *a*) so klar und bestimt, dass man nicht absieht, wie das o des *Ioh* der handschrift in das a des *Sab* der Mabillonschen abschrift verlesen werden konte.

Durch das doppelte zeugnis der Arndtschen und der in Holtzmanns besitz befindlich gewesenen abschrift wird also tatsächlich und zweifellos bewiesen, dass die form *jah* nur durch conjectur in die 56. zeile gelangt ist, und in der handschrift selbst keine bestätigung findet, und wird zugleich bewiesen, wie sehr Lachmann recht hatte, wenn er auch nach dem erscheinen der Elnonensia fortfuhr sich ungläubig und ablehnend gegen dieses *jah*, trotz seiner angeblichen auffindung in der handschrift, zu verhalten. Freilich wird damit zugleich auch Lachmanns emendation *gab* hinfällig, aber getadelt zu werden verdient sie deshalb doch nicht; im gegenteil ist und bleibt sie die beste, welche aus dem damals vorliegenden material gezogen werden konte, da man nicht berechtigt war anzunehmen, dass ein so vorzüglicher handschriftenkenner wie Mabillon alle drei buchstaben, aus denen das wort besteht, verlesen haben sollte, oder dass bei dem nochmaligen abschreiben für Schilter alle drei buchstaben der Mabillonschen abschrift falsch gelesen und widergegeben worden wären.

Vergleicht man nun die ganze Arndtsche abschrift mit dem Hoffmannschen drucke in beiden ausgaben der Elnonensia, so zeigt sich, dass Hoffmann, wie es auch von einem so geübten handschriftenleser und herausgeber nicht anders zu erwarten war, die freilich auch deutlich geschriebene handschrift im allgemeinen recht gut und richtig gelesen und widergegeben hat. Nur an sehr wenigen stel-

len weichen die beiden lesungen wirklich von einander ab. Es liest nämlich

z. 6	Hoffmann *stual*	Arndt	*stuol*
38	*Uuili her*		*Uuil her*
56	*Iah*		*Ioh*
57	*Kuning uu...*		*Kunige ui...*

Was nun noch an anstössigen und bedenklichen stellen übrig bleibt, wie z. b. die ungewöhnliche accusativische construction z. 40 *ih gelônôn imoȥ*, neben der üblichen genitivischen z. 2 *ih weiȥ her imos lônôt*, die unübliche genitivische construction z. 21 *thoh erbarmêdes got*, oder z. 45 das präsens *sihit*, fällt also der handschrift selbst, und nicht der abschrift zur last, und ein so sorgsamer kritiker und erklärer, wie Lachmann war, der seinen zuhörern möglichst nützlich werden wollte, verabsäumte denn auch nicht, sie auf solche stellen aufmerksam zu machen, und ihnen das zur richtigen auffassung derselben erforderliche an die hand zu geben.

Es folgt nun die abschrift des herrn dr. Arndt in genauem abdrucke. Die abweichungen der ersten (1837) und zweiten (1845) ausgabe der Elnonensia (E 1 und 2) habe ich unter dem texte angemerkt. Die zahlreichen falschen wortabteilungen der handschrift sind hier nach der Arndtschen abschrift genau beibehalten und widergegeben worden, im abdrucke der Elnonensia dagegen sind sie überall stillschweigend verbessert, was eben nur im allgemeinen bemerkt zu werden brauchte, ohne dass eine besondere anmerkung für jeden einzelnen fall erforderlich wäre.

f. 141 verso.

RITHMUS TEUTONICUS DE PIAE MEMORIAE HLUDUICO REGE FILIO HLUDUICI AEQUE[1] REGIS.

Einan kuning uueiz ih. Heiz sit her hluduig
Ther gerno gode thionot. Ih uueiz her imos lonot
Kind uuarth her faterlos. Thes uuarth imo sar buoz
Holoda inan truhtin. Magaczogo uuarth hersin
5 Gab her imo dugidi. Fronisc githigini
Stuol hier in urankon. So bruche her es lango
Thaz gi deilder thanne. Sar mit Karlemanne

f. 142 recto.

Bruoder sinemo. Thia czala uuunniono
So thaz uuarth al gendiot. Koron uuolda sin god
10 Ob her arbeidi. So Iung tholon mahti

1) AEQ; E 1. 2.
6 Stual E 1. 2.

Lietz her heidine man. Obar seo lidan
Thiot urancono. Manon sun diono
Sume sar uerlorane. Vuurdun sumer korane
Haranskara tholota. Ther er misse lebeta
15 Ther ther thanne thiob uuas. Inder thanana ginas
Nam sina uaston. Sidh uuarth her guot man
Sum uuas luginari. Sum skachari
Sum folloses. Inder gi buozta sih thes
Kuning uuas er uirrit. Thaz richi al girrit
20 Uuas er bolgan krist. Leidhor thes ingaldiz
Thoh er barmedes got. Uuuisser alla thia not
Hiez her hluduigan. Tharot sar ritan
Hluduig kuning min. Hilph minan liutin
Heigun sa northman. Harto bi duuungan
25 Thanne sprah hluduig. Herro so duon ih
Dot ni rette mir iz. al thaz thu gibiudist
Tho nam her godes urlub. Huob her gundfanon uf
Reit her thara in urankon. Ingagan north mannon
Gode thau codun. The sin beidodun
30 Quadhun al fromin. So lango beidon uuirthin
Thanne sprah luto. Hluduig ther guoto

f. 142 verso.

Trostet hiu gi sellion. Mine not stallon
Hera santa mih god. Ioh mir selbo gib:d
Ob hiu rat thuhti. Thaz ih hier ge uuhti
35 Mih selbon ni sparoti. Un cih hiu gineriti
Nu uuillih thaz mir uolgon. Alle godes holdon
Gi skerit ist thiu hier uuist. So lango so uuili krist
Uuil her unsa hina uarth. Thero habet her giuualt
So uuer so hier in ellian. Gi duot godes uuillion
40 Quimit he gi sund uz. Ih gi lonon imoz
Bilibit her thar inne. Sinemo kunnie
Tho nam her skild indi sper. Ellian licho reit her
Uuolder uuar er rahchon. Sina uuidar sahchon
Tho niuuas iz buro lang. Fand her thia northman
45 Gode lob sageda. Her sihit thes her gereda

28 *vor* urankon *kleine rasur in der hs.*
33 *Zwischen* b *und* d *rasur in der hs.* gibod E 1. 2.
38 Uuili E 1. 2.
45 red *in* goreda *ist zweifelhaft zu lesen.*

Ther kuning reit kuono. Sang lioth frano
Ioh alle saman sungun. Kyrrie leison
Sang uuas gi sungan. Uuig uuas bigunnan
Bluot skein in uuangon. Spilodun ther urankon
50 Thar uaht thegeno gelih. Nichein soso hluduig
Snel in di kuoni. Thaz uuas imo gekunni
Suman thuruh skluogher. Suman thuruh stah her
Her skancta cehanton. Sinan fian
Bitteres lides. So uue hin hio thes libes
55 Gilobot si thiu godes kraft. Hluduig uuarth sigi haft

f. 143 recto.

Ioh allen heiligon thanc. Sin uuarth ther sigi kamf
uolar abur hluduig. Kunige ui[ ]salig
garo so ser hio uuas. So uuar soses thurft uuas
Gi halde inan truhtin. Bi sinan ergrehtin.

HALLE. J. ZACHER.

49 Spilod unther E 1.
53 c *in* skancta *zweifelhaft.* fianton E 1. 2.
55 uuarth ther ſigihaft E 2.
56 Iah E 1. 2.
57 kuning uu E 1. Kuning uu E 2.

ÜBER DIE HEIMAT UND DAS ALTER EINES NORDISCHEN SAGENKREISES.

Bei meinem letzten aufenthalte in Kopenhagen machte mich der bekante isländische gelehrte Gísli Brynjúlfsson aufmerksam auf einen von ihm in einer sitzung der königlichen gesellschaft für nordische altertumskunde am 19. april 1870 gehaltenen vortrag und bat mich, ein in Dagstelegrafen, in der nummer vom 25. april 1870 enthaltenes referat über denselben dem inhalte nach hier zu veröffentlichen. Ich tue dies, jedoch mit der ausdrücklichen bemerkung, dass in einem so kurzen referat natürlich eine ausführliche begründung der aufgestellten behauptung nicht gegeben werden kann, eine begründung, wie sie herr Brynjúlfsson in seinem langen vortrage mit der ihm eigenen gründlichkeit und genauigkeit geliefert hat.

Es handelte sich in der erwähnten sitzung um eine im altnordischen museum in Kopenhagen aufbewahrte kirchentür von Valthjófstad im östlichen teil von Island. Die in zwei felder geteilte tür enthält auf beiden eine in holz sehr kunstfertig eingeschnittene darstellung von der bekanten und in verschiedenen variationen widerkehrenden sage von einem ritter, der einen löwen aus den klauen eines drachen befreit, indem er letzteren tötet. Der löwe begleitet ihn dann aus dankbarkeit auf seinen weiteren zügen und unterstützt ihn in seinen kämpfen.[1] Der vortragende, kapitain Blom, nahm in übereinstimmung mit herrn docent S. Grundtvig an, dass die darstellung auf dieser türe sich der hauptsache nach gründe auf die alte sage von dem kampfe Dietrichs von Bern mit dem drachen. Er kam zu dem resultat, dass die türe etwa aus der zeit zwischen 1100 und 1130 stamme.

Dagegen bemerkte nun herr Brynjúlfsson, dass, da es sich mit historischer sicherheit nachweisen lasse, dass die kirche in Valthjófstad c. 1186—90 neu aufgebaut worden sei, als der häuptling Sigmundr Ormsson dort wohnte, doch entschieden die wahrscheinlichkeit dafür spreche, dass auch die tür aus derselben zeit stamme, um so mehr, da kein grund sei, anzunehmen, dass jede veränderung in der form der europäischen kriegswaffen (auf welche sich Blom bei der zeitbestimmung vor allem gestützt hatte) sogleich auch in Island adoptiert worden sei, namentlich wenn es sich um die darstellung einer alten sage handele. Das entscheidende und merkwürdige aber ist, dass man gleich von der besiedelung Islands an angeben kann, welche häuptlinge — stets von derselben familie — in Valthjófstad gewohnt haben; und indem herr Brynjúlfsson diese namen aufzählte, machte er darauf aufmerksam, dass dieselben so nah verbunden und beschwägert gewesen seien mit dem geschlechte des bischofs Gizurr und der Haukdælir im süden der insel — einem geschlechte, dem wir die besten nachrichten über die bedeutenden geschichtlichen vorgänge im norden verdanken — dass die alte kirchentür nun anlass dazu gebe, einem nicht unwichtigen, aber bisher wenig beachteten litterarhistorischen factum weiter nachzugehen. Der vortragende wies nun nach, dass es eine ganze reihe alter isländischer,

1) In bezug auf parallelen aus romanischen litteraturen verweise ich auf Holland: Li romans dou chevalier au lyon. Hannover 1862 p. 133 fgg. und auf desselben gelehrten werk über Crestien von Troies. Tübingen 1854 p. 161 fgg. In nordischen sagas finden wir denselben zug ausser in der später noch zu berührenden Vilhjálms saga sjóðs in der Konráðs saga keisarasonar er fór til Ormalands (ed. G. Þórðarson, Kaupm. 1859 p. 25 fgg.), ferner in der Hektórs saga (A. M. perg. 152 fol.) und in der Sigurðar saga þögla (ebendas.). E. K.

aber wenig bekanter erzählungen gebe, von denen nicht wenige uns in pergamenthandschriften aufbewahrt seien, und dass die darstellung auf der türe genau stimme mit der erzählung in einer derselben, der Vilhjálms Saga Sjóđs. In dieser saga[1] wird nämlich erzählt, wie einem prinzen Vilhjálmr, dem sohne des königs Ríkarđr von England, sein begleiter, ein löwe, den er aus den klauen eines drachen befreit hat, in einer schlacht getötet wird. Vilhjálmr lässt das edle tier in einen steinernen sarg legen und mit goldenen buchstaben darauf schreiben, wer darin begraben liege. Aus der haut des löwen lässt er sich einen mantel machen und das herz gibt er einem feigen manne, namens Sjóđ, zu essen, wodurch dieser für die zukunft löwenmut bekomt. Den drachenkampf Dietrichs von Bern hätten nur die herbeiziehen können, die keine andere sage ähnlicher art kenten und überhaupt keine klare vorstellung von der sagengeschichte in ihrer gesamtheit besässen. Die erwähnte reihe von sagas angehend, bemerkte Brynjúlfsson, dass sie alte, sagenhafte berichte von den stamvätern der grossen sächsischen kaiser (Heinrichs des Voglers und der Ottonen) und fränkischen kaiser enthielten. Da es nun bekant sei, dass sowol bischof Gizurr wie sein vater Ísleifr im elften jahrhundert in Herford in Westfalen studiert haben, in der nähe von Wittekinds alter residenz, so könne es nun als erwiesen angesehen werden, dass jene sagen ursprünglich von diesen nach Island gebracht worden seien, da, wie man sehe, ihre verwanten ein so grosses gewicht auf dieselben legten, dass sie danach das schnitzwerk auf der kirchentür von Valthjófstad anbringen liessen. Die besprochenen sagas bekämen hierdurch eine ganz andere bedeutung als bisher, indem es sich nun zeige, dass sie — im allgemeinen sehr gut und sagamässig erzählt — direkt stammen aus dem zeitalter der sächsischen kaiser, das selbst noch bedeutend gewesen sei und darum auch die sagen in einer ächteren und ursprünglicheren form bewahrt haben möge, als dies in einer späteren zeit der fall gewesen sei, wo dichtungen, wie das Nibelungenlied, Wolfdietrich und ähnliche verfasst worden seien. Die deutschen litterarhistoriker täten eigentlich unrecht, wenn sie auf die hohenstaufische zeit so viel gewicht legten mit ihrer sogenanten höfischen poesie. Denn diese sei durchaus nicht bedeutend: es sei dies nur eine zeit des herabsinkens und der verderbnis der ursprünglichen stoffe, in welcher schon, in folge des alle mannheit und tapferkeit untergrabenden einflusses der hierarchie, der schlechte geschmack für charakterlose legenden und abgeschmackten minnegesang herschte, und die fähigkeit, wirklich grosse charaktere aufzufassen und zu schildern, sich nicht mehr vorfand.

1) Volständig erhalten u. a. in A. M. perg. 548, 4°.

So weit herr Brynjúlfsson. Mögen wir mit seiner ansicht über die erste blütenperiode unserer deutschen poesie im mittelalter übereinstimmen oder nicht, jedenfalls ist das, was er über den mehrfach erwähnten „sagenkreis“ berichtet, sehr beachtenswert, um so mehr, da derselbe bis jetzt in Deutschland so gut wie gänzlich unbekant ist. Eine nähere beleuchtung desselben, vor allem natürlich eine kurze analyse der hierhergehörigen sagas, die man leider mit wenigen ausnahmen bis jetzt nur nach den geschriebenen quellen kennen lernen kann, ebenso wie eine angabe der momente, die uns berechtigen, diesen sagas in ihrer gesamtheit die bezeichnung eines „sagenkreises“ zu geben, behalte ich mir selbst für eine andere gelegenheit vor.

DRESDEN. EUGEN KÖLBING.

DIE CONFLUENZ DER CONSONANTEN UND DIE SÜDDEUTSCHEN PHILOLOGEN.

In der Zeitschrift für deutsche philologie von Höpfner und Zacher 2, 254 fg. hat Hildebrand eine erscheinung des süddeutschen consonantismus besprochen, welche schon darum, weil sie auch zuweilen in die schriftsprache eindringt, beachtung verdient; es ist die angleichung auslautender dentalen an folgende consonanten, z. b. schwäbisch *wibber* statt *wittwer*, neuhochdeutsch *empfehlen* statt *entfehlen*. Diese erscheinung beschränkt sich aber nicht auf auslautende dentalen; im schwäbischen *werrtag* statt *werktag* tritt ähnliches bei der gutturalis ein. Die feine, mit reicher exemplification ausgestattete ausführung dieser beobachtung verdient die vollste anerkennung. Wenn aber 2, 255 gesagt wird: „Man ist sich gegenwärtig in Süddeutschland dieses sprachgesetzes nicht bewust. Das darf oder muss ich annehmen, so lange nicht etwa ein süddeutscher philologe gegründeten einspruch - erhebt,“ so fühle ich mich verpflichtet, zu widersprechen, und glaube, diesen einspruch durch verweisung auf Moriz Rapps Versuch einer physiologie der sprache (Stuttgart bei Cotta 1836) 1, 131 bis 134 begründen zu können. Das genante buch, das einst Schmellers lebhafte teilnahme erweckt und ihn zu eingehenden und anerkennenden anzeigen desselben veranlasst hat, ist überhaupt heutzutage über gebühr vergessen.

TÜBINGEN. A. v. KELLER.

ALTVIL.

Staatsrath dr. LEVERKUS hatte es übernommen den artikel altvil für das niederdeutsche wörterbuch auszuarbeiten. Da ihm aber derselbe unter der hand an ausdehnung gewann und für das wörterbuch zu gross wurde, war es seine absicht ihn besonders in einer zeitschrift zu veröffentlichen. Seine krankheit und sein darauf im november 1870 erfolgter tod liessen ihn den artikel nicht vollenden. Wenn ich jetzt aus seinen hinterlassenen papieren das fragment zum abdrucke bringe, so bitte ich es mit den umständen zu entschuldigen, wenn der artikel nicht die einheit, geschlossenheit und bündigkeit hat, die ihm mein verstorbener freund sicherlich gegeben hätte, wenn ihm ein längeres leben vergönnt gewesen wäre. A. LÜBBEN.

ALTVIL (altwil). Dies viel erörterte seltene wort erscheint nur pluralisch *altvile* und zwar zuerst im Sachsenspiegel I, 4 an einer gereimten stelle, deren anfang nach Homeyers ausgabe lautet: *Uppe altvile unde uppe dwerge ne erstirft weder lên noch erve, noch uppe kropelkint.* Für *dwerge* wird man hier, wie das reimwort anzeigt, ursprünglich wol *dwerve* gesagt haben; vergl. Brem. wb. I, 281. s. v. *dwarf.* Es sind insbesondere bucklichte und andere schief gewachsene Menschen (*dwerch = transversus*) darunter zu verstehen und nicht etwa bloss winzig kleine (*dwerch = nanus*). Nach der kleinen gestalt ohne irgend ein bestimtes maass würde keine entscheidung über die erbunfähigkeit eines menschen möglich gewesen sein, und auch ebenso wenig nach dem unrichtigen wuchs. Indessen erhellt aus dem zusammenhange klar, dass niemand erben soll, der wegen dauernder schwachheit oder gebrechlichkeit nicht selber sich zu helfen im stande, sondern lebenslang auf die pflege der seinigen angewiesen ist. Dieser rechtsgrundsatz, einfach und bestimt genug für die anwendung, beruht auf dem erfordernis der wehrtüchtigkeit jedes erben, und weist also zurück in sehr alte zeiten. Er hat sich am längsten erhalten im lehnrecht, obwol schon von dem feudisten (II. F. 36) seine giltigkeit bestritten wird. In dem originaltexte des Sachsenspiegels hat aber jener reimspruch gefehlt und ist von späterer hand (gegen ende des 13. jahrhunderts) offenbar nur deswegen eingeschoben, um einige den inhalt wesentlich ändernde bemerkungen daran zu reihen. Denn es wird hinzugesetzt, dass, wer ohne hand oder ohne fuss, oder stumm oder blind geboren sei, nach lehnrecht allerdings nicht erbe, wol aber nach landrecht. Ein gleiches ist von den *dwergen*

auffallender weise nicht bemerkt. Dagegen wird neben den drei bezeichneten kategorieen der erbunfähigen eine vierte (früher nicht allgemein anerkante) noch hervorgehoben, die der aussätzigen oder *meselsêken,* welche weder *lên* noch *erve* empfangen.

Ganz diesen bemerkungen entsprechend heisst es dann im Richtsteige lehnrechts bei Homeyer II. 520: *sint* [= *sint de*] *blinden stummen lamen maselsuchtigen altvile unde dwerge nicht lênerven en sîn.* Hier vertreten die blinden und stummen und lahmen die kategorie der *kropele,* welche nicht besonders genant werden, und unter ihnen stehen die lahmen den *handelôs oder votelôs* gebornen menschen des Sachsenspiegels I, 4 gleich.

Unklar bleibt uns demnach allein die kategorie der *altvile,* so lange wir die eigentliche bedeutung des wortes nicht mit sicherheit verstehen. Zwar ist die ganze stelle des Sachsenspiegels ausführlich auch in den Goslarer statuten, bei Göschen s. 10, zu grunde gelegt, und wortgetreu noch im Berliner stadtbuche, bei Fidicin s. 10, widergegeben, aber diese rechtsbücher gewähren zur aufklärung über die *altvile* (so lesen beide) gar nichts. Dass das überhaupt in keinen anderen mittelniederdeutschen quellen vorkommende wort schon im mittelalter hie und da nicht verstanden worden ist, zeigen die verschiedenen lesarten bei Homeyer: (neben *altvile*, *altwile*) *altveile*, *altweile*, *alwile*, *antvile*, *altifile*, *aldefil,* denen manche andere noch hinzugehen. Sogar *alczuvil* lesen mehrere handschriften des 15. jahrhunderts, in demselben sinne wie eine randbemerkung der handschrift nr. 434 *altuvole* (*vole* ist eine mittelniederdeutsche nebenform für *vele*), und diese angeblichen „allzuviele" werden von einigen glossatoren erfinderisch gedeutet als menschen, welchen allzuviel angeboren ist, nämlich *zers und futt* oder *beider kunne mechte.*

Wirklich hat man, einer so ungeheuerlichen deutung folgend, bisher die *altvile* meist für hermaphroditen gehalten. Als ob nur die herleitung „ganz unwahrscheinlich," aber der sinn des wortes richtig angegeben wäre, versucht es Grimm R. A. 409 fgg., eine herleitung vom althochdeutschen *widello* = *hermaphroditus* zu begründen. Später hat er sich jedoch in der Geschichte der deutschen sprache 947 den glossatoren wieder genähert, und *vil* = *multus* als zweiten teil der zusammensetzung angesehen, weil er ein althochdeutsches *alta* = *membrum* gefunden zu haben meint, „ein sonst unerhörtes wort." Auch ihm sind also die *altvile* menschen, die „mehr als ein glied" haben und Müller im Mittelhochdeutschen wörterb. III, 314 ist bereit, ihnen ebenfalls „ein glied zu viel" beizulegen, „wenn *alt* glied bedeutet." Es hätte wol in betracht kommen dürfen, dass *zu viel* mittelniederdeutsch nie anders als *to vele* oder auch *to* (*tu*) *vole* heisst. Aber darüber kann man hinweg-

sehen bei dem wunderlichen zuschnitt, welchen das wort ohnehin erfahren haben müste, nach dieser deutung Grimms und Müllers nicht minder als nach jener der glossatoren. Gewis hat ihm Homeyer einen viel geringeren zwang angetan, um den begriff zwitter hineinzubringen, welchen er zum voraus „annimt." Sachsensp. bd. II, s. 560. Mit recht geht er davon aus, dass *tvil* als der zweite teil der zusammensetzung betrachtet werden darf, da der buchstabe *v* an solcher stelle sehr häufig in handschriften des 13. und 14. jahrhunderts für *w* verwant wird, und erkent als den ersten teil *al* = *omnino*. Schlimm ist es indessen schon, dass er auf diese weise den vorausgesetzten begriff zwitter in dem alleinigen worte *twil* finden muss und *al* in der zusammensetzung nicht blos überflüssig wird, sondern geradezu sinlos erscheint. Schlimmer freilich noch, dass ein mittelniederdeutsches substantiv *twil* = *hermaphroditus* nirgends nachzuweisen und als „eines der zahlreichen derivata von zwei" nur ein mittelniederdeutsches substantiv *twil* (mittelhochdeutsch *czweyl*, das ist *zwil*, Diefenb. nov. gl. s. 313 und gloss. 483) = *ramus* bekant ist. Weil jeder neue schössling am stamme oder ast eine zweiung oder spaltung und also verdoppelung darstellt, so bedeutet mittelniederdeutsch *twillen* (mittelhochdeutsch *zwilhen*) spalten, verdoppeln. Auch wird ein stamm oder ast mittelniederdeutsch *twillet* (*en twillede bôm*) genant, wenn er in gabelform gewachsen ist. (Vgl. *ene twillede beke; dat twillede stucke landes*, in oldenburgischen urkunden vom jahre 1523 und 1479.) Endlich kann sogar alles, was gabelförmig auseinandergeht, nach dem voc. theotonicalis durch das mittelniederdeutsche adjectiv *twele* bezeichnet werden. Aber deswegen sind wir doch nicht berechtigt, auf ein mittelniederdeutsches adjectiv *twil* „mit dem sinne zweigliedrig" zu schliessen, wie Homeyer es verlangt, um den sinn zweigeschlechtig zu erhalten.

Seine herleitung des wortes *altvil* oder *altwil*, so scharfsinnig sie ist, wird grammatisch dadurch hinfällig, dass dieses wort auch in mittelhochdeutschen quellen vorkomt, und zwar ebenso wie mittelniederdeutsch mit *t* gebildet, nicht mit *z*. Die mittelhochdeutsche übersetzung vom Richtsteig lehnrechts bei Homeyer II, 520 liest an der oben citierten stelle buchstäblich *altuile*, und man darf nicht sagen, dass der übersetzer den sinn des wortes in der mittelniederdeutschen urschrift etwa nicht verstanden habe. Denn dasselbe findet sich am ende des 12. jahrhunderts schon als beiname eines bairischen adeligen Marquart Altvil in M. B. VII, 450, Marchwart Altfil in M. B. II, 344 und VII, 428, und ferner begegnet es auch mit der adjectivendung *-isch* etliche male bei Fischart; siehe Grimms wörterb. I, 275 s. v. *altwilisch*. Ein derivat von „zwei" lässt sich also keineswegs in diesem worte finden. Über-

haupt aber muss man es aufgeben, in ihm den sinn zu suchen, welchen die glossatoren des Sachsenspiegels herausgeklügelt haben. Es zwingen dazu nicht bloss sprachliche gründe.

Der zwitter ist als eine misgeburt, in welcher mann und weib vereinigt sein sollen, aus der griechischen fabel zwar genugsam bekant, jedoch in der wirklichkeit ein so seltenes wunder, dass unser altertum nicht einmal eine bezeichnung dafür gehabt zu haben scheint. Denn das deutsche wort „zwitter“ bezeichnet ursprünglich nicht einen hermaphroditen, sondern einen mischling aus zwei verschiedenen arten oder ungleichen ständen, einen bastard. Auch althochdeutsch *widello* bezeichnet nicht ein wesen, welches *beider kunne mechte* zugleich besitzt, sondern umgekehrt ein solches, das von beiderlei gemächten weder das eine, noch das andere hat, nämlich einen verschnittenen. Die Schlettstädter glosse bei Haupt, zeitschr. V, 357 sagt ausdrücklich: *widel, qui testiculos non habet.* Es gilt in übertragener bedeutung dieses wort für jeden unmännlichen wicht oder weibischen mann (*mollis*, *effeminatus*, s. Graff I, 653 und 777), und ausserdem ebenso wie alt- und mittelhochdeutsch *zwitarn* für alle halbschlächtigen geschöpfe, welche durch ihre abstammung in der mitte zwischen zweien arten stehen, also keiner von beiden ganz angehören; s. Haupt a. a. o 367. s. v. *hibrida* und Schmeller I, 396 (*zuitharn*, *hibris*). Das eine wie das andere wort hat in solchem sinne auch angewendet werden können auf das griechische phantom, welches nach der fabel bei Ovid. Met. IV, 379 in seiner zusammensetzung keines von beiden geschlechtern und gleichwol von beiden jedes — *neutrumque et utrumque* — zur erscheinung bringt. Aber erst im späteren mittelalter und nur in vocabularien wird mittelhochdeutsch *zwetorn*, *zwidorn*, *zwitor* zur übersetzung von *hermaphroditus* gebraucht, und wol nicht ohne den einfluss des klassischen altertums ist seitdem dieser ursprünglich dem worte ganz fremde begriff allmählich der herschende geworden. Heutzutage werden daher auch ältere quellen, in welchen von zwittern die rede ist, leicht unrichtig aufgefasst, und selbst Grimm R. A. 410 hat übersehen, dass in der von ihm citierten quelle des 16. jahrhunderts die *zwitterne* nichts als bastarde sind.

Über hermaphroditen handelt keines unserer alten rechtsbücher irgendwo. Dass aber diese höchst seltenen (von der plastik der Griechen phantastisch veredelten) misgeburten in der gereimten rechtsparömie des Sachsensp. I, 4 als eine der drei kategorien von erbunfähigen und zwar an erster stelle sollten aufgeführt worden sein, ist um so weniger denkbar, weil alsdann eine sehr zahlreiche kategorie vergessen sein würde, welche gerade ihrer wichtigkeit wegen vor jeder anderen genant werden muste, die der geistesschwachen. Eine bestätigung dafür, dass

in dem reimspruch unter den einer dauernden pflege bedürftigen und eben deswegen erbunfähigen menschen an erster stelle die irrsinnigen oder unklugen gemeint und bezeichnet worden seien, gewähren uns die übersetzungen. In der von Hattema zu Leeuwarden 1834 und 1835 herausgegebenen Jurisprudentia Frisica, einem sammelwerk aus dem 15. jahrhundert, ist II, 222 der ganze artikel des Sachsenspiegels übersetzt, dessen anfang hier in friesischer mundart lautete: *Op derten lyued* (törichte, d. h. verrückte leute) *ende dwirgen enmey neen leen ner neen erwa bystera* (besterben). Auch die Haager handschrift nr. 292 von 1451 überträgt *altvile*, welches also dem holländischen abschreiber kein geläufiges wort muss gewesen sein, durch *dommen luden*. Insbesondere sind aber die lateinischen übersetzungen des Sachsenspiegels zu beachten, deren es nach Homeyer wenigstens drei verschiedene gibt. Weil die für *altvile* und für *dwerge* von ihnen gebrauchten ausdrücke gewöhnlich nicht strenge genug auseinander gehalten werden, so stellen wir für jede dieser beiden kategorien der erbunfähigen die dreifachen lateinischen bezeichnungen so neben einander, wie sie sich ergeben aus Homeyers Deutschen rechtsb. s. 14 und seiner dritten ausgabe des Sachsenspiegels s. 160. Die von ihm verglichenen handschriften verwenden, was wol hervorgehoben werden darf, das wort *hermaphroditus* überhaupt nicht. Sie gebrauchen vielmehr an erster stelle die ausdrücke Ls. *neptunius* oder Lz. *vanus* (denn *nanos* ist hier ohne zweifel *uanos* zu lesen, während die lesart Lb. *gnauos* aus *ignauos*, vgl. Diefenbach Nov. gl. 209 *ignavus, dul*, und Gloss. 285 *geck, thum, unweysz;* 2 Voc. Wolfenb. *ignavus, unwettich;* Voc. Loccumensis: *ignarus, vnwetende vel est stultus; ignauus, idem, vnweytende*; *ignauia, ignorantia,* entstanden sein mag) oder Lv. *fatuus.* Irrtümlich wird also *homunciones*, d. i. *dwerge* von Grimm R. A. 410 und sogar von Homeyer selbst, dritte ausgabe s. 395, auf *altvile* bezogen. In folge davon, und zugleich wegen der falschen lesart *nanos* für *uanos* ist von dem letzteren auch das wort *neptunius* irrig verstanden worden, Deutsche rechtsb. a. a. o. Der altvil hat nicht ein „zwerghaftes“ wesen, wol aber ist sein wesen nach niederdeutschem sprachgebrauch *elvisch*, wofür mlt. *neptunius* (Diefenbach Gloss. 378 *neptunus*, *necker*) treffend gesagt werden kann. Denn der *fatuus* oder *vanus* und *ignavus* ist nach dem glauben alter zeiten durch berührung der *elve* geistesschwach, d. h. *elvisch* geworden. (Vgl. Kosegarten nd. wörterb. 226 und Schambach, 56.) Die übersetzungen alle, nicht bloss die lateinischen, fordern demnach übereinstimmend eine solche deutung des reimspruchs im Sachsensp. I, 4, wie sie etwa die goldene bulle kaisers Karl IV. von 1356 durch ihre bestimmung über die fähigkeit zur regierungserbfolge gibt, c. XXV. § 3: *Primogenitus filius succedat in*

eis (principatibus), nisi forsitan mente captus, fatuus seu alterius famosi ac notabilis defectus existeret, propter quem non deberet seu posset hominibus principari.

Es wird nunmehr darauf ankommen, ob ein den übersetzungen entsprechender begriff in dem worte *altvil* auch etymologisch darzulegen ist. Haupt, welcher in seiner Zeitschrift VI, 400 zuerst auf den beinamen des bairischen adeligen Marquart Altvil oder Altfil aufmerksam gemacht hat, erachtet es durch die letztere schreibart als erwiesen, dass *alt* = *vetus* der erste teil der zusammensetzung sei, ohne jedoch für *vil* eine erklärung zu finden. Indem er aus den lateinischen übersetzungen des Sachsenspiegels irrig *homuncio* als mit *altvil* gleichbedeutend heranzieht, erinnert er an das „greisenhafte aussehen der zwerge, die in den sagen und märchen immer alt erscheinen.“ Es ist freilich nicht einzusehen, wodurch alsdann die *altvile* und die *dwerge* des reimspruchs von einander sich unterscheiden sollten. Sachsse versucht indessen in der Zeitschrift für deutsches recht XIV. 6 fgg. den gedanken Haupts weiter zu entwickeln, und findet in *altvil* auf drei verschiedenen wegen, deren einer den andern an kühnheit übertrifft, immer die bedeutung „wechselbalg.“ An der meinung, dass eine zusammensetzung mit *alt* vorliege, hält auch Höfer fest, welcher dem worte kürzlich eine besondere schrift gewidmet hat: Altvile im Sachsenspiegel, Halle, 1870.[1] Es scheint ihm die lateinische bezeichnung *neptunius*, weil er sie gerade so wie Homeyer versteht, wirklich die bedeutung wechselbalg zu ergeben. Nur sieht er darin ein misverständnis von seiten des übersetzers, und erklärt allein die von einem andern übersetzer gewählte lateinische bezeichnung *fatuus* für die richtige. Er behauptet mit recht, es könne der reimspruch an erster stelle nur „geistige krüppel“ verstanden haben im gegensatze zu den mit körperlichem fehl behafteten. Überraschend aber ist seine worterklärung, welche diesen sinn ergeben soll. Denn er gelangt zu der überzeugung, dass das wort *altvile* nicht mehr und nicht weniger als „altfeile, alte feile“ besage und eigentlich eine schelte müsse gewesen sein, wiewol er s. 26 sich selbst nicht verhehlt, dass das „unglaublich aussieht.“ Ernsthaft einer solchen etymologie zu widersprechen erscheint unmöglich, und nur die bemerkung sei gestattet, dass *altvile* keine singularform ist. Das bestreben dieses wort von *alt* herzuleiten, führt offenbar zur verzweiflung über den zweiten teil der zusammensetzung. Wir halten dagegen die von Homeyer vorgeschlagene trennung der beiden bestandteile (in *al* und *twil*) für die richtige. Sicher würde dem berühm-

1) Dazu als ergänzender und bestätigender nachtrag: „*Altvile* im Sachsenspiegel“ in Germania, herausg. von K. Bartsch. Wien 1870. 15, 417—419. Red.

ten herausgeber des Sachsenspiegels auch die nahe liegende deutung nicht entgangen sein, wenn ihm die anlautende tenuis in *twil* nicht verführt hätte, darin ein derivatum von „zwei“ zu suchen. Denn gewöhnlich hat allerdings der mittelniederdeutschen form für althochdeutsch *twëlan* und mittelhochdeutsch *tweln* ein anlautendes *d*, ganz der regel gemäss, gebührt. Allein diese regelmässige mittelniederdeutsche form *dwelen* oder *dwalen* ist doch nicht die einzige.

OLDENBURG 1870. LEVERKUS.

Bis soweit reicht das manuscript meines verstorbenen freundes. Nach den anliegenden notizen und nach den besprechungen, die ich so häufig wegen dieses wortes mit ihm gehabt habe, möge es mir gestattet sein, folgendes hinzuzufügen.

Nach dem gesetze der lautverschiebung muss das gotische wort *dvals* mit seinen ableitungen und zusammensetzungen, *dvalavaurdei*, *dvalitha, dvalmôn* bei dem übertritt ins Hochdeutsche mit *t* anlauten, nicht mit *z*; im Niederdeutschen dagegen, das mit dem Gotischen auf derselben lautstufe der consonanten steht, muss das *d* bleiben. Danach kann also *altvil*, vorausgesetzt dass es von der wurzel *dwelan* herkomt, im Hochdeutschen nur *al-twil* geheissen haben; ist *altvil* dagegen eine composition mit *tvai* (zwei), so muss es hochdeutsch in *al-zwil* übergehen. Nur in dem falle wäre für die erstere ableitung ein *zw* statt *tw* statthaft, wenn man annehmen wollte, dass der ursprung des wortes schon früh in eine solche verdunkelung geraten sei, dass man dasselbe als ein ursprünglich mit *tw* statt mit *dw* anlautendes angesehen und dann dem gesetze gemäss in *zw* verwandelt habe. Der älteren zeit aber, der *dwelan* doch kein ungebräuchliches wort war, eine solche unwissenheit beizulegen, ist mislich. Etwas anderes ist es in der neueren zeit des Hochdeutschen, der das wort *twelen* allmählich ganz abhanden gekommen ist, abgesehen davon, dass im Neuhochdeutschen jedes *dw* oder *tw* in *zw* übergeht. Daher ist es nicht auffallend, wenn wir bei Schmeller IV, 304 die bairische form *gezwolen* (= betäubt, verwirrt, irre redend) finden. Indes ist zu bemerken, dass die consonantengruppe *tv, tw* (*dv, dw*) sich nicht streng an die regel gebunden hat, sondern *dw* und *tw* *promiscue* gebraucht worden sind. Siehe Grimm, Gr. 1, 419 und Mittelhochd. wörterbuch unter *tw*. So wechseln *dwingen* und *twingen, dwahen* und *twagen*. Auch im Niederdeutschen sind *dw* und *tw* nicht immer auseinander gehalten, sondern manchmal mit einander vertauscht worden. So heisst es in den Bremer statuten (von 1303), ed. Oelrichs s. 33: *Wolde se oc ere claghe vurswigen over twere nacht;* s. 81: *So we oc anderen mes let uppe the strate bringen, the sal ene wech bringhen*

laten umme the thwernach[t]. Ebenso findet sich *twernacht* im Lübecker recht ed. Hach (s. 328) in der handschrift D., während die übliche form *dwernacht* ist. Ferner: *Unde twinget den duuel to aller stunt,* Theophil. I, v. 416 (von Hoffmann); *Nu twing gy uns mit juwer klôkheit,* das. 578; *van twangettes* (= *dwanctes*) *wegene,* Bothos Chron. fol. 88. Namentlich findet sich in der halberstädtischen niederdeutschen bibelübersetzung von 1522 -- also in der Harzgegend, wohin auch der Sachsenspiegel zu setzen ist -- häufig *dw* und *tw* ohne unterschied neben einander gebraucht, z. b. *twenge* (*angustia*) Hiob 36, 15; *ein hantvat to twagene,* 2. Mos. 30, 18; *twagevat,* 2. Mos. 31, 9; *he dwoch,* 2. Mos. 40, 8; *twoch,* 2. Sam. 11, 2; *twelinge* (*error*), Jes. 26, 3, *se tweleden in der wiltenisse,* Jes. 16, 8; dagegen: *Ein iewelik, de dar dwelet van dem wege der lere,* Sprichw. Sal. 21, 16 und so häufiger. Auch gibt das Brem. wörterb. 1, 280 und 5, 135 an, dass statt *dwalen* im Hannöverschen *twalen* gesagt werde. Es kann daher aus dem anlaute *tw* kein gegengrund hergenommen werden, dass *altvil* nicht von *dwelen* herzuleiten sei.

Dieses verbum, althochdeutsch *twelan, twalian, twelian,* angelsächsisch *dvelian,* altfr. (*dwela*) *dwila,* mittelhochdeutsch *twelen,* niederdeutsch *dwelen, dwalen* (*dolen, doelen, dalen, dailen*),[1] gotisch *dvalmôn* (daraus *talmen*), bedeutet wol ursprünglich: sich im kreise herumdrehen, sich herumwirbeln, *circumagi, volvi, verti.* Diese bedeutung ist freilich nicht mehr unmittelbar zu erweisen, sie ist aber aus einigen spuren ersichtlich. Es zeigt sich z. b. in *dwaelinge, dwaelinghe int water, vortex,* Kilian Dufflæus; in *dol,* das einen kreisel (*kusel*) bedeutet; *dop, tol, troperillus, trochus,* Teuthon; *dol, top, turbo, trochus, volubile buxum* bei Kil. s. v. *top,* der hinzusetzt: *a toppen, circumverti, sicut dol sive tol a dolen i. e. ab errando sive vagando, dum scutica agitatur.* Daher *tollen, ludere trocho;* in *dolle, scalmus, lignum teres, cui struppis alligantur remi,* der runde (gedrechselte) ruderpflock, Kil.; *dollf,* kaulkopf, *cottus gobio,* der fisch mit dem dicken kugelförmigen kopfe, siehe unten *dolf; dole,* holländisch *doel,* die scheibe, nach der geschossen wird; *dol-, dulwitt,* der weisse punkt in der scheibe; *dole* in *dukdallen* oder *dûkdollen* Stürenb. s. 42, die mit seitenstreben versehenen pfähle in den häfen. Überhaupt scheint *dol, dole* alles das zu bezeichnen, was durch

1) Das niederdeutsche *dwelen* wird übrigens sowol stark als schwach conjugiert: *dwôl, dwolen* und *dwelede; gedwolen* und *gedwelt. Yn allen dessen dyngen dwoell dat hovet der kercken.* Münst. chr. 1, 136; *vele, de dwolen* das. 144; *he dwelede van der kantnisse der warheit* Brief d. Cirillus (Mscr.) s. 105; *De menschen hebben gedwolen in desser wostenye* Brief d. Eusebius (Mscr.) s. 10; *ick byn eyn schap, dat gedwelt heft* das. s. 42.

eine drehung entstanden ist oder entstanden gedacht werden kann, also rund, sei es scheibenrund oder kugelrund, erscheint. S. Grimms wörterb. 2, 1227. Vgl. *dollfusz*, klumpfuss; *dollschenkel; dolleisen*, ein länglichrund spitz zulaufendes werkzeug zum fälteln der wäsche; *dölsch* und *dölschicht* geschwollen. Siehe diese wörter in Grimms wörterbuch. — Ferner in *tollen*. Z. b. *Overst ist .. dat gy goddes willen tho lernen achtlos bliven, so wirt iw ock die verstant seines willens alle tit verdeckt sin, und moten, wo die blinden bei tage thun, gaen tasten unde tollen.* Münst. Chr. 2, 302, wo es doch nicht *insanire, delirare* heissen kann, sondern, wie aus dem beigesetzten *tasten* und aus der sache selbst hervorgeht, herumfühlen, sich drehen und wenden nach art der blinden, bezeichnen muss. Ebenso ist vielleicht in der Magdeburger Schöppenchronik, ed. Janicke s. 207: *In demsulven jare* (1349) *begunnen ichteswelke megede unde vruwen in dem lande to Lusitze to dullen unde to danzen und jubileren vor unser leven vruwen belde* das *dullen* von einem herumspringen, tanzen zu verstehen, obwol es hier auch natürlich toll, unsinnig sein und sich so geberden heissen kann. Auch in der allitterierenden verbindung „toben und tollen," das wir namentlich vom wilden spiel der kinder gebrauchen, klingt noch die alte bedeutung durch, indem wir dabei weniger an den lerm, als an die raschen, wirbelnden bewegungen denken, in denen die kinder sich herumjagen. Auch das althochdeutsche *dawalôn* bei Otfried III, 2, 7: *Quad, er io bi noti lagi* (der *filius reguli*) *dauualonti, joh uuari in theru suhti mit grozeru unmahti,* was mit „dahinsterben" (Wackernagel im Gl.) erklärt wird, ist vielleicht nichts anderes als das *dwalôn,* das zucken, das *palpitare* der sterbenden (*palpitat et positas aspergit sanguine mensas.* Ovid. Met. 5, 40), wenn es anders nicht in übertragener bedeutung „irre reden, phantasieren," wie es die im todeskampfe liegenden zu tun pflegen, gebraucht ist.[1] Vergleiche auch *daueln, daudeln* = *dalen* im Brem. wörterb. 5, 346 und Grimms wörterb. 2, 646. Auch ist wol hierher zu ziehen das mittelhochdeutsche *getwel. Dîn wîzen arm getwel.* Ls. 3, 574, deine runden (gleichsam gedrechselten) arme, vgl. Parziv. 258, 28.

1) Maassgebenden anhalt für die beurteilung des Otfriedischen *ἅπαξ λεγόμενον dauualônti* gewährt der wortlaut der benutzten quelle. In der erzählung von dem hauptmann zu Kapernaum ist Otfried nicht, wie die verfasser des Tatian uud des Heliand, dem berichte des Matthaeus (cap. 8), sondern dem des Johannes gefolgt. Dort aber heisst es in der entsprechenden stelle (4, 47): *et rogabat eum, ut descenderet et sanaret filium ejus; incipiebat enim mori.* Hiernach ist *dawalôn* als abgeleitetes verbum zu stellen neben got. **divan*, præt. *dau*, sterben, *af-daujan*, abquälen, abmatten, ahd. *towjan, towan* (vgl. Muspilli v. 1) sterben, vor welchem letzteren Grimm schon 1822 (Gramm. I², 142) ein älteres **dawen* vermutete, was

jane wart nie dræhsel sô snel, der si (die brüste) *gedræt hete baz.* Bedenkt man ferner, dass *dw, tw* mit *qu, w* wechselt, so möchte wol auch *quelan* (*torquere*) und *quillen, wellen* (*bullire* und *nauseare* s. Diefenbach s. v.) *welle* (*unda, fons* und die cylinderförmige walze, *occabulum, een welle, daermen die grote cluten mede brect* Diefenb. nov. gloss. s. v. so wie die drehwelle am brunnen), das adjectiv *wel*, rund, und andere hieher gehörige wörter unter diese wurzel *dwelan* zu bringen sein, und die im Mittelhochdeutschen wörterb. 3, 470 und 672 gemutmaasste verlorne wurzel *wil, wal* möchte vielleicht in *dwelan* widergefunden sein.[1]

Aus dem „sich drehen“ entwickelt sich naturgemäss der begriff des sich herumtreibens, sich auf derselben stelle bewegens, des sich aufhaltens (vgl. das lat. *versari*) und *dwelen* komt fast dem *wallôn* gleich. Wenn in den Loccumer biblischen erzählungen (mscr.) der erzvater Jacob sagt: *Drittich iar unde hundert hebbe ik gedwolen in desser werlt* (fol. 25[b]), so ist das *dwelen* ganz gleich dem *wallon* im Hildebrandsliede, wo Hildebrand sagt: *Ih wallôta sumarô enti wintrô schstic.* Vgl. auch *dole, femina vagabunda.* Grimms wörterb. s. v. Dieser begriff entwickelt sich nun in den verschiedenen mundarten nach verschiedenen seiten hin. Im Englischen *to dwell* hat der begriff des sich aufhaltens die ausgeprägteste gestalt erhalten, so dass jede andere bedeutung gegen die des „wohnens“ zurückgetreten ist. Im Altsächsischen — soweit wir wenigstens kentnis davon haben, nur einmal findet sich *duelont, errant* (Gl. Lips. bei M. Heyne, kleinere altnd. denkm. s. 45), — herscht der begriff des nicht vom flecke kommens — denn der sich herumdrehende bewegt sich freilich genug, komt aber trotzdem nicht vorwärts, sondern kehrt immer zu dem anfangspunkte wider zurück — des zögerns, säumens so wie transitiv (*dwelian*) des aufhaltens, hinderns, hemmens vor. *Habda thuo farmerrid* (versäumt) *thia moragan stunda, thes dagwerkes fordwolan*, Heliand 3467; *Than skal Judeonô filu, theses rîkeas sunî, berôbôde werđan beduelida* (so der cod. cott., *bedêlida* cod. monac.) *sulîkorô diurđô* (ehren) 2140; *wiđ fîundo nît, wiđ dernerô dwalm* (hinderung) 53. Ebenso im Althochdeutschen s. Graff V, 548 ff., und im Mittelhochdeutschen, siehe Mittelhochd. wörterb. unter *twelen.* Im Niederdeutschen, das uns hier besonders angeht, hat die wurzel nach der seite sprossen getrieben, dass *dwalen dwelen* vorzugsweise „in der irre

seitdem bestätigt worden ist durch das *ga-tauuen, mortem* (*pati*) des fragmentes *de vocatione gentium.* Fragm. theot. ed. 2ª Viennae 1841. s. 15 (22). Müllenhoff und Scherer, denkmäler deutscher poesie u. prosa s. 164 (3, 8). Über die etymologie von *divan* und *θνήσκειν* vgl. Curtius, grundzüge d. griech. etym. 2. a. Leipzig 1866. s. 479. Z.

1) Vgl. Curtius a. a. o. nr. 527 s. 322. Z.

umhergehen, umherirren" bedeutet. *bystren, dwelen, dwalen, dolen, dalen, wiltlopen*, Teuthon. und Kil., so wie die Vocabularien unter *errare, aberrare, deviare, vagari* usw. „*dwaljen* (in Stade) allenthalben herum laufen, ohne sich daran zu kehren, ob der weg gebahnt oder tief und kotig ist. Darum nent man daselbst ein kind, das durch dreck und pfützen läuft, *een dreckdwalger*," Brem. wörterb. 5, 359. Hierher gehört: *dwellecht*, irrlicht, Richey Id.; *dwelwech, devium*, Voc. Engelh.; *dôlhof, labyrinthus*, Kil.; *dwelgar[de]n*, Stürenb. s. 43. Im übertragenen sinne wird es gern, ausser in der bedeutung von aufruhr, verwirrung, wirrsal (*De van Rostock weren gekomen in eyne dwalerie unde afsetten oren rat*, Bothos chron. fol. 280) von der abirrung von dem wege der wahrheit, vom rechten glauben = ketzerei gebraucht, wie auch althochdeutsch *gatwôla, hæresis*, Graff V, 552. *Dweelre van der kersten geloven, hereticus; sulke dwelyng heit heresis*, Teuthon.; *mesters der dwellinge*, Dialog. Greg. (mscr.) fol. 246; *de gruwsame dwellonge, verdoempte secte unde lere der wedderdoep*, Münst. chron. 2, 217; *Dar* (im glauben) *wart Hus unrecht inne vunden unde dwelhaftich*. Lüb. chron. 2, 487.

Auf geistige tätigkeit bezogen heisst *dwelen* mit seinen gedanken herumirren, irrsinnig und wirrsinnig, verdummt, betäubt sein, und bezeichnet jede art von geistesstörung von der stumpfsinnigkeit an bis zur raserei. Setzte man, wie es im Mittelhochd. wörterb. (3, 159[b]) geschehen ist, nach den althochdeutschen glossen bei Graff V, 548 *torpere*, starr sein, als grundbedeutung an, so könte nie daraus die sinnliche bedeutung des herumirrens hervorgehen, noch würden sich alle unterschiede des irrsinns darunter begreifen lassen, denn ein toller mensch, *furiosus, furibundus* ist doch nicht ein *homo torpidus*, wol aber sind beide *dwelende*. Die althochdeutschen glossen, die nach glossenart nur eine bestimte stelle ins auge fassen, geben nur die eine seite des *dwelens* an, die besinnungslosigkeit, betäubung, lethargie; denn auch diese gehört zur „tobsucht"; vgl. Diefenb. s. v. *letargia, licargia, tobende sucht ... wer sy hat, der ist iemerleich mit czugetan ougen also ob er slafe;.. den tobensuchtigen, dy do di augen czu tun, alsi slaffen.* Die im Mittelhochdeutschen wörterbuch unter *ertwil* angeführten stellen (*die ertrunken und ertwâlen .. si erstichten und ertwâlen*) sind deshalb meiner meinung nach richtiger zu übersetzen: sie ertranken (erstickten) und verloren die besinnung. Es fragt sich aber, ob nicht vielleicht beide stellen besser unter *erquil* = sterbe anzusetzen sind.

In den resten der gotischen sprache ist diese wortfamilie nur noch in dieser abgeleiteten oder übertragenen bedeutung zu finden und zwar sowol im sinne von raserei *μανία* (*unhulthôn habaith jah dwalmoth*,

μαίνεται, Joh. 10, 20) als von stupidität und dummheit *μωρία* (*thata vaurd galgins thaim fralusnandam* *dvalitha* (*μωρία*) *ist.* 1.Cor. 1, 18). Im Alt- und Mittelhochdeutschen sind die verbalen formen in dieser bedeutung nicht gebräuchlich; nur das substantiv *twalm* (*qualm, dolm*) findet sich so, das aber nicht mit Grimm, wörterb. 2, 1776 als „druck auf das gehirn" zu deuten, sondern vielmehr mit „taumel, wirbel, schwindel, betäubung, *vertigo*" zu erklären ist. Vgl. Graff V, 552: *twalm, lethargus, somnus, excessus* (d. i. ἔκστασις, sowol geistesverzückung, als tiefe ohnmacht), *pavor,* und Diefenb. s. v. *abductio: quando quis pro nimio dolore abalienatur, twalm; extasis, excessus mentis, proprie beswymet.* cod. Luneb. v. j. 1488 (mscr.). Im Niederdeutschen ist das wort in dieser bedeutung sowol in verbal- als nominalformen vielfach verbreitet: *bysteren,* *dwelen* (*dwalen*), *basen, desipere,* Teuthon.; *dwallen, vagari, mente captum se praebere. He dwallt so wat herümmer her,* Manzel, Bützow. ruhest. 3, 33; *dwalen,* sich im urteilen betrügen, unvernünftig handeln, törichte sachen vorbringen, *verdwalet snakken,* unvernünftiges, albernes geschwätz vorbringen. Brem. wörterb. 1, 280; „Daher braucht man in einigen gegenden Englands *dwaule* für die verrückung des verstandes im fieber, das irrereden der kinder," das. 5, 359. *Bedwoolt,* verwirrt, verirret, Strodtm. osnabr. id. s. 22; *een verdwolen kerl,* einer der nicht richtig im kopfe ist, das. s. 46; *talmen,* (*dalmen,* Grimms wörterbuch unter *dahlen*), *manisare,* Voc. Engelh.; *Doren, wan de begynnen to schympen, so talmen de boven ganz gerne,* Koker 1304; vgl. Brem. wörterb. 5, 15; Stürenb. s. v. Strodtm. gibt dem worte *talmen* s. 241 auch die bedeutung: heftig bitten, betteln. *He steiht un talmet un thrönet assen beedler.* Dies ist unrichtig; schon das Brem. wörterbuch bemerkt, dass diese bedeutung in Bremen unbekannt sei. Wol aber heisst es (wie *twelen*) zaudern, wie auch Strodtm. selbst als zweite bedeutung ansetzt: an eine sache nicht wollen, aufschub suchen. In dem angeführten beispiele heisst es auch nichts anderes als „zaudern, nicht weg wollen," wie es die art unverschämter, zudringlicher bettler ist, die ihren weg nicht rasch aus der tür finden können, sondern stehen bleiben und von neuem ihre bitten erheben. *dalen, dallen,* kindisch reden, Grimms wörterb. s. v. und Frommann, mundarten 2, 41.

Für den zweck gegenwärtiger untersuchung sind uns besonders die nominalformen von wichtigkeit, deren es eine ganze menge gibt. An der spitze steht das gotische *dvals, stupidus; eyn dwal, quidam fatuus,* Oldenb. chronikens. II, 513 (mscr.); *dwaler,* narr, dummkopf, klotz, Stieler 354; *dwal-icht, ein dwalichter mensch,* das.; *dwal-lich, He iss gantz dwallich, item dwalsch,* Manzel 3, 33; *dwâl-sk,* dumm,

albern, Richey, Idiot.; *dwâl-ke*, eine alberne frauensperson, Brem. wörterb. 1, 281; *dwallies*, *delirus*, *Chytraeus nomencl. sax.*; *dwel*, *dul vel dwel*, ignarus. Voc. Lamberti Swarten a. 1419 (mscr.); *dwel-sch*, *dat dwelsche wif*, *mulier fantastica*, Münst. chr. 1, 154; *dwälsk*, närrisch, albern, Strodtm. s. 45; *dwel-ich*, *erroneus*, Voc. Wolfenb. (mscr.). Dies adjectiv steckt vielleicht in dem althochdeutschen *manuduiliger* (und *manothwilino*), *lunaticus*, mondsüchtiger, der durch den vermeintlichen einfluss des mondes *dwelich*, *dwillich*, irrig im kopfe geworden ist, Graff I, 829; *dwil-sk*, schwindlig, Brem. wörterb. 1, 284; *dwilsk in de kopp*, wirr, z. b. im fieber, schwindlig, Stürenb. s. 44; *twilsch*, *twelich*, *twalsch*, bei Schambach, im sinne von „widerspenstig," eigentlich wol wirrköpfig.[1] — *doll* oder *dull*, *dum vel dul*, *[h]ebes*, *grossus*, Voc. Engelh. Dahin gehören die zusammensetzungen mit *doll*: *doll-apfel*, *doll-birne*, *doll-kirsche* (*atropa belladonna*), *doll-korn* (*lolium temulentum*, taumellolch, auch *twalch*, *dulch* genant, Brem. wörterb. 5, 135), *doll-wurz* (*aconitum*), *doll-trank*, *doll-wasser* u. a., alles schwindel, taumel, betäubung erregendes bezeichnend. *dulms*, *dolms*, *stupidus*, *stolidus*. Grimm, wörterb. 2, 1509; *dolm-trank*, Grimm, wörterb. 2, 1232; mittelhochdeutsch *twalmtrank*, *walmwurz* (d. i. *dwalm-*, *dolmwurz*) *lolium*, Diefenb. s. v.; *talmiger*, fatuus, Diefenb. s. v.; *talmhaftich*, langsam, zauderhaftig; *talmke*, „ein faules, plauderhaftiges weib, das nichts beschicket," Brem. wörterb. 5, 16; *dalmerig*, bei Schambach; ferner *dallmann*, hampelmann, *nugigerulus*, *ludio*; *dâlposse*, tändelndes geschwätz. Grimm s. v. — *dölp*, *dölpel*, niederdeutsch *dolf*, *delf* (vgl. *tolf*, *turbo*, kreisel, Graff 5, 423), kolbe, knüttel und der grossköpfige fisch, *capito*, quabbe. — „*Eyn delf dicitur homo adultus piger*, Morhof, unterr. p. 35. ita: *Veteribus dalivus*, *stultus*. Dies wort kennen auch die bauern in Mecklenburg, wenn sie einen dummen menschen einen delff nennen." Manzel 15, 29; *T'is ein rechten dölfken*, ein abgeschmackter mensch. Strodtm. s. 45. — *dil*, *til*. Hier ist zu erinnern an die namen „Wilhelm Tell": *were ich*

1) Diese form mit dem verstärkenden *al* gibt (*al-twilsk*), *al-twilisch* ... *seltzame liechtstöck*, *nemlich neun wolmäszige*, *wie sag ich wolmäszige? ja, wolfuderige altwilische flaschen*, *das fuder nach der alten Rastatter* .. *masz zu rechnen*. Fischart, Gargantua 1594, 32[4] (bei Grimm s. v.)... *nach rechter altwilischer canzeliischer teutischer schriftartlichkeit*, das. Es scheint in beiden fällen in dem sinne von „altfränkisch, altväterisch, jetzt abgekommen, altmodisch" zu stehen, und Fischart mag es auch vielleicht so verstanden wissen wollen, es bedeutet aber wol ursprünglich: ganz verrückt, seltsam. Denn an eine entlehnung, resp. verunstaltung des niederdeutschen *olwelsk*, altmodisch, der alten welt angehörend (Brem. wörterb. 3, 264) *oler-wetsk*; bei Stürenb. s. 168: „*older welsk* (richtiger *older weldsk*") ist doch wol nicht im ernste zu denken. Eine ähnliche verstärkung mit *al* steckt vielleicht in *âlwatisch*, albern, Brem. wörterb. 5, 324, das vermutlich für *al-dwatsk* steht.

witzig, so hiesse ich anders dan der Tell. Etterlin, Schweiz. chron., und darnach Schiller: Wär' ich besonnen, hiess ich nicht der Tell. Till Eulenspiegel; *Tilkappe* = narrenkappe, name eines bürgers zu Hannover im jahre 1297, Grotef. urkb. d. stadt Hannover I, nr. 64; *Dilmann, Tilmann,* „ein alberner, törichter mensch, ein gauch." Grimm, wörterb. s. v. *Du stast wie ein klotz, ölgötz, Tilmann.* Sebast. Frank, Sprichw. *dilledelle,* alberner, läppischer mensch, davon: *dillendellen* bei Luther: albern reden. Auch die pflanze *dill* (*Anethum graveolens L.*), *dulldille,* tollkraut, *hyoscyamus niger,* Nemnich 2, 196, mag wegen ihres starken, narkotischen geruchs daher ihren namen führen. Auch der schierling, besonders der gartenschierling und der gefleckte schierling, heisst *düllkrût, düllwurtel.* Stürenb. s. 40. — *dildap, dilledap, diltap, tiltap, iners, ignavus, et stultus, stupidus,* von Grimm 2, 1151 so erklärt: „Ein *diltap* ist ein roher und ungeschlachter mensch, der auf der flur springt und tobt." Das wort hat aber gewis nichts mit „diele" (niederdeutsch *dele*) und „*tappen, dappen*" zu tun, noch nach dem Mittelhochdeutschen wörterb. 3, 14 mit *tâpe,* pfote, sondern *diltap* wird wol dasselbe sein wie *diltop* (der wechsel zwischen *a* und *o* ist gleich wie in *dollmann* und *dallmann, tolpatsch* und *talpatsch*), das Grimm an derselben stelle für einen „kleinen kreisel erklärt, den die kinder auf der diele, auf einem brett oder tisch herumdrehen und tanzen lassen." Wenn auch hier, wie es scheint, Grimm *dil* mit „diele" zusammenbringt, so dürfte das wol ein irrtum sein. *diltop* ist eine art tautologischer zusammensetzung, ein kreisel, der sich herumdreht, ein drehkreisel. Ganz ähnlich ist die zusammensetzung *tirreltop* bei Stürenberg: (*tirreln,* sich drehen, *top,* kreisel), „kleiner kreisel ohne aushöhlung und öffnung, oft bloss aus einem *fiefgaatjeden* (fünflöcherigen) *knoop* (s. g. *twernfreter,* zwirnfresser) bestehend." Dem entspricht ganz eine andere niederdeutsche bezeichnung *dudeldop,* Brem. wörterb. 1, 264; *duden-dop,* Chytraeus col. 308, denn *dop* bezeichnet ja ebenfalls einen kreisel. Wie dies *dudeldop* einen einfältigen menschen, einen tropf bedeutet, so wird auch *diltap* einen menschen bezeichnen, dem sich alles im kopfe im kreise dreht und wirbelt, der irr und wirr in seinen gedanken, und darum ein *ineptus, insulsus,* eine schlafmütze ist, der, entgegen dem *hastekop,* welcher sich überstürzt, immer wie in betäubung, im schlafe ist, und niemals, oder doch nur sehr langsam sich besinnen und sein denken zum richtigen stehen bringen kan.

So wird auch *altwil* (*altvil*), um das resultat dieser untersuchung zusammenzufassen, einen bezeichnen, der dauernd und für immer — denn das liegt in der zufügung von *al* — irrsinnig und deshalb erbunfähig ist.

OLDENBURG, DECEMBER 1870. A. LÜBBEN.

Die vorstehende reichhaltige und anregende erörterung hat mich veranlasst, den herrn professor E. L. Rochholz in Aarau um eine abhandlung über die auf die cretinen bezüglichen volksüberlieferungen zu ersuchen. Obschon durch ein körperliches leiden bedrängt, ist er doch so gütig gewesen, meiner bitte alsbald in einer weise zu entsprechen, wie es nur derjenige vermag, der über eine so seltene fülle des reichtums gebietet, wofür ich ihm zum grösten danke verbunden bin. Ich lasse seine abhandlung hier unmittelbar folgen. Weiter aber habe ich selbst, in folge dieser erhaltenen anregung, die schwierige frage einer eingehenden untersuchung unterzogen, und bin dadurch zu ergebnissen geführt worden, welche von den verschiedenen bis jetzt aufgestellten erklärungen mehr oder minder erheblich abweichen. Sobald es geschehen kann beabsichtige ich diese untersuchung zu veröffentlichen und der prüfung der kenner vorzulegen. J. ZACHER.

MUNDARTLICHE NAMEN DES CRETINISMUS.

Die in den oberdeutschen mundarten allgemein giltigen benennungen des absoluten, angebornen blödsinnes sind cretin und fex. Beide namen gehören dem rhäto-romanischen sprachgebiete an, hier hat der cretinismus zugleich seinen hauptsitz. Das wort cretin ist ursprünglich einheimisch gewesen im schweizerischen Unterwallis und dem angrenzenden Hochsavoyen, galt dorten als eine ableitung vom romanischen *cretira* (*creatura*) und war wol eine blosse verglimpfungs- und bemitleidungsformel, die etwa unserem „armer tropf“ entspricht. Das wort fex nimt ein grösseres sprachgebiet ein und veranlasst eine umständlichere auseinandersetzung. Seine heimat sind die romanischen und rhätischen Hochalpen der Schweiz, Tirols, Steiermarks und Kärnthens; aus dem idiom dieser landstriche ist das wort zuerst von der medizinischen terminologie recipiert worden, wie aus dem titel der akademischen schrift des Salzburger arztes dr. Maffei erhellt: Dissertatio de Fexismo, specie Cretinismi. Landshut 1819. Während dies wort nun schon längst ein *genus commune* geworden ist, wird es im Salzburger Unter-Innthal noch nach beiden geschlechtern unterschieden: *der Fècks*, *die Fègkin:* das blödsinnige weib. Die beiden sprachforscher Schmeller (Baier. wörterb. 1, 510) und J. Grimm (Gramm. 3, 338) haben sich dahin entschieden, dass *fex* eine entwicklung aus fem. *fegkin* sei, wie fuchs aus föhin, lapps aus lappin. Der Berner dichter Albrecht von Haller hat diesem mundartlichen feminin eine hochdeutsche form zu geben gesucht, und bringt dasselbe zugleich mit dem feenwesen in verbindung, welches im romanischen volksglauben als veranlasser des cretinenzustandes gilt. Haller

hat nämlich in den Göttinger gelehrten anzeigen einen bericht über Lessings Laokoon geliefert und sich bei dieser gelegenheit über die poetischen gemälde verbreitet; in diesem zusammenhange gibt er dann folgendes beispiel: „und von dieser art ist die perle [thauperle], die von einer *fexe* (elfe) an das ohr einer jeden schlüsselblume angehängt wird.“ (Lessings leben und werke von Danzel und Guhrauer. Bd. 2. Abt. 2. Hinter s. 372 folgend: beilagen zum 3. bis 5. buche, s. 1.). Jeder leser sieht, dass mit diesem feminin nicht mehr die blödsinnige, sondern die zauberische nymphe gemeint ist, die dem romanischen sprachgebiete ausschliesslich angehörende fee. Aus eben diesem gebiete wird Haller seine auffallende wortform entlehnt haben, sie ist ihm durch das patois des Waatlandes und des ans Unterwallis angrenzenden Freiburgerlandes vermittelt zugekommen, in diesen damals noch unter Bern stehenden landesteilen hatte er seinen öfteren aufenthalt genommen, später seine amtliche stellung gefunden. Hier hat bis heute der feenglaube ausgedauert in zahlreichen lokalsagen, welche in Vuillemin's schrift „Canton Waat“ und in Heinr. Runges monographie „Die feen in der Schweiz“ gesammelt stehen. Das Waatländer und Genfer patois benent die fee noch nach altfranzösischer form *Fâye* (lat. *fatua*), und dieselbe namensform setzt sich auf dem angrenzenden rhätischen gebiete fort: *fayer* heissen dem Glarner alle waldgespenster, dem Graubündner alle erdmännchen und waldzwerge. Von den feen lässt der volksglaube der Waat und Savoyens genau dieselben holden und unholden wirkungen ausgehen, welche die deutsche mythologie den höhlenzwergen und hauselben zuschreibt; der noch tiefer stehende glaube der Savoyer schaafhirten sieht nicht bloss in den feen, sondern auch in den idiotischen kindern, deren zustand eben durch die feen veranlasst ist, beiderseits schutzgeister des hauses. Man nimt weissstrahlende an, aber auch mohrisch-schwarze; diese letzteren schädigen menschen und tier, schlagen mit krankheit, rauben gesunde säuglinge und schieben dafür ihre verkrüppelten unter. Ein solcher wechselbalg haust z. b. in dem eine stunde von Lausanne entfernten walde Le Mont und ist unter dem namen Le Pliorant bekant, der heuler und kreischer. Aargauer sagen 1, s. 345. Hiemit ist nun freilich noch nicht nachgewiesen, dass und wie romanisch *Faye*, mittelhochdeutsch *Feie*, zu *Fègkin* und *Fèks* geführt habe, jedoch die hierüber aufklärung bietende tatsache steht bereits fest, dass der lebenden volkssprache *Fee* und *veic* (zum tode reif) als synonyma gelten. In der bergisch-rheinischen mundart hat feig sein die mittelhochdeutsche wortbedeutung: dem tode verfallen sein, und drückt den rettungslosen zustand eines menschen aus, welchem „durch die erscheinung einer fee“ ein vorfrühes ende angekündigt ist; von einem solchen sagt man:

feig beste, ach mich rælt: todt bist du lebend schon, ach, mich schaudert! Frommann, die deutschen mundarten 3, 46. Dieses hier von der fee ausgehende feigsein gleicht genau der altnordischen heerfessel, jenem von der valkyrie Herfjötr verhängten zustande plötzlicher geistesverwirrung und gliederlähmung, welche den krieger unfähig macht, dem tode der schlacht zu entrinnen. Und genau so, wie in der nordischen sage solcherlei magisches geschlagensein auf den einfluss der feindseligen valkyrie zurückgeführt wird (Konr. Maurer hat in Wolffs zeitschr. f. myth. II, 341 hiefür den nachweis aus den 1847 zu Kopenhagen erschienenen *Islendinga Sögur* gegeben), und wie derselbe zustand im Bergischen von einer zur unzeit erscheinenden fee ausgeht, ebenso schreibt der volksglaube in Wallis, Savoyen und Tirol erlahmung und stupor der begegnung einer mohrischen fee oder eines wilden fräuleins zu, und übt, um den schaden abzuwehren, verschiedenerlei bräuche. Kinder und erwachsene, welche zum ersten male auf die Zernetzer alpe (Tirol) gehen, heben dort erst steine auf, spucken sie an, werfen sie zu andern auf einen bestimten platz, welcher zu den wilden fräulein heisst, und sprechen: „Ich opfere, ich opfere den wilden fräulein!" ohne sich grosser gefahr auszusetzen, darf man dies nicht unterlassen. Zingerle, Tirol. sitten, no. 956.

Von hier weg begint eine aufzählung der uns bekant gewordenen landschaftlichen sonderbenennungen des cretinenzustandes; ausgeschlossen bleiben dabei alle ausserdeutschen (die *Pazzi* in Piemont; die *Capot, Caffo* und *Cagot* in den Nordpyrenäen), und ungenant die hierüber bereits in Schmellers wörterbuch enthaltenen namen. Unsere quellen sind überall gewissenhaft beigesetzt.

Bairischer Spessart. Über den hier endemischen cretinismus, welcher aus dem einen Spessartdorfe Membris die meisten der auf den jahrmärkten zur schau gestellten zwerge liefert, handeln: Rudolf Virchow, Die not im Spessart, Würzburg 1852. — v. Hermann, Beiträge zur statistik des königreichs Bayern. — Bavaria, Landes- und volkskunde des königreichs Bayern, bd. IV, abtl. 2, 212. Die mundartlichen benennungen sind die allgemeinen: *fecks, tölpel, wechselbalg, wechselbutte.* Nur dieser letztere name ist insofern von belang, als er zeigt, wie weit die niederdeutsche wortform nach Oberdeutschland heraufreicht, nämlich bis in den Obermainkreis und ostwärts in die Oberpfalz; von da südwärts begint die wortform *butz:* ein verlarvt erscheinender hauskobold und ein zwergigtes kind; *butzelkuh,* der tannenzapfen; schweizerisch *buderli,* ein im wachstum ungewöhnlich verhindertes kind; *buderwinzig,* zwergenklein. Stalder 1, 238.

W ü r t e m b e r g. Die einzelnamen, die hier ohne beigesetzte quelle folgen, stehen bei: dr. Maffei, der cretinismus in den Norischen alpen; und dr. Rösch, neue untersuchungen über den cretinismus. Beides: Erlangen 1844.

Fack, feck: fresser, breiwanst. Schmidt, Schwäb. wörterb. 175. — *Dackel*, fem. einfältige person, ibid. 118. — *Dilledapp*, ibid. 126. — *Dippel*, *dippelbeinig*, blödsinnig, ibid. 125. — *Dilledälle, tralle, trallewatsch* (plumpe langsamkeit). — *Kralle* (*grallen* bezeichnet das geräusche im schlunde beim hastigen genusse fetter speisen: Schmid, ibid. 241). — *Lappe, lalle, tropf, temler* (dänisch: sinnbetäubt), *hambel* (gliederlahm; *hämpeln*, gebeugt einhergehen; Birlinger, Schwäb.-Augsburgisches wörterb. 218). — *Daute-maute*, es vergleicht sich dem tirol. *stuta-muta;* Birlinger, wörterbüchl. zum volkstümlichen aus Schwaben. 1863. s. 65.

S a l z b u r g e r A l p e n. Quelle: Jos. und Karl Wenzel: Über den cretinismus. Wien 1802, s. 24.

Drutschel: aufgedunsener. *Gack:* linkischer. *Teppek:* täppischer.

K ä r n t h e n. Quelle: dr. Maffei's bereits citierte schrift.

Fax und *fäx*, der irrsinnige; *faxenmacher:* spassmacher, possenreisser. Frommann, mundarten 2, 341. — *Dost*, fem. *dostel;* in Pressburg *Tàost:* der blödsinnige, (Frommann, mundarten 6, 130), ableitung von *duseln*, halbschlafen; daher schweiz.: *dösch*, traurig, niedergeschlagen. Stalder 1, 291. — *Dogger;* vgl. schweiz. *Doggeli*, alp, incubus. — *Armes härscherle*: armes schmerzenskind, steht zu *haischen*, hilfe fordern.

S t e i e r m a r k zählt nach einer in den vierziger jahren aufgenommenen volkszählung 6000 cretinen des höheren grades. Guggenbühl, die cretinen-heilanstalt Abendberg, Bern 1853, s. 46. Quelle: dr. Maffei's citierte schrift.

Depp, der tapps. *Dost, dostel, drutschel, lümmel, tölpel; troddel:* unsicheren ganges; doch fragt sich hiebei, ob nicht das die kinder im schlafe tretende gespenst die *Trut* hier namengebend ist. „Gegen die *nacht-trotten*, *trutten*, kreidet man den *trottenfuss* (pentagramm) an die kinderwiegen, *trotten* heisst noch izt so viel als pressen, drucken." M. Ernst Urban Keller, Würtemb. superintendent: Gegen den aberglauben. Stuttgart 1786, 159. „Dahero noch heutiges tages die schreiner solche drutenfüss an die wiegen und kindsbettlädlein zu machen pflegen, zum zeichen alles glücks und heils." Chorion, Teutscher Sprach Ehrenkrantz. Strassburg 1644, s. 59.

D e u t s c h e u n d w e l s c h e S c h w e i z. Allgemeine quelle: dr. prof. Hermann Demme, rector der hochschule zu Bern: Über endemischen cretinismus. Akadem. rede, gehalten am 14. nov. 1840. (Bern bei Fischer).

Kanton Zürich. Die amtliche benennung der idioten war hier im vorigen jahrhundert: *thorenbuben*, vulgo *letzköpfe*; sie ist verwant der ausdrucksweise des Schwabenspiegels, welcher zu den unzurechnungsfähigen jene toren stellt, *die nüt witze hant.*

Kanton Glarus. *Tschörgen*, der schief und schlarfend gehende; vgl. *tscharggen*, Stalder 1, 318.

Kanton Bern. *Tschauli*, *tschäuel*, *tscholi:* straubhaar, struwelpeter, verwilderter einfaltspinsel. — *Tschaûte, tschäudi, tschäudeli,* feminina, einfältige weibspersonen. Stalder 1, 318. — *Tschante;* müssig umherstreunen ist tirolisch *tschandern;* Frommann, mundarten 4, 452. — *Tschalf, tschalpi*, träger, tölpelhaft unachtsamer mensch. Stalder 1, 316. Schmidt, Idioticon Bernense in Frommanns mundarten 4, 18. 19. — *Tschumi, träll, tschör*, Schmidt, l. c. für tschör vgl. Glarnerisch *tschörgen*. Im Kärnthner Lesachtale ist *tschörper* der cretin, *tschörperle* ein mitleidsname. Frommann, mundarten 6, 204.

Kanton Wallis. Die erhebungen, welche Napoleon 1811 im kanton Wallis, damals département du Simplon, über die ursachen des dort herschenden cretinismus machen liess, wiesen das vorhandensein von 3000 Cretinen nach; die akten hierüber befinden sich in den Pariser archiven. Guggenbühl, die cretinen-heilanstalt Abendberg, 1853. — Namen: *tschengg, tschingge*, schiefgang; tirolisch *tschinggelen*, brummend umhergehen; *tschinggele*, ein unansehnlich kind. Frommann, mundarten 6, 201. — *Tscholi*, fem. *tscholina*, s. *tschauli*, strobelkopf. — *Tschejette, tschegetta;* tirol. *tscheggen, grätschen*, d. i. schieg = schief, mit krumbeinen schreiten. Frommann, mundarten 4, 453. — *Tschaag,* tölpelhafter, zweckloser umherstreuner. Stalder 1, 316. — *Triffel,* vgl. nachfolgend aargauisch *tribel*. — *Tarrar,* von *taren*, im sprechen und tun überaus langsam. — *Nollen*, dick- und schwollkopf; namen der obersten breiten bergkuppe des Titlis; vgl. aargauisch *nell*. — *Goich,* gauch, bankert: *suln wir gouche ziehen?* (Nib. Lachmann 810.) „Der erste glückwunsch der wehmutter an die Walliser wöchnerin lautet: Gott sei gelobt, das kind wird kein gauch werden!“ Jos. Simler, Valesiae descriptio. Tiguri 1574. — Im welschen Unterwallis heisst der idiot allgemein *marron*, der unausgebackene teigklumpen im brode, dasselbe was die schweizerische schelte *dôtsch* besagt.

Kanton Aargau. *Göl*, jeder fex; *gölig*, albern. *Glöckligöl,* der mit der kinderrassel sich hörbar machende bettelnde stumme; der *rölleli-feerli*, der *rollebutz*, ein schellennarr. Frommann, mundarten 6, 458. Aberglaubenssatz: eltern sollen nicht selbst klappern für ihre kinder kaufen, sondern von andern ihnen schenken lassen, sonst lernen sie schwer reden. Das buch vom aberglauben, misbrauch und falschem wahn. Ober-

deutschland (Weissenburg in Baiern) 1790, s. 217. — *Löl, löli, laffe* und *lalli:* mit dem merkzeichen der heraushängenden zunge. Composita *galöli, galöffel.* — *Talpi, talpach:* der mit den füssen als mit tatzen auftretende; *dallpatsch,* der mit dem dollfusse, dem klumpfusse behaftete. — *Träll, tralle, trallpatsch, trallewatsch:* der gelenklos plumpe. Schmid, Schwäb. wörterb. 135. — *Ton, töni, tönerinn,* von *tönen,* langweilig reden; *eintönig* ist eigensinnig (Stalder 1, 258), *tonlos* ist abgeschmackt: Schmid, Schwäb. wörterb. 133. — *Tribel,* der murrkopf; eigentlich das gemengsel zum schweinefutter, mithin die trebern. Hiezu wallisisch *triffel.* — *Algrind,* grosskopf, dickschädel. — *Dubel,* idiote; eigentlich der verschnittene bullochse; *dubelgrind,* der setzkopf mit boshafter stetigkeit, also ochsenkopf. — *Doggel,* erwachsener dummian; *doggeli,* das torenkind, zugleich der kinderdrückende alp; vgl. kärnthisch *dogger.* — *Poppel,* adj. dumm. Stalder 1, 204. — *tarer, taderer,* stotterer; wallisisch *tarrar.* — *Nol, nölgg,* im kanton Uri *nell.* Hierüber schreibt Ant. Henne in seiner ausgabe der Klingenberger chronik, pag. 45: „*Nell, noll* bezeichnet bei uns einen cretin, wie *nill* in der gaunersprache; daher das *nöllethörlein* in Luzern, gleichwie die *tallespforte* zu Utrecht: das tor beim tollhause." Berggipfel ist althochdeutsch *hnol,* schweizerisch *nuolen* und *nollen,* der knopf althochdeutsch *hnel;* daher bezeichnen vorerwähnte namen den verschrobenen dickkopf, *nielenkopf* ist schelte für hohlkopf.

Verglimpfungsnamen des cretinenzustandes sind *armes geschöpfli* (vgl. *cretira*), *arme unschuldige, geistli, betrübte.* Der letztere name wird sogar auf die den krankheitszustand angeblich veranlassenden elbe übertragen: „Wenn sich ein kind des morgens nicht wäscht, so kommen die betrübten und zerreissen es." Zingerle, tiroler sitten nr. 21. Das unerklärbare wird einer rohen bevölkerung identisch mit dem überirdischen; um Sitten in Wallis hält man die zur äusserlichen gebetsfunction dressierten blödsinnigen für heilige (von einem solchen cretin zu Seedorf in Uri, der das vaterunser zum zweck des strassenbettels erlernt hatte, erzählt mit widerwärtigem gerührttun dr. Guggenbühl (der Abendberg, s. 11), und in andern alpentälern sehen die eltern in ihren idiotischen kindern sogar schutzgeister des hauses. J. B. Friedreich, analekten zur natur- und heilkunde. Würzburg 1831, s. 31. — Daher kann es nicht befremden, sondern ist um so mehr ein zeugnis für die uralte herkömlichkeit dieser eben besprochenen volksmeinungen, wenn der hausgeist, der serbling und der idiote gemeinsam sich in dieselben namen teilen: *alb, elwe, elbst; drut, trottenkopf, trottel; hampelmann* und *tatermann; trull* und *troll; lel, löll* und *lalle; butte, bütz* und *pütz; schratt, schrätzlein, schlenz.* Der Niederdeutsche sagt von dem beses-

senen, der hat die elwen, *dar sin die elwen ane* (Kuhn, Westfälische sag. 2, 19); der Oberdeutsche in dem gleichen sinne: den hat das *toggeli* geritten, das *schrätteli* gedrückt, das *strägeli* geholt.[1]

Nirgend rechnet die bevölkerung, wenn sie vom entstehen dieses unter ihr herschenden übels erzählt, dasselbe unter die übrigen plagen der neuzeit, denn sichtbar nimt mit der örtlich zunehmenden kultur der örtliche cretinismus ab; dagegen stimt alle sage, legende und ortskunde in den verschiedenartigsten landschaften darin überein, dass der in ihnen endemische cretinismus schon zu urzeiten hier in derselben weise vorhanden gewesen sei. Es gehört mit zur untersuchung des alters der deutschen tölpelnamen, dass wir hier solche volkstraditionen mehrfach anführen und dabei vom anekdotenhaften bis zum kirchengeschichtlichen aufsteigen. Von den leuten im Frickthaler dorfe Kaisten, einer ungemischt katholischen gemeinde, in welcher satthals und kropf stationär sind, sagt der nachbarspott, sie seien die allerstärksten, weil bei ihnen die waden unmittelbar unter dem kinn anzufangen scheinen. Die Kaistner stellen das übel selbst nicht in abrede, schieben aber den grund desselben auf die misgestalt der alten altarbilder in ihrer vormaligen kirche, an denen die weiber sich versehen hätten. Es herscht mithin hier der schaden schon seit der alten kirche, unter dieser aber ist bei den in rede stehenden katholiken nicht etwa eine vorprotestantische gemeint, sondern geradezu die heidnische. Dies ergeben folgende legenden. Die bewohner von Trimmis in Graubünden erzählen nach dem berichte ihres frühesten chronisten Ulrich Campell, sie hätten den heiligen Lucius, als er im zweiten jahrhundert bei ihnen predigte, verhöhnt und dafür habe er ihnen den bleibenden kropf an den hals gewünscht. Seitdem die bauern von elsassisch Ammersweiher den heiligen Deodat, der sich im jahre 680 bei ihnen angesiedelt hatte, aus seinem besitztum vertrieben, bringen ihre weiber nur kropfige kinder zur welt; sie begeben sich daher kurz vor der niederkunft jenseits des dorfbaches, d. h. ausserhalb jener Deodat'schen besitzgrenze, und gebären hier makellose kinder. Rettberg, kirchengesch. 1, 525. Die kirche selbst hatte sich

1) Einige namen dieser heidengeister nent der Tiroler Vintler in seinem spruchgedichte: Blume der tugend, verfasst im jahre 1411:

vnd ettleich glauben,
der alpe minne die leute.
so sagtauch maniger,
er hab den elben gesechen.
ettleich die jehen,
das schrattl sei ein chleinez chind
vnd sei ein verzweivelter geist.

schon in frühester zeit mit cretinen zu befassen gehabt; für zwölfe dieser gattung besteht eine „alte stiftung“ im kloster Admont. Guggenbühl l. c. s. 2. Zu ähnlichen resultaten gelangten auch die von ärzten und geschichtsforschern im vorigen jahrhundert begonnenen untersuchungen; den cretinismus in den Pyrenäen leitete Ramond de Carbonnières (Reisen durch die höchsten spanischen und französischen Pyrenäen. Strassburg 1789.) von den überbleibseln des untergegangenen Alanenstammes ab, die durch herabwürdigung zu cretinen entarteten (dr. Demme, akademische rede l. c. 36). Ähnlich urteilte der domherr Gall über die cretinen in Val d'Aosta, sie seien entstanden seit der invasion der Langobarden im sechsten jahrhundert, denn diese hätten die römischen wasserleitungen und andere culturwerke zerstört und damit die verkrüppelung der Eingeborenen vorbereitet. Nicht diese behauptungen wollen wir betonen, sondern darum werden sie hier angeführt, weil sie in der berechnung des alters übereinstimmen, das sie für das übel anzusetzen suchen; letzteres aber wird in wahrheit noch um ein bedeutendes älter durch das allbekante märchen, wonach man den wechselbalg sich dadurch vom halse schafft, dass man eierschalen scheinbar als speise für ihn siedet und ihn dabei zum selbstgeständnisse über seine herkunft nötigt. Die gleichmässigkeit, mit welcher der altbaierische bauer (Bavaria 3, 307) und der keltische Irländer (Grimm, irische elfenmärchen no. 6 und 7) diese selbe mythe bis jetzt forterzählt hat, setzt in erstaunen und erweist, dass sie schon von frühester zeit an in Europa verbreitet gewesen ist. Grimm, myth. 437. Denselben nachweis werden wir am schlusse dieser mitteilung auch sprachgeschichtlich liefern, zuvor aber noch über die stellung berichten, welche dem cretin im bürgerlichen rechte eingeräumt ist.

Vorhandene urkunden des klosterarchivs Muri (jetzt im Aargauer staatsarchiv) erweisen, dass im 17. jahrhundert die schweizerischen landvögte in den damaligen gemeinen herschaften ehebündnisse zwischen blödsinnigen genehmigten, freilich unter besonderer sportel-erhebung. Man hat hierunter nicht vollständige „gäuche“ zu denken, denn ehen zwischen solchen sind eine physische, mithin auch politische unmöglichkeit. Jedoch eine wolhabende bauerntochter wird trotz ihres cretinösen zustandes wol heutigen tages noch einen freier unter ihrer ländlichen nachbarschaft finden können, und auch der betreffende gemeinderat, in dessen entscheiden der geldpunkt vorwiegt, wird seine zustimmung erteilen, überzeugt, dass der blödsinn der einen ehehälfte durch den hausverstand der andern compensiert wird. Da überdies solcherlei ehen entweder kinderlos bleiben oder fehlgeburten und lebensunfähige liefern — nach dem volksglauben muss ein wechselbalg nach 7 jahren sterben —, so befürch-

tet auch die gemeinde nicht, einen weitern zuwachs an cretinen zu bekommen. Wahr ist es, dass durch diese gefügigkeit der gemeindebehörden mancher orten ein neuer volksaberglauben über die allgemeine unschädlichkeit der cretinenehen gepflanzt, ja sogar von ärzten befürwortet worden ist. So ist z. b. dr. Guggenbühl (Abendberg l. c. s. 60) der für einen fachmann unverantwortlichen meinung, der cretinismus der mutter sei ohne allen belang für den geisteszustand des von ihr zu gebärenden kindes, denn des kindes anlage gehe vom vater aus, die mutter gebe nur den boden her. Dies unterstützt Guggenbühl mit einer tatsache aus Oberwallis vom jahre 1853, woselbst „die völlig sprach- und verstandlose“ Katharina Willna von Leuk mit einem kräftigen bauern aus dem nachbardorfe Varren verehelicht ist und ihm mehrere ganz gesunde, sogar „intelligente“ kinder geboren haben soll. In einem lande, in welchem noch im jahre 1834 ein misgestalteter halbcretin katholischer dorfpfarrer gewesen ist, braucht man das eben erwähnte ehebündnis nicht im mindesten zu bezweifeln, wol aber das behauptete glückliche ergebnis desselben. Der wolbegründete wunsch aller einsichtsvollen ist auch hier gegen solcherlei ehen, aber bisher scheitert er noch an dem gleissnerischen einspruche der bauerndemokratie, dass damit zugleich die persönliche freiheit aller gefährdet würde, und man beschwichtigt die gegner durch hinweis auf das den gefahren vorbeugende gesetz. Letzteres stellt den in die ehe tretenden männlichen cretinen unter seinen ursprünglichen vogt zurück; das eheweib, ob gesunden oder schwachen geistes, war nach den statutarrechten der deutschen Schweiz ohnedies halb-unzurechnungsfähig und lebenslänglich unter vogtschaft gestellt gewesen, eine teilweise gleichstellung hat erst seit neuester zeit begonnen. Somit sind alle cretinen, gleich andern geistesschwachen, vor dem gesetze zwar erbfähige, aber nur durch ihren vogt mittelbar verfügungsberechtigte personen, und eben dadurch wird nun die frage nahe gelegt, ob jener name der *altvile* im Sachsenspiegel, welche dorten unter dasselbe rechtsverhältnis gestellt sind, nicht gleichfalls eine altdeutsche bezeichnung des cretinismus gewesen ist. Die bezügliche stelle 1, 4 lautet: *uppe altvile unde uppe tverge ne irstirft weder lên noch erve;* körpergebrechen, besagt sie, schliesst von der erbfähigkeit aus; doch unmittelbar ist beigefügt: Wird ein kind geboren stumm, oder handlos, oder fusslos, oder blind, das ist wol erbe zu landrecht, aber nicht zu lehenrecht.

Schon J. Grimm, rechtsaltert. 40 hat die lesung *al-tvile* veranlasst, indem er damit auf Dänisch *tve-tulle* (zweigeschlechtig) hinweist und dieses zu althochdeutsch *widillo, hermaphroditus* stellt. Es bleibt somit der wortstamm *tüll* und *til*, begleitet mit dem verstärkenden *al,* ganz. Und damit ständen wir vor den beiden mythischen schalksnarren

Tell und *Till*, die unter der maske des blödsinns ihre groben streiche ungestraft zu verüben suchen. Unter den hiebei nur zu reichlich sich darbietenden belegen sei hier in kürze das nächstverwante angegeben.

In Etterlins chronik sagt Tell: *were ich witzig, so hiesse ich anders dann der Tell.* Der herausgeber J. J. Spreng (Basel 1752) bemerkt hiezu: „Auf seinen narrennamen sich stützend, habe Tell verrücktheit vorgeschützt; Gessler habe jedoch diesen simulierten blödsinn erkant und eben darum den falschen narren ungewöhnlich scharf bestrafen wollen dadurch, dass er ihn verurteilte, auf das eigne kind zu schiessen. Denn *täll*, oder wie einige noch sagen, *telle*, heisst nach dem buchstaben ein einfältiger, von *talen*, einfältig und kindisch tun.“ — So Spreng. Ähnlich urteilt sein zeitgenosse, der geschichtsforscher Zurlauben aus Zug. Dieser hat in seiner handschriftlichen Stemmatographia Helvet. bd. 21 den entwurf hinterlassen zu seiner dann um vieles verkürzten druckschrift Guillaume Tell. Paris 1767, und erklärt darin: *Tell étoit originairement un sobriquet; on appelloit ainsi en Allemand un homme balourd, peu sensé, le fol, l'imprudent.* Wir veranschaulichen diese behauptung nun durch beispiele. *dalen, tallen*, lallend und läppisch reden, führt zu *talisch* und *tälsch*, verrückt. *talen* ist mit althochdeutsch *twalon*, betäubt, schlaff sein, zu verbinden, mittelhochdeutsch *twalm*, baierisch *delm*. Weinhold, Schles. wörterb. 1855, s. 96. „Eh ich nicht weiss, warum wir Schlesier eselsfresser sind, geb ich mich nicht zufrieden und sollt' ich *taelsch* darüber werden.“ Holteis roman: die eselsfresser I, heft 2, s. 196. Der *tallsack* ist schlesisch der alberne, zugleich eine aus semmelteig gebackne mansfigur; der *dallmann* ein hampelmann. Eine den dummkopf bezeichnende Breslauer spottformel lautet: der *talltall* hat hölzel feil. Unter dem namen *döll* und *löll* schleppte man im hochstifte Eichstädt bis auf unsere zeit zur fastnacht einen strohmann durch die gassen, gab ihm alle ungereimten streiche der einwohner schuld und liess ihn dafür nach der gefällten sentenz verbrennen. Bavaria III, 1, 297. *Talpi, tölpel, tollpatsch, dalewatsch, dalap, dalk* führen zu *dalfern, dalken, dolken, dulkezen, tälschen, telfen*, und zu den weiteren ablautenden verbalformen: *tillen, tillazen, dilledellen.* „*Tillem-tallem*, häusel bauen,“ fängt ein kinderreim an; Holtei, die eselsfresser II, heft 2, 217. 225. Der *dilpe* ist bei Sebast. Franck, der *dillhelm* ebenso bei Schmeller (wörterb. 1, 364) der tölpel, der vernagelte dickkopf. Der *dilldappenjäger, elbentrötsch* und *trilpentritsch* (Schmid, Schwäb. wörterb. 162) ist jener Aprilnarr, der sich gegen eine erdichtete gefahr als nachtwache auf die feldmarke hinaus stellen lässt. Oberdeutsche schriftsteller des 16. und 17. jahrhunderts gebrauchen den namen *dillmann* als sinbild der albernheit. *du stast wie ein klotz, ölgötz, tilman, lüch-*

ter. Seb. Franck, sprichw. — „*Der nydhart vnd her Dilleman | Han mit den puren vil g'fangen an;*“ Lenz, reimchronik vom Schwabenkrieg 1499, ausgabe von Diessbach 153[b]. — *Dilli* ist masculine, *dilderi* feminine schelte (Schweiz), und so hatte schon Bodmer in Füsslis Schweiz. museum 1790, 49 die triftige bemerkung geäussert, *tell* sei dem namen nach eins mit *till*, es gelte in Zürich die phrase: von herrn *Tilmans* kappe reden, viel worte um nichts; es ist von herrn *Tilmanns* wegen = unnützer weise (Sebast. Brant); dem *tilmann* hats geglückt = das blinde huhn mit dem weizenkorn (Agricola). Diesen beispielen gegenüber bleibt W. Wackernagels (in Pfeiffers·Germania V, 340) gemachte behauptung ein falscher überfluss, der Lübecker name *till* sei eine aus *Sant Jlg* gebildete attractionsform; dem steht schon die bisher als älteste nachgewiesene ausgabe des Eulenspiegel vom jahre 1519 entgegen und diejenige von 1539, welche sich auf eine angebliche von 1483 zurückbezieht; immer schon ist das volksbuch *Dil Ulenspiegel* betitelt. Doch es ist gar nicht mehr nötig, diesen namen nach der kleinen spanne zeit von ein paar bücherauflagen zu berechnen, wenn der namensvetter *Tell* schon seit allen zeiträumen in den europäischen sprachen und zwar in der eben besprochenen wortbedeutung besteht. Für die keltische form *dal* = *stupidus* verzeichnet Diefenbach, Celtica 1, 152 folgende belege. Aus Festus: *Dalivum s u p i n u m ait esse Aurelius; Aelius s t u l t u m; Oscorum quoque lingua significat i n s a n u m.* In der Kymrischen sprache ist *delf*, einfacher *del: stubborn, a stupid fellow.* Im Bas-Breton ist *dalif* (dessen umlautsform das eben citierte kymrische *delf* ist) nicht bloss *mente captus*, sondern auch *posthumus;* die bretonische phrase *eunn dalif kéaz eo* bedeutet: *un pauvre posthume.* In den Serbischen heldenliedern (Übers. von W. Gerhard, Leipzig 1828. II, 294) ist *tale* jener mythische dümmling, welcher blindlings dreinzuschlagen pflegt und seiner tapferkeit wegen noch jetzt bei den bosnischen Türken in liedern besungen ist. Der finnisch-ehstnische *töll* war ein riese, wohnhaft auf den inseln Ösel und Runö im Rigaschen meerbusen, sein grab wird dorten bei Töllist und noch einmal bei Tirimets gezeigt. Hier wollte er wider auferstehen, wenn man ihn gegen einen andringenden landesfeind berufe; allein da man ihn einmal fälschlich hervorgelockt hat, wird er nicht wider hervortreten. Russwurm, Eibofolke (1855) §§ 183. 393. Kruse, Ehstnische urgeschichte. Moskau 1846, 187. — *Tello, episcopus de Coira* (Chur in Graubünden), unterzeichnet die beschlüsse des im jahre 765 unter Pippin zu Attigny in der Champagne gehaltenen kirchenconventes (Pertz, Leges I, 30) und stirbt am 24. septbr. 784 zu Chur. Sein durchaus undeutscher stammbaum steht angeführt in Rettbergs kirchengeschichte 2, 136. Ist somit der name Tell der oskischen,

keltischen, finnischen, slavischen und rhätoromanischen sprache eigen gewesen, warum denn wol nicht auch der deutschen? Der älteste, den ich bisher in deutschen urkunden gefunden habe, gehört Oberdeutschland an und steht im Codex Trad. S. Galli no. 10 (Neuer abdruck: 6): *Tallo* ist in den jahren 741 und 742 als zeuge genant in einer von Beata, der tochter Rachinberts und gemahlin Landolds, an das kloster Lützelau ausgestellten vergabungsurkunde.

AARAU, OSTERN 1871. ERNST LUDWIG ROCHHOLZ.

ZUM VOCALISMUS DER DEUTSCHEN DIALECTE.

DER AU-LAUT.

Der diphthong **au** ist die zweite steigerung des *u* und findet sich als solche in altgermanischen dialecten, wie im gotischen, im altnorwegisch-isländischen (und gotländischen) und im althochdeutschen (altalemannischen, -bajoarischen und -fränkischen). Doch begint in den späteren zeiten des althochdeutschen schon in denkmälern die verdumpfung *ou* hervorzubrechen, die anfangs nur neben *au* auftritt, dann aber (im 10. jahrhundert) allgemein wird. So haben z. b. das vocab. s. Galli, Kero, gl. ker., gl. hrab., gl. Jun. A, Isidor u. a. nur *au*; im Hildebrandsliede stehen *au* und *ou*; entschiedenes *ou* zeigen Tatian, Notker, Otfrid.

Vor gewissen diphthongen (s. u.) verengerte (assimilierte) sich *au* im ahd. zu *ô;* in mehreren neuen dialecten entspricht aber wider (ein secundäres?) *au* diesem *ô*.

Die wirklich secundären *au*-laute entstehen meist unter einfluss von nachstehenden sonanten (liquiden, nasalen oder spiranten) und zwar ist zur characterisierung dieser wirkung zu bemerken, dass andere dialecte in denselben consonanzfällen ein *i* aufzeigen, wo in den unten angeführten *u* sich aus dem sonanten evolviert (herausbildet) oder denselben vertritt. Wahrscheinlich fühlte man bloss die halbvocalische natur heraus und wählte, je nach dem sonstigen helleren oder dumpferen character der mundart, zwischen *i* und *u*.

Eine teilung des *au*-lautes findet statt in: *au, ău* (*ᵃu*), *aŭ* (*aᵘ*).

Zu unterscheiden von *au* sind: *ao, aò* und *àu, ào.*

au steht für **a**, und zwar:

a. ohne weitere oder wenigstens ausschliessliche oder aber sichtbare consonanzbedingung nur in wenigen fällen und da meistens zugleich mit *au* für *â*, so dass für die organische kürze manchmal zunächst unorganische verlängerung und dann zusammenfallen mit *â* anzunehmen wäre. Beispiele:

1) ält. alemannisch (Grieshabers pred. 1, 83): *aurem* arm, *Berenhaurt* Bernhard, *gaub* gab, *ufhaube, geschaufen, gauden, geschaudgut, baut, stauten, rochfauss*, s. Weinholds alem. gramm. (gr. d. mundarten 1) s. 52.

2) ält. bajoarisch (voc. 34/15 Gräz. f. 5 rw. 26): *lavmlein, naupff*, s. Weinholds bair. gr. (gr. d. mundarten 2), s. 76.

3) siebenbürgisch, z. b. Hanebach bei Hermannstadt: *erzaulte* erzählte, *schlaun* schlagen, *saut* sahet, *daug* tag, *sprauch, daut* dass; Zeiden: *schauren* scharren; Rosenau: *sauch* sah; Mediasch: *daut* dass (hier auch besonders vor nasalen, s. 35); Nösnerland: *lauch* lag. (Schuller, ged. in siebenb.-sächs. mundart und Firemnich, Germ. völkerst. 3, 635. 636).

4) schlesisch: *waurim* warum, *daurim, graub, lauger;* s. Weinh. dial. 61.

5) rheinisch (Aachen, Eupen): *hau' hau'en* hatte, hatten.

6) niedersächsisch; Zetel in Oldenburg: *auber, fauken* oft, *wauter* wasser, *plaustern, lauden, mauken, haufen* der hafen, *köstbaur* kostbar, *lauken* das laken (Firm. 3, 13 — 15); Flatower und Deutschkroner kreis z. b. Zempelburg: *tausaume, gaue* gar, *brauv, graud, spauden* spaten, *vaude* vater, *waute, mauken* (Firm. 1, 118 — 120); Deutschkrone: *schauden, stauts* statt, *waute, daug* (Firm. 3, 501).

7) westfälisch (Osnabrücker und Tecklenburger gegend): *tosâumen, auber, traun* der tran, *traunen* tränen, *staut* staat, pracht, usw. (Firm. 1, 239 — 252 und 1, 283 fgg.)

8) vlämisch (französ. Flandern, Katsberg): *te gaure* zusammen (engl. *to-gether*), *vaure* vater, *slaun* schlagen (Firm. 3, 697); (Brabant): *hau'* hatte.

b. nachfolgendes *g* verändert den *a*-laut häufig; auf grund seiner verwantschaft mit *w* (vgl. engl. *w* für *g*, altnorw. *g* für *w*, usw.) löst es sich entweder in *u* auf oder evolviert diesen laut aus sich; bleibt dann wider als *g* stehen oder wird modifiziert (zu *j*).

9) thüringisch (Erfurt): *nauel* nagel, *krauen* kragen, *mauen, getrau'n, wau'n*, auch: *saut* sahet (= sagt) (Firm. 2, 179 — 187). Vereinzelt findet es sich auch noch in der Magdeburger börde, z. b. *mauen* magen (Üllnitz, Firm. 1, 169).

10) elsässisch (Strassburg) mit als *j* erhaltener gutturale: *dauje* tage, *sauje* sagen, *schlauje* schlagen, *naujel* nagel, *gedrauje* getragen, *hauj* der hag, *wauje* der wagen, *jauje* jagen, oder mit schwund des *g*, in welchem falle der *a*-laut mit dem längenzeichen versehen ist (als *aŭ*): *lâuer* lager, *mauer* mager, *kraue* kragen, *mâue* magen, *dâu* tag, *mâud*

magd, *verklâut* verklagt; s. Weinh. 1, 102. Frommann, deutsche mundarten 4, 258 fgg.

11) dänisch: *faur* schön (für *fagr*, altnor. *fagar*), *gnausling* geiziger (zu *gnave*, schwed. *gnaga*, *rodere*), mit schwund des *g*; secundär hervorgetauchtes *g*: *laug* gastmal (spr. *lav*), *hauge* garten neben *have*. Vgl. Grimm, deutsche gramm. 1², 560.

12) althochdeutsch: baum (zu got. *bagms* gehalten) hat den diphthong auf ähnliche weise entwickelt und zwar in ältester zeit, weil andere alte dialecte auch einen dem ahd. *au*, *ou* entsprechenden diphthong haben (ags. *beam*, alts. *bôm*, altfries. *bâm*). Noch fraglich ist, ob auch

13) gotisch: *bauan*, *trauan* (gegenüber altnord. *byggva* und got. *triggvs*, ahd. *bûwên*, *trûwên*) schon als vocalisation eines *g* anzunehmen sind. Ahd. *glawêr* und ähnliche zeigen wahrscheinlich nur ausfall eines *g*, da das *a* kurz und einfach blieb (got. *glaggvs*).

c. nachfolgendes *w* wirkt den *au*-laut aus *a* sehr oft und unter ähnlichen verhältnissen wie *g*.

14) gotisch geht *av*, wenn es in den auslaut oder vor einen consonanten tritt, in *au* über, z. b. *naus schiff* (aus **navis*), *taujan* (stamm *tav-*), *sauïl* sonne (zu ags. *segel*, *sejel*) usw. Grimm, gramm. 1², 46. 47. Heyne, gramm. der altgerm. sprachstämme, Paderborn I, 1862, s. 23.

15) altnorw. isl.: *haust* herbst (nach ausfall des *r* und vocalisation des *v* zu ahd. *harvist*); neunorwegisch, neuisl. auch: *haust*.

16) althochdeutsch und zwar: auslautend mit auflösung des *w*: *tau* der tau (gen. *tawes*), *glau* klug, *frau* froh, *rau* roh; inlautend gewönlich mit evolution eines *u* z. b. *frauwjan* neben *frawjan* freuen. Grimm 1², 100. Heyne 1, 34. 100.

17) altsächsisch (verhältnisse wie im ahd.): *hauwan* neben *hawan* hauen, *glauwes* (genit., neben *glawes*, zu *glau*), *thau* sitte (gen. *thawes*) usw. Grimm 1², 207. Heyne 1, 109.

18) altfriesisch (selten): *hauwan* gehauen; bei den Ostfriesen noch: *auder*, *nauder* aus *ahwedder* einer von beiden, *nahwedder* neque. Heyne 1, 69.

19) mittelniederländisch (Reinaert de vos): *scauwen*, *blauwen*, *hauwen* u. a. Das *au* schwankt in dieser zeit schon in *ou* über und andere denkmäler (z. b. Maerlants sp. hist.) haben bereits ausschliesslich das letztere. Auslautend steht bei apokopiertem *w* immer *au*, z. b. *dau* tau. Vgl. Grimm 1², 491. 479.

20) neuniederländisch selten: *dauw* tau, *benauwt* ängstlich, *raauw* roh, *kaauwen* kauen, *flaauw* flau.

21) neuhochdeutsch: *tau, flau, gau, hauen* u. a.

d. *l* nach *a* bildet in den verschiedensten dialecten *a* zu *au* um, entweder unter schwund (auflösung, vocalisierung) oder durch evolution bei erhaltener liquide.

22) schweizerisch (Argau): *baud* bald, *waud* wald, *aut* alt, *sauz* salz. Weinh. 1, 52.

23) oberrheinisch[1] (im vord. Bregenzerwald): *waud, baud, aut, sauz, spaute* spalten und (mit erhaltener liquide): *hauldo* halten, *schmaulz* schmalz. Weinh. 1, 52.

24) schlesisch (Glogau): *dâthauve* derenthalben, *maukn, hauvn* halfen. Weinh., dial. 61 (1).

25) rheinfränkisch (Aachen, Eupen): *kauv* kalb, *aue* alte, *haue* halten, *bau* bald, *vertault* erzählt, *gestaut* gestellt, *hauf* halb, *haus* hals. Firm. 1, 487—495. 3, 219—234. 1, 494—500. 3, 235—239.

26) westfälisch (Osnabrück, Tecklenburg; vgl. 7; dieser fall jedoch in weiterer ausdehnung und zwar von Minden über Herford und Lippe bis Bielefeld ins Ravensbergische): *kauld, baule* bald, *aule, haulen; praulen.* Firm. 1, 239—282.

27) mittelniederländisch, einige *au* aus *al*, sonst in *ou* übergehend, erhalten: *caut* kalt, *autare* altar. Grimm 1², 479.

28) neuniederländisch (schriftsprache), vgl. 27, aber äusserst selten gegenüber *ou*; nur noch in: *autaar,* neben *altaar.* Grimm 1², 532. Dagegen häufiger im

29) vlämischen und limburgischen (z. b. Turnhout, Maaseyck, Sittard, Mastricht): *'auwen hauwen* halten, *auers* ältern, *aud* alt, *haus* hals, *smaut* schmalz. Firm. 3, 680. 681. 701—706.

30) altfriesisch (westliche gegenden): *saut* salz, *haut* hält. Heyne 1, 71.

31) niederrheinisch (nördlich Berg): *haulen, aule, kauld, waulen* walten, *wault* gewalt, *faulen* falten. Firm. 1, 413—442.

e. die nasale *m, n, ñ* brechen, wie fast alle andern vokale, so auch das *a* oft zu diphthongen; in einigen fällen erfolgt zugleich auflösung des nasals. Beispiele für solches *au* (meist *aŭ* oder *âu*):

32) schweizerisch (vereinzelt): *auder* andere, *gauz* ganz, *gaus* gans (Luzerner gäu), *hauf* hanf, *hauset* hanfsame (d. i. hanf-saat) (Berner oberland), *mautel* mantel, *sauft* sanft, *waud* wand. Weinh. 1, 52. Stalder idiot. 1, 432. 2, 26 und öfter.

1) So nenne ich kürzer das sog. „alemannische im engern sinne" oder den übergangsdialect zwischen schweizerisch und schwäbisch (in Vorarlberg, Schaffhausen, Basel, Breisgau).

33) oberrheinisch (äusserer Bregenzerwald): *gaũz, aũderst* anders, *g'staũdo* gestanden. Vonbun, sagen Vorarlbergs, 132. Firm. 2, 666 fgg.

34) elsässisch (Kochersberg): *taunze* tanzen.

35) bajoarisch u. zw. (Ultententhal in Tirol); *faũ* fahne. *Meraũ* Meran, Schöpf in Frommann 3, 92; (Ritschein-, Ilz- und Feistritzboden, östl. Steiermark): *aun* an, *kaun*, *faun*, *haun*, *graun* hager, *maun*, *gspaun* gespann, Firm. 2', 747—771. Weinhold 2, 77; (um Brünn): *haund* hand, *schlaunge* schlange. Frommann 6, 521, 5.

36) thüringisch (Tullifeld-Salzungen): *klaung* klang, *saung* sang, Brückner in Fromm. 2, 220 fg. (In diesen fällen wird jedoch *au* = *u* anzusetzen sein, da in den dortigen gegenden, besonders nordwärts, diese prät. mit assimilation des singulars an den plural *klung*, *sung* lauten).

37) siebenbürgisch (Mediasch): *aunder*, *kaun*, *paunzer*, *laund*, *geraunt* gerannt. Vgl. nr. 3.

38) niederrheinisch (nördlich Berg): *waumes* wamms, *kraump* krampf, *laund*, *haund*, *kaunen* kanten. Firm. 1, 413—442.

au steht für **e** wahrscheinlich zumeist durch vermittlung eines früheren aus *e* entstandenen *a*, und zwar vor *l* und *r*.

39) siebenbürgisch (Zeiden): *zauren* zerren, *aurger* ärger, *haurbrig* herberge, *gefault* gefällt, *staul* stelle; (Hanebach) *erzault* erzählt, *gestault* gestellt (wo aber auch anderswo rückumlaut eintrat). Schuller 55. 63. 67.

40) niederrheinisch (nördlich Berg): *vertaule* erzählen, *bestault* bestellt. Firm. a. a. o.

au steht für **ë** unter denselben voraussetzungen wie für *e*, auch vor *l* und *r*.

41) siebenbürgisch (Zeiden): *schaul* schelle, *saulwend* selbst, *faur* fern, *gaurn* gern; (Rosenau): *haurz* herz. Schuller a. a. o. und 65.

au steht für **i** vermutlich blos nach äusseren momenten vor *w* (— fälle unter *iu* gehörig. —)

42) lothringisch (Forbach, S. Avold) *g'schrau* geschrien (zu einem *geschriwen*, *geschriuwen* neben regelmässigem *geschrirn*); Firm. 2, 551—555.

43) südhessisch (Dillenburg, Hadamar, Nidda, Salzhausen usf.): *naut* nichts (vgl. *niowiht*, *niuwiht* und mhd. (nebenform) *niut*, wovon auch süddeutsches, z. b. schwäbisches *nuits* stamt.)

44) schwäbisch (zwischen Iller und Lech): *g'schrauǒ* geschrieen (hieher wol auch *g'rauǒ* gereut); älter schon *g'schrauo* (s. bei Fromm. 4, 112, 66: *gschrauha*).

au steht für **o** meist unter ähnlichen verhältnissen wie *au* für *a*, und zwar:

a. ohne weitere consonantenbedingung.

45) g o t i s c h; in fremdwörtern setzt Ulfila für deren kurzes *o* immer *au*, nach Grimms bezeichnung *aú* (d. h. *ău*), wol ein dem *o* lautlich ähnlicher laut: *apaustaulus, Faurtunatus, Naubaimbair, aipistaule.* Grimm 1², 46 fg. Heyne 1, 21.

46) ält. a l e m a n n i s c h (vereinzelt in hss.): *brutegaum* Barlaam A. 90, 9. 13; *lăchen* (1477) Mone, ztschr. 8, 250, s. Weinh. 1, 52.

47) ält. e l s ä s s i s c h (auch vereinzelt): *tauben.* Keller, erz. 619, 12, vgl. Weinh. 1, 102.

48) b a j o a r i s c h (um Brünn): *bautschaft*, *gausch'n* (erschlossen aus *gäuschal* = mündlein), Fromm. 6, 521, 11. 3.

49) s c h l e s i s c h (im Niederlande): *saul* soll, *saule* sohle, *vaul* voll, *kaule* kohle, *gestauln* gestohlen, *waunte* wohnte, *vaur* vor, *waurt* wort, *laub* lob, *hauf* hof, *vaugol* vogel, *rauk* rock, *lauch* loch, *laude* lode, *gaut* gott, *schlauss* schloss, *hausn* hosen. Weinh., dial. 61.

50) h e s s i s c h (vereinzelt), z. b. *kartaufeln.* (Schwalm, Firm. 2, 112—117).

51) r h e i n i s c h (Aachen, Düren): *aufren* opfern, *kauche* kochen, *sau* soll, *traug* der trog, *wauf* wolf, *lauch* loch, *dauch, nauch, zebrauche* zerbrochen, *knauche*, *sprauche* gesprochen, *stauff* stoff; (Eupen): *aus* ochse; (Siebengebirge): *traugh*, *blauch* bloch, *gerauchen*, *gekrauchen.* Vgl. Firm. 1, 487—495. 3, 219—234. 1, 478—484. 1, 494—500 und 3, 235—239.

52) n i e d e r s ä c h s i s c h (gegend wie in 6) z. b. (Zetel in Oldenburg): *kaumen* kommen, *ve'lauren* verloren, *upsghauten* aufgeschossen; (Deutschkrone): *kauka* kochen; (Konitz): *kauft* kübel (wol zu kober). Firm. 3, 636 fgg.

53) w e s t f ä l i s c h (bezirk wie in 26, dann noch über Büren, Brilon, Medebach): *nau* noch.

b. vor *g* (vgl. vorher).

54) t h ü r i n g i s c h (Erfurt): *fauel* vogel. Firm. a. a. o.

c. vor *l*.

55) s c h w e i z e r i s c h (Appenzell inner Rhoden): *chaul* kohl, *waul* wol. Tobler, appenz. sprachschatz XXXIII. Firm. 2, 657 fg.

56) s i e b e n b ü r g i s c h (Hermannstädter umg., Zeiden): *saul* soll, *wault* wollte. Schuller 8—20. 28—32. 34—41. 45—61. 63—65.

57) w e s t f r ä n k i s c h (Mittelmain): *haul* hohl, *kaul'n* kohle. Schmeller, gr. § 317.

58) niederrheinisch (nördlich Berg): *waul* wollte, *saul* sollte, *hault* holz, *dauld* geduld. Firm. a. a. o.

59) vlämisch (Brabant) z. b. (Hoegarden): *wau'* wollte, (Turnhout): *sau* soll, *gaud* gold usw.

60) dänisch: *stault* stolz führt Grimm 1², 561 an.

d. vor nasalen.

61) oberrheinisch (innerer Bregenzerwald): *haung* honig. Firm. 2, 666 fg.

62) bajoarisch (östl. Steiermark, wie 35): *davaũ* davon, *waunẽ* wohnen.

63) niederrheinisch (nördl. Berg): *kaũ* konte.

e. vor *r*.

64) gotisch (vgl. 45 und 67): *baurd, daurô* tor, *faura* vor, *haurn, saurga, vaurd, thaurnus* dorn, *maurgins, baurans, vaurþans, baurgans*, usw. (Aussprache wie 45). Grimm a. a. o.

65) bajoarisch (Lavant Kärnthen) *daur* donner (durch auflösung des *n* sagt Weinh. 2, 77). Lexer XII.

66) westfälisch (Medebach): *auert* ort, *wauert* wort, Firm. 1, 333; (Lippe): *kaurn* korn, *Haurn* Horn (stadt). Firm. 1, 262—271. Frommann 6, 49. 207. 351.

f. vor *ch, h*.

67) gotisch (s. 64): *auhsns* ochse, *auhns* ofen, *dauhtar, nauh, þauh*, (und *auftô* oft, bezüglich welchen wortes wechsel zwischen *ch* und *f* zu vergleichen ist, der oben auch in *auhns* vorkomt gegenüber ahd. *ofan*). Grimm a. a. o.

68) niederrheinisch (nördl. Berg) mit auflösung (oder abfall?) des *ch*: *sauten* suchten (mhd. *suochten*, aber westf., rhein. *sochten* mit *ɗ*).

69) rheinisch (Gladbach): *maute* mochten (aus 68 eingedrungen).

au steht für **u** wol durch vermittlung eines vor der diphthongisierung anzusetzenden *o*.

a. ohne weitere consonantenbedingung, selten:

70) ält. alemannisch: *mauent* mugent, weist. 1, 239. Weinh. 1, 52.

71) westfälisch: *spauk* der spuk (Celle; Möhnethal), und

72) niedersächsisch: *spauk* (westl. Mecklenburg). Galt für 71. 72 vielleicht eine grundform *spuok?* s. *au = uo*).

b. vor nasalen:

73) schwäbisch und zwar älter (zwei lieder in oberschwäbischer mundart in Frommann 4, 86—114, v. j. 1633): *aunsailig, aunkheyt* (*ungeheit*, ungeschoren), *daunkel, gwauncka* gewunken, *trauncka* getrunken, *aunbsonna* unbesonnen, *aunrecht;* gegenwärtig: *aũs* uns, *aũ*- vorsilbe *un-*, z. b. *aũsel.* Weinh. 1, 85.

74) elsässisch (Kochersberg): *g'saund*, *raund*, *staund* stunde, *aunser* unser, *haundert*, Arnold pfingstmontag, Weinh. 1, 102.

75) siebenbürgisch (Zeiden): *aunder* unter, *waungd* wund. Schuller a. a. o.

76) thüringisch (Tullifeld, Salzungen): *straumpf*, *traumpf*; *graund*; *jaung*, Brückner in Fromm. 2, 220. 326.

77) rheinisch (Eupen): *saundag* sonntag, *maunter*, *verschwaunde*, *au͂der* unter, *haund*, *maund*, *waunder*, *raund*, *gebaunde*, *faunde* gefunden. Firm. a. a. o.

c. vor *r*:

78) gotisch (vgl. 45. 64. 67): *baurgs*, *vaurms*, *vaurts*, *vaurþum* warfen, *vaurþum* wurden.

79) westfälisch (vereinzelt) z. b. *taurn* turm (Steinhagen, Firm. 1, 282. 283).

d. vor *ch*:

80) gotisch (vgl. 78. 67. 64. 45. 107. 145): *fauhô*, *sauhts*, *tauhum* zogen, *þlauhum* flohen, usw.

au steht für **ŭ** (*ŭ* = *u*, *o*).

a. vor *v*:

81) friesisch (Sylt); *aur* über (pld. *over*).

au steht für **â** und zwar:

a. ohne weitere consonantenbedingung:

82) ält. alemannisch, ziemlich häufig in handschriften, z. b. *maug* Schwab. B. 52; *mavtzoge* Freid. A. 49, 17; *mavzlichiu* Nib. J. 1951, 1; *laugc* Klage J. 80; *maul*, *gedaun*, *haun*, *waurum*, *staut*, *bauten*, *ungaus*, *glaussen*, *sprauchent* Grieshab. pred. 1, 83 fgg.; pred. bei Wackern. XXVII, XXIX—XXXII, XLIII, LXX; voc. opt.; schweiz. chroniken usw. „Namentlich die nördlichen alemann. landschaften liebten im 14. 15. jahrhundert dieses *au* für *â*“ Weinh. 1, 52; neualemannisch (innerer Bregenzerwald): *gau͂* gehen, *lau͂* lassen, *maul*, *jau*, *dau*, *schlaufo*. Firm. a. a. o.

83) ält. schwäbisch; hier sehr verbreiteter, man könte behaupten, mit characteristischer diphthong, in den verschiedenen handschriften z. b.: *nauch*, *haut*, *gnaud*, *jaur*, *wauren*, *gedaucht*, *gaut* geht, *brauchte* brachte, *paubst*, *claur*, *waur* usw.

neuschwäbisch (südöstlich, namentlich im Ulmischen und Augsburgischen): *dau͂* getan, *hau͂* haben, *lau͂* lassen; *straul*, *maulo* malen; *jauer* jahr, *aubod* abend, *blauso* blasen usw. s. Weinh. 1, 85. Schmeller § 113.

84) ält. elsässisch, selten; Weinh. 1, 102 führt an: *nauch* Dancrotsh. namensb. 109, brauchmonat 115.

85) ält. bajoarisch, z. b. Megenberg (herausgeg. v. Pfeiffer): *autem, autemt, fravzz, gelauzzen*, „wahrscheinlich durch schwäbische hand veranlasst." Weinh. 2, 76. 77; Seifr. Helbling (herausg. in Haupts zeitschr. 4): *slauf* (I, 683), *milchraumb* (I, 1055); Klara Hätzlerin: *gaund* sie gehen, *claur; prauchmon* brachmond cod. germ. monac. usw.

86) altfriesisch: *auber* (mhd. *âber*) Heyne 1, 69. (*b* = *w?* und vielleicht unter 105 zu stellen?)

neufriesisch (Wangeroge): *kaumen* (kamen). Firm. 3, 8—11.

87) siebenbürgisch (Hanebach bei Hermannstadt): *jau, plaug* plage, *gaur* jahr, *dau, nau'* nach, *gauw* gabe, Schuller 67 fg.

88) schlesisch (Niederland): *dau, wau, mau˜* mohn, *maul, saum* same, *naunde* nahe, *jaur, aubend, schauf, nauch, gebraut'n, aust* aas, Weinh., dial. 61; (Zips): *dau, strauf'n*, Firm. 2, 811.

89) pfälzisch (Odenwald): *haun* haben.

90) niedersächsisch (ebd., wo *au* = *a* und *o*, s. 6. 52) z. b. (Zetel in Oldenburg): *aubend, lauten, jau, drau* schnell (mhd. *drâte*), *straute;* — (Schlochauer kreis): *auwend, maul, laute*, Firm. 1, 118; — (Zempelburg): *naube* nachbar, *spaut* spät, *wau, maul, jaue* jahr, *binauh, raud, schaup, braude* braten, *nau* nach, *hau* haar, *laute* lassen; — (Deutschkrone): *daue* da, *jaue* jahr, *gaun* gehen.

91) westfälisch (von Tecklenburg über Osnabrück bis Minden und Lippe): *jau, nau* nach, *maut* mass, *auwens* abends, *wau, fraugen, daun* getan, *gaun* gehen, *kwaud* schlecht, *straute, schaup, nauber* nachbar, *lauten, maul, staun, plaugen;* — (vereinzelt) z. b. *fraugde* (neben *fraug* fragte) (Grubenh. = Göttingen), *bau* wo (Volkmarsen), *dau* (Herstelle), *aune* (waldeckisches Upland) usw.

92) neuniederländisch (mundart von Zwolle): *staun, gaun, edaun* getan, *laugen* fallstricke (mhd. *lâge*), *kwaud* schlecht. Firm. 6, 749—750.

93) vlämisch (Katsberg, franz. Flandern): *slaun* schlagen. Firm. a. a. o.

b. vor den nasalen:

94) oberrheinisch (Bregenzerwald, äusserer): *gau˜, hau˜, stau˜* (vgl. 82).

95) schwäbisch (Oberschwaben): *gau˜, lau˜, stau˜, hau˜* haben, *tau˜* getan, *maunod*, Weinh. 1, 85. (vgl. 79).

96) bajoarisch (östl. Steiermark): *auni* ohne, *tau˜* getan, *mau˜* mond, *spau˜* span. Firm. a. a. o.

c. vor *w* (modalitäten wie bei *aw*):

97) althochdeutsch (auslautend): *blâu, grâu* (später *blâo, blâ*).

98) neuhochdeutsch: *blau, grau, pfau, braue, klaue* usw.; ebenso

99) dialectdeutsch (wenige gegenden, wo *blô, pfô* usw. steht): *grau, blau, pfau* (*faube*) u. a.

100) altsächsisch, wie althochdeutsch, und daher im

101) niedersächsischen und

102) westfälischen: *blau, grau* (einzelne gegenden in 101 und 102 wider ausgenommen), sowie im

103) niederländischen: *blaauw, graauw* (hier mit widervortritt des *w*) und

104) vlämischen (ebenso): *blaeuw, graeuw* (*ae* = nnl. *aa*).

105) altfriesisch: *nauwet naut* (aus *nâwet* nichts), *blauw* (neben *blâw*), Heyne 1, 69.

> **au** steht für î, fast unerklärlich, wenn nicht vocalisation des nach ihm stehenden consonanten zu *u* angenommen werden darf (dann behandelt wie *iu*, s. d.).

a. vor *g*:

106) siebenbürgisch (Hanebach): *laue* liegen (*li-g-en, *liu-en, laue*). Schuller a. a. o.

> **au** steht für ô (secundär oder primär).

a. ohne besondere consonantenbedingung:

107) gotisch (primär): *laun* lohn, *hlauts* loos, *skauts* schoos, *stautan, dauþs* tot, *nauþs* not, *laus, raus* rohr, *ausô* ohr usw. Grimm 1², 46 fg. Heyne 1, 23 usw. (Aussprache wie unter 45).

108) altnorwegisch-isländisch (primär): *baun* bohne, *laun, brauð* brot, *gaut* goss, *stauta, nautr* genosse, *rauðr* rot, *kaus* erkor u. a. Grimm 1², 293. Heyne 1, 80. Dietrich, altn. leseb. 199. (Über die aussprache des altn. *au* vgl. Grimm a. a. o. gegen Rask anvisning till Isländskan § 28. 68).

109) altgotländisch: *laun, scaut* schoos, *dauþr* u. a. Heyne 1, 85. Dietrich 83. 84.

110) neunorwegisch: *laus, blaut* bloss u. a. Grimm 1², 570. Aasen ordbog over det norske folkesprog.

111) neuisländisch: *laun, laus* usw.

112) neufriesisch (Wangeroge): *frauelk* fröhlich. Firm. a. a. o.

113) westfälisch (allgemein, ausgenommen teile von Grubenhagen, und Göttingen und Paderborn, die Mark, Hellweg, die Soester gegend, Arnsberg, Attendorn, Olpe, vgl. *â, äu, ou, eau, iau* für *ô*; noch nicht regelmässig oder ausschliesslich steht es in dem striche von der Magdeburger börde an bis Celle und ins Kalenbergische, jenseits des obigen

gebietes in Rheina, Münsterland und Dortmund); z. b.: *laun, baune, sau, frau, kaul, sghauf* schob, *raud, daud, naud, graut, flaut* floss, *austern, laug* log, *hauch* usw.

114) niedersächsisch (Natangen): *sau, graut, braud* Firm. 1, 108; (hinterpommerisch): *klauster, graut, laug* ich log, *gaus* gans (pld. *gôs*); (Segeberg, Oldeslohe): *rause, graut.* Firm. 1, 45. 46.

115) niederrheinisch (nördl. Berg, einzeln) z. b. *Kaubes* Jakob.

116) pfälzisch (Odenwald): *sau, raut, braut.*

117) ostfränkisch (Schwarzach, Oberangel): *flau, braud, flauz* das floss, *hauch, klauster.* Schmeller § 330. Petters bemerkungen über deutsche dialectforschung in Böhmen (Prag 1862), s. 70. 71.

118) schlesisch (Niederland): *frau, sau, naut, blauss, grauss, laus, rause.* Weinh. dial. 61; (Zips): *raud* u. a.

119) bajoarisch; älter: *trausten.* Seifr. Helbling (herausgeg. in Haupts ztschr. 4) I, 704; *chaur* kor. Passauer notizbl. Weinh. 2, 77; (westl. Oberösterreich): *raus'n, raut* usw. Höfer, volksspr. 91.

120) schwäbisch; älter: *braut* Mone j. Tit. 824, *hilflaus* Keisersb. prd. (a. druck v. 1508) 105, *zauch* Sleigertüchl. in Meister Altswert (Holland, Keller), Weinh. 1, 85; gegenwärtig allgemein: *naut, raut, taut, grauss, blaus, frau', braud, hauch, laus, klauster, hauzich* hochzeit usw.

121) oberrheinisch (Bregenzerwald): *sau.*

122) jüdischdeutsch: *graus, hauch, taut* u. a.

au steht für **û** nach secundärer diphthongisierung und zwar ohne weitere consonantenbedingung allgemein im

123) neuhochdeutschen: *faul, raum, zaun, mauer, sau, maus, rauschen, taube, staupe, auf, staude, mauth, maussen, saugen, pauke, strauch.*

124) bajoarisch; *au* für *û* ist ein specifisch bajoarischer diphthong und seit dem 13. jahrhundert allmählich sowol ins schriftdeutsche als ins südliche mitteldeutsche eingedrungen; im bajoarischen herscht es, abgesehen von einigen beschränkungen, allgemein. Beispiele wie oben.

125) mitteldeutsch und zwar: im pfälzischen, an der Mosel und in der westlichen Eifel, im südhessischen, südthüringischen, im obersächsischen und schlesischen, im ostfränkischen und westfränkischen, am Oberharz und in der grafschaft Mansfeld, im ermeländischen (gegend um Wormditt; im siebenbürgischen vereinzelt (z. b. Schässburg). In vielen der angeführten mundarten wird es (besonders vor liquiden) teilweise beschränkt (z. b. durch *a*), andere mundarten mitten in solchen mit *au* haben manchmal eigene laute, vgl. Oberangel *ô* für *u*, althennebergisch *ou* usw.

In den nieder- und norddeutschen dialecten sowie im alemannischen findet sich *au* = *û* nur selten und da entweder im auslaute oder in lehnworten des neuhochdeutschen, z. b.

126) dänisch: *pauke, traurig, smaus.* Grimm 1[2], 561.

127) friesisch (Wangeroge) *aut* aus, *aup.* Firm. a. a. o.; (Helgoland): *vertraut.*

128) neuniederländisch (Vriezenveen): *trauwen* kopulieren. Firm. a. a. o.

129) vlämisch (Tongern): *aut*, *haus;* (Löwen): *gebaut;* (Antwerpen): *getraut.* Firm. a. a. o.

130) schweizerisch (Appenzell): *bau, baua, sau, traua.* Tobler, appenz. sprachschatz XXX, 37. Weinh. 1, 51.

au steht für **iu** vereinzelt in ganz Deutschland, meistens

a. ohne weitere consonantenbedingung:

131) neuniederländisch (Vriezenveen): *rauwen* reuen.

132) vlämisch (Brabant, Tongern, Turnhout): *au auwe* euer, *nauwe* neu. Firm. a. a. o.

133) westfälisch (seltener): *aue* euer (Attendorn).

134) niederrheinisch (Meurs): *aue* euer, *au* euch.

135) siebenbürgisch; *graul* greuel (Hanebach).

136) luxemburgisch: *haut* heute.

137) pfälzisch: *haut, sprau* spreu, *fauer, auch* euch.

138) südhessisch: *haut*, *nau, fauer*, *saul* schusterahle (ahd. *siula*), *auch, auer.*

139) westfränkisch (Spessart): *nau, raue* reuen, *hauer* heuer, *fauer.* Schmeller § 248.

140) nordhessisch (Schwalm, Schlitz): *au* euch, *auwer* euer, *nauwe* neu.

141) obersächsisch (Pegauer au, Leipziger gegend, Meissen, Altenburg): *nau, naulich, auer, auch.* Firm. 2, 239 fgg.

142) cimbrisch: *faur* feuer, *laut* leute, *tautsch*, *tauvel,* cimbr. wörterb. 120. 142. 177 und

bairisch: *raut.* Schmeller 3, 158.

au steht für **ie**, nur äusserlich hergehörig, da die herhörenden fälle sich auf *iu* oder auch auf *ô* beziehen lassen, wie

143) westfälisch: *wau* wie (*hwêo*) (Osnabrücker gegend) und

144) südhessisch (Höchst — Hofheim): *fauer* vier.

au steht für **au**, **ou**, alter laut, und zwar

a. ohne weitere consonantenbedingung:

145) gotisch: *augô, daubs* taub, *raubôn* rauben, *haubiþ* haupt, *galaubjan* glauben, *laubs*, *auk, hlaupan* laufen, *daupjan* taufen, *raupjan* raufen. Grimm 1², 46. Heyne 1, 23.

146) altnorweg.-isländisch: *daufr, lauf, auga, auk, laukr* lauch, *hlaupa* laufen, *haufuð* haupt, *kaupa* kaufen. Grimm 1², 293. Heyne 1, 80. Dietrich 199.

147) altgotländisch: *daufr, caupa, laupa, dauþi* usw. Heyne 1, 85.

148) neunorwegisch: *auge* usw. Grimm 1², 570.

149) neuisländisch: *gaukr* kukuk, *kaupa* kaufen usw.

150) schwäbisch (ausgenommen die Bar): *baum, taub, laufo* laufen, *raufo* raufen, *au'* auch usw. Schmeller § 172.

151) westfälisch (von der Magdeburger börde über Braunschweig, Südhannover, Engern, Waldeck, Osnabrück, Lippe, Ravensberg, einerseits bis Rheina, Münster, Dortmund, andrerseits bis Büren, Brilon, Medebach), z. b.: *auk, laupen, to haupe* (zusammen = zu haufe), *auge, glauwen, kaupen, raupen, baum* usw.

152) neufriesisch (äusserst selten), z. b.: *haud* haupt (Sylt). (Oder ist dieses Firmenichische *au* als *àu* zu lesen?)

153) neuniederländisch (in einzelnen mundarten statt des sonstigen *ou*) z. b.: *vrauw* frau, *mauwe* ermel (Vriezenveen). Firm. 3, 750—753.

154) vlämisch (wie 153) (vereinzelt) z. b. (Mastricht): *auch, tauw* tau strick, (Geertsbergen): *nauwelaks* knapp kaum (genau).

b. vor *m, b, f, g, ch* und auslautend (vor den übrigen consonanten, nämlich vor *h, s, r, d, t, ß, n*, entspricht hier älteres *ô* aus *au*).

155) althochdeutsch (s. allg. zu *au*): *baum, laub, raubôn, taufjan, baug, zaubarôn, traum, laufan, haubet* usw.

156) elsässisch: *lauf, kauf, au'* usw. Fromm. 5, 111 fgg.

157) bajoarisch, meist nur auslautend, sonst gegen *a* weichend (oder im cimbrischen gegen *o*). Beispiele: *g'nau, raub'm, augh* u. a.

158) mitteldeutsch, wie 157 neben *a*, das in einzelnen mundarten (wie pfälzisch, südhessisch, obersächsisch) fast ausschliesslich herscht, in anderen (wie im ost- und westfränkischen usw.) überwiegend ist. Gegenüber dem *au* = *û* hat *au* = *au, ou* ein grösseres gebiet (in welchem es freilich nicht überall gleichen bereich über die lautfälle hat) und reicht noch über Lothringen, Rheinfranken, den Westerwald, Nordhessen. Beispiele unnötig.

au steht für **aü** — abneigung gegen umlaut *äu*, somit eigentlich unter *au* zu stellen — ohne ersichtliche consonantenbedingung; immer nur vereinzelt.

159) thüringisch (Nordhausen, grafsch. Hohenstein): *hau* heu.

160) siebenbürgisch (Hanebach): *fraudje* freude.

161) niedersächsisch (Bremen): *frauen* freuen, und sonst einzeln.

162) neufriesisch (Wangeroge): *þrauwen* drohen, *unverdauelk* unverdaulich, *frauden* freuden.

au steht für **uo**, meistenteils durch metathese, und zwar ohne besondere consonanzbedingung.

163) westfälisch, regelmässiger laut (vgl. daneben *àu, ou, iau, eo* usw. in einzelnen gegenden, s. meinen aufsatz in Kuhns ztschr. XVIII, 271. 272), Wöste in Fromm. 3, 560, 2. 4, 140, 11. Hoffmann ebd. 5, 45, 29. 36. Müller ebd. 2, 131. 132 und Firmenich. Beispiele: *gaud, blaud, mauder, tau* zu, *maut* muss, *bauk, dauk, faut, haun, staul, faur, grauf* u. a.

164) rheinisch (Aachen): *kauh, gaud, zau, staul.* Kuhn XVIII, 272. 273. Vereinzelt noch an einigen punkten, z. b. *zau* (Siebengebirge), *tau* (Gladbach) usw.

165) südhessisch (gegen sonstiges *ou*, in Höchst = Hochheim): *gaut, kauche* kuchen, *tauch.*

166) siebenbürgisch (um Hermannstadt, in Zeiden, Rosenau, im Nösnerlande): *mauss, gaud, grauw* grub, *flaud* flut, *zau, nau, blaud, bauf* bube, *faur* fuhr, *dauch, drauch* trug usw. Kuhn XVIII, 273. Schuller a. a. o.

167) ostfränkisch (Böhmerwald): *bau'* bube, *kauch'n* kuchen. (Sonst in Ostfranken *ou*). Vgl. meinen aufsatz in Kuhns ztschr. a. a. o.

168) niedersächsisch in bestimten gegenden, z. b. (Natungen): *schau'* schuh; (Flatower und Schlochauer kreis, Zempelburg, Konitz): *tau, maus* mus brei, *daun* tun, *gaud, dauk, kau;* (hinterpommerisch): *blaud, dauk, fauder, gaud, haun, kau'* kuh, *staul, tau, faur, schlaug;* (ostholsteinisch, in Segeberg, Oldesloe, nördlich amt Trittau und nördlich Lauenburg): *faut, daun, gaud, tau;* (Westschwerin): *faut, daun, schau, unfraudig* unachtsam (ahd. *unvruot* unklug), *blaud, raupen, gaud, klauk* klug, *schaule, dauk;* ausserdem noch in den umgegenden der Magdeburger börde (z. b. Leitzkau: *daun, schau*, im Drömling vereinzeltes: *tau*) usw.

169) thüringisch (Erfurt): *gaut.*

170) schwäbisch: *auchtwaide, auchten* (vgl. ahd. *uohta;* „für aus *uo* entstelltes *u*" Schmid 31. Weinh. 1, 85.

171) neufriesisch (Wangeroge, *au* oder *àu?*): *slaugen* schlugen, *lauk* schauen, *blauked* blickte (wol *bilauked* und zum vorigen?), *vergnaugd* vergnügt, *kraug* wirtshaus, *ärmauþ* armut.

EGER. H. GRADL.

BEITRÄGE AUS DEM NIEDERDEUTSCHEN.

Ags. boh oder bôh?

Grimm gr. 3[1] s. 399 fragt: „*bough ramus*, ags. *boh* oder *bôh?*" — Antwort: *bôh*, wie *genôh* (*enough*). Das wort ist auch mittelwestfälisch. Bei Fahne Dortm. IV s. 299 steht: *van Joh. Berswort vor eyn voder beughe de van deme tymerholt komen weren. Beughe* d. i. *baüge, baige* ist plur. von *baug* oder *boug* ast, zweig, welches sich lautrecht aus älterem *buog, bôg* entwickelte.

Mnd. Arn.

Vorstehendes wort findet sich, wie mir herr dr. Schiller mitteilt, in Lüb. Z. R. 440 (Wehrmann): *hebben de mestbereders behof arne to rekende edder orde to scharpende*, d. i. haben die messerbereiter (mittelwestf. *messed*, messer) nötig, erle zu recken oder schneiden zu schärfen.

Als gewerblicher ausdruck für den teil eines degens, messers, einer feile u. dergl., der (zuweilen spiessförmig) in die handhabe eingelassen wird, oder auch einfach dieselbe bildet, gilt bei unsern schmieden und kaufleuten *erl* oder *ärl*, m. (vgl. mhd. *arl*). Dieses *erl* stattet mnd. *arn*, vermutlich entstanden aus altniederd. *araw*, welches nicht allein ährenförmig, sondern auch spiessförmig bedeutet haben wird; vgl. ags. *arewe*, engl. *arrow*. Auslautendes *h* oder *w* geht nicht selten in *n* über. Beispiele: holl. *schoen* (ahd. *scuoh*), südwestf. *tâne* = *têwe* (ahd. *zêha*), aachener *binen* (ahd. *bahjan*), südwestf. *ârn* = *nârn* (ahd. *narwa*), vgl. jedoch für *ârn* das helgol. *arent* (mda. III, 29) und schwed. *ärr*. Möglich ist auch ein wechsel von *l* und *n* (*arl* = *arn*); vgl. *klüggen* : *klüggel*, *râden* : *râdel*.

Nd. Kobbe.

Was der gemeine mann in Andalusien (s. Caballero cuentos p. 41) von kröten und schlangen glaubt, das erzählen sich auf ähnliche weise kinder in Südwestfalen von den spinnen, zumal den afterspinnen: *Se sûget den vergift ût der lucht un mâket se gesünder.* Diese volksmeinung dürfte von hohem alter und schon mit den Sachsen nach Britannien gewandert sein. Sie wirft licht auf das ags. *attorcoppa* (*aranea*) und weiter auf südwestf. *kobbe*, f. (spinne), so wie auf *kobbe* (mewe) in den

seegegenden Norddeutschlands. Mit engl. *cob* (spinne), *cobweb* (westf. *kobbwebbe*), *cob* (mewe) mag es sich dann ebenso verhalten.

Wie ags. *doppa* (*mergus*) auf *deópan*, so führt *coppa* auf *ceópan*, von welchem *coppjan* abstamt, dem die bedeutung „an sich nehmen, zusammen bringen" beizulegen ist. *Attorcoppa* ist somit, der obigen kinderüberlieferung entsprechend, giftnehmer, giftsamler. In Westfalen wird *etterkoppa* oder *edderkebba* einst ebenso gegolten haben und seines bestimwortes dann entkleidet sein, als dieses (heute: *etter, edder*, bei Büren *atter* = eiter) die bedeutung gift eingebüsst hatte. Lag in einem altniederd. und ags. *coppa* oder *kobba* ursprünglich der etymol. sinn von *accipiter*, so war die verwendung des einfachen wortes für eine mewenart sehr passend.

Weder die verschiedenheit des genus und der declination, noch das *bb* können hier etwas verschlagen. Genus- und declinationsabschwächungen sind gerade im nd., andern dialecten gegenüber, nicht selten. Man denke z. b. an unsere *râwe*, f. (rabe), *swâne*, f. (schwan). Was aber das *bb* betrifft, so bleibt die wahl, es aus früherer lautstufe beibehalten, oder aus *pp* erweicht zu denken. So steht *schoppen* (schuppen) neben *schobben* (Iserlohn), *schrappen* neben *schrabben*, *schruppen* neben *schrubben*. So hängen *drabbe* (bodensatz), *krabbe* mit *driupan* und *kriupan* oder vielmehr mit den diesen vorhergegangenen *dripan* und *kripan* zusammen.

Krût unde wyn.

Theoph. 1. (Hoffm.) 265: „*hyr schenken wy ju krût unde wyn.*" *Krût* ist hier wol nicht die symbolische *herba* bei einwehrungen, vielmehr *krût unde wyn* nichts anderes, als *wyn und krût*, d. h. wein und gewürz (zimmt). Vgl. Seib. Qu. II, 280, 281: „*item men plach VI mal*[1] *allen letmaten der kercken wyn vnd kruyt to geven.*" Sollte im Theoph. die symbolische *herba* bezeichnet werden, so würde der dichter gewis nicht „*wy schenken ju*" gesagt, er würde sich anders ausgedrückt haben.

1) a° 1444; zu Gr. gr. III s. 232.

Vêle stân mid.

Clâws Bûr (Höfer) v. 30: „*des stâ ik vele mit êner kô.*" Hier war *vêle* zu schreiben. Das gibt eine echt westfälische redensart für das westfälische buch. Wir sagen heute: *Dat wîf stêt ümmer med appeln fêle; et is de àlle appeltiəwe.* Der bauer sagt also: Ich brauche ja nur eine kuh feil zu bieten, um mir die mittel zu verschaffen, einmal satt wein zu trinken.

Lûter.

Theoph. 1. (Hoffm.) 686 soll die handschrift *buter wort* enthalten, was der herausgeber in *boterwort* (büsserworte) geändert hat. Passt das in den zusammenhang? Es ist zu lesen oder zu bessern: *lûter wort*. So las der schreiber einer andern bearbeitung, und weil er das *lûter wort* misverstand, setzte er dafür „*wâre rede*"; vgl. Theoph. (Bruns) 203: „*du heft my ware rede vorgesaghet.*" *Lûter* bedeutete, wie heute: bloss, nur: nun hast du mir lauter worte vorgelegt, wie man sie ja den verzweifelnden (vorzulegen) pflegt.

Likemere.

Sündenfall etc. (Schoenemann) s. 166: „*Dessen rîm schal me spreken tyghen ?likemere.*" Das ? wird überflüssig durch die bemerkung: *lîkemere* ist zusammengesetzt aus *lîk* (leib) und *emere* (*emmer*, feuerfunke). Der reim ward also etwa gegen rotlauf (sogen. rose) gesprochen.

Wilbred.

Wie man beim urkundenlesen zuweilen aus *l* ein *b* gemacht hat, so ist auch wol *b* zum *l* geworden. Seib. urk. II s. 417 (*van bruytlachten*): „*Oyc so en sal nummant mit willrede dinen.*" Glossar: „*Willrede*, gauklerworte." — Es ist zu lesen: *mit wilbrede* = mit wildbret.

Brôddêg.

Brem. geschichtsqu. (Lappenberg) s. 56: „*de sulve her Ghert hadde — nenen gheliken van enem broddeghen ghehat binnen hundert iaren.*" Glossar: „*broddeghen* n. 55 brüderchen." — „*Van enem broddeghen*" ist plumpe übersetzung einer dem ital. „*di medesima pasta*" entsprechenden phrase des lat. originals.

ISERLOHN. F. WŒSTE.

(Wird fortgesetzt.)

Ph. Dietz, Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers deutschen Schriften. 1. bd. A—F. Leipzig, Vogel, 1870. LXXXVII, 772 s. n. 5⅙ thlr.

Die zweite hälfte des laufenden jahrhunderts stellt sich in der germanischen philologie unter anderm auch als die zeit der grossen wörterbücher dar; um das jahr 1850 trat sowol das grosse mittelhochdeutsche wörterbuch ins leben wie das Grimmsche deutsche wörterbuch, nicht viel später auch das grosse niederländische wörterbuch und das für uns noch wichtigere mittelniederländische, das leider seit der zweiten lieferung stocken muss, und auch der scandinavische norden wie England wollen in dieser bewegung der gelehrten arbeit nicht zurückbleiben. Da wäre es denn eigentlich an der zeit, dass man auch die art und weise, wie die neue aufgabe auszuführen ist, einer untersuchung unterzöge, oder, um „wissenschaftlich" zu reden,

dass man die methode der neuen grossen lexicographie zur wissenschaftlichen debatte brächte, um so mehr, als diese debatte mehrfach in schwebende wichtige fragen der gewaltig wachsenden sprachwissenschaft selber unmittelbar einschlagen würde. Denn neu ist die aufgabe wirklich, das bringt, auch abgesehen von den höher gesteckten zielen, schon die masse mit sich, die da zu bewältigen ist, und für diese wie vollends für jene reicht der überlieferte rahmen der arbeit nicht mehr aus, wie er sich in der lexicographie der vorigen jahrhunderte ausgebildet hatte, und zwar bei aller selbständigkeit der einzelnen arbeiter mit einer gewissen einheitlichkeit, wesentlich im anschluss an die lateinischen wörterbücher, die im ganzen der schule zu dienen hatten. Streng genommen hätte freilich diese untersuchung des neuen verfahrens der inangriffnahme der werke selber voraufgehen müssen; aber das war bei der ungeahnten grösse des stoffes wider nicht menschenmöglich, die rechte neue methode kann sich nur aus dem stoffe selber herausarbeiten unter versuchen, fehlgriffen, umkehr von eingeschlagenen wegen, die sich nachher als unrichtige herausstellen. Doch ist hier nicht ort und zeit, darauf tiefer einzugehen, so sehr mir als beteiligtem an der erörterung gelegen ist; aber zu einer und der anderen daher gehörigen bemerkung wird wol das folgende anlass geben.

Auch das Lutherwörterbuch von Dietz schlägt in die neue epoche der grossen wörterbücher ein; unsere litteratur hat noch nichts ähnliches, und wol keine andere neuere litteratur, wie dieses wörterbuch für einen einzelnen schriftsteller, das in einem starken bande von 800 seiten nur etwa ein kleines drittel des ganzen darstellt. Dass gerade Luthern ein solches unternehmen zuerst zugewendet wird, kann man im interesse der deutschen philologie, und dieser nicht allein, nur mit wahrer freude sehen, um so mehr als die arbeit in der hauptsache durchaus den wirklichen interessen der forschung dienstbar ist, und zwar nicht der philologischen im engeren sinne allein, die nach Luthers Deutsch fragt, von seiner schreibweise und dem orthographischen gebrauch der druckereien angefangen bis hinauf in die syntax, sondern ebenso der höher greifenden forschung, die etwa nach Luthers art sprachlich zu denken fragt, nach der art und den quellen seiner bilder, nach seinem stil im höheren sinne. Dabei ist das alles auch in seiner entwickelung leicht zu übersehen, da die arbeit in der hauptsache auf den erreichbaren ersten quellen fusst, d. h. auf den ursprünglichen und echten einzeldrucken mit steter anführung des druckjahres, manchmal selbst auf Luthers handschrift, doch so dass auch die verschiedenen gesamtausgaben, wie spätere einzeldrucke und selbst nachdrucke zugezogen werden.[1] Noch für keinen schriftsteller ist, wie hier für einen der bedeutendsten aller zeiten, die möglichkeit geboten, mit leichter mühe in die rüstkammer seines geistes zu blicken, wie seine sprache sie darstellt. Wie sehr könte man z. b. für Goethe ein ähnliches buch wünschen, das dem lernenden wie dem forscher beim eindringen in die wege und gründe seines denkens zur hand gienge; es brauchte zunächst nichts zu tun als seine stichworte und lieblingswendungen geschichtlich genau zu verfolgen und mit belegstellen zu verzeichnen, so wäre schon ein schlüssel gewonnen, der den grossen, wunderbar tiefen und klaren hintergrund seiner oft scheinbar schlichten rede leicht erschlösse, und so die gewaltige geistesschöpfung dieses einzigen mannes erst wirklich der zeit und zukunft so nutzbar machte, wie sie es einmal werden muss früher oder später. Das wäre so zu sagen eine innere lexicographie, während die heutige

1) Ein dem vorworte angehängtes quellenverzeichnis führt auf mehr als 60 seiten unter mehr als 300 nummern die quellendrucke, vom jahre 1516 angefangen, auf, mit genauer bibliographischer beschreibung.

doch noch zu sehr beim äussern der sprache sich aufhält, wie freilich im allgemeinen die sprachforschung überhaupt noch.

Doch zu unserm Lutherwörterbuch zurück. Der gedanke dazu ist dem verfasser durch das Grimmsche wörterbuch gekommen, d. h. durch das was dieses für Luther zu wünschen übrig liess. Er fand die belege dort, „wie es auch kaum anders sein konte, fast ausschliesslich einer späteren, nicht bloss sprachlich unzuverlässigen, sondern auch unvollständigen gesamtausgabe von Luthers werken entnommen (der Jenaischen), woher es gekommen, dass eine ganze reihe von wörtern, die doch zum teil widerholt bei Luther begegnen, teils der belege aus Luthers schriften entbehrt, teils gar nicht einmal zur verzeichnung gelangt sind" (s. IV), und eine anmerkung dazu führt zum handgreiflichen beweis die dort ganz vermissten oder nicht aus Luther belegten wörter auf, nur aus den buchstaben A und B, und doch zwei ganze quartseiten voll! unter den ganz fehlenden sind z. b. allein 9 composita mit *ablasz*, darunter selbst *ablaszkrämer!* Da wäre denn nun freilich von seiten des Grimmschen wörterbuches zunächst dem geschichtlichen sprachgenius gegenüber ein *pater peccavi* nötig, und dann, wenn der gestrenge richter wider sein ohr zum hören neigte, zur erklärung ein geschichtlicher blick auf die entstehung, oder, wem das besser gefällt, die *γένεσις* des so durch tatsachen verklagten werkes. Doch ist jetzt und hier zum letzteren wirklich nicht zeit und ort; aber die kenner wissen ja, wie die fülle der quellen erst allmählich um den mühsalsvollen arbeitstisch sich sammelte, glauben uns wol auch gleich, wie die arbeit immer etwas hat von dem ausschöpfenwollen wenn nicht des meeres, so doch eines flutenreichen sees. Auf jeden fall gebührt herrn Dietz dank von seiten des deutschen wörterbuchs, dass er ihm so auf die finger gesehen und nachgeholfen hat in bezug auf vollständigkeit, die man seit Campe als das erste erfordernis und das oberste strebeziel eines deutschen wörterbuchs anzusehen pflegt, worüber gar manches zu sagen wäre, z. b. von dem unterschiede rein äusserlicher und innerer vollständigkeit, und wie es die erste gar nicht gibt, noch weniger als die zweite, während die augen doch zuerst und zumeist auf jene sehen.

Aber wir dürfen nun auch den spiess umkehren und dem Lutherwörterbuche auf die finger sehen nach seiner „vollständigkeit." Es bringt sich selbst schon auf 12 spalten nachträge (mit Frommanns beihilfe), darunter manches recht wichtige; aber eine nicht lange nachlese fand doch immer noch mehr als eine übersehene traube. Da werden z. b. s. V composita mit *bapst* bei Grimm vermisst; nun diese werden dort unter *P* folgen (wie auch z. b. *pelverlein*, belferndes hündlein, das Dietz im *B* unter den vermissten aufführt und selbst erst in den nachträgen beibringt); aber unter seinen 20 compositis fehlt doch auch *bapsttreue*, das ich nur ihm selbst entnehme, *bapsttrew* s. LXXXIV als stichwort auf dem titel einer streitschrift. Auf s. 312 steht das merkwürdige *blastücker*, eine art betrüger, schwindler, darunter *blastückerei*, *blastückisch;* während J. Grimm dabei an lat. *plasticus* dachte, bleibt Dietz bei heimischem ursprung und setzt dazu in parenthese ein angenommenes *blastücke*. Aber dies steht ja wirklich in den varianten zu 2. Cor. 4, 2 bei Bindseil, *blastück*, *blastuck*, und durfte weniger fehlen als die ableitungen davon. S. 506 fehlt das verbum *eingedenken* (wie bei Grimm auch), es steht versteckt unter *eindenken* aus einer briefstelle. Unter *drehen* fehlt die bedeutung drechseln, während *drehewerk* drechslerarbeit belegt ist; sie steht unter *blumwerk*, die *gedreten knoten* da sind gedrechselte. Unter *ausschlagen* fehlt: *das das armbrust im ausschlegt* (s. unter *armbrust*), wol gleich versagt, abblitzt, wie man vom schiessgewehr sagt, die stelle ist nicht völlig genug ausgeschrieben, dass man die bedeutung sicher sehen könte,

wie das leider öfter vorkomt, auch bei wichtigen wörtern, s. z. b. *bapsts larve, bechtlein, ausschlusz, ehefräulein, des teufels canceley* s. 369[a].

Wichtiger ist das fehlen einer bedeutung bei einem unscheinbaren worte; solche sind die alltäglichen, die nächsten, auf die man in der regel zuletzt das auge richten lernt, während sie in jedem betracht doch die wichtigsten sind. So komt es, dass bei J. Grimm u. a. *also* viel zu kurz weggekommen ist, dass ihm da mehrere bedeutungen und anwendungen völlig fehlen. Hauptsächlich die bedeutung ebenso, die sogar glaub ich zuerst stehen muste als die vermutlich älteste, wie sie in dem mittelhochdeutschen wörterbuche jetzt voransteht, doch auch nicht nachdrücklich genug bewiesen und hervorgehoben unter den blossen verstärkten „so.“ Dass J. Grimm diese bedeutung von *also* nie beobachtet hat, zeigt mit dem schweigen im wörterbuche zusammen seine äusserung in dem aufsatz über „*all also als*“ in Haupts zeitschr. 8, 387: „*al sô* drückt buchstäblich aus *omne ita* ... soll aber nichts anders bedeuten als *ita, sic*“ — beobachtet, denn wirklich geht es dem wörtersucher und wörterbeschreiber wie den astronomen mit ihren sternen, oder den physikern mit ihren phänomenen, denen auch alltägliches oft lange durch die hände gelaufen ist, ehe sich die scharfe beobachtung darauf richtete, um es erst in seinem wesen zu entdecken. Da zeigt sich das alte feine sprichwort umgekehrt: man sieht die bäume vor dem walde nicht. Seitdem diese bedeutung ebenso mir neuhochdeutsch zuerst auffiel, habe ich beispiele genug beobachtet, bis tief ins 17. jahrhundert hinein, z. b.: *nun aber setzt Venus den iren solche brillen auf, dasz ie ein Binzger baur einen eid schwüre, es wer kein schöner bild auf erden, dann ein Binzger beurin mit eim groszen kropf, solt sie den nit haben, er meint .. sie hette ire glider nit alle. also bleibt Marcolfo sein viereckichts weib die schön Helena.* S. Frank, sprichw. (1541) 2, 69[a]; *der glaube leidt keinen scherz, also das gerücht* (der gute ruf), *also das aug.* 2, 4[b], in der erklärung des sprichworts *die ehr, glaub und aug leiden keinen scherz.* Besonders deutlich im 17. jahrhundert, das uns doch sonst so nahe liegt: *wer sich zwischen thür und angel steckt, der klemmet sich. also wer freunden* (verwanten) *und eheleuten zuwider handelt.* Lehmann, floril. polit. (1662) 1, 230; *den mutwilligen pferden macht man einen knopf* (knoten, knebel) *für das maul: also wird unserer ungezähmten natur der knopf des creuzes angelegt.* M. Abele, selts. gerichtshändel (1684) 1, 373; *einen jungen leuen soll man sich hüten zu beleidigen. also gefärlich ist es auch, einen jungen krohnleuen* (thronfolger) .. *zu beleidigen.* Butschky, Patmos 732; (*wo wir*) *wie den tag in unvergleichlicher lust, also ferner den abend in allerhand ergetzungen zugebracht.* A. Gryphius (1698) 2, 494. Herr Dietz wird mir glauben, dass ich nicht ohne spannung in seinem Lutherwörterb. nach diesem *also* sah; als erste bedeutung steht da „*ita*, so, ganz so, ebenso, auf diese art,“ aber belege für ebenso stehen nicht da (das *auch also* Matth. 5, 47 ist nicht scharf genug), ich will einige nachholen: *wenn man siebet, so bleibet das unfletige drinnen* (im siebe, das unreine). *also, was*[1] *der mensch furnimpt, so klebet imer etwas unreines dran.* Sirach 27, 5, vgl. v. 3 und 6; *der bapst thut also* (machts ebenso), *alle die im helfen sein kirchenwesen .. sterken und mehren, die wird er .. hoch heben.* Vorrede zum Daniel, bei Bindseil 7, 383; *was ist ewer kirchenstand vor unserm evangelio*[2]

1) *was*, wie oft, gleich mhd. *swaz*, stark betont zu sprechen, dieser ton als ersatz für das *sô* in *swaz*.

2) d. h. vor meinem und meiner freunde auftreten, vor meiner frei und froh machenden lehre; dass er von seiner lehre mit allem freudigen stolze dieses hohe biblische wort brauchte, auch sich selber dem entsprechend einen *evangelisten* nante, seine

gewesen, denn eitel tegliche newigkeit? .. es folgt ein beleg, dann: *also weiter* (ebenso ferner), *einer richtet den rosenkranz auf .... also mit den walfarten, da giengen teglich newe auf* usw. Schriften 5 (Jena 1561), 82^{b}, Vermanung an die geistlichen 1530. Dies *also* ist so ein baum, der vor dem walde nicht gesehen worden ist. Auch *also* erläuternd, gleich nämlich, das heisst, fehlt (mittelhochdeutsch beobachtet von Wackernagel im glossar zum lesebuch): *wo man dén trost .. von der müncherei wegnimpt, also das man dadurch nicht gerecht werde noch gnade verdiene, so ist ir der kopf abgehawen.* 6, 27^{b} (Jena 1561); bei Grimm fehlt es freilich auch, Dietz bringt aber *als* in dieser bedeutung (das nur nicht als „demonstrativ" gehen kann).

Zu *als* aber auch ein kleiner nachtrag. Da ist bei Grimm 1, 250 *als* nach dem comparativ für das ältere *denn* der ersten hälfte des 16. jahrhunderts abgesprochen, „in der zweiten hälfte beginnt *als* einzureissen, und Fischart kann für den ersten hervorragenden schriftsteller gelten" usw. Damit ist aber dem guten *als* starkes unrecht getan durch unzureichende beobachtung, denn es steht schon so beim Teichner 170, bei Meister Eckhart 484, 27, ja bei Walther 25, 28 (in dem mhd. wörterbuche steht nichts davon), mittelniederdeutsch z. b. oft im jütischen Low, z. b. *doch kein gröter schip alse mit sös remen* (rudern) 3, 62 § 7.[1] Aus der ersten hälfte des 16. jahrhunderts z. b. bei Er. Alberus im Esop: *kein feiner noch meisterlicher gedicht als das buch von Reinicken* (Grimms wörterbuch 2, 745). Auch bei Luther, z. b.: *das also kein ermer, geringer, verechter discipel nicht ist auf erden, als gott.* 8, 305^{a}. Jena 1580 (bei Wackernagel lesebuch 3^{1}, 199 aus der Wittenberger ausgabe 1581); Dietz hat es leider auch durch die finger laufen lassen,[2] so reich sonst sein artikel *als* ist.

Noch merkwürdiger ist was dem wörtlein *bis* in den wörterbüchern bis jetzt passiert ist, dass ihm da eine bedeutung noch gänzlich fehlt, die von der gewönlichen auffallend abweicht: „so lange als" .., also ganz wie lat. donec, dum. So im Baseler totentanze, da spricht der musicierende (pfeifende) tod zur edelfrau:

danzen (tanzet), *fraw, noch uweren sin,*
bis de pfif ein ton gewin. Haupts zeitschr. 9, 344.

Und selbst in unserem jahrhundert noch, bei niemand anders als Schiller (Abschied vom leser):

nicht länger wollen diese lieder leben
als bis ihr klang ein fühlend herz erfreut.
Gedichte (1800) 1, 334; Musenalm. 1796, s. 204.

Das ist als ob mans da nicht mit Deutsch zu tun hätte, das tausenden durch die hände gieng und geht, sondern mit irgend einer entlegenen sprache, wo für seltene

helfer und genossen allerdings auch, das tritt bei Dietz nicht genügend hervor, ist auch leider nicht genügend belegt, und ist doch hochwichtig zum verständnis des mannes; die art, wie es s. 629^{a} angeführt wird, klingt eher abschwächend, als könte man eine erschreckende selbstüberhebung dahinter finden.

1) Bemerkenswert ist und für die erklärung der erscheinung in psychologischer syntax wertvoll, dass ganz entsprechend auch altgriechisch ὡς für ἤ eintrat, ja schon bei Homer ἠύτε Il. 4, 277; auch lat. *quam* entspricht ja dem *als* genau.

2) Hier mag ein erklärendes streiflicht auf die entstehung des Grimmschen wörterbuches geworfen werden: während 1, 250 unter *als* belege fehlen bis Fischart (wo sie J. Grimm offenbar sich selber erst während der arbeit zusammengesucht hat im Gargantua), wimmelt es 2, 745 von beispielen für *dann* — d. h. die auszieher haben reichlich ausgeschrieben was ihnen auffiel, und laufen lassen was ihnen geläufig war.

wörter noch die bedeutungen zu entdecken sind! so mühsam komt unser wörterbuch zu stande. Auch Luther hat dies *bis*, zu *bis dasz* verstärkt: *Esaias 1. straft das volk also „dein wein ist gemischet mit wasser“ ... ein solcher diebischer kretzschmer* (wirt) *ist der bapst auch, bis das er eitel pfützenwasser für guten wein verkauft.* 1, 503[a] (Jena 1564), von der Beicht; bei Dietz steht nichts davon, wie bei Grimm auch nicht.

Gegenüber diesem fehlen lässt sich aber manches anführen, das recht gut oder besser fehlen könte. So besonders die etymologien, die zuweilen so ausführlich sind, als handelte sichs nicht um ein wörterbuch für Luther, sondern um ein deutsches wörterbuch schlechthin; komt es doch vor, wie unter *auch*, dass in sieben zeilen nur das etymologische geboten wird und aus Luther wirklich gar nichts. Unter *arbeit* wird in elf zeilen vorgetragen was über den ursprung bis jetzt ermittelt oder angenommen ist, mit verweisung auf Grimm und Weigand mittelst des beliebten farblosen „vergleiche,“ das übrigens den schein mitbringt, als wäre dort nur ähnliches oder ergänzendes zu finden, nicht eben das, was der verfasser entlehnend vorbringt. Was man hier suchen muste statt dessen, war, dass Luthers form *erbeit* nicht nur erwähnt wurde, sondern geschichtlich begreiflich gemacht, gegen jeden schein einer willkür sicher gestellt, wie er da dem laien immer entgegen komt. Auch musten Luthers formen *erbeiten, erbeiter, erbeitsam* gleich mit angeführt werden, die man sich nun selbst zusammensuchen muss, und unter *arbeitsam* durfte die form *erbtsam* nicht mit einem *sic!* abgefertigt werden, das den schein des unerhörten, unverantwortlichen und ähnliches wenigstens für den laien mit sich bringen kann. War doch aus Grimms wörterbuch leicht zu entnehmen, dass auch Logau die volksmässige und geschichtlich völlig berechtigte form *arbt* im dichterischen stil zu brauchen wagte. — Unter *Deutschland* findet man dies im nominativ und accusativ, den unflectierten casus, belegt; aber das konte fehlen, wenn dafür Luthers genitiv *deutsches lands* (s. XLVIII. 155[b] u. ö.) und sein dativ *im teutsch lande* (s. 369[a], sicher auch noch *im teutschen lande*) beigebracht wurden; erst damit erhielt der artikel *Deutschland* seinen lexicalischen wert, das hochwichtige wort seine geschichte, die bei W. Grimm freilich auch nicht klar vortritt, man muss sich das entscheidende, was der lexicograph zu lehren hatte, aus dem langen artikel selber zusammensuchen — ein beweis mehr, wie sehr unsere lexicographie noch im werden ist, selbst oder gerade bei so einfachen und nahe liegenden dingen. Wunderlich genug, der rein äusserliche umstand, dass *Deutschland* unserm auge als éin wort erscheint, *deutsches lands* aber als zwei, hat es erschwert, zu bemerken (mir auch), dass beide früher zusammengehören wie irgend ein anderer nominativ und sein rechter genetiv. Wie sehr für uns heutzutage der name des vaterlandes grammatisch erstorben und verknorpelt ist, kann man empfinden an dem genetiv *Deutschlandes*, den z. b. noch 1765 die litteraturbriefe 21, 177 brauchten, jetzt aber niemand mehr brauchen dürfte, und lesen wir es dort (wie *in dem protestantischen Deutschlande*, Lessing 9, 420), ohne eben zu geschichtlichem sehen aufgelegt zu sein, so wird uns unbehaglich, als stünde da eine von den unvollkommenheiten, die selbst jener grossen zeit im fache der schulbildung noch anhaften und die wir nun glücklich los sind!

Mühe und platz sparen konte der verfasser auch in den erklärungen. Wozu z. b. in einem Lutherwörterbuche die erklärung von *augapfel, coralle, elster, canzelei, gründonnerstag, butter, buttermilch, distelkopf? distelkopf* z. b. ist *„caput cardui,* die blume mit der runden samenkapsel der distel,“ *augapfel,* „die häutige, das licht empfangende kugel im auge“ (dies aus Weigand, wie oft), *furcht,* „die unangenehme seelenregung in beziehung auf eine gefahr, ein übel, oder auch auf ein wesen,

das diese gefahr, dieses übel zukommen lässt oder doch zukommen lassen kann." Für wen sind denn solche erklärungen? Ich wüste wahrlich keine andere antwort, als ungefähr folgende: die von *distelkopf* passte etwa für ein kind, das einen distelkopf noch nie gesehen hat, und darum in gefahr wäre, sich dabei einen wirklichen kopf, wie es ihn allein kennt, vorzustellen, oder für einen stubenhocker, dem die vorstellung eines distelkopfes wider abhanden gekommen wäre. Die erklärung oder vielmehr beschreibung der furcht aber, ja wer braucht denn die? ich finde niemand, als einen der furcht gar nicht kente und einen satz mit *furcht* nicht verstünde und also hier im wörterbuche nachsähe — der müste aber wol aus dem monde herniederkommen. Da sind wir denn bei einer solchen frage wegen der einrichtung unserer wörterbücher, wie sie oben berührt wurde. Ich weiss recht wol, aus welcher quelle dies gewissenhafte verfahren stamt, und dass es sich als das wahrhaft „wissenschaftliche" verfahren fühlt, dem gegenüber meine äusserungen wol gar wie leichtfertig klingen. Noch bei Frisch war *furcht* einfach *metus*, *timor*, *formido*, und Jac. Grimm blieb bei dieser altüberlieferten form des erklärens. Bei Adelung aber erscheint *furcht* als „die unlust über ein bevorstehendes übel, es mag nun wirklich oder in der einbildung bevorstehen," ebenso bei Campe durch entlehnung, nur dass ihm „unlust" nicht stark genug war, er setzte noch „abscheu" hinzu. Darin ist denn nichts anderes als Kants einfluss wirksam, durch den die „begriffe" und „begriffsbestimmungen" zu hohen ehren kamen als das, was im kreise des denkens allein mit dem alten wuste aufräumen, wider klaren weg zur wahrheit schaffen könte; und wie sie damals in die schulen eintraten in den sogenanten denkübungen, so setzte sie Adelung an die stelle der alten lateinischen übersetzung im deutschen wörterbuche; seine zeit hat gewis darin einen grossen fortschritt gesehen. Aber wohin dieser philosophische weg führte, in gerader linie verfolgt, zeigen schon erklärungen Adelungs wie: „*vater*, ein wesen männlichen geschlechts, welches durch die befruchtung eines weiblichen ein anderes wesen seiner art zeuget," oder „*hase*, ein fünfzehiges, mit haaren versehenes, widerkäuendes, essbares, vierfüssiges tier, mit sehr langen löffeln oder ohren, welches sich von kräutern, kohl, baumrinde und feldfrüchten nährt und mit offenen augen schläft." Ich kann mir nicht helfen, mir fallen bei solchen wörterbuchsdefinitionen immer die mondbewohner ein, aber selbst diese würden jene definition von *vater* sicher für überflüssig finden, ich glaube sogar für geschmacklos, und dabei für sehr unzureichend; man braucht nur das „seiner art" und das „zeuget" genau beim worte zu nehmen, so würden danach die väter sehr zusammenschmelzen, und ähnlich geht es jeder solchen definition. Ich glaube, es ist hohe zeit, von diesem wege umzukehren und mühe und papier besser zu verwenden. — Auch mit den adverbien macht sich der verfasser vielfach überflüssige mühe, indem er immer bestrebt ist neben einem adjectiv das adverbium als besonderes wort aufzustellen. Das ist durch J. Grimms vorgang veranlasst, der darin von einer beneidenden bewunderung des lateins geleitet war, die ihn auch in anderen punkten beherschte. Aber wir haben im neuhochdeutschen nun einmal, lexicalisch genommen, kein adverb mehr, das als wort für sich auftreten könte; bei dieser sonderstellung geht nur leicht ein beleg für eine bedeutung dem adjectiv verloren, zu dem er lexicalisch gehört.

Aber diese ausstellungen, bei denen mirs ohnehin mehr um die anregung allgemeiner fragpunkte zu tun war, dürfen nicht den schluss der anzeige bilden. So sei denn den schon im eingange gerühmten tugenden der arbeit hinzugefügt, wie z. b. auch die niederdeutsche bibel sehr häufig zur vergleichung zugezogen ist, ebenso die bibelübersetzungen vor Luther und die nachlutherischen bibeln; wie ferner auch andere gleichzeitige und ältere, schwer zugängliche quellen zuweilen gebraucht sind, woraus

denn öfter ganz neues beigebracht ist, z. b. *beafter* gleich hinterdrein, späterhin s. 306[b], *batlich* nützlich s. 212[b], neuhochdeutsch *biben* beben 218[b], *afterglaubisch* 47[a], so dass kein deutscher philolog des buchs entbehren dürfte. Häufig sind auch berichtigungen von Grimms angaben aus Luther sowol dem texte als der erklärung nach, so dass nicht blos in dem was fehlt, auch in dem was dort steht, das Lutherwörterbuch eine unentbehrliche ergänzung von Grimms wörterbuche ist. Möchten verfasser und verleger nicht ermüden in der raschen förderung des werkes, dem freilich auch eine wärmere beteiligung von seiten des kaufenden publikums zu wünschen scheint, unter dem sich namentlich die theologen wol weniger finden lassen als man erwarten durfte.

LEIPZIG, JANUAR 1871 R. HILDEBRAND.

Jegór v. Sivers, Herder in Riga. Riga 1868. Kymmels Buchhandlung. VI, 78 s. n. 1/3 thlr. — Derselbe: Humanität und Nationalität. Eine livländische Säcularschrift zum Andenken Herders und zum Schutze livländischen Verfassungsrechtes. Berlin 1869. Behrs Buchhandlung. XV, 92 s. 3/4 thlr. — **Adolph Kohut,** Johann Gottfried v. Herder und die Humanitätsbestrebungen der Neuzeit. I. Berlin 1870, bei L. Gerschel. IV, 95 s. n. 1/2 thlr.

Das urteil, das Göthe schon in den zwanziger jahren über Herders schriften fällen zu dürfen glaubte: es werde notwendig derjenige, der seine cultur nur aus Herder hole, zurückbleiben, hat in wenig jahrzehnten fast allgemeine geltung erlangt. In der praxis ist man sogar weiter gegangen und hat Herder als einen von der zeit überholten gänzlich zurückgestellt, seines einflusses auf das vorgeschrittene zeitalter völlig entraten zu können geglaubt. Dass aber, wie Goethe ebenfalls anerkant hat, in Herders schriften lebens- und ausbildungsfähige ideen niedergelegt sind, die jahrhunderte beschäftigen können, hat man dabei ausser acht gelassen, und zudem die anregende kraft alles unfertigen, der vollendung noch zuringenden unterschätzt. Das jüngere geschlecht aber will, wie es scheint, von dieser misachtung zurückkommen, und einen glücklichen schritt nach dieser entgegengesetzten seite haben v. Sivers und Kohut getan, indem sie gerade solche ideen, die in das leben der gegenwart auf das tiefste eingreifen, aus Herders schriften ausgehoben haben, um daran das streben und meinen der zeitgenossen zu messen.

Angeregt durch die aufstellung des Herderdenkmals in Riga unternahm es v. Sivers die urkunden, die auf Herders aufenthalt in Riga (1764—9) bezug haben, zu sammeln. Fundorte waren die „*Publica magistratus Rigensis*," ein „Stadtoberpastors-tagebuch," und das livländische Residir-diarium. Die gesammelten documente[1] sind für den biographen Herders freilich nicht von hervorragender wichtigkeit; denn die durch dieselben belegten facta sind bis auf unbedeutenderes fast sämtlich aus Herders Lebensbild und den briefsamlungen bekant und derartig überliefert, dass es einer erhöhung der glaubwürdigkeit durch amtliche urkunden nicht bedarf. Als illustrationen indessen sind letztere sämtlich annehmbar und also, wenn nicht unentbehrliche, doch willkommene beilagen. So findet, was Herder von seinem predigerruhm mitteilt, einen beleg in dem gesuche des barons Vietinghof (des vaters der

1) Einige, und gerade die wichtigsten nachträge stehen in v. Sivers zweiter schrift p. 70 (über den conflict Herders mit seinem pastor ordinarius) und p. 79 not. 17 (über die dauer von Herders bibliotheksverwaltung).

Krüdener) um einen stuhl in der Jesuskirche, und der etwas hochtrabende bericht Herders an seine braut von den „grossen ab- und aussichten, zu denen gouvernement und ritterschaft vor der abreise ihn bestimt hätten," durch den recess des adelsconvents vom 20. novbr. 1769 eine bestätigung; doch ist auch hiefür schon Herders briefwechsel mit Hartknoch (Von und an Herder 2, 16—19) vollgiltiger beweis. Auch wuste man längst, dass das auf der seereise geschriebene „Ideal einer schule" (Lebensbild II, 2, 194—241) nicht für erträumte verhältnisse im voraus construiert, sondern, wie v. Sivers es richtig benent, „der entwurf seines lehrprogramms für die livländische nationalschule" ist. Dieses und Herders „Baltische erinnerungen und urteile," beide stücke aus dem Lebensbilde abgedruckt, bilden den ersten teil der schrift (p. 1—40). Unter den beilagen verdient die von G. Berkholz gehaltene festrede bei enthüllung des Rigenser Herderdenkmals hervorgehoben zu werden. Sie liefert die grundzüge zu v. Sivers zweiter schrift.

Diese zweite schrift, als „eine livländische säcularschrift zum andenken Herders und zum schutze livländischen verfassungsrechts" gekenzeichnet, war ursprünglich zur einleitung der besprochenen urkundensamlung bestimt. Von der russischen censur wegen freimütigen urteils über das auftreten der panslawistischen partei gegen die deutschen Ostseeprovinzialen beanstandet, muste sie nach einer durch die umstände gebotenen umarbeitung und erweiterung als selbständige schrift in Deutschland erscheinen. Da ihr durch den polemischen zuwachs der character einer politischen brochure mehr als die erste redaction bezweckte aufgedrückt ist, so ist es rätlich ihren kern bei zeiten dem schicksale einer solchen zu entziehen.

Sie stellt sich zur aufgabe, die beiden fragen: Was verdankte Herder seinem aufenthalte in Livland? (s. 5—17) und: Welche lehre hinterliess Herder den Ostseeprovinzen Russlands? (s. 32—66) zu beantworten; oder: „den von Herder vertretenen humanitätsgedanken in seinen beziehungen auf den livländischen provinzialstaat, sein verfassungsmässiges recht und die nationalitätenfrage zu behandeln." (s. VIII). Es gehörten hierzu die in zwei gesonderten capiteln gegebenen erörterungen: 1) von umfang und inhalt des Herderschen humanitätsbegriffes und von dem durch Herder bewirkten fortschritte. 2) von dem staatsrechtlichen verhältnis der Ostseeprovinzen zum russischen reiche (s. 18—31).

Die erstere unter der überschrift: Wer war Herder? an den anfang (s. 2—4) gestellte betrachtung bleibt uns eine genauere, wo möglich mit Herders worten gegebene entwicklung des humanitätsbegriffes schuldig. Gerade wegen des weiten umfanges, zu dem bei Herder dieser begriff gedehnt ist, entzieht er sich einer clauselhaften bestimmung, und lässt sich in Herders sinne nur durch eine genetische betrachtung der stadien, die er durchlaufen, und der gebiete, die er sich zugeeignet hat, von der erziehung an bis zu den socialen verhältnissen, anschaulich machen. Hierdurch würde auch der gebietsteil, der durch gegenüberstellung des nationalitätsbegriffes hervorgehoben werden soll, bestimteren inhalt gewonnen haben, während sich ohne eine solche betrachtung zu leicht ein unbestimter begriff, wie „menschenliebe" unterschiebt. Wol gelungen aber ist die characteristik Herders und seiner leistungen; ein glückliches talent zum characterisieren von personen und zeiten bewährt v. Sivers noch mehrfach am rechten orte. Er fasst Herder auf „als universalgeist wie Goethe und Humboldt, der in scheinbar entgegengesetzten richtungen schaffend oder fördernd wirkt" (s. 3), und stellt sein bild dadurch sogleich auf die höhe, deren es zu klarem überschauen des einzelnen bedarf.

In wie fern die bedingungen der umgebung und der zeitverhältnisse ein so wunderbares geistiges phänomen, wie Herder es ist, zeitigen und seinem ziele zuführ-

ren, ist ein schwieriges, in manchem betracht unlösbares problem. „Ich ward nie, was ich werden sollte, wozu mich notwendigkeit und umstände machen wollten, sondern immer was anders. So als schüler, so als lehrer; so in Königsberg, so in Riga; so auf reisen.“ Bei diesem bekentnisse (Lebensbild II, 360. jahr 1769) des mannes, der wie kein anderer es verstand seine seele zu belauschen und zu zeichnen, ist man wol berechtigt einer untersuchung wie der durch herrn v. Sivers begonnenen mit zurückhaltung zu folgen. Er ist indes behutsam genug zu werke gegangen und hat nur augenfälliges seiner beobachtung unterzogen.

Vorwiegend ist es nach v. Sivers die schule der politik und socialer ideen, in die Herder während seines rigischen lebens genommen ward. Einmal durch seine mitleidenschaft an dem bildungsprocesse des russischen staatskörpers, sodann als Livlands vorort, in dessen mauern die deutschen landesinteressen zum ausdruck und austrag kamen, gewährte Riga vielfach gelegenheit zur beobachtung nach beiden seiten. Die unvermittelte, gewaltsam vorbrechende, revolutionär-reformatorische tätigkeit Katharinas riss Herder zu enthusiastischer bewunderung hin, deren lautesten ausdruck wir in der ode auf die kaiserin, zur einweihung des rigischen rathauses gedichtet, kennen. Erst mit der zeit bildete sich Herders nach der abreise von Riga niedergeschriebenes urteil heraus, dass das gesetzbuch, wie alle reformen der kaiserin an sich gut, für das russische volk aber, seinem nationalcharacter und seiner bildungsstufe nach, untauglich sei. Andererseits, meint v. Sivers, gab die emancipation der leibeigenen, die vor Herders augen in gesetzmässiger, besonnener weise beginnend sich allmählich vollzog, seinen humanitätsideen nahrung. Von der anregung Herders durch die landtagsverhandlungen über die leibeigenenfrage wissen wir freilich nichts; genug, dass er ihr schicksal vor augen hatte und aus ihrem munde lieder sammelte, wie das achte der lieder aus dem hohen nord, „den wahren seufzer aus der nicht dichterisch, sondern wirklich gefühlten situation eines ächzenden volks.“

Dass die ideen von *common spirit* und *selfgovernement* der städte und landschaften durch Rigas wolhabende, freisinnige bürgerschaft in Herder geweckt, sein unabhängigkeitssinn gestärkt, weltton in stetem umgange mit männern aus der höheren gesellschaft gewonnen ward, hat v. Sivers mit recht betont. Man wird ihm auch gern zugestehen, dass zutrauen und achtung sein selbstbewustsein hoben und in so fern günstig auf seine schriftstellerei einwirkten. Ein directer einfluss aber oder eine wirkung von speciel rigischen bildungsfactoren lässt sich in Herders gleichzeitigen werken nicht nachweisen. Diese sind vielmehr ganz eigentlich auf Königsberger boden gewachsen; zum teil, wie die fragmente, fortsetzungen der unter Hamanns tiefgreifendem einflusse begonnenen ästhetischen, philologischen und historischen arbeiten. Wären uns auch nicht Herders klagen über den abgang einer bildenden gesellschaft bekant, so würden uns jene werke selbst, denen strenge durcharbeitung fehlt, zeugnis genug geben, dass Herder „den schutzgeist seiner autorschaft“ bei ihrer abfassung oft vermisst hat. In Königsberg, in Hamanns gesellschaft, hätte Herder vielleicht weniger eigentümlich gearbeitet, doch wären die schriften frei geblieben von dem selbstgefälligen, etwas theatralischen pathos, sie wären, mit Herders wort, „nahrhafter“ geworden. „Von den reicheren musenquellen entfernt“ war provinz und stadt nach dem berichte des rigischen correspondenten der Königsberger zeitungen (jahrg. 1764 st. 39), und es darf daher nicht befremden, schon vom ende des jahres 1766 an, den wunsch Riga zu verlassen, mit immer grösserer bestimtheit in Herders briefen auftreten zu sehen. Auch die um die zeit der entfernung aus Riga „plötzlich“ hervorbrechende richtung Herders auf das praktische, die absicht, dem schriftstellerberuf zu entsagen und politisch und pädagogisch tätig aufzutreten,

erscheint bei v. Sivers als eine durch Riga gezeitigte frucht. Die negative seite indessen, die verachtung der schriftstellerei gegenüber dem unmittelbaren wirken, die an Herder in wunderbarem contrast mit der eigenen reichen autortätigkeit von jahr zu jahr schärfer hervortritt, lässt sich schon aus dem umgange mit dem ganz gleich gestimten Hamann herleiten; und die positive, der stetige hinblick auf den nutzen „des gemeinen mannes, des grösten, würdigsten, edelsten teiles der nation," findet schon einen ausdruck in der Kanterschen Zeitung, dem organ des Königsberger kreises, und erklärt sich bei Herder besonders durch den grossen einfluss Thomas Abbts. Die keime dieser bedeutsamsten seite in Herders wesen lehrt er selbst uns finden, wenn er über Thomas Abbt im Torso (s. 28), sich selbst zugleich schildernd, sagt: „Ich habe als eine vermutliche ursache zu diesem character Abbts auch seine erste erziehung in einer mittlern, bürgerlichen lebensart angegeben: und hoffe jeden auf meiner seite zu haben, der bey sich nachfrägt, wie mächtig die ersten eindrücke des lebens in uns würken: und dass, wenn die reifern jahre uns freilich materialien zum denken verschaffen, die erste jugend gleichsam die form bilde, in welche sich unsre begriffe giessen, nach welcher sie sich modeln."

Die zweite, politische hälfte der schrift, in welche v. Sivers den schwerpunkt verlegt hat, die anwendung Herderscher doctrinen und ideen auf Russland und die baltischen provinzen, vielseitig und anregend, auch stilistisch vorzüglich, berühren wir nur kurz. Einesteils untersucht v. Sivers nach Herders meist schon 1769 niedergeschriebenen beobachtungen die ursachen des zurückbleibens der cultur in Russland. Die eine von Herder angegebene, die binnenlage, ist beseitigt; wichtige andere bestehen fort: der hastige drang nach augenblicklich sichtbarem erfolge, der die notwendigsten mittelglieder überspringt — wie in der Katharineischen gesetzgebung; daher, wie damals, oberflächlicher prunk ohne gediegene unterlage; mangel der volksbildung, mangel der wissenschaft; dabei schon damals spuren des hasses gegen die landesgenossen von höherer bildung und spuren des irregeleiteten unreifsten nationalgefühls (s. 35), des despotismus der massen (s. 38). Noch heute sind die von Herder angewiesenen wege zu besseren zuständen zum teil unbetreten und können auf die dauer nicht umgangen werden (s. 35—40). — Der anderen aufgabe nach ist die schrift eine schutz- und trostschrift für die landsleute in Russland. Widerum mit zugrundelegung Herderscher gedanken und zum teil wörtlich ihm folgend erweist v. Sivers, dass es ein eitles bemühen ist durch unterdrücken der Deutschen in Russland der nationalrussischen sache zu dienen. Die höhere cultur in sich aufnehmen, die gleichfalls höher gebildete sprache unterdrücken, ist ein widerspruch. Jene würde mit dieser fallen (s. 55—57). Das nationalitätsprincip, das in seiner äussersten schroffheit erst in unseren tagen ausgebildet ist, kante Herder noch nicht; nach seinen völkerrechtlichen begriffen ist es kein hindernis, vielmehr ein segen für einen staat, verschiedene nationale bestandteile in sich zu enthalten. — Von den angereihten belegen über den zustand der cultur in Russland sind für den gelehrten besonders lesenswert die statistischen notizen über die russischen universitäten (s. 60 f.). Ein „Wäldchen litterarischer und polemischer anmerkungen" schliesst die schrift, deren gediegenen litteratur- und culturgeschichtlichen gehalt wir rühmend anerkennen.

A. Kohut führt im ersten teile seiner Herderstudien eine schon von J. v. Sivers (s. 64) angedeutete seite von Herders humanität, die toleranz gegen die juden, in einem vollständigen bilde vor. Sein zweck ist es, dieses bild denjenigen vorzuhalten, die „noch immer fragen, wer jude oder christ ist" (s. II), und wenigstens „die judenheit, die sich stets durch ihre pietät für ihre woltäter auszeichnet, auf die gros-

sen verdienste Herders um die juden und die jüdische wissenschaft hinzuweisen" (s. 12). Seines populären zweckes willen hat es der herr verfasser für überflüssig, vielleicht (aber mit unrecht) sogar für schädlich gehalten, die stellen aus Herder, die er zur gesamtwirkung vereinigt, durch genauere citate als des titels und buchs nachzuweisen; er hat sich auch nicht für verpflichtet gehalten, die proben aus Herders schriften, die er reichlich gibt, nach dem grundtexte mitzuteilen; und doch wäre besonders für die parabeln, die als „Jüdische fabeln" im Mercur 1781 zum teil veröffentlicht sind, diese kritische treue nicht unangebracht gewesen.

Mit recht klagt Kohut die zeitgenossen einer trägen gleichgiltigkeit gegen Herder an. Zu den gründen dieser auffälligen tatsache, die er aufzufinden sich bemüht, möchten wir einen nicht unwichtigen hinzutun: die feindschaft der Kantianer, die gerade nach Herders tode zum grössten ansehen kommen. Ein anderer von Kohut bemerkter grund, der stil Herders, kann nur für die schriften der ersten periode gelten: denn in den nach 1780 geschriebenen werken herscht ein ausdruck, der dem an Lessings und Goethes stil gewöhnten wol selten anstoss gibt. Kohut druckt selbst Mendelssohns brief an Herder aus dem jahre 1781 ab, in welchem es heisst: „Sie haben Ihr herz mit Ihrem geiste, und, wo mir recht ist, Ihren stil mit beiden in bessere harmonie gebracht;" und mit diesem urteile eines feinen kenners stimmen die bemerkungen derer, die in Herders stil die süssigkeit des Xenophon widerfanden. Aber auch über die erstlingswerke urteilt man meist nur nach dem eingewurzelten aberglauben, der Herders und Hamanns ausdruck auf gleiche stufe stellt. Diesen teilt auch Kohut, und verteidigt Herdern daher ziemlich unglücklich (s. 11). Das ungewönliche und unbequeme in Herders ausdruck beruht hauptsächlich in der construction, die gewaltsam und keck das joch des lateinischen zerbricht: alle ungewönlichen rhetorischen figuren, bis zum anakoluth, finden sich vertreten. Hamann dagegen behält den alten satzbau; ungewönlich dagegen und geradezu widerlich ist der wortgebrauch und das damit verbundene absichtliche verstecken des sinnes, erhöht durch das citations- und anspielungsunwesen. Bei Herder finden sich wol leichte spuren dieses stilfehlers, doch ist er ihm nicht zur natur geworden. Das gefühl beim lesen der werke Herders aus der ersten periode und der schriften Hamanns ist ebenso ungleichartig als das beim frühlingssturm und das beim stöbernden schneeunwetter; denn das frische ringen nach einem eigenartig deutschen stile ist in Herders ersten schriften unverkenbar. Ein grosses publicum aber, wie Kohut es sich denkt, wird Herder nie haben; er hat sich auch in seiner blütezeit mit einem ausgewählten kreise begnügt, und ein populärer autor konte er nicht werden.

Das erste kapitel der schrift (s. 1—35): „Herder und die juden" soll „die verdienste skizzieren, die sich Herder um die bürgerliche religiöse und staatliche freiheit der juden erworben." Hier hat Kohut eine reiche auslese gehalten, um Herders achtung vor dem ganzen volke und dessen koryphaeen, seine leistungen für emancipation der juden, seine erfüllten „divinatorischen hoffnungen," seine anerkennung jüdischer gelehrsamkeit und dichtkunst, besonders des Talmud (wobei Herder glücklich mit Reuchlin verglichen wird) ins licht zu setzen. Vergleiche mit den hervorragendsten zeitgenossen heben Herders gestalt um so glänzender hervor. Den schluss bildet das „gespräch des rabbi mit dem christen" aus den Fragmenten, als beweis der hochachtung Herders vor dem stande. (Uns scheint in dem bilde des rabbi Mendelssohn porträtiert zu sein).

Das zweite kapitel „Herder und die jüdische wissenschaft" (s. 36—72) zeigt, ausgehend von Herders aneignungsgabe und poetischer natur, die poesie, kunst (musik) und wissenschaft der juden im spiegel Herderscher urteile. Besonders berück-

sichtigt sind die vom verfasser hoch gepriesenen hauptwerke: „Älteste Urkunde“ und „Geist der hebräischen Poesie.“ Ausführlich wird über Herders auffassung der alttestamentlichen schriften und seine exegetischen bemühungen gehandelt. Der polemik Herders gegen die rationalisten sucht Kohut eine spitze gegen die moderne historisch-kritische schule abzugewinnen; von allen versuchen aber, die nutzbarkeit Herders für die neueren darzutun ist dies der unglücklichste: denn schwerlich dürfte einer von den bedeutenden exegeten dieser schule in Herder einen gegner erkennen. Von ihm, der in den schriften des Alten Testamentes erzeugnisse der naturpoesie sah, ist zu der methode der historischen schule ein naturgemässer fortgang. Es muss ebenso wunder nehmen, wenn Kohut, der den unmittelbaren einfluss Herders auf A. v. Humboldt richtig gewürdigt hat, auch bei diesem die rein menschliche und historische betrachtungsweise der schriften des Alten Testamentes verkent. — Zum erweise, wie glücklich Herder die poetischen ideen der juden in sich aufgenommen und verarbeitet hat, gibt er die oben erwähnten parabeln, und weist lebhaft auf diese vorzüglichen dichtungen hin. Zum schluss redet er von Herders verhältnis zur theologischen philosophie der juden, der Kabbala; doch kent er den standpunkt Herders nur aus der „Ältesten Urkunde,“ nicht aus den briefen und schriften der jahre 1785 bis 1787, in denen Herder sein früheres urteil wesentlich einschränkt.

Strenge einteilung ist des herrn verfassers sache nicht. Das erste und zweite kapitel sind nicht genau auseinander gehalten; das dritte: Herder und Mendelssohn (s. 73—95) hätte, so weit es des verfassers eigenes werk ist, sich bequem in das erste oder zweite einordnen lassen, muste aber wegen der aus „Herders Nachlass“ fast vollständig abgedruckten correspondenz beider freunde abgezweigt werden. Dieses material hätte verarbeitet werden müssen, besonders aber durfte der mit absicht oder aus unkentnis (vgl. s. 34) weggelassene schluss des biographischen bildes (aus der correspondenz mit Jacobi, Goethe und Gleim zu ergänzen) nicht fehlen, der zum endurteil unentbehrlich ist.

Es herscht eine edle wärme in der ganzen schrift, aber ein hitziger und inhumaner ton gegen wissenschaftliche gegner. Der stil ist nicht ganz rein von undeutschen und trivialen ausdrücken, richtige gedanken sind mehrfach durch hyperbeln beeinträchtigt; auch unverdaute phrasen sind nicht ausgeblieben. Was ist z. b. s. 71 „ein hoher spinozismus des herzens, womit man alle disciplinen der wissenschaften und künste mit enthusiastischer liebe umfasst?“ Der herr verfasser verspricht in der vorrede (s. II) einen zweiten teil; möge er ihn zu grösserer reife durcharbeiten.

BERLIN, 19. MÄRZ 1871. B. SUPHAN.

Die poetischen Beiträge zum Wandsbecker Bothen gesammelt und ihren Verfassern zugewiesen von **Carl Christian Redlich** Dr., ord. Lehrer an der Realschule des Johanneums. Hamburg. 1871. Gedruckt bei Th. G. Meissner E. H. Senats Buchdrucker. 60 s. 4.

Es ist nun einhundert jahre her, dass in dem holsteinischen flecken Wandsbeck, der vor Hamburgs toren liegt, an stelle des schlechten, unsaubern Wandsbecker Merkurs eine neue zeitung gegründet ward, deren verlag Bode übernahm. Zum redacteur gewann derselbe den damals noch unbekanten Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bothe, in Hamburg gedruckt und in Wandsbeck geleitet, sollte den Hamburger blättern, namentlich der kaiserl. privil. Neuen zeitung, den markt abgewinnen, und zwar allein durch seinen wert, ohne prunk, anpreisung und irgend ein geklapper mit namen. Das ist natürlich nicht gelungen. Das blatt fand wenig verbreitung; auch

der neue titel seit 1773: „Der Deutsche, sonst Wandsbecker Bothe“ schaffte keinen grösseren absatz, so wenig als die empfehlungen der Claudiusschen litterarischen freunde. Der biedere Matthias ward allmählich in seiner zeitungsschreiberei träge, das blatt schleppte sich mühsam hin, und als Bode am 22. juni 1775 plötzlich seinen redacteur absetzte, folgte bald das ende des Bothen. Am 28. october dieses jahres erschien die letzte nummer.

Das in herkömlicher schlechter ausstattung viermal wöchentlich erscheinende blatt brachte als hauptteil die laufenden politischen nachrichten, ausserdem aber gelehrte anzeigen und poetische beiträge. Die politischen artikel sind mit wenig ausnahmen nach wochenblätterbrauch anderen zeitungen entnommen; die gelehrten dagegen sind selbständig, und in ihnen wie in den poetischen beiträgen liegt der litterargeschichtliche bleibende wert des unscheinbaren blattes. Nach Bodes grundsatz erschien alles namenlos; nur hier und da steht eine dunkle chiffer. Das reizt zum nachforschen, denn gerade die fünf lebensjahre des Wandsbecker Bothen, 1771 bis 1775, sahen ein neues geschlecht auf unsern Parnass steigen und Claudius galt als genosse der kühnen jünglinge. Herr dr. Redlich verdient daher für seine untersuchung der Wandsbecker namenlosen grossen dank; dass er dazu gerüstet wie kein anderer war, werden die leser dieser zeitschrift schon wissen. — Nach einer einleitung, welche die geschichte des Wandsbecker zeitungsweseus, insbesondere des kurzlebigen Bothen gründlich vorlegt, und über die kritischen beiträger, die meist verborgen bleiben, handelt, folgt von s. 13 an auf 44 stattlichen zweispaltigen quartseiten das verzeichnis der poetischen beiträge und dahinter ein genaues namenregister. Die anonymität bot natürlich verschiedene grade der schwierigkeit im lüften: neben wolbekanten gedichten, neben andern, deren verfasser aus musenalmanachen, anthologieen und nicht seltenen gedichtausgaben bald zu entdecken waren, steht eine zahl anderer, für die erst aus verschollenen drucken, aus briefwechseln, ungedruckten papieren und aus zeitungen die verfasser auftauchten. Und selbst der mehrjährigen unermüdeten und scharfsichtigen tätigkeit Redlichs ist es nicht gelungen, alle stücke zu benamsen: doch ist das verzeichnis dieser hartnäckigen unbekanten rühmlich klein gegenüber den aufgedeckten, obschon unter diesen wider eine zahl als nicht sicher von den unzweifelhaften abfällt.

Dr. Redlich vergrössert den wert seiner arbeit, indem er alle poetischen beiträge, welche sich nur im Wandsbecker Bothen nachweisen lassen, vollständig abdrucken lässt, mit ausnahme von theaterreden, gelegenheitsgedichten untergeordneter art und den meisten übersetzungen. Dadurch wird bei der grossen seltenheit des Wandsbecker Bothen, von dem ein einziges ganz vollständiges exemplar bekant ist, dessen die königl. bibliothek in Berlin sich erfreut, ein löblicher beitrag zu der poesie jener jahre gegeben.

Ref. weiss nur wenig zu der arbeit Redlichs nachzutragen.

Zu dem Bürgerschen epigramm „Die list Penelopens“ s. 31 nr. 170 teile ich noch folgende beweisende stelle aus einem briefe Boies an Bürger vom 12. märz 1778 mit. Boie erteilt ratschläge zu dem druck der gedichte und sagt: „Das epigramm auf Penelope (und doch bleibt es ebensogut weg, da es nachgeahmt ist) und noch ein paar andere kleine gedichte der art könten wol, denk ich, für die seiten gespart werden, auf die nur eine strophe komt.“ Ich bemerke ferner, dass im Almanach der deutschen musen auf 1774 s. 170 eine mit V. gezeichnete bearbeitung dieses nach der überschrift daselbst ursprünglich englischen epigramms sich findet.

S. 40 nr. 158, die ode C. Fr. Cramers beim abschiede der grafen Stolberg erschien zuerst, wie dr. Redlich auch vermutet, als einzeldruck, den ich besitze. Cra-

mer hat in meinem exemplar zwischen die überschrift und den anfang eigenhändig eingeschaltet: (Ein gespräch zwischen meinem genius und mir). — Die Kieler universitätsbibliothek verwahrt unter Cramerschen papieren auch noch die mit Heynes imprimatur versehene reinschrift des gedichts, das hier den titel trägt: Schmerz und trost. Links davon steht später zugesetzt: 10. sept.

Als nicht unwichtigen nachweis vermisse ich zu s. 41. 42: 1773 nr. 192. 198. 1774 nr. 5. Schöll briefe und aufsätze s. 124. 125. 129.

Für Goethes verfasserschaft von „Der welt lohn“ s. 42 nr. 202 hat herr v. Löper in der Hempelschen Goetheausgabe III. s. 406 anm. 3 einen wol nicht genügenden beweis zu bringen gesucht, ebendaselbst anm. 2 aber gegen Düntzer das epigramm „Der autor“ (s. 41 nr. 178) als nicht goethisch bezeichnet, worin ihm gewis beizustimmen ist. Der freund Publikum des epigramms und Goethes ansicht von demselben (vgl. z. b. Goethe und Werther s. 234) passen schlecht zusammen. Sal. Hirzel hat beide epigramme in seinem neuen verzeichnis s. 8 unberücksichtigt gelassen.

S. 30 nr. 136 ist aus versehen Schönborns zögling ein sohn Bernstorffs genant, während er nur ein vetter war, vgl. Schönborns aufzeichnungen über erlebtes s. 29 meines druckes.

Druckfehler: s. 45 nr. 46 Alm. der deutschen Musen 1780. 135 für 235.

Gern hätte ich einige der rätsel lösen mögen, die für dr. Redlich übrig blieben, allein ich komme nicht über unsichere vermutungen hinaus, die allzeit besser verschwiegen als ausgerufen werden. In sachen der poetischen anonymität ist manches blatt zwischen dem Kieler schlossgarten und der St. Jürgenkoppel vor Hamburg hin und her geflogen, auch das geständnis ausgetauscht, dass diese niedere jagd ein ermüdend wesen von zweifelhaftem erfolge ist, nachdem eine gewisse zahl von wild eingefangen ist. Glückwünschend sehe ich auf die stattliche beute des mitjagenden weidmanns an der Alster, und wünsche nur, wenn ich einmal das scheue gewild der Göttinger und Vossischen almanache im netze aufhänge, dass ich gleiches lob höre wie Carl Christian Redlich.

KIEL, MAITAG 1871. K. WEINHOLD.

Benoît de Sainte-More et le roman de Troie ou les métamorphoses d'Homère et de l'épopée gréco-latine au moyen-âge par **A. Joly**, professeur à la faculté des lettres de Caen. Paris, A. Franck, 1870. [Extrait du XXVII. volume des mémoires de la société des antiquaires de Normandie.]

Unter obigem titel haben wir die erste vollständige ausgabe des *Roman de Troie* erhalten, nach welchem Herbort von Fritslâr sein *liet von Troye* dichtete. Joly versieht das 30108 halbverse enthaltende gedicht mit einer sehr sorgfältig geschriebenen einleitung, welche den ersten teil des ganzen werkes bildet (109 seiten). Hierauf folgt im zweiten teil eine kurze auskunft über die handschriften (II, p. 1—16), sodann eine für die vergleichung mit dem deutschen gedichte sehr brauchbare inhaltsangabe (p. 19—24); am ende des buches folgen erklärende anmerkungen und varianten (p. 394—414) und schliesslich ein glossar (414—445) über schwierige und Benoît eigentümliche worte. Der referent überlässt das urteil über die benutzung des vorhandenen kritischen apparats, über die anmerkungen und das glossar den romanisten von fach (cf. Zarncke, Litt. centralbl. 1870 p. 310) und beschränkt sich die einleitung zu besprechen, welche des interessanten genug bietet. Joly bezeichnet sie am schlusse nur als bruchstück einer grösseren arbeit über die

schicksale des *Roman de Troie* im mittelalter. Das erste capitel der einleitung (5—19) handelt im allgemeinen über die griechisch-lateinische epopöe im französischen mittelalter und über das besondere interesse, welches *Benoît de Sainte-More* bietet. Das zweite capitel (bis p. 109) handelt von des dichters leben und seinen werken. Das französische mittelalter unterscheidet drei grosse ströme der dichtung: *les chansons de geste, les romans de la table-Ronde* und die gedichte antiken stoffes (*ne sont que trois matères à nul homme entendant de France, de Bretagne et de Rome la grant*). In Frankreich sind die gedichte der beiden ersten gattungen vielfach ediert, dagegen die der letzten art bis jetzt stiefmütterlich bedacht worden. Joly führt in dieser richtung nur noch an: *A. Pey, essai sur li Romans d'Eneas* (Paris, Didot 1856) und *le roman d'Alexandre par Le Court de la Villethassetz et Eugène Talbot*. (Paris, Durand 1861). Für das herbeiziehen der dem mittelalter scheinbar so fernliegenden antiken stoffe gibt Joly folgende erklärung: das mittelalter ist ein grosses kind, welches wie alle kinder unaufhörlich nach neuen geschichten verlangt. Seine erzähler und dichter schöpfen an allen quellen, die sich ihnen bieten; alle sind in ihren augen von gleichem werte. Ein sehr gut gewähltes citat aus dem roman *Flamenca* (éd. P. Meyer, Paris 1865, v. 613—97) verschafft uns einen nicht geringen begriff von der bekantschaft der altfranzösischen dichter mit den mythen und der geschichte des altertums, und Joly weist nach, dass die dort genanten antiken stoffe in noch jetzt erhaltenen altfranzösischen gedichten behandelt sind. Die gedichte dieser gattung teilt Joly in drei klassen; die einen geben direct die antiken quellen wider oder wenigstens die quellen, welche man im mittelalter für antik hielt. Es sind übersetzungen, soweit man damals zu übersetzen wuste. Hierher gehören die romane vom Äneas, von Theben, von Cäsar, von Troja. Die dichter dieser romane haben Virgil, Statius, Lucanus, Dares und Dictys jeder in seiner weise übersetzt. Die zweite klasse bietet stoffe aus der alten geschichte, welche im altertum nur in geschichtlichen werken behandelt waren. Hierher gehört die geschichte Alexanders des grossen nach Pseudo-Callisthenes und Curtius. Die gedichte der dritten klasse sind freie phantasiegebilde der mittelalterlichen dichter, denen diese nur antike namen und eine art antikes colorit zu geben für gut fanden. Hierher gehören die romane von Athis und Porphyrias, Ypomédon und Protesilaüs. Joly findet in der art und weise, wie die französischen dichter des 12. und des 17. jahrhunderts die antiken stoffe aufgefasst haben und zu ihrem eigentum zu machen suchten, bei aller verschiedenheit vielerlei übereinstimmendes, und von diesem gesichtspunkte aus steht er nicht an, Benoît de Sainte-More den vater der renaissance in der französischen poesie, für seine zeit den schöpfer einer neuen dichterschule zu nennen.

Im zweiten capitel wird sorgfältig der nachweis geführt, dass Benoît de Sainte-More, der dichter des *Roman de Troie*, und Benoît, der dichter der normännischen reimchronik ein und dieselbe person sei. Der meister Wace beklagt sich in den letzten versen des *Roman de Rou*, dass Heinrich II. einen dichter Benoît statt seiner beauftragt habe, die geschichte der herzöge der Normandie aufs neue zu bearbeiten und fortzusetzen. Die vollendung des *Rou* fällt nach 1170, später also die vollendung der chronik des Benoît, nach Joly ist als blütezeit des meister Wace 1160 anzusetzen. Benoît schrieb unter Heinrich II. und zwar in der späteren zeit seiner regierung. An einer stelle der chronik (7892—7910) spricht der dichter von langen kriegen, verfolgungen und unruhen, welche der könig zu bestehen gehabt. Joly bezieht diese stelle auf die zeit nach der ermordung des Thomas Becket und auf die empörungen, die Heinrichs söhne gegen ihren vater anzettelten. An einer spätern stelle stellt der dichter der chronik den könig als siegreich aus den bestandenen kämpfen

und prüfungen hervorgegangen dar. Diese stelle lässt sich nach Joly auf drei zeitpunkte beziehen: 1) auf 1175, in welchem jahre der könig den aufrührerischen söhnen verzeiht und die rebellischen provinzen wider unter seine herschaft bringt; 2) auf 1184, in welchem jahre nach dem tode des jungen Heinrich sich die söhne mit ihrem vater, die königin mit ihrem gatten wider aussöhnen. 3) auf 1187, als jahr des friedensschlusses zwischen Frankreich und England und der rüstungen zu dem kreuzzuge. Joly entscheidet sich für 1175; er glaubt nämlich, dass der *Roman d'Eneas* das jüngste werk Benoîts gewesen sei, die chronik das zweite und der *Roman de Troie* das letzte und reifste. Dies widerspricht der annahme des Abbé de la Rue (*Jongleurs et Trouvères* t. II.), dass Benoît von Heinrich II. mit abfassung der chronik beauftragt worden sei, weil er sich schon durch ein grösseres werk — den *Roman de Troie* — berühmt gemacht habe. Es werden allerdings in der chronik die herzöge der Normandie öfters mit den helden Roms und Griechenlands verglichen. — Die vergleichung des romans mit der chronik ergibt, wie Joly ausführt, eine grosse anzahl charakteristischer übereinstimmungen. Der dichter hält sich streng an seine quelle, in der chronik an den Guillaume de Jumiége, im roman an Dares, er liebt hier wie dort lange moralische betrachtungen — welche der ernsten und lehrhaften natur des Normannen entsprechen —, hier wie dort holt er die ausschmückungen seiner erzählung mit vorliebe aus der geographie, am anfang der chronik steht ein 350 verse langer geographischer excurs nach Isidor, im romane gibt der dichter vor dem auftreten der amazonen eine grosse erdbeschreibung nach Julius Honorius Orator und Paulus Orosius, dieselbe, vor deren übersetzung Herbort von Fritslâr zurückschreckte; hier wie dort erweist der dichter sich als einen belesenen mann, der Plinius, Jornandes und Isidor citiert; nicht nur im roman, sondern auch in der chronik findet sich jene vorliebe für die darstellungen der minne und der ritterlich höfischen sitte, welche den antiken helden nach unserm geschmack komisch genug zu gesicht steht. Aber gerade in diesem zuge liegt Benoîts originalität, welche diesen dichter bei den zeitgenossen so beliebt machte. Weder bei Wace noch bei Geoffroy Gaimar, welche wie Benoît die geschichte der Normannenherzöge besangen, findet sich etwas dem ähnliches. Im vergleich mit Wace ist Benoît mehr ein dichter, Wace mehr der trockene, naive chronist. Letzterer repräsentiert die untergehende schule der alten *chantres de geste*, Benoît die neue höfische schule, die von Heinrich II. bevorzugt wurde. Schliesslich stellt Joly p. 54—56 charakteristische wörter zusammen, die gleichzeitig dem roman und der chronik eigentümlich sind. — Für die identität des dichters sollen noch folgende beiden stellen sprechen: die eine steht in der chronik bei erzählung des sieges bei Hastings: *Vees merveilles poes entendre, Qu'en vos deit mostrer et aprendre Qu'Agamemnon ne li grezeis Ne bien plus de quarante reis Ne porent Troie en dis anz prendre; Unques n'i sorent tant entendre.* Joly glaubt, dass Benoît, als er diese stelle der chronik schrieb, sich mit dem *Roman de Troie* schon beschäftigt habe, die andere stelle findet sich im *Roman de Troie* v. 13431—45 (nicht wie im text steht 12440). Vorausgegangen ist die erzählung der liebe des Troilus und der Briseïda; der dichter hat im anschluss daran über den wankelmut der frauen gespottet, da unterbricht er plötzlich seinen erguss, um sich für diese verse die verzeihung seiner herrin zu erbitten, die er *riche dame de riche rei* nent (13442). Das bezöge sich also höchst wahrscheinlich auf Eleonore von Guienne, und da die königin 1184 nach längerer gefangenschaft in freiheit gesetzt wurde und sich mit ihrem gemahl wider aussöhnte, setzt Joly in diese zeit die entstehung des romans. — Alles dies zusammengenommen bringt Joly zu der überzeugung, dass roman und chronik werke desselben dichters seien. Auffälliger weise fer-

tigt Joly einen sehr nahe liegenden einwurf in einer anmerkung ab (pag. 56), nämlich den, dass der dichter der chronik sich nur Benoît, der dichter des romans Benoît de Sainte-More nenne. In der chronik komt der name Benoît nur in den gereimten inhaltsübersichten vor, die späterer hand sind, und im roman nennt sich der dichter an allen stellen schlechthin Benoît, mit ausnahme einer einzigen stelle, die freilich gleich am anfange des gedichtes steht v. 127 (*Mès Beneeiz de Seinte More L'a controvė et fait et dit*), so dass wenn dieser vers wegfiele, die frage in dieser fassung gar nicht erhoben werden könte.

Um Benoît streiten sich Normandie, Touraine und Champagne. Der abbé de la Rue nent den dichter einen normännischen ritter. P. Paris weist nach, dass in der Champagne bei Troyes eine kleine stadt Sainte-More liege, bekant durch ihre gotische kirche. Ein noch unediertes gedicht von Eustache Deschamps, welches von gelehrten männern der Champagne handelt, nent neben einem Pierre comestor (= *mangeur*) auch einen Sainte-More, der den Ovid erläutert habe. (*Le Mangeur qui par tres grant cure Voulut scholastique traiter, Sainte-More Ovide esclairer*). Joly weist nach, dass darunter *Chrestien Legonais de Sainte-More* gemeint sei, der den von Philipp v. Vitry „moralisierten" Ovid in prosa übersetzt habe. Ginguené (*l'histoire littéraire de France*) spricht von einer kleinen stadt Sainte More bei Tours; diese annahme hat den beifall von F. Michel gefunden (Chronique des Ducs I. einl. 15. III, 397). Es befindet sich nämlich eine handschrift der chronik in der bibliothek zu Tours, die dorthin aus dem kloster Marmoutiers gekommen ist. Daraus folgert Michel, Benoît sei zu St. More geboren, habe das gelübde zu Marmoutiers abgelegt und dort seine chronik geschrieben, von welcher ein exemplar, vielleicht sogar das eigenhändige, in der klosterbibliothek geblieben sei. Joly bestreitet diese annahme, weil chronik und roman nicht darnach aussehen, als seien sie von einem mönche hinter den klostermauern verfasst. Er findet eine widerlegung auch darin, dass Benoît in der chronik nach Guillaume de Jumiége erzähle, Heinrich I. habe die abtei Marmoutiers mit woltaten überhäuft und viel zu den dortigen grossen bauten beigetragen. Wäre Benoît in Marmoutiers mönch gewesen, sagt Joly, so würde er dies aus eigener erfahrung und nicht nach einem gewährsmanne erzählt haben. Joly erklärt sich also für die normännische abstammung des dichters. Wenn Benoît von den Normannen spricht, nent er sie *les nôtres* (chron. 9540. 9558. 37335. 37368). Von den Franzosen spricht er mit bitterkeit und groll, er freut sich über ihre niderlagen und sicht darin eine züchtigung gottes für den hass, mit welchem sie die Normannen verfolgen (chron. 12640). Freilich es lässt sich in der Normandie kein ortsname Sainte-More nachweisen, aber der abbé de la Rue gibt an, dass Leland nach der chronik von Coventry normännische ritter namens Hugues Guillaume Joscelin de Sainte-More anführe.

Einen hauptbeweis für die normännische abstammung des dichters findet Joly in der sprache der beiden werke. Die chronik ist uns nur in zwei normannischen handschriften erhalten. Die handschriften des romans sind meistens im dialect der *Île de France* geschrieben, eine einzige aber — von Joly mit *K* bezeichnet — bietet vorzugsweise den normannischen dialect, welcher in einzelnen formen sich auch noch in zwei anderen handschriften, bei Joly *J* und *L*, nachweisen lässt. Hier erhebt sich zunächst wider die frage: spricht der dialect der mehrzahl der handschriften des romans nicht für einen dichter der *Île de France*, im gegensatz zum normännischen dichter der chronik? Joly sucht diesen zweifel folgendermaassen zu beseitigen. Die imperfecta der 1. (schwachen) conjugation haben im normännischen dialect eine besondere endung (3. pers. sing. *ot*, plur. *oent*). Während nun bei den

dichtern der *Île de France* die imperfecta aller conjugationen mit einander ohne unterschied reimen, können bei den normännischen dichtern die imperfecta der 1. conjugation nur mit ihresgleichen reimen. Diese scheidung ist so streng durchgeführt, sagt Joly, dass wenn man ein ursprünglich französisches gedicht ins normännische umsetzen wollte, an den stellen, wo ein imperfect der 1. conjugation mit dem imperfect einer andern conjugation zusammentreffen würde, der übersetzer geradezu neue reime finden müste. Umgekehrt ist die umschreibung eines normännischen gedichts ins Altfranzösische sehr leicht, da der französische schreiber die endungen *ot* einfach mit *oit*, *oent* mit *oient* vertauschte. Joly hat mit ausnahme von drei stellen diese regel im *Roman de Troie* genau beobachtet gefunden und schliesst daraus, dass auch der ursprüngliche text des *Roman de Troie* normannisch gewesen sei. Die handschrift *K* stellt nach Joly den übergangszustand dar. Der französische abschreiber der anzunehmenden rein normännischen handschrift behielt die normännischen formen bei, besonders wo der reim sie erheischte, aber beim abschreiben kommen ihm häufig instinctiv die formen des dialects der *Île de France* in die feder. Dass die chronik sich nur im normannischen dialect erhielt, liegt im wesen des gedichtes, die popularität aber, welche bald der roman erhalten haben muss, verwischte seinen ursprünglichen dialect und liess ihn fast ausschliesslich in dem dialect verbreitet werden, welcher immer mehr für die dichtersprache der herschende wurde. Instructiv für den oben beschriebenen übergang des romans ins Altfranzösische, ist das beispiel, welches Joly II, p. 395 anführt: *K* schreibt vers 13821 f.: *Or li vait mielz qu'il ne quidot* | *Car sovent vit ço que li plot.* *J* schreibt: *Or li veit mielz que ne cuidoit* | *Car sovent voit ce que li plot* halb normannisch, halb altfranzösisch. *D* schreibt: *Car sovent vi qui li plesoit* reimend mit *cuidoit*, für das perfect das imperfect corrigierend. Nach einer sehr sorgfältig ausgeführten schilderung des einflusses, welchen der hof Heinrich des II. und die persönlichkeit dieses und seiner gemahlin Eleonore auf die entwickelung der französischen dichtkunst ausgeübt hat, geht Joly dazu über den stand unseres dichters zu bestimmen. Wie meister Wace unter dem schutz und der gönnerschaft dieser Eleonore dichtete, so scheint auch Benoît die gunst der königin, aber in noch höherem grade die gewogenheit des königs, den er öfters „den guten könig“ nennt, genossen zu haben. Wie Wace war auch Benoît nach Jolys ansicht ein gelehrter geistlicher (*clerc*), für uns drängt sich hier der vergleich mit Herbort auf, der sich einen *gelârten schuolâre* nent. Für diese ansicht spricht Benoits bekantschaft mit dem lateinischen, seine ausdauer für so langwierige arbeiten, der ton seiner langen moralischen betrachtungen, die vorliebe, mit welcher er die freigebigkeit der fürsten gegen die kirche preist, namentlich rechnet Joly hiezu noch, dass Benoît in der beschreibung Trojas (*Roman de Troie* v. 2981) die gewöhnliche formel: *„comme je trouve lisant“* durch die andere ersetzt: *Ço trovent bien li clerc lisant.* Freilich könte es auffallen, dass ein geistlicher die galanten abenteuer der Medea, der Briseida, des Achilles mit solcher vorliebe erzählt, aber an demselben hofe lebte auch ein Gautier Map, archidiaconus von Oxford, der in seinem buche *De nugis curialium* sich noch viel schlimmeres zu erzählen nicht scheut. An diesem punkte seiner untersuchung angelangt, weist Joly geradezu auf einen Benoît, abt von Peterborough hin, welcher eine lebensbeschreibung Heinrichs II. hinterlassen hat. *Benedictus abbas Petroburgensis de vita et gestis Henrici II. primum edidit Th. Hearnius. Oxonii 1725. 2 voll.* Der dichter Benoît kündigt an mehreren stellen der chronik an, dass er die taten Heinrichs beschreiben werde. Der obenerwähnte Benoît ist 1175 prior der kirche der heiligen dreieinigkeit zu Canterbury, 1177 verleiht ihm der könig die abtei von Peterborough, derselbe Benoît wohnt der

krönung des Richard Löwenherz bei, welcher ihn zu seinen treuesten freunden rechnete. Über ihn ist zu vergleichen *Robert Swafhami Historia coenobii Burgensis tom. II* der *Scriptores Historiae Anglicanae a Josepho Sparkio editi*, wo es z. b. pag. 97 heisst: *„plurimos libros scribere fecit.“* Er starb ende september 1193. Dieser Benoît hat ausserdem hinterlassen eine chronik seiner zeit vom jahre 1170 bis 1192 (im französischen text steht fälschlich 1190 statt 1170), ein leben des Thomas Becket und eine erzählung von dessen wundern. Freilich haben wir nirgends eine nachricht davon, dass dieser Benoît auch französisch geschrieben habe. Joly regt die frage, ob der Benedictus Petroburgensis éine person sei mit dem dichter Benoît, nur an, ohne sich bestimt für die bejahung der frage zu entscheiden.

Ist der *Roman d'Eneas* ein werk desselben dichters? Im roman selbst ist der name des Benoît nirgends genant und das blosse nebeneinander der beiden romane in den handschriften ist noch kein entscheidender grund für diese annahme. Im *Roman de Troie* v. 28127—28130 lesen wir: *Et Eneas s'en fu ralez, Issi com vos oï avez, Par mainte mer o sa navie, Tant qu'il remest en Lombardie.* (Joly citiert hier ohne angabe der verszahl mit den worten: *v. plus loin le Roman de Troie*). Aus diesen worten würde, wenn man für beide romane denselben dichter annimt, die frühere entstehung des *Roman d'Eneas* vor dem *Roman de Troie* hervorgehen. Herbort übersetzt, v. 17379 ff.: *Ênêas vûr dannoch sider* | *manigen tac vur sich.* | *Von Veldiche meister Heinrich* | *hât an sime bûche gelârt* | *Von Ênêas vart,* | *wâ er un die sînen hin kârten.* | *Sie blieben zû Lamparten:* demnach wuste Herbort nicht, dass Benoît auch der dichter der welschen *Êneit* sei. Zu den gründen, welche für die priorität des *Roman d'Eneas* sprechen, komt ferner, dass Veldekes *Êneit* zum grösseren teil im jahre 1175 vollendet war und 1184 ihren abschluss fand, während Herborts *liet von Troie* in das 1. jahrzehnt des 13. jahrhunderts gesetzt wird. Wäre der *Roman d'Eneas* später, als der *Roman de Troie*, so müsten sich doch mancherlei anspielungen auf das frühere gedicht finden. Nach dem anfange des *Eneas* hat Menelaos Troja erobert, von einer solchen stellung des Menelaos ist im *Roman de Troie* keine rede, in dem *Eneas* ist eine trinkschale erwähnt, welche Aeneas bei gelegenheit einer gesantschaft von Menelaos erhalten hat, davon weiss der *Roman de Troie* nichts; der vorzüglichste held neben Hector ist im *Roman de Troie* Troilus, im *Eneas* ist dieser nicht einmal erwähnt, als der Trojaner beim gang durch die unterwelt die troischen helden widersieht. So führt Joly aus, p. 99 anm. 1; freilich in unsrer *Eneit* p. 100, 13 ff. heisst es: *ouch vander dar nâ* | *der Troiâre vile dâ,* | *die von sîme lande,* | *di er alle wole erkande.* | *dâ was der kunich Prîamûs und der kûne Trôilûs* | *Paris unde Hectôr* | *und der wîse Anthênôr.* Dieser punkt bedarf also noch einer aufklärung. Joly führt nicht an, was vielleicht am nächsten lag, die durchaus verschiedene erzählung über die abfahrt des Äneas aus Troja in beiden romanen. Im *Roman de Troie* v. 27235—427 ist die sache folgendermaassen dargestellt: Ehe Äneas, der von den Griechen (von Agamemnon cf. Dares c. 43) des landes verwiesen ist, mit seinen schiffen absegelt, fordert er die übriggebliebenen Trojaner auf, den Antenor ins land zurückzurufen, an ihm würden sie den besten berater und schirmherrn haben. Antenor war nämlich, wie Benoît 27153—56 erzählt, bereits ausgewandert, wohin wisse er nicht: *Anthenors ço me dit Dithis Guerpi la terre et lo païs; mès il ne me reconte mie Où il ala, n'en quel partie.* Als nun Antenor auf diese einladung fröhlich nach Troja zurückkehrt, wird er von Äneas, der sich inzwischen die sache wider anders überlegt hat, auf das feindseligste empfangen und aus dem lande getrieben. Äneas wirft ihm vor, er habe den Griechen verraten, dass Äneas bei sich die Polyxena verberge (cf. Dares c. 41 und 43), dadurch habe

er den zorn des Agamemnon auf diesen gelenkt und ihm die verbannung zugezogen. Bestürzt weicht Antenor mit seinen leuten aus dem lande, komt mit seiner flotte nach manchen unfällen ins Adriatische meer und es gelingt ihm endlich dort auf der insel Corcyra Melaena eine stadt zu gründen, welche bald sich grosser blüte und eines weiten ruhmes erfreut, so dass die in Troja zurückgebliebenen landsleute, angelockt durch diesen ruf, in die neue colonie übersiedeln (cf. Herbort 16926 – 17051). Diese darstellung beruht auf einer heillosen verwirrung der berichte des Dares einerseits und des Dictys andererseits und überdies auf einer fehlerhaften auffassung der gleich anzuführenden stelle des Dictys (cf. Dunger, die sage vom trojan. kriege pag. 38). Dictys V, cap. 17: *Aeneas apud Trojam manet, qui post Graecorum profectionem cunctos ex Dardano atque ex proxima peninsula adit, orat uti secum Antenorem regno exigerent. Quae postquam praeverso de se nuntio Antenori cognita sunt, regrediens ad Trojam imperfecto negotio aditu prohibetur. Ita coactus cum omni patrimonio a Troja navigat devenitque ad mare Adriaticum, multas interim gentes barbaras praetervectus. Ubi cum his, qui secum navigaverant, civitatem condit appellatam Corcyram Melaenam. Ceterum apud Trojam postquam fama est Antenorem regno potitum, cuncti qui bello residui nocturnam civitatis cladem evaserant, ad eum confluunt brevique ingens coalita multitudo. Tantus amor erga Antenorem atque opinio sapientiae incesserat, fitque princeps amicitiae ejus rex Cebrenorum Oenideus.* Wie Dunger gegen Frommann richtig geltend macht, ist *regrediens — aditu prohibetur* und das folgende *coactus .. navigat, devenitque* auf Äneas, nicht auf Antenor zu beziehen; Äneas gründet die stadt Corcyra Melaena (Benoît v. 27407 *Corchirre Menelan ot nom*), Antenor bleibt als könig in Troja zurück und die versprengten Troer sammeln sich wider um ihn. Sein bundesgenosse wird Oenideus, könig der Cebrener, eines volksstammes im troischen gebiet; welche Benoît (v. 27393 *Apelez est Oendéus, Reis estait de Gerben et dus*) fälschlich aber consequent mit Antenor nach dem westen versetzt. Da Benoît das *regrediens ad Trojam* auf Antenor bezog, konte er mit einigem rechte sagen, Dictys berichte nur von der widerkunft Antenors nach Troja, erzähle aber nicht, wohin er vorher ausgewandert sei. Die stelle des Dares c. 43 lautet: *Ut dies recessionis advenit, tempestates magnae exortae sunt, et per aliquot dies remanserunt. Calchas respondit inferis non esse satisfactum. Neoptolemo in mentem venit, Polyxenam cujus causa pater perierat, non esse in regia inventam. Agamemnonem poscit, conqueritur, accusat exercitum, Antenorem accersiri jubet, imperat ut perquirat eam et adducat. Is (Antenor) ad Aeneam venit et diligentius perquirit: Utque primum Argivi proficiscantur, Polyxenam ut absconditam invenit* (cf. c. 41), *ad Agamemnonem adducit. Agamemnon Neoptolemo illam tradidit isque eam ad tumulum patris jugulat. Agamemnon iratus Aeneae, quod Polyxenam absconderat, cum suis protinus patria excedere jubet. Aeneas cum suis omnibus navibus proficiscitur, Antenori terram tradidit ...... Hactenus Dares Phrygius Graecis literis mandavit, nam is ibidem cum Antenoris factione remansit.* Aus der vergleichung beider stellen ergibt sich leicht, in welcher weise Benoît sich aus beiden eine neue erzählung zurecht gemengt hat. Der *Roman de Troie* 28082—28130 erzählt weiter (cf. Herbort 17330—17385), dass Äneas nach vertreibung Antenors von den nachbarvölkern hart bedrängt worden sei. Er wendet sich um hilfe an Diomedes, der aus seinem reiche verbant worden war. Dieser folgt der einladung und besiegt in fünftägigem kampfe die feinde. Als die kunde von diesem siege nach Griechenland komt, wird Diomedes gütlich wider in sein reich aufgenommen, er kehrt dorthin zurück, während Äneas durch manches meer fährt, bis er sich in der Lombardei niederlässt (cf. 28127 ff.). Diese partie beruht wider auf

einer flüchtigkeit Benoîts im übersetzen des Dictys. Dictys VI, c. 2 heisst es: *Oeax Nauplii filius Palamedis frater cognito Graecos ad suos remeare, Argos venit: Ibi Aegialen atque Clytaemnestram falsis nuntiis adversum maritos armat. — Ita Aegiale advenientem Diomedem per cives aditu prohibet. — Eo* (*Corinthum*) *Diomedes expulsus regno et Teucer ... conveniunt. — Neque multo post cognoscit Diomedes in Aetolia ab his, qui per absentiam ejus regnum infestabant, Oeneum multimodis afflictari: ob quae profectus ad ea loca omnes quos auctores injuriae repererat, interficit, metuque omnibus circum locis injecto facile ab suis receptus est.* Hier hat Benoît offenbar für *Oeneum Aeneam* gelesen, vielleicht war dies sogar ein schreibfehler der ihm vorliegenden handschrift. cf. Frommann zu 17330 und Dunger p. 38. —

Aus dem vorstehenden ziehe ich den schluss: hätte Benoît den *Eneas* nach dem *Roman de Troie* geschrieben, so wäre es nicht glaublich, dass er im anfang des *Eneas* auf diese seine frühere erzählung gar keine rücksicht genommen und sich in der hauptsache mit dem begnügt hätte, was Virgils Aeneis ihm an die hand gab.

Für den *Roman d'Eneas* nimt Joly, wie für den *Roman de Troie* einen ursprünglich normannischen text an. Denn die texte, welche wir jetzt haben, sind zwar rein französisch, aber auch hier hat Joly beobachtet, dass die imperfecta der ersten conjugation nur mit ihresgleichen reimen, ja es finden sich stellen, wo der abschreiber genötigt gewesen ist, die normännische form der imperfectendung stehen zu lassen, weil sie mit einem andern wort auf *ot* reimte. (*Demanda li se ele amot: Cele li dit qu'onques ne sot. — Et aperceust que l'esgardot, Et sospira, que plus n'i pot*). Freilich nimt Joly für drei stellen die obige behauptung zurück und gesteht in einer anmerkung pag. 99 zu, dass in rein normännischen gedichten sich im reime freiheiten fänden, wie die *destruisouent* mit *aloent*, *demenoent* mit *vendouent* reimen zu lassen, aber dadurch ist die richtigkeit des aufgestellten kriteriums noch nicht erschüttert. Mit rücksicht auf eine stelle des Eneas, welche sich bei Veldeke pag. 282, 24—283, 13 widerfindet, nimt Joly an, der roman sei am hofe Heinrichs II. zur zeit des Joannes Saresberiensis († 1180) und des Giraldus Cambrensis geschrieben. Die im roman dem Äneas schuld gegebene unzucht wirft Giraldus Cambrensis de illaudabilibus Walliae cap. 7 den Galliern vor, welche durch diese sünde einst Trojas, später Britanniens verlustig gegangen seien. Derselbe vorwurf findet sich in Joannes Saresberiensis Policraticus (*opera omnia. ed. Parker. Oxonii* t. III, 206). Diese beziehung ist doch zu vag, um für die zeitbestimmung einen festen anhalt zu geben. — Dass die darstellung beider romane vielfache ähnlichkeiten enthält, ist allgemein bekant: hier wie dort sind die götterpartieen gestrichen; hier wie dort phantastische beschreibungen, welche mit gold, silber, edelsteinen verschwenderisch umgehen; die beschreibung Trojas erinnert an die beschreibung Carthagos, das grabmal der Camilla an die schilderung des *Chambre de Beauté*, die liebesabenteuer des Iason, Paris, Troilus, Achilles an die des Äneas, der Dido und Lavinia. Trotz alle dem schränkt Joly sein endurteil doch dahin ein, es sei nicht unmöglich, dass Benoît der dichter auch des *Roman d'Eneas* sei. Der *Roman de Thèbes* wird Benoît abgesprochen, er soll das werk eines jüngeren nachahmers sein, auch die *Chronique ascendante des Ducs de Normandie ed. Pluquet* 1821 hält Joly für das werk eines compilators aus Wace und Benoît. — Zum schluss stellt Joly als resultat seiner untersuchung hin: 1) Es ist sicher, dass Benoît der verfasser der chronik und Benoît de Sainte More ein und dieselbe person ist. 2) Es ist sicher, dass Benoît unter Heinrich II. zwischen 1175 und 1185 gedichtet hat. 3) Es ist sicher, dass er seiner abstammung nach ein Normanne war oder wenigstens im normannischen England seine zweite heimat gefunden hatte. Damit macht Joly zu guter letzt

noch der auffassung Michels concessionen, nach welcher Benoît oder dessen vorfahren aus der Touraine stamten, aber nach England eingewandert waren. Zu dem erbe Heinrichs von Anjou gehörte auch die Touraine, vielleicht kam Benoît, als Heinrich das reich Wilhelm des Eroberers erbte, in dessen gefolge nach England hinüber. 4) Es ist möglich, dass Benoît auch den *Roman d'Eneas* gedichtet hat.

Handschriften zählt Joly 22 auf, von denen sich 13 (A—M) auf der kaiserlichen bibliothek zu Paris befinden, sie werden nach der nummer des katalogs aufgezählt, zwei handschriften N. O. befinden sich in der bibliothek de l'Arsenal, eine in der bibliothek de l'école de medecine de Montpellier, eine zu Wien, zwei zu Venedig, zwei zu Petersburg, eine im British Museum (bibl. Harleiana). Aus dem 13. jahrhundert sollen stammen die Pariser B. E. G. I. J. K. N. O, eine Venediger, die Harleiana, eine Petersburger; aus dem 14. jahrhundert die Pariser D. F. H. L, die Wiener, eine Venediger; aus dem 15. jahrhundert die Pariser A, die von Montpellier, eine Petersburger. Alle handschriften, welche Joly einsehen konte, sind im dialect der *Île de France* geschrieben, mit ausnahme von dreien: Dies sind *K* (nr. 2181, früher 7900. Fonds A. Lancelot), über welche schon oben gesprochen ist. *I* (nr. 1553) hält Joly für picardisch, G (nr. 903) für burgundisch. Eine vierte handschrift J zeigt bisweilen rein normannische formen, ist aber in der hauptsache altfranzösisch. Die meisten handschriften, darunter die besten enthalten lücken und man muss sie also gegenseitig sich ergänzen lassen. In K fehlt das ende vom vers 29402 an, Joly folgt von da an der handschrift J (1610). Der grundsatz, welchen Joly für die feststellung des textes aufstellt, lautet wörtlich: *On voit aussi, qu'il ne faut pas songer à reproduire un text unique mais les redresse et les completer les uns par les autres.* Da der normannische dialect auch in K nicht streng durchgeführt ist, hat Joly nicht unternommen auf eigene hand den text durchzunormannisieren, sondern sich begnügt K genau widerzugeben und seine lücken aus B, D, J auszufüllen. Über das verhältnis der handschriften untereinander, ihren wert oder unwert, ihre ursprünglichkeit oder abhängigkeit ist nichts gesagt. Mehrere handschriften, zwei Pariser G C, die ältere Petersburger und die Wiener sind wahrscheinlich von schreibern geschrieben, welche das original nicht immer verstanden und dadurch die sinnlosesten fehler in den text brachten. Joly macht es unserm Frommann zum vorwurf, die schlimsten derartigen fehler aus der Wiener handschrift abgedruckt zu haben. Ich hebe einige stellen heraus: Frommann Germ. II. pag. 64 unter 3: *Et li boves ilec ficha Ou Alexandres les trova* für *Et les bones* (*bornes*) *iluec ficha Où Alexandres les trova.* Ferner: *E au sertor et au tornoi* für *E en estor e en tornoi.* German. II. pag. 79 unter 36: *A vos meesnie di ge bien* | *Qen cest pais nena restes, I seulement vos en reales* für *A vos meisme di ge bien, Qen cest païs ne arestés, Isnelement vos en alés.* Germ. II. p. 66 v. 58: *a des tiem que mal ne li face* für *Ades criem que mal li face.* v. 74: *Ne veut amer nen ot ami* für *Ne veut amer ne n'ot ami.* v. 92: *Assez la colle et embrace* für *Assez l'acolle et embrace.* Lässt nach dem vorstehenden Jolys ausgabe für streng wissenschaftliche anforderungen in kritischer hinsicht manches zu wünschen übrig, so bietet sie doch einen bessern und lesbarerern text, als wir bisher hatten, und erleichtert uns wesentlich die vergleichung unseres deutschen dichters mit seiner quelle. Trotz Frommanns anerkanter arbeit würde eine neu angestellte vergleichung keine wertlose nachlese bringen. Hoffentlich erhalten wir nun auch eine vollständige ausgabe des *Roman d'Eneas.*

ST. AFRA BEI MEISSEN, JULI 1870. DR. E. WÖRNER.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZUM BEOWULF.

Die nüchternheit und vorsicht, womit Grein die recension der angelsächsischen texte unternahm, kam keinem derselben so sehr zu gute wie dem Beowulf: denn an keinen war schon so viel vorschnelle conjecturalkritik verschwendet worden. Während diese letztere erst in Grundtvigs ausgabe (1861) den höhepunkt erreichte, wurde durch Dietrichs „Rettungen“ im XI. bande der Zeitschrift für deutsches altertum auch Grein zu noch grösserer zurückhaltung gemahnt, welche denn auch seiner sonderausgabe des gedichtes (1867) das gepräge gab. Inzwischen hatte Heyne 1863 seine aufgabe in demselben geiste verstanden und blieb ihm auch in der zweiten auflage 1868 treu; so dass in der kritik dieses werkes nunmehr ein förmlicher wetteifer in conservativer tendenz eingetreten ist. Je einseitiger und unbedingter diese richtung wird, je mehr hat auch sie ihre gefahren. Die kritik droht so am ende zu einer art scholastik zu werden, die an den überlieferten buchstaben gebunden die aufgabe hat, wol oder übel einen sinn für ihn heraus zu stellen. Man muste es darum willkommen heissen, als in Bugges Bemerkungen zum Beowulf (*Tidscrift for philologi og paedagogik VIII*) die kritik bei aller besonnenheit und ernsten methodik wider freiere schwingen regte. Indem ich mich dem urteil Bugges fast in allen von ihm behandelten stellen anschliesse, gebe ich im folgenden, untermischt mit mehrern exegetischen erörterungen, neue beiträge zur herstellung dieses so wertvollen textes. In einer reihe von fällen nehme ich jedoch nur emendationen oder lesarten der älteren bearbeiter in schutz, die von Grein und Heyne übereinstimmend verworfen sind und daher unter einer sich feststellenden tradition zu verschwinden drohen. So oft ich Grein entgegenzutreten veranlasst war, bin ich mir doch immer von neuem bewust geworden wie viel wir ihm verdanken, da es erst auf der breiten und sichern grundlage seines glossars möglich geworden ist, fragen der kritik und exegese wahrhaft erspriesslich zu verhandeln; wie denn auch, der ersten bahnbrechenden bearbeitung in der „Bibliothek“ zu geschweigen, seine sonderausgabe für den text manchen schönen gewinn gebracht hat.

1. 30 fg. *þenden wordum weôld wine Scyldinga,*
leôf landfruma longe âhte.

Hier stört der mangel des objectes zu *âhte.* Thorpe suppliert *land* aus *landfruma,* Grein wie es scheint gleichfalls. Hievon mit recht unbefriedigt mutet Heyne dem leser noch mehr zu, nämlich aus dem vorhergehenden *weôld* den accusativ *geweald* zu ergänzen. Er bringt hiefür einige stellen zusammen, die bei weitem nicht genügen eine so schwierige freiheit zu rechtfertigen. Man lese *lîf* für *leôf.*

2. 34 *âlêdon þâ leôfne þeôden.*

Das subject liegt hier in *swǽse gesîđas* 29 noch nahe genug; gleichwol ergänzt Grein, offenbar aus metrischen gründen, in seiner sonderausgabe *âlêdon þâ [leôde].* Ebenso

652 *grêtte þâ [glædmôd] guma ôđerne*
1870 *gecyste þâ [cûđlîce] cyning æđelum gôd;*

wogegen er folgende fälle

520 *ymbeode þâ ides Helminga*
1405 *ofereode þâ æđelinga bearn*
2516 *gegrêtte þâ gumena gehwylcne*
3157 *geworhton þâ Wedra leôde*

unangetastet lässt. Heyne, der zufrieden ist sobald der vers vier silben hat, bringt nur 652 die ergänzung *giddum.* Diese sieben fälle einer auf *þâ* fallenden zweiten hebung ohne darauf folgende senkung schützen einander hinlänglich und keiner sollte mit einer ergänzung heimgesucht werden. Fälle, wo *þâ* ebenso grosses gewicht auch an anderer versstelle hat, wird es zur genüge geben; ich habe für jetzt Gen. 2533 *þâ onette Abrahames mæg* bemerkt.

3. 83 fgg. *Ne wæs hit lenge þâ gên,*
þæt se secg hete âđum swerian
æfter wælnîđe wæcnan scolde.

Die schwierigkeit dieser stelle ist von Bugge durch die wahrnehmung des compositums *âđumswerian = generi socerique* in verbindung mit Greins emendation *ecghete* trefflich gelöst worden. Ich habe nur noch hinzuzufügen, dass *lenge* bisher fälschlich als comparativ von *lange* verstanden wurde. Nicht nur weil *lenge* eine anstössige, wenig bezeugte nebenform von *leng* ist (Iul. 375. Gûđl. 109), sondern weil der comparativ hier keinen sinn gibt, er müste denn mit Heyne wie das neuhochdeutsche länger = ziemlich lang verstanden werden, was gegen den angelsächsischen, überhaupt gegen den alten sprachgebrauch verstösst. Bei Grein ist dieser übelstand allerdings durch die emendation *aclum werum* für *âđum swerian* vermieden; versteht man aber die stelle wie Bugge, so muss man in *lenge* das seltne, mit *gelenge* und *gelang* gleichbedeutende adjectiv erkennen, das in derselben bedeutung *praesto* einmal im Crist (1685 *him biđ lenge hûsel*) vorkomt, und man muss übersetzen:

es war noch nicht vorhanden, d. h. die zeit war noch nicht gekommen, dass der schwerthass dem eidam und schwäher erwachen sollte.

4. *Ellengæst* 86 neben dem sonst (807. 1349. 1617. 1621) überlieferten *ellorgæst* stehen zu lassen war meines bedünkens eine überflüssige gewissenhaftigkeit der herausgeber. *Ellen* und *ellor* stehen sich graphisch so nahe, dass nichts leichter geschehen konte als ein verlesen zu gunsten des in der poesie gebräuchlicheren wortes *ellen*, wodurch freilich ein seltsames wenig plausibles compositum entstand. Schlimmer war jedoch dass die deutschen herausgeber sowie Grundtvig, die spur der Engländer verlassend, hier sowol als bei *ellorgæst* und *wælgæst* (1331. 1995) den zweiten compositionsteil für *spiritus* nahmen; und die schreibung *ellorgast* 807. 1621 war dafür kein genügender grund. Grein war sogar consequent genug, den gefrässigen riesen auch 102, wo er als *se grimma gæst* bezeichnet wird, zu einem geist zu stempeln, während es Heyne hier beim gast bewenden liess. Wenn der erlegte *nicor* 1441 *gryrelîc gyst*, wenn der drache 2228. 2312 *gyst* und *gæst*, 2560 *gryregiest*, 2670 *inwîtgæst*, 2699 *nîdgæst* genant wird, so liegt es doch wahrlich nahe, jene bezeichnungen Grendels als eines fremdartigen wesens von unbekanter herkunft (vgl. *ælwihta eard* 1500) ebenso aufzufassen. Was daran irre machte war die in unser gedicht eingeflossene theologisierende auffassung des riesen als eines teufels. Für teufel wie für engel ist die theologische bezeichnung geister in der angelsächsischen poesie geläufig genug; daher konte der interpolator 1265 fg. ohne umstände sagen *þanon* (aus der wüste und, wie es scheint, aus Kains samen) *wôc fela geôsceaft gâsta, wæs þâra Grendel sum*, konte ihn 1275 *helleyâst*, 133 (wie 1747 den wirklichen teufel) *wêrgan gâst* nennen, während der erste fortsetzer 1356 fgg. sich noch begnügte, ihm einen ursprung von *dyrnum gâstum* beizulegen, womit seine materialität so gut wie die anderer teufelssöhne der sage vereinbar bleibt.

5. *Wiht unhǣlo* 120 zog Thorpe verständig zum vorhergehenden satz und übersetzte *aught of unhappiness;* die deutschen herausgeber construieren es als subject zum folgenden satz und erklären „der dämon des verderbens.“ Nun heisst bekantlich *wiht* nicht dämon, sondern wesen, und dient, zunächst nur mit beigesetzten attributen, erst in der sprache des spätern mittelalters ohne solche, als euphemismus für elbe, teufel u. dgl.; auf alle fälle aber ist diese genetivische structur der alten sprache nicht gemäss. Dennoch wird man sich nicht gern bei Thorpes abteilung beruhigen; denn der satz *sorge ne cûđon, wonsceaft wera* gewint keineswegs durch die zweite apposition *wiht unhǣlo.* Ich schlage daher vor zu lesen *wiht unfǣlo* und verweise auf die von Grein

unter *unfǣle* und *wiht* citierte glosse Aelfrics (Wright, volume of vocabularies p. 17): *satiri vel fauni vel selini vel fauni ficarii unfǣle men, wuduwâsan, unfǣle wihtu* (? wol *wihta*).

6. 135 fgg. *eft gefremede*
morðbeala (lies *-bealu*) *mâre and nô mearn fore*
fǣhðe and fyrene.

So mit ausnahme Grundtvigs die herausgeber, ohne sich zu fragen, ob der vers auch zwischen der präposition und ihrem casus schliessen dürfe. Sie würden bei der sorgfältigsten umschau schwerlich ein einziges sicheres beispiel gefunden haben. Man muss an den versschluss mit Grundtvig ein komma setzen und *fore* adverbial auf *morðbealu mâre* beziehen, zu welchem *fǣhðe and fyrene* in apposition steht.

7. 159 *ǣglǣca êhtende wæs.*

Hier setzen die herausgeber *[atol] ǣglǣca* um den vers vollständig zu machen. Gerade so gebaut ist aber das zweimal vorkommende hemistich *secg betsta* 947. 1759, auch wenn man auf die ältere aussprache *betista* zurückgeht, bei der die beiden ersten silben zusammen die hebung ausmachen. Es müssen daher auch diese beiden stellen emendiert werden, was Heyne richtig erkant hat. Nur dass seine aushilfen wenig einleuchten: 1759 *secg [se] betsta* zu setzen ist doch allzu wolfeil und 946 fgg. so abzuteilen

Nû ic Beowulf
þec, secg betsta, me for sunu wylle
freôgan on ferhðe

geht durchaus nicht an, da das stark betonte *þec* ebensowenig im auftact als das ebenfalls stark betonte *betsta* in zweisilbiger senkung (oder wenn man lieber will in nebenhebung) stehen kann.[1] Ich halte das schema *sécg bétsta* durch das doppelte vorkommen dieser formel für gesichert, wenn es überhaupt für die möglichkeit seiner auftactlosen erscheinung eines besondern beweises bedarf: denn mit auftact ist es ja häufig genug. Gleichwol halte auch ich das hemistich *ǣglǣca* für unvollständig. Das logische verhältnis des satzes zu den vorausgegangenen negationen, die er in den positiven ausdruck umsetzt, bleibt nicht gut unbezeichnet und es wird geheissen haben *ac se ǣglǣca*; vgl. 739. 1000. Da auch *aclǣca* geschrieben wurde, ist der irrtum des vorauseilenden schreiberauges begreiflich.

1) Das hemistich *þegn betstan* 1871 bleibt hier ausser betracht, weil man auch *þegen* sprechen konte; *hægstealdra* 1889 ist verstümmelt, *heâ healle* 1926, wofür Heyne gut *heâ [on] healle*, wahrscheinlich auch.

8. 183 fgg. *Wâ bið þæm þe sceal*
þurh slîðne nîð sâwle bescûfan
in fýres fæðm, frôfre ne wênan,
wihte gewendan.

Die deutschen herausgeber nehmen dieses *gewendan* intransitiv im sinne von *evadere*. Hierauf hätte wol auch Thorpe verfallen können; ihn hielt vermutlich die erwägung zurück, dass *wendan* oder *gewendan* in diesem sinne nicht leicht ohne bezeichnung des zustandes vorkomt, aus dem oder in den man „wendet," so wie auch dass es sonst nicht gerade vom entrinnen aus einem zustande des zwanges in die freiheit gilt. Der ausdruck erscheint hier in der tat viel zu schwach. Thorpes emendation freilich *frôfre ne wêne wihte geweorðan* ändert viel und schafft doch keinen gefälligen, rhetorisch wirksamen ausdruck. Ich glaube dass es hiess *wîte gewendan,* appositionell zu *frôfre ne wênan* construiert und mit daher fortwirkender negation.

9. 296 fgg. *ôð þæt eft byreð*
ofer lagustreâmas leôfne mannan
wudu wundenhals tô Wedermearce,
gôdfremmendra swylcum gifeðe bið,
þæt þone hilderæs hâl gedîgeð.

Der ausdruck *leôfne mannan* ist hier ganz generell und geht auf jedes mitglied der schiffsmannschaft, wie in unsrer militärischen dienstsprache der mann für jeder mann gilt: denn die vorhergehenden worte des wächters trennen nicht etwa den führer vom gefolge, sondern gehn durchaus auf und an die gesamtheit der ankömlinge. Der sprecher beschränkt aber alsbald seinen ausdruck, indem er hinzufügt: welchem der tapfern es zu teil wird, dass er aus dem kampfe heil davon komt. Das ist wirklich so einfach wie möglich und wurde von Kemble und Thorpe richtig aufgefasst. Grein aber zog vor, auf diese eine stelle für *swylc* die bedeutung *quisque* zu begründen und machte aus dem satz eine sentenz: jedem derer, die gut tun, ist es verliehen, dass er aus dem kampfe heil davon komt: eine sentenz, gegen die alle tapfern protestieren, die je im kampfe gefallen sind, und deren verkehrtheit man weder dem wächter noch dem dichter zutrauen darf. Dies erkante auch ohne zweifel Heyne; statt aber zur richtigen auffassung zurückzukehren, änderte er *gôd* in *gûð* und erklärte: einem solchen unter den kriegern ist es verliehen usw. Abgesehen von der unnötigen änderung ist auf diese art der singular *gedîgeð*, der auch *swylcum* zum singular stempelt, unverständlich, weil vorher von keinem einzeln die rede war und auch *leôfne mannan* dem sinne nach plural ist.

10. 366 fg. *nô þu him wearne geteôh*
þînra gegncwida glædman, Hrôđgâr.

So liest Heyne mit Thorpe und Kemble, und die übersetzung ist: versage ihnen nicht das vergnügen deiner antwort, oder appositionell: deine antwort, das vergnügen. Grein zerlegte *glædman* in *glæd man.* Schwerlich findet sich irgendwo in ceremoniöser oder nur in episch stilisierter anrede eines höheren die allgemeinste bezeichnung des menschengeschlechtes gebraucht: denn *mon se mǽra* Cri. 441 geht auf den menschen *in genere,* der als der geistbegabte, zur seligkeit bestimte *se mǽra* heisst, nicht auf einen vornehmen, dem Cynewulf das werk gewidmet hätte. Aber auch *glædman* ist vom übel. „Das vergnügen deiner antwort" ist eine französisch stilisierte formel moderner höflichkeit, die sich hier sehr fremdartig ausnimt; und *glædman* als apposition wäre gar zu unbeholfen. Es verdient alle beachtung, dass bei Tkorkelin *glædnian* steht, was die unanstössige übersetzung ergibt: versage ihnen nicht sich deiner antwort zu erfreuen. Leider erfährt man durch Grundtvig hier nicht wie Thorkelins abschriften lesen.

11. An zwei stellen des Beowulf, 368 und 2636 finden sich in composition mit *wîg* und *gûđ* die formen *getawum* und *getawa* statt der gewöhnlichen *geatwum* und *geatwa.* Grein erkent in seinem Glossar mit hinweis auf ahd. *gazawa* ein von *geatve* verschiedenes *getave* an; Heyne setzt an beiden angeführten stellen die gewöhnliche form. Die in der mitte stehende form *geatawum* 395 wird auch von ihm geduldet. Gerade diese muss emendiert werden, freilich nicht in *geatwum,* sondern mit Ettmüller, Grein [1] und Bugge in *getawum,* denn

nû gê môton gangan in côwrum gûđgeatawum

ist ein unrichtiger vers: das zweite hemistich kann nicht zwei reimstäbe haben, wenn das erste nur einen hat. Durch diesen vers wird die form *getaw* (nicht *getawe,* denn die flexion ist ja stark) = ahd. *gazawa,* mhd. *gezouwe*, allem zweifel entrückt; aber da sie genau in derselben bedeutung und demselben gebrauch erscheint wie die häufigere *geatu* (nicht *geatwe,* was wider schwache flexion voraussetzen würde), so wird es auch höchst wahrscheinlich, dass wir in ihr nichts als eine transposition von *getaw* vor uns haben. Kundigere werden hiefür analogien aus deutschem sprachgebiete beizubringen wissen.

12. Mit dem sinne der verse 445ᵇ—451 steht es nicht so schlimm als Müllenhoff (Zeitschr. f. d. a. XIV, 199) meint; nur darf man *ymb mînes lîces feorme* nicht mit den deutschen herausgebern erklären „um meines leibes unterhalt," noch auch mit den englischen „um meinen leichenschmaus." Beowulf sagt: „ich denke, Grendel wird, wenn er

kann, es den Geaten machen wie früher den Dänen. Nicht darfst du mein haupt (im grabhügel) bergen, sondern er wird, wenn ich sterbe, mich haben, er trägt die blutige leiche davon, denkt sie zu kosten, frisst sie, der eingänger, ohne bedauern, zeichnet (mit seinem tritt? mit meinem blute?) die *môrhôpu:* nicht darfst du um die verzehrung meiner leiche länger sorgen.“ Hrodhgar hätte nämlich sonst dafür zu sorgen, dass die leiche seines gastes vom feuer verzehrt würde: dieses, „*gǽsta gîfrôst* (1123), kann sehr gut als eine leiche *feormiend* gedacht und *mînes lîces feorm* daher für „mein leichenbrand“ gesagt werden, ebenso gut aber auch für eine andre art der verzehrung; und das ironische spiel mit diesem doppelsinn scheint mir von guter poetischer wirkung. Ich bezweifle ob *mînes lîces feorm* überhaupt heissen könne „meines leibes nahrung“; denn *lîc* ist doch immer nur der körper als haus oder werkzeug der seele, im unterschiede von ihr gedacht, nicht aber der belebte organismus als solcher; und tätige, freiwillige functionen desselben werden, so viel ich sehe, nie dem *lîc* zugeschrieben. Man vergleiche übrigens die widerkehr desselben gedankens bei Äscheres tod 2124—28.

13. *Geofon ýđum weôl wintres wylm,* wie 515 fg. überliefert ist, heisst entweder *mare undis aestuabat, hiemis aestus* oder *undis marinis aestuabat hiemis aestus.* Die letztere auffassung ist verzwickt wie die erstere; zu ihren gunsten jedoch verschmähen die deutschen herausgeber Thorpes unschuldige besserung *wylme,* mittelst der man übersetzen kann *mare undis aestuabat, hiemis aestu.* Ich erinnere daher an 1131 *holm storme weôl,* 1423 *flôd blôde weôl,* 2139 *holm heolfre weôl* und Andr. 1548 *flôd ýđum weôl,* wodurch die fügung *geofon ýđum weôl* hinlänglich gestützt scheinen dürfte; und hoffentlich wird niemand die überlieferung dennoch halten und *wintres wylm* in apposition zu *geofon* bringen. Es versteht sich, dass dann auch *weôl* nicht zu v. 516 gehören kann, wo es die allitteration unschön überlädt. Wegen des vom schreiber unterdrückten auslautenden *e* s. unten § 33.

14. 574 *hwæđere mê gesǽlde þæt ic mid sweorde ofslôh.* Hier schlägt Bugge, weil durchaus kein gegensatz zu dem vorhergesagten stattfindet, zu lesen vor *swâ þǽr mê gesǽlde.* Dadurch wird zugleich die anomalie der zwei reimstäbe im zweiten halbvers auf einen im ersten beseitigt, freilich nur um den mindestens sehr seltnen fall von vier gleichen reimstäben herzustellen. Grundsätzlich erscheint dieser fall indess nicht unzulässig, da zwei paar ungleicher reimstäbe in der stellung *a b a b* oft genug vorkommen, im Beowulf, wenn ich nicht irre, 64 mal. Für den schwerpunkt des verses, der nach dem gefühl der alten durch zwei reimstäbe im zweiten halbvers auf einen im ersten nachteilig verrückt wurde,

kann es nichts ausmachen, ob vier gleiche oder zwei paar ungleiche auf beide vershälften gleich verteilt werden. Die beispiele des erstern falles im Beowulf hat Bugge s. 64 gesichtet: nachdem mehrere durch emendation beseitigt sind, bleibt ihm ausser dem obigen nur noch übrig

1351 *idese onlîcnæs; ôđer earmsceapen.*

Ein drittes unverdächtiges beispiel ist jedoch

2296 *hât and hreôhmôd hlæ̂w* (hs. *hlæwum*) *oft ymbehwearf.*

Wie Bugge 574[b] dadurch entschuldigt finden kann, dass *s* hier in zweierlei consonantenverbindung auftritt, und 1351 dadurch, dass hier vocale allitterieren, verstehe ich nicht.

Darüber spricht sich Bugge nicht aus, welche bedeutung das *swâ* seiner emendation in 574 haben soll. Sicher keine andre als „obgleich," unter ersetzung des punktes nach *niceras nîgene* durch ein komma. Nur so erhält man eine richtige gedankenfolge. Die ganze erzählung wird von Müllenhoff beanstandet, der nach 549 den dichter mit *hwæđere ic fâra feng* 578 fortfahren lässt, das zwischenliegende dem interpolator auf rechnung setzend. Ein hauptgrund, den er hiefür beibringt, der 575 erwähnte, aber nach 539 fgg. vom dichter nicht beabsichtigte nichsenkampf ist indess nicht stichhaltig: denn *niceras* sind dieselben wesen, die 540 *hronfixas* und 549 *merefixas* genannt werden. Fisch ist nur ein tier, das im wasser lebt: daher bezeichnet walfisch ein säugetier, dessen natur doch den seefahrern aller zeiten bekant war; daher die beschreibung des *iôr* im runenlied als *eâfixa sum*, der doch sein futter auf der erde sucht und eine mit wasser umgebene wohnung hat. Daher denn auch die *niceras*, nach denen Grendels see *nicera mere* heisst (845), ihre häuser (1411) oder höhlen am lande haben und *on næshleođum* liegend angetroffen werden (1427), dann aber ins wasser springen (*hie on weg hruron* 1430), worauf einer von ihnen im schwimmen geschossen wird. Ganz falsch wird *nicor* von Grein (in der sonderausgabe) und Heyne mit wassergeist glossiert: sie haben mit den nichsen oder necken unsrer sagen nichts zu tun. In althochdeutschen glossen wird *crocodilus* mit *nihhus* widergegeben, im heutigen Isländisch gilt *nikr* für *hippopotamus* (Myth. 456); und so werden die *niceras* 1430 von den vorher erwähnten *wyrmas* oder *sǽdracan* als *wildeôr* unterschieden, wie auch 1510 unter *sǽdeôr* verstanden. Es sind offenbar wirkliche seetiere gemeint, und der ganzen fantastisch ausgebildeten vorstellung wird am ende das walross zu grunde liegen, wozu die 1511 erwähnten *hildetuxas* passen. Die *niceras* sind boshafte feinde der menschen, *þâ on undernmǽl oft bewitigađ sorhfulne sîđ on seglrâde* (1428 fg.); und eben das wird, zum erweis ihrer identität mit den später erwähn-

ten *niceras*, bei den von Beowulf erlegten meerfischen vorausgesezt: *þæt syđđan nâ ymb brontne ford brimlîđende lâde ne letton* (567 fgg.). Aber auch was Beowulf bei der ersten erwähnung eines nichsenkampfes 423 sagt *wræc Wedera nîđ* (*weân âhsodon*) wird dadurch klar: des helden landsleute hatten bei der seefahrt durch die nichse schaden gelitten. *Orkn* ist nordisch *phoca*, aber 112 werden *orcneas* auf eine linie mit *eotenas* und *ylfe* gestellt. Man sieht daraus wie die seetiere zu fabelwesen werden; und als solche heissen die *orcneas*, wie es scheint, auch *niceras*. Bekant ist der mut der walrosse und ihre gefährlichkeit für kleine fahrzeuge.

Kann die erzählung 550 — 77 wegen der nichse nicht angefochten werden, so halte ich um so gewisser die zuletzt besprochene stelle 419 — 26 für eine interpolation. Der hier erwähnte nichsenkampf muss denn doch, wenn das gegenteil nicht ausdrücklich gesagt wird, für identisch mit dem später erwähnten gehalten werden: hier aber heisst es von den Geaten, dass sie es selbst gesehen hätten, wie Beowulf aus dem kampfe kam (419), während er nach 580 bei den Finnen ans land stieg, also erst nach längerer reise die Geaten wider erreichen konte. Es ist klar, dass der interpolator hier einer abweichenden tradition folgt und die erzählung 550 — 77 nicht im auge hat, in welcher auch für 5 gebundene feinde (420) — *niceras* nämlich — entschieden kein raum ist.

15. 525 *þonne wêne ic tô þê wyrsan geþingea.*

Hier müste der gen. plur. *geþingea* von dem gen. sing. *wyrsan* in der weise abhängen, wie dieser casus sonst nur zum superlativ, nicht zum comparativ construiert wird. Es liegt am nächsten, hier, wie 398 und 709, *geþinges* zu lesen; wem dies nicht gefällt, der setze für *wyrsan* den gen. plur. *wyrsa*, lasse aber den dichter nicht *pejoris constitutorum* statt *pejoris constituti* sagen.

16. Die stehende formel *Beôwulf mađelôde, bearn Ecgþeôwes* ist 631, nachdem die folgende rede Beowulfs schon zu voller genüge eingeleitet worden, ganz gewiss nur als eine einschaltung zu betrachten, durch die ein schreiber überflüssiger weise für die deutlichkeit sorgen wollte.

17. 848 fg. *atol ŷđa geswing eal gemenged*
hât on heolfre.

Hier hat Grein in seiner ersten ausgabe die auf der hand liegende, ganz unbedenkliche besserung *hâtan heolfre* vollzogen, sie aber in der zweiten wider zurückgenommen, nachdem Heyne ihm nicht darin gefolgt war. Wer je Thorkelins druck aufgeschlagen hat weiss, dass aus der handschrift durchaus keine wortabteilung zu entnehmen ist; und wenn man dazu 308 *ongyton* für *ongytan*, 577 *mannon* für *mannan*, 788 *hæfton*

für *hæftan* als handschriftliche lesart bemerkt findet, so kann die schreibung *hat on* für *hatan* gar kein bedenken erregen. Oder hätte am ende der dichter, wenn er in ungeheuerlicher fantasie annahm das wasser des sees sei durch das beigemischte blut heiss geworden, in einer so wunderlichen prolepsis der wirkung, wie sie in jenem *hât on heolfre* läge, eine rhetorische schönheit gesucht? Das wäre denn doch durch ähnliche fälle wahrscheinlich zu machen.

18. 867 fgg. *hwîlum cyninges þegn,*
guma gilphlæden gidda gemyndig,
se þe ealfela ealdgesegena,
worn gemunde, word ôđer fand
sôđe gebunden, secg eft ongan
sîđ Beôwulfes snyttrum styrian.

Das scheint doch auch für einen interpolator zu ungeschickt ausgedrückt. Dass einer ein anderes wort oder, nach Heyne, andre worte findet, wenn vorher gar nicht gesprochen, sondern um die wette geritten worden, ist unsinn; es ist auch dann verkehrt, wenn man das wettrennen übersehend an das vorausgegangene gespräch über Beowulfs heldengrösse denken will, denn es ist nur wider dasselbe thema, was der sänger vorbringt. Ich habe schon in meinem lesebuche die worte *word ôđer fand sôđe gebunden* mit recht als eine parenthese bezeichnet: „ein wort fand das andre, richtig gebunden;“ denn der mann erzählte nicht nur, sondern er trug (wie die ausdrücke 872 — 74 deutlich verraten) mit epischer kunst vor, d. h. in allitterierenden versen, wofür wir in jener parenthese eine interessante technische bezeichnung finden. Noch aber bleibt der satzbau unerträglich unbeholfen, wenn wir nicht dem ganz müssigen und leeren *secg* das hier so nahe liegende, den epischen vortrag ebenfalls technisch bezeichnende *secgan* unterschieben. Unser schreiber oder einer seiner vorgänger hat fehler in den text gebracht, die sich nur aus dem vorfinden einer abkürzung für *an* erklären: 158 *banum* für *banan*, 2821 *gumum* für *guman;* ein abkürzungszeichen aber konte so gut übersehen wie verlesen werden.

19. 985 fgg. *wæs steda nægla gehwylc stýle gelîcost*
hæđenes handsporu hilderinces
egl unheôru.

Was man hier aus *steda* zu machen habe lasse ich dahin gestellt, gestehe jedoch, dass mich weder Greins noch Heynes auslegung ganz befriedigt. Für *handsporu* dagegen bessere ich mit zuversicht *handsperu.* Die urkundliche lesart besagt nicht, wie Heyne will, *calcaria manus,* sondern *vestigia manus,* was keinen sinn hat; Grein setzt dafür *handspora* = *calcar manus,* aber welch ein verkehrtes bild wäre das! um so

heissen zu können müste solch ein nagel an der handwurzel herausgewachsen sein. *Egl* nehmen dann beide herausgeber als das substantiv für *palea* und es soll die kralle bedeuten, die unter dem bild einer ähre (und zwar einer ausgedroschenen) bezeichnet werde. Das glaube wem es gefällt. Ich erkenne hier weiter nichts als das unflectierte adjectiv *egle molestus* mit vor vocalischem anlaut elidiertem oder nur durch nachlässigkeit der schreibung weggebliebenem *e*; in *unheôru* folgt der flectierte nom. plur. neutr. nach.

20. 1002 fgg. *Nô þæt ŷđe biđ*
tô befleônne — fremme se þe wille! —
ac gesacan sceal sâwlberendra
nŷde genŷdde niđđa bearna
grundbûendra gearwe stôwe,
þǣr his lîchoma legerbedde fæst
swefeđ æfter symble.

Grein fand hier bei seinen englischen vorgängern die emendation *gesêcan* für *gesacan*, das in der tat einen gedanken von beleidigender unrichtigkeit ergibt. Denn nur wer des lebens überdrüssig ist, „erstreitet“ sich etwa den tod, den man ihm versagen will. Gleichwol stellte Grein *gesacan* wider her. Dafür emendierte er in seiner ersten ausgabe verständig *genŷded*, da wol der mensch durch not genötigt dem grabe, aber nicht einem durch not genötigten grabe entgegen eilt, und ergänzte hinter *sâwlberendra* das augenscheinlich fehlende *gehwylc*, worauf Heyne in beidem folgte; aber in der sonderausgabe zog Grein beides wider zurück und Heyne in seiner zweiten ausgabe folgte auch jetzt wider. Die stelle ist kaum und nur in der gezwungensten, unschönsten weise zu verstehn, aber die handschrift ist freilich in ihre ehre wider eingesetzt. Ich schlage vielmehr noch eine andre ergänzung vor. Den satz *nô þæt ŷđe biđ tô befleônne* muss man wol als negative prolepsis des folgenden gedankens fassen, da es zu viel zugemutet ist, mit Thorpe aus dem vorhergehenden *aldres orwêna* für *þæt* den beziehungsbegriff tod zu entnehmen. Aber schwierig und unschön ist auch das. Es komt dazu die bedenkliche magerkeit des hemistichs *tô befleônne*, in dem eine präposition die erste hebung tragen muss. Man ergänze daher *[deâđ] tô befleônne;* indem der schreiber den letzten buchstab von *biđ* zog, konte er meinen schon am ende von *deâđ* zu sein. Das unentbehrliche *gehwylc* aber wird man schicklicher hinter den mittelsten als hinter den ersten der drei tautologischen ausdrücke setzen, also hinter *niđđa bearna*.

21. 1022 lesen Kemble und Thorpe *hrodenhilte cumbor*, ein feldzeichen mit verziertem (wol mit getriebenem metall umlegtem) griffe.

Grein und Heyne setzen dafür, um einen doppelten stabreim zu erhalten, *hroden hiltecumbor*, ein geschmücktes feldzeichen mit griff. Besser wäre noch Ettmüllers *hroden hildecumbor*, das sich Grein in der ersten ausgabe aneignete. Ist denn das eine irgend erwähnenswerte eigenschaft eines feldzeichens, dass es einen griff hat? oder gar eines schwertes, da Grein, ich weiss nicht warum, im glossar das wort als *ensis capulo instructus* erklärt? wäre es poetisch, weil der schild einen rand hat, von einem *randscild* zu reden? oder weil der löffel einen stiel hat, von einem stiellöffel? Und weshalb die analogie des ebenso gebildeten adjectivs *wreođenhilt* 1698 verschmähen? — Dass übrigens auch das althochdeutsche und zwar gerade in der bedeutung feldzeichen eine form *chumpar* neben *chumpal* kante, geht aus dem von Grimm zu Andr. 4 angezogenen *chumberra = tribus* bei Notker (Graff 4, 405) hervor; nur vom feldzeichen konte der heerteil so genant werden.

22. Für das sinnlose *for scotenum* 1026 haben Kemble und Thorpe, was jedem nahe lag, *for sceôtendum* gesetzt. *Sceôtend* (vgl. Hldbrl. 51) ist nicht etwa der schütze in unserm sinne, sondern, da der ger nach altem sprachgebrauch geschossen wird, der krieger überhaupt; das wort komt noch zweimal, 703 und 1154, in diesem werke vor. Auch hier verschmähte Grein was die vorgänger boten, vermutete dafür ein unbelegtes *scotere = sceôtend* und setzte es in seiner zweiten ausgabe in den text. Heyne nahm *scotenum* mit einer erklärung Leos auf, wonach dieses particip nicht passivisch, sondern neutral zu verstehn wäre und die emporgeschossenen, d. i. emporragenden, vornehmen bedeutete, eine bedeutung, die Leo in seiner schrift Beowulf (1839) s. 66 fg. schon dem präsens *sceôtend* beigelegt hatte. So etwas ist geschmacksache und schwer darüber streiten. Ich will hier nur darauf aufmerksam machen, dass *for scotenum* oder *for scoterum* ein metrisch unmögliches hemistich ist. Eine präposition kann vielleicht überhaupt keine hebung tragen, jedenfalls keine hinter der die senkung fehlt; ebenso wenig kann eine bildungs- oder beugungssilbe ohne darauf folgende senkung die hebung tragen, auch zu ende des verses nicht. *Fór scótenum* und *for scótenúm* ist also gleich unmöglich.

23. 1030 *ymb þæs helmes hrôf   heâfodbeorge*
wîrum bewunden   walan ûtan heôld.

Das schwierige *walan* will Grein durch das bei Ulrich von Liechtenstein vorkommende femininum *wæle* erklären. Unter diesem hat man die vorrichtung auf dem stechhelme zu verstehen, in welcher die *zimierde* befestigt war. Sie ist bei Ulrich von gold oder vergoldet und ist auf miniaturen leicht an der gelben farbe zu erkennen. Dass diese vorrichtung, die offenbar von ihrer fächerförmigen gestalt (ahd. *wâla = flabel-*

lum) den namen hat, auf dem kegelförmigen helme der Angelsachsen keinen platz finden konte, ist wol klar; das angelsächsische lautgesetz würde ausserdem die form *wǣle* verlangen, und der plural, den freilich Grein in zweifel zieht, wäre ohne rechtfertigung. Heyne bleibt bei Bouterweks erklärung (Ztschr. f. d. a. 11, 85) stehn, der hier das als glosse vorkommende *walu* oder *wala* = *vibex* erkent und sich folgendermassen auslässt: „ich denke mir, dass die *walan*, schwielen, beulen, buckeln mit draht umsponnen waren und, rings um den kegel des helmes stehend, eine art krone bildeten." Wem diese blos auf unsre stelle gebaute drahtumsponnene buckelkrone zusagt, der sollte doch überlegen, wie das zwiegestaltige *walu* oder *wala* (ebenso verhält sich *magu* und *maga puer*) zu der bedeutung *vibex* gelangt. Gotisch heisst *valus* ῥάβδος, friesisch *walubera* der wanderer am stabe; angelsächsisch *wyrtwala* die wurzel, zunächst doch wol der wurzelstock, *weallwalan* schwerlich etwas anderes als die senkrechten pfosten, welche die wand des hölzernen hauses bildeten und durch breitgeschlagene *wîras* oder eiserne bänder zusammengehalten wurden (Ruine 21). Die bedeutung *vibex* ergibt sich also aus der bedeutung stock oder rute, indem der strieme die spur oder das abbild der rute auf der haut ist. Will man nun aus der bereits übertragenen bedeutung strieme die abermals übertragene einer metallenen buckel folgern, so müste diese wenigstens striemen- oder rutenförmig gedacht werden, was doch hier nicht möglich ist, da der untere cylindrische teil des helmes, mit dem er auf dem kopfe aufsitzt, und an dem Bouterweks krone gedacht werden müste, zu niedrig ist, um mit anderen als runden, höchstens kleinen eirunden buckeln besetzt sein zu können.[1] Aber vor allem sollte man die worte *ymb þæs helmes hrôf* nicht übersehen: sie sagen deutlich, dass die *walan* an dem kegelförmigen teile des helmes waren, der allein sein dach heissen kann. Durch sie komme ich auf folgende vermutung. Die abbildungen angelsächsischer helme haben zwischen den beiden zum auffangen der hiebe bestimmten kämmen, die in der spitze des kegels zusammenlaufen, zwei von der spitze nach dem untern cylindrischen teil herablaufende bänder, in der

1) Ich beziehe mich hier und im folgenden auf abbildungen nach der stickerei des teppichs von Bayeux (11. jahrh.) bei Charles de Linas, *les casques de Falaise et d'Amferville* (Arras et Paris 1869) p. 27 fgg., insbesondere auf den darunter befindlichen helm des letzten Sachsenkönigs Harold; ferner auf eine miniatur des Cod. Cotton. Tib. B. V. (Calendarium „gegen anfang des 11. jahrhunderts geschrieben"), abgebildet bei Strutt Angleterre ancienne (übersetzung des englischen originalwerkes, Paris 1789) taf. IV, fig. 4. Sie stellt einen gerschiessenden behelmten krieger dar und gibt, wie es scheint, die einzige etwas genauere zeichnung eines angelsächsischen helmes, weshalb der kopf auch bei Linas gegenüber s. 6 nachgebildet ist.

weise, dass durch die kämme und bänder der helm in vier quadranten zerlegt wird. Diese bänder, die bei genauerer zeichnung mit nagelköpfen besetzt und mit emporgeschlagenen oder wulstartig verstärkten rändern versehen erscheinen, kommen auch ohne kämme vor, sie dienen wol zur sicherung der stellen, wo die beiden hälften des helmes zusammengenietet sind, oder sollen anstatt der kämme die unmittelbare gewalt des hiebes von dem helmdach abhalten. Auf diese bänder mochten nun mitunter noch hölzerne, mit draht umwickelte stäbe aufgelegt werden, um jenen zweck noch wirksamer zu erreichen und zugleich durch den weicheren stoff die erschütterung des kopfes durch den hieb abzuschwächen; und mit dieser vorstellung dürften wir unsre stelle übersetzen: um des helmes dach hielten die hauptberge mit drähten umwunden stäbe von aussen. Hauptberge ist hiebei ganz concret als umschreibung für helm zu nehmen; sie ist ebenfalls gemeint wenn es 2559 heisst *biorn under beorge bordrand onswâf:* vergl. *heard under helme* 342. 404. 2539. *under heregrîman* 396. 2049. 2605. Für den singular *heôld* bei vorausgehendem plural des subjectes kann man ausser dem von Dietrich (Ztschr. f. d. a. 11, 447) geschützten *hine sorhwylmas lemede* 905 noch auf 2164, schwerlich aber auf 2719 verweisen.

24. 1080 fgg. *wîg ealle fornam*
Finnes þegnas, nemne feâum ânum,
þæt hê ne mehte on þǽm međelstede
wîg Hengeste wiht gefeohtan
ne þâ weâlâfe wîge forþringan
þeôdnes þegne.

Grein und Heyne behaupten auch hier das recht einer fehlerhaften überlieferung: „Der krieg hatte Fin so sehr geschwächt, dass er gegen Hengest nicht mehr krieg führen noch mit krieg den rest seiner mannen gegen ihn behaupten konte“: welcher dichter in aller welt, wenn er nur etwas mehr kunstgefühl als ein schulknabe hat, wird sich so ausdrücken? Und wenn man sich auch den mangel der präposition bei *Hengeste* gefallen lässt, so heisst doch *gefeohtan* mit dem accusativ durch fechten erlangen, erfechten, kann also nicht ein wort, das die handlung des fechtens ausdrückt, zum object haben. Dies alles würdigend haben daher die Engländer und mit ihnen Grundtwig *wiđ* für *wîg* gesetzt, aber freilich damit den reim verloren. Ich halte noch jetzt die in meinem lesebuch vorgenommene emendation aufrecht *wiht Hengeste wiđ gefeohtan:* „dass er nicht mochte auf dem versamlungsplatze (wo sich die parteien jetzt zur unterhandlung oder, je nach umständen, zu neuem kampfe gegenüber standen) etwas wider Hengest erfechten noch auch im kampfe

den rest seiner mannen vor unterwerfung oder untergang bewahren"; d. h. weder einen vorteil gewinnen noch das, was er noch hatte, erhalten.

25. Heyne hält auch in seiner zweiten ausgabe daran fest, dass 1114 fgg. die verbrennung eines lebenden sohnes der Hildeburg zum sühnopfer für den gefallenen Hnäf berichtet werde. Wie wenig dies in anschauung und sitte des altertums begründet wäre hat Bugge ausgeführt. Hievon abgesehen spricht gegen die annahme erstens, dass nach 1074 die söhne wie die brüder der Hildeburg im kampfe gefallen waren, ohne dass eine ausnahme gemacht wird; zweitens, dass ein solcher sühnact nach geschlossenem frieden nicht mehr denkbar ist, mindestens in dessen bedingungen hätte erwähnt werden müssen; drittens, dass nicht Hengest, sondern Hildeburg selbst nach 1114 die verbrennung anordnet, wozu, wenn sie wirklich den wahnsinn gehabt hätte, den fall ihrer brüder auf diese art freiwillig sühnen zu wollen, der vater Fin doch ein wort hätte mitsprechen dürfen. Wir dürfen diese schauergeschichte mit Thorpe und Grein getrost aus dem texte tilgen und ohne zweifel mit Thorpe 1115 auch *suna* für *sunu* lesen, wie 344: denn die sämtlichen nach 1074 gefallenen söhne müssen gemeint sein. Aber Bugges auslegung von *gûđrinc âstâh*, wonach hiemit die verbringung von Hnäfs leiche, die vorher (1109) nur *on bǽl gearu* war, auf den scheiterhaufen berichtet würde, wird mir durch den hinweis auf Vafþrúđnism. 54 noch nicht geniessbar. Dass nicht *guđriuc*, wie Grundtvig zu lesen glaubte sondern *guđrinc* im manuscripte steht, glaube ich gern, da der schreiber sonst niemals *iu* setzt; aber dieses *rinc* muss eben für *rêc* verlesen sein: vgl. *Hređrinc* für *Hrêđrîc* 1836. Der flamme geht der rauch voraus; und dass dieser hier, wo die ernte der schlacht eingebracht wird, schlachtrauch heisst, scheint mir dem geschmack dieser poesie ganz zu entsprechen, zumal bei dem parallelismus des gleich folgenden ausdruckes *wælfŷr*. Nicht mehr noch minder kühn ist die bezeichnung *wælrêc* (2661) für den todbringenden qualm aus dem munde des drachen. Überdies findet sich derselbe gang der beschreibung bei Beowulfs leichenbrand eingehalten: *wudurêc âstâh sweart of swiođole, swôgende lêg* 3144 fg. Schwierigkeit machen noch die worte *earme on eaxle.* Nach Grein und Heyne soll man übersetzen: das arme weib weinte an der achsel (ihres sohnes, d. i. neben demselben). Ich verstand in meinem lesebuch *earme* als apposition zu *suna:* die armen an die achsel (des Hnäf); am wahrscheinlichsten ist mir jetzt Thorpes emendation *earme on eaxe:* die armen in die asche. Die prolepsis, dass noch vor anzündung des scheiterhaufens von asche die rede ist, scheint unbedenklich, wo der dichter im selben atem sagt *bânfatu bærnan and on bǽl dôn.*

26. Meine erklärung von 1143 fg. hat den beifall der herausgeber nicht gefunden.[1] Ich behaupte auch jetzt noch, einem ein schwert *on bearm dôn* kann durchaus nicht heissen ihn erstechen, sondern nur es ihm auf den schooss legen und dadurch zum eigentum übergeben. Es ist bekant wie *bearm* geradezu den abstracten sinn eigentum oder besitz gewint: im Beowulf findet sich dafür die stelle 2404. Das schwert aber pflegte dem sitzenden helden wirklich auf dem schooss zu liegen, daher die gnome *sweord sceal on bearme* Gn. Cott. 25; und so sass könig Äthelstan auf dem hochsitz, als der vom sieg heimkehrende Egil Skalagrimsson sich ihm gegenüber setzte. Daher ist es auch ganz wörtlich zu nehmen, wenn es von dem schwerte, das Hygelac dem Beowulf zum geschenke macht, heisst *þæt hê on Beôwulfes bearm âlegde* 2194. Dem gegenüber müste man denn doch die gewünschte bedeutung des *on bearm dôn* ebenfalls belegen können, damit sie nur in frage kommen dürfte. Sie ist aber auch in sich höchst unwahrscheinlich; abgesehen von der seltsamen umschreibung für den act des erstechens und der hierbei wahrhaft matten anwendung des wortes *dôn* ist der schooss, hier also doch der unterleib eines sitzenden, wahrlich kein geeignetes ziel für die hand des mörders. Freilich erklärt man *bearm* neben *gremium* schooss auch durch *sinus* busen; aber das ist eben nur lexicographische begriffsverwirrung: der raum an der brust oder die brust selbst zwischen den ausgebreiteten armen ist *fæðm*, und *bearm* wol davon unterschieden. Thorpe hat jene von Kemble aufgebrachte auffassung des *on bearm dôn* bereits zurückgewiesen, wie auch *Hûnlâfing* als den namen des ausgezeichneten schwertes, von dem hier erzählt wird, erkant; aber er irrt, indem er mit bezug auf abbildungen, wo das schwert auf der brust hängt, *on bearm dôn* für das umgürten des schwertes zum kampfe und *Hengest* für das subject, *him* für reflexiv nimt. Das subject ist vielmehr Fin und Hengest der beschenkte. Dagegen vermeidet Thorpe noch einen andern folgenreichen irrtum, indem er 1142 *swâ hê ne forwyrnde woroldrædenne* übersetzt *so he refused not worldly converse*, während die deutschen herausgeber im einklang mit der falschen auffassung von *on bearm dôn* sich die übersetzung Kembles *thus he avoided not death* zu eigen machen. *Forwyrnan* heisst weder entgehn, wie Grein, noch widerstehn, wie Heyne dieser einen stelle zu gefallen annimt, sondern verweigern; *woroldræden* könte allenfalls den tod als gemeines weltgesetz bedeuten, muss es aber nicht, und kann es nicht wo diese bedeutung keinen sinn ergibt. *Ræ-*

1) Grein allerdings verhält sich zweideutig: im glossar zu seiner Bibl. erklärt er unter *dôn* wie ich, während ihm *Hûnlâfing* gleichwol der name des kriegers ist, durch den Hengest fällt. So auch im glossar zu der sonderausgabe, während er hier unter *dôn* schweigt; unter *bearm* schweigt er in beiden glossarien.

den = got. *garaideins* ist *lex, condicio, pactum, foedus,* und bildet von diesen bedeutungen aus zahlreiche composita; in der composition mit *woruld* aber wird, wie so oft, der begriff nicht modificiert, nur auf den gemeinen hergang des menschenlebens bezogen. Es wäre also zu übersetzen: er verweigerte nicht den in der welt üblichen, auf gesetz oder vertrag beruhenden verkehr.

Der ganze zusammenhang von 1125 an ist hienach folgender: „Die krieger gingen da nach hause (dies ist der sinn von *wîca neôsian,* vergl. 125 und Gûđl. 1339), ihrer freunde beraubt zerstreuten sie sich in die dörfer und die hauptstadt von Friesland. Hengest blieb noch den winter bei Fin;[1] er gedachte der heimat, wiewol er nicht über meer fahren konte, da die jahreszeit es verwehrte. Der frühling kam, jeder gast strebte aus dem hause (wo er im winter zuflucht gefunden); Hengest dachte mehr an listige rache als an seefahrt, ob er einen friedensbruch herbeiführen könte, der die fehde aufs neue zum ausbruch brächte und gelegenheit zur vernichtung des feindes gäbe.[2] Obgleich er den friedlichen, vertragsmässigen verkehr nicht zurückwies, als er (Fin) ihm das treffliche schwert Hunlafing zum geschenk machte — dessen schneide war den feinden bekant wie auch der mut des helden (der es führte) — so betraf den Fin abermals der schlimme schwertschade an seinem eignen wohnsitz, als Gudhlaf und Oslaf nach der seefahrt (d. i. aus Dänemark neu angekommen) den fall Hnäfs feindselig erwähnten. Der ruhlose mut konte sich in der brust nicht mehr halten, der kampf brach wider aus" usw. Es ist, wie die episode von Ingeld, eine geschichte von der hinfälligkeit solcher friedensschlüsse, die auf unterdrückter blut-

1) Das überlieferte *unhlitme* (für *unhlytme* von *hleôtan*) setzt voraus, dass die übrigen Dänen landloose bekommen, also das land mit den Friesen geteilt hätten, während Hengest im condominat mit Fin lebte. In den friedensbedingungen ist von einer solchen landteilung nichts gesagt; dort soll den Dänen (deren nach dem liede vom kampf in Finnsburg v. 40 nur sechzig waren) nur die andere der in Finnsburg erbauten hallen (1086 f.) eingeräumt werden. Auch erscheint eine zerstreuung der 60 helden in das feindliche land aus gründen der klugheit undenkbar. Ich glaube daher dass 1125—27 nur von den Friesen die rede ist und nehme 1129 statt *unhlitme* mit Grein eine widerholung der formel *elne unflitme* aus 1097 an, deren sinn nur sein kann mit streitloser, also mit ruhender tapferkeit, friedlicher weise.

2) Den vers *þæt hê eotena bearn inne gemunde*, wenn er recht überliefert ist, weiss ich nur als elliptischen ausruf zu verstehn: vergl. Andr. 203. Sat. 168, wo freilich ein *eálâ* vorausgeht. Die finale auffassung: „auf dass er (bei dem *torngemôt*) der feinde im innern gedächte" scheint mir ganz unpassend, denn das *torngemôt* ist vielmehr eine wirkung des gedankens, als eine gelegenheit dazu. Zulässig wäre der finale sinn, wenn man läse: *þæt hê eotena bearnum incan gemunde*, denn hiebei, aber nicht bei einem persönlichen object, ginge *gemunan* ganz in die bedeutung *ulcisci* über, vgl. 2391. 2488.

rache beruhen. Fin hatte nach 1102 den Hnäf erschlagen; er war durch den vertrag verpflichtet, die Dänen, die ihn nun als herren erkanten, ebenso wie seine Friesen mit gaben zu bedenken, und um nichts an kluger versöhnlichkeit fehlen zu lassen, um solchen aufreizungen vorzubeugen, wie sie 2041 fgg. in Ingelds falle so lebendig vorgeführt werden, schenkt er dem nunmehrigen führer der Dänen das schwert, womit er den frühern erlegt hatte. Hierin liess Hengest, wie der dichter nicht ohne sarkasmus bemerkt, den vertrag sich gefallen. Er liess aber, um dessen bruch herbeizuführen, neue leute aus Hnäfs mannschaft von Dänemark kommen,[1] die nicht mit geschworen hatten, und diese entfachten durch erwähnung des grimmen griffes (denn das schwert greift, s. 1566. 1765), den Fin durch übergabe des schwertes in vergessenheit bringen wollte, den streit von neuem.

Die fragliche stelle ist also nach meiner auffassung so zu interpungieren:

Swâ hê ne forwyrnde woroldrǣdenne,
þonne him Hûnlâfing hildeleôman,
billa sêlest on bearm dyde
(þæs wǣron mid eotenum ecge cûđe,
swylce ferhđ frecan): Fin eft begeat
sweordbealo sliđen æt his selfes hâm,
siđđan usw.

Hiebei ist eigentlich nichts schwierig als die zumutung, das subject für *dyde* 1144 aus dem objecte des durch eine parenthese getrenten nachsatzes zu entnehmen; aber ich berufe mich auf die für unkundige leser verwirrende weise, wie der zweite interpolator in seinen episoden mit dem pron. pers. III umspringt (vgl. Ztschr. f. d. a. XIV, 202. 228), und mache darauf aufmerksam, dass die parenthese selbst schon dem kundigen über den, der das schwert schenkt, keinen zweifel lässt. Die länge dieser parenthese darf keinen anstoss geben; eine eben so lange findet sich bei demselben interpolator 2995 f. *Eotenas* habe ich einstweilen stillschweigend gegen die herschende auslegung durch feinde übersetzt und gebe darüber im folgenden paragraphen auskunft.

27. Von den riesen, nord. *iötnar*, ags. *eotenas*, gab es zwar auch eine mildere und edlere vorstellung; überwiegend und besonders wol durch die verehrung Thors, ags. Thunors, befördert ist die gehässige. Sie gelten für feinde der götter und menschen; sie werden wegen ihrer

1) Hier fällt ein widerspruch mit dem bruchstücke vom kampf zu Finnsburg auf, indem dort v. 18 Ordlaf und Gudhlaf schon bei dem ersten kampfe gegenwärtig erscheinen. Aber schon der abweichende name für Gudhlafs gefährten deutet auf eine verschiedene tradition.

wildheit und tücke gehasst, wegen ihrer plumpheit und dummheit verachtet. Sie konten für die christliche vorstellung vom teufel so manchen zug herleihen. Wenn nun einerseits die völker für ihre stammväter und ihre regierenden geschlechter göttlichen ursprung annahmen, so muss es ganz natürlich und wahrscheinlich dünken, dass sie andrerseits ihre feinde als riesenbrut — gleichbedeutend mit teufelsbrut in christlichem munde — brandmarkten. Im mund erschrockener weiber und kinder wie höhnender krieger mochten die ausdrücke *eotena bearn*, *eotena cyn* geläufig werden. Ein schritt weiter konte dazu führen, dass *eoten* geradezu für feind galt, wie umgekehrt feind im christlichen ideenkreis für teufel — besonders wenn die vorstellung von *eotenas* im mythologischen sinne schon verblasste. Im Altnordischen bilden wenigstens die kenningar *iötunn vandar* = *gigas arboris* für *ventus*, und *iötunn hafrakiöts* = *gigas carnis hircinae* für *cerdo, coriarius* (Sveinb. Egilss. lex. 453[a]) ein denkmal dieses gebrauches. Im Beowulf aber zeigt sich derselbe ganz geläufig.[1] Im eigentlichen sinne zwar heisst es 112 *eotenas and ylfe and orcneas*, und derselbe sinn erscheint in dem adjectiv *eotonisc*, auch wol wenn Grendel 761 als *eoten* (wie 426 als *þyrs*) bezeichnet und 668 Beowulf gegen ihn die *eotonweard* erbietet. Nun aber die stelle 419 fgg.

selfe ofersâwon, þâ ic of searwum cwom,
fâh from feôndum, þǣr (lies *þǣra*) *ic fîfe gebond,*
ŷđde eotena cyn and on ŷđum slôg
niceras nihtes, nearoþearfe dreâh,
wræc Wedera nîđ (*weân âhsôdon*),
forgrand gramum:

sie bringt *eotenas* und *fŷnd* in einen parallelismus, der sie völlig als synonyma erscheinen lässt, eben wie die andre 902 f.

hê mid eotenum wearđ
on feônda geweald forđ forlâcen.

Beidemal ist nicht von riesen die rede. *Niceras* sind halb tierische, halb dämonische ungeheuer, mit welchen die fantasie die gewässer bevölkerte und die ganze fassung der stelle, die erwähnung des von Beowulfs landsleuten erlittenen und rache fordernden schadens nach den *niceras*, beweist dass die vorher erwähnten feinde und *eotenas* nichts von den *niceras* verschiedenes sind, wie denn der *merefix* oder *nicor* auch 554 *fâh feôndsceađa* heisst. Die feinde und mörder Sigemunds,[2] der hier wie beim

1) Vgl. auch Leo, Beowulf s. 67. 80 fgg.

2) Ich interpungiere und verstehe hier wie Müllenhoff Ztschr. f. d. a. XIV, 202 und nehme den in meinem lesebuch gemachten versuch, Heremod aus der stelle ganz zu beseitigen, zurück.

drachenkampfe mit Siegfried in eine person vermischt ist,[1] sind Nibelunge, Franken, Burgunden, wie man will, nur keine riesen — und keine Jüten, welche den herausgebern hier bereits herhalten müssen, wie den englischen ganz folgerichtig schon 883 f., wo es von Sigemund und Fitela heisst: *hæfdon ealfela eotena cynnes*
sweordum gesǽged.
Aber unter diesen erschlagenen hat man sich doch wol untertanen Siggeirs zu denken, der nach *Völsunga saga* über *Gautland* und nicht über *Jótland* herschte; mit Grein und Heyne an riesen zu denken fehlt jeder anlass.

Ich komme endlich zu den stellen in der episode von Fin, die durch die übersetzung von *eotenas* mit Jüten (die herausgeber sollten wenigstens *Eótenas* schreiben!) in heillose verwirrung gebracht wird. Die beiden völker, die hier auftreten, sind nach der meinung des dichters Friesen und Dänen oder Scildinge, für die Jüten ist schlechterdings kein raum. Denn dass Fin ausser den Friesen auch noch die Jüten beherscht hätte und dass in den worten *gewiton him þâ — Frysland geseôn* ein zweck- und sinnloser überzug der scheinbar versöhnten feinde aus Jütland nach Friesland ausgedrückt sei, ist eine jener wohlfeilen auskünfte, mit denen man am ende alles ins geleise bringen kann; schade nur dass 1070 ausdrücklich gesagt wird, dass Hnäf in *Freswæle* gefallen sei. Einer genaueren betrachtung ergibt sich nun aber auch, dass mit *eotenas* wechselnd die beiden parteien bezeichnet werden. Heisst es 1071 f. dass Hildeburg die treue der *eotenas* zu loben nicht ursache hatte, so müssen die Dänen gemeint sein, auf deren treue die Friesenkönigin begründeten anspruch hatte, weil sie ihnen von geburt angehörte; dagegen sind ohne zweifel 1088 und 1141 die Friesen gemeint, die ja der dänische sänger an und für sich ursache hatte als feinde zu bezeichnen. Aber wenn von Fins schwerte, womit er den Hnäf erschlagen, und von ihm selbst gesagt wird *þæs wǽron mid eotenum ecge cûđe, swylce ferhđ frecan*, so ist hier offenbar wider vom friesischen standpunkt aus geredet und mit *eotenas* die Dänen gemeint. Das gegenteil wäre in diesem zusammenhang allzu matt und unbedeutend.

Der volksname der Jüten, von dem im Wandrersliede die form *Ytum*, in der angelsächsischen chronik a. 449 *Jotum, Jutum* und *Jutnu,* in Alfreds Beda 4, 16 *Eota*, nach dem Cod. Bened. aber *Ytena* vorkomt, konte allerdings, wie man aus *Jutna* und *Ytena* sieht, schwach flectiert werden, und er komt so im Beowulf wirklich einmal vor: *Geôtena*

1) Wenn nicht, wie ich geneigt bin zu glauben, 884 *Sigemunde* nur durch einen fehler der überlieferung für *Sigeferđe* steht.

leôde = *Iutorum gentiles* ist dem schreiber 443 für *Geâta leôde* in die feder gekommen. Hieran sieht man jedoch, dass er den anlaut des namens bereits consonantisch auffasste [1] und bei der form *eotena* nicht an Jüten denken konte. Ein weiter und durch nichts belegter schritt ist dann aber noch von *Eôtan* zu der hybriden bildung *Eôtenas*, die durch den dativ *eotenum* gefordert wird. Man müste sich dabei auf die altnordische analogie von *gumnar, gotnar, skatnar* neben *gumar, gotar, skatar* von *gumi*, *goti*, *skati* berufen; da aber im Altnordischen die schwache flexion des plurals durch die starke verdrängt ist, so hat die analogie wenig wert. Wir haben in jenen beispielen reste der schwachen flexion, die sich dadurch erhielten, dass sie sich mit der herschend gewordenen starken verbanden; im Angelsächsischen war bei ungefährdetem bestande der schwachen flexion hiezu keine veranlassung.

28. 1247 f. *þæt hie oft wæron an wîg gearwe*
ge æt hâm ge on herge ge gehwæđer þâra.

„Sowol zu hause als im felde als in jedem von beiden fällen“: dieses logische curiosum haben nach Ettmüller, der das störende dritte *ge* auswarf, merkwürdiger weise die herausgeber wider sorgfältig aufbewahrt. Im grunde ist kein wort darüber zu verlieren. Man beachte nur den unterschied des scheinbar ähnlichen falles 581 fgg., wo das auf Hunferdh nochmals zurückblickende *ne gehwæđer incer* einen gewissen humor hat.

29. 1278 hat schon Ettmüller die notwendige und auf der hand liegende emendation mit einem fragezeichen an den rand gesetzt; das sprachwidrige compositum *þeôdwrecan* hat sich aber bis jetzt in allen texten und glossarien behauptet, obwol Gramm. 2, 582 fgg. das nötige darüber zu finden ist. Zum überfluss verweise ich daher noch auf eine stelle, wo die emendation ihre bestätigung findet: 2119 heisst es von Grendels mutter *sîđode sorhfull; sunu deâđ fornam*, mit andrer fügung, aber deutlicher reminiscenz der worte *sorhfulne sîđ, suna deâđ wrecan.*

30. 1290 f. *helm ne gemunde,*
byrnan sîde þâ hine se brôga angeat.

Grein hat in seiner ersten ausgabe die besserung *þe* für *þâ* wenigstens frageweise vorgebracht; in der zweiten und bei Heyne ist sie unbegreiflicher weise nicht zu finden. Ohne sie hat *gemunde* kein subject und der satz keinen sinn. Dieselbe relativische structur, die hier herzustellen ist und die jeder leser des Heljand aus dessen erstem vers im gedächtnis haben muss, begegnet auch 1436 *þe hine swylt fornam* = *quem nex*

1) Wie schon Älfred, in dessen Beda I, 15 *Geata Geatum* und in dessen Orosius *Gotland* steht, beides verschrieben für *Geota Geotum* und *Geotland*, aber den anlaut *g* bestätigend.

consumpsit; ferner Wîds. 133 *se þe him god syleð = cui deus largitur,* und Wand. 10.

31. Dem vers

1903 *yrfelâfe. Gewât him*[1] *on nacan*

fehlt die allitteration. Grein half ihm durch die ergänzung *on [ŷð] nacan* auf und fand darin Heynes beifall. Es ist aber nichts nötig als das auslautende *n* von *nacan* zu streichen: *gewât him on naca* ist einer der nicht häufigen fälle von rein adverbialem *on,* wie man sie in Greins glossar 2, 339 verzeichnet findet. Ein andrer fall ist 2523 *forþon ic mê on hafu bord and byrnan,* wo man *mê* nicht als abhängig von *on,* sondern als freien dat. commodi wie dort *him* fassen muss, wie man auch im alten und neuen deutsch kleider nicht an sich, sondern an hat. Überflüssiges *n* hinter dem auslaut *a* findet sich noch 375 und 2769.

32. In die episode von *Thrŷðo,* der gemahlin Offas, ist durch das zutun mehrerer allmählich licht gekommen; doch wird noch immer widerholte betrachtung einiges erhellen können.

Den vermeintlichen namen *Môdþrŷðo* 1931 betrachte ich nach dem, was Müllenhoff Ztschr. f. d. a. 14, 216 darüber gesagt hat, als abgetan. Aber *môd* kann nicht, wie Müllenhoff meint, ohne weiteres für zorn oder hochmut stehn. Es kann, an sich neutral, beide begriffe vertreten, wo sie sich aus dem zusammenhang ergeben; ein solcher zusammenhang ist aber hier nicht vorhanden, und wäre er vorhanden, so würde sich der satz *môd þrŷðo wæg* doch mit nichts auf ihn beziehen. Er ist so unmöglich wie ein lateinisches *animum habere* für *superbire,* und der unvermittelte anhang *firen ondrysne* bessert nichts. Hier war Grein auf dem rechten wege, als er, noch in der meinung Hygd sei subject und *môdþrŷðo* object, in seinem glossar das compositum *firen-ondrysne* mit der bedeutung *nimis terribilis* ansetzte; nur hätte er, statt *firen* mit dem folgenden wort in wenig wahrscheinlicher weise zu verbinden, *firenum* = *valde* emendieren sollen. Da 3139 ganz unzweideutig *helm* für *helmum* steht, wie umgekehrt 2296 *hlǽwum* für *hlǽw,* so darf man annehmen, dass in einer vorlage *-um* sich öfter abgekürzt fand und der schreiber das zeichen sowol übersehen als zu sehen glauben konte. Man hat also zu übersetzen: *animum Thryda habebat valde terribilem.*

Aus *fremu* 1932 wird ein adjectiv *freme* = *fram, from* entnommen. Aber dieses beispiel, wie eine königin nicht sein soll, kann unmöglich mit den worten *utilis populi regina* eingeführt werden. Es ist etwas ganz anderes, wenn Heremod, das entsprechende beispiel eines königs, 1715 *mǽre þeôden* heisst: damit wird nur seiner königlichen würde ehre

[1] Bei Grein steht in beiden ausgaben durch versehen *he* für *him* des mscr.

erwiesen. Das einzige beispiel, das Grein ausser dem fraglichen für das adjectiv *freme* = *fram*, *from* verzeichnet, ist nur scheinbar: denn wenn Gen. 2328 fgg. gott von dem verheissenen Isaak sagt: *ic þâm magorince mîne sylle godcunde gife gâstes mihtum, freôndspêd fremum*, so hat man in *fremum* lediglich den instrum. plur. von *fremu*, *beneficium*, *commodum* zu erkennen. Nach 1949 fgg. und nach der erzählung des Matthaeus Parisiensis dürfte man *fremde folces cwên* zu lesen erwarten; aber ich denke, *fremu* ist ganz richtig, und verrät uns in *freme*, got. *framjis* ein älteres und einfacher gebildetes synonym von *fremede*, *fremde*, got. *framaþis*, das vielleicht Wörterb. 4, 125 mit einigen neuhochdeutschen beispielen bezeugt ist: denn wenn mitten in correcter schriftsprache *fremb* mit den cass. obl. *fremem* und *fremen* vorkomt, so dürfte darin kaum mundartliches *fremm* = *fremde* zu erkennen sein.

Was mit den worten *æfter mundgripe* gemeint ist, scheint mir noch nicht recht verstanden zu sein. Wäre es etwa: nach dem handgriff der schergen, welche die fesseln anlegen, so begriffe man nicht recht, warum der unglückliche, der die königin anzusehen gewagt, sich 1936 nur auf fesseln und nicht gleich auf den tod gefasst macht. Oder wäre es nach Heyne: zum zweck des ergreifens (des schwertes), oder nach Greins übersetzung (die sonderausgabe gibt keine erklärung) auf grund der frühern conjectur *geþiged*: mit handgriff, so hätten wir in beiden fällen nur ein überaus armseliges füllsel vor uns, während der interpolator, der sehr oft (187. 885. 1149. 1606. 1680. 1943. 2030. 2052. 2060. 2066. 2261. 2463. 2581. 3005) das erste hemistich aus einer structur mit *æfter* bildet, sonst immer einen bedeutungsvollen gebrauch davon macht, und gerade durch dieses mittel seinem bedürfnis nach kürze des ausdrucks zu genügen weiss. Ich glaube, es ist mit jenen worten ein neuer, noch stärkerer fall von Thrydhos grausamkeit angedeutet: wer sie ansah hatte fesseln, wer sie aber mit der hand berührte, den tod durchs schwert zu erwarten. Durch *seoððan* wäre dann hier, wie es bei temporalpartikeln leicht geschieht, im sinne von „sodann, ferner," der leicht in „aber" übergeht, nicht die zeitliche aufeinanderfolge der handlungen, sondern die logische, mehr oder minder adversative anreihung einer sache oder einer aussage an die andre ausgedrückt; wie z. b. Gûðl. 465, wo der heilige, nachdem er die anklage des teufels zurückgewiesen, seine positive gegenrede beginnt *ic eôw sôð siððon secgan wille.*

Wie 1004 *gesacan* für *gesêcan*, so steht 1942 *onsæce* für *onsêce*. Angenommen der conjunctiv *onsæce* von *onsacan* sei formell zulässig, so muss doch erst auf grund dieser stelle für *onsacan* die bedeutung „bestrafen" in anspruch genommen werden, da es sonst die der zusammensetzung mit *and* entsprechende bedeutung *contradicere*, *negare*

hat. Eine stelle der Juliana sollte es wol ausser zweifel stellen, welches wort der dichter wirklich gebraucht hat; es heisst dort 678 fgg.: *þǽr þrîtig wæs and feôwere eâc feores onsôhte þurh wǽges wylm.*

33. 2029 fgg. *Oft seldan hwǽr*
æfter leôdhryre lytle hwîle
bongâr bûgeđ, þeâh seô brýd duge.

Hier emendiert Bugge im anschluss an Heynes vorschlag *oft [næs] seldan,* erklärt aber abweichend: *det dræbende spyd vender sig et eller andet sted hen.* Diese auslegung wird wol der bedeutung von *bûgeđ* gerecht; aber sie fordert noch immer, wie die früheren, für *hwǽr* die bedeutung *ôhwǽr* (s. 1737. 2870), irgendwohin, da wir es doch nur als fragewort kennen. Überdies ist der ausdruck, den wir so erhalten, zu wenig treffend: denn was ist damit gesagt, dass sich der tötliche speer irgendwohin wende? Es könte ja also gegen einen dritten sein, wodurch die geschlossene sühne gar nicht berührt würde. Hier muss doch wol tiefer liegende verderbnis im spiele sein. Grundtvigs einfall *êst seldan-hwǽr* usw. scheitert, wenn man auch das compositum *seldan-hwǽr* sich gefallen lässt, doch daran, dass *êst* nicht *amor,* sondern *favor, gratia, munificentia* ist, und dass es in diesem zusammenhang nicht *lytle,* sondern *longe hwîle* heissen müste. Bis ein besserer komt, möge man daher folgenden vorschlag gestatten:

Oft næs seldan wǽre
æfter leôdhryre lytle hwîle
bongâr briceđ.

Vgl. 1100 *þæt þǽr ænig man wǽre ne brǽce.* Für *wǽre* lässt sich anführen, dass der schreiber mehrfach fälschlich *h* vor consonanten in den anlaut bringt: *hnǽgan* für *nǽgan* 1318. 2916, *hrađe* für *rađe* 1390, *hroden* für *roden* 1151; ferner dass er das auslautende flexivische *e* vor vocalen wie consonanten zuweilen unterdrückt: *wên ic* 442, *côwer leôde* 597: *wylm* 516, *frôfor* 698, *gûđ* 1658, *drihten* 1830, *þeôden* 2032, *cyning* 2503, für *wylme frôfre gûđe drihtne þeôdne cyninge.*

34. 2035 *dryhtbearn Dena duguđa biwenede*, das heisst nach Heyne: (während) ein edler spross der Dänen die ritter bewirtete. Schon allein die incongruenz im tempus zwischen *biwenede* und *gǽđ* im vorhergehenden verse, zweien doch gleichzeitig zu denkenden handlungen, macht diese erklärung unmöglich. Es komt aber hinzu dass nicht Ingeld, sondern das *dryhtbearn* offenbar der ist, der 2034 mit der königin in den saal geht: denn er heisst 2059 *se fǽmnan þegn,* und nur in dieser eigenschaft, als persönlicher diener der königin, nicht als schenke, ist ein Däne hier am platze; und nur so ist der inhalt von 2034 plastisch und bedeutungsvoll, ein verwirrender gebrauch von *hê* aber bei diesem

interpolator gewönlich. Man übersetze also: *beneficiis adsuefactus.* Sowie Fin im friedensvertrag verpflichtet wurde, dass er *Hengestes heâp hringum wenede* (1091) ebenso wie seine Friesen, so ist es auch Ingeld diesem nun in seinem dienste stehenden Dänen gegenüber, und das wird hier hervorgehoben, weil dadurch der anblick des schwertes, das er trägt, den Headhobearden desto empfindlicher werden muss. Der genetiv *duguđa* darf nicht irren: es ist nicht schwer das object hier partitiv statt instrumental zu denken (vgl. die verba mit instrum. gen. bei Grimm 4, 673 fg.), und das Angelsächsische gewährt überhaupt dem genetiv eine reichliche concurrenz mit dem ablativ. Die schwache form des adjectivs ist in der apposition selten, aber nicht unerhört: vgl. *blondenfexa* 2962. Greins emendation *bi werede* ist hiernach ebenso vom übel wie Kembles und Thorpes *biþênede.*

35. 2076 *þǽr wæs Hondsciô hilde onsǽge,*
feorhbealu fǽgum.

Hier verstehe ich nicht wie man unterlassen konnte, nach 2482 fg. *Hæđcynne wearđ gûđ onsǽge* zu bessern: schon die apposition berechtigt *hild* zu lesen, wenn man nicht einen verzwickten wechsel der construction nicht nur, sondern der bedeutung von *onsǽge* gut heissen will.

36. Mit solchen decompositis wie *eaforheâfodsegn* 2152, *sigehređsecg* 490, *ânwîggearu* 1247, *geôsceaftgâst* 1266 sollten doch herausgeber die sprache nicht bereichern. Sie würden die überlieferung verdächtig machen, wenn sie das einzige mittel wären, verstand in eine stelle zu bringen; wie aber, wo sie zum verständnis ganz unnötig sind? So lange ein compositum etymologisch und begrifflich als solches lebhaft gefühlt wird, widerstrebt es dem geist der alten sprache, es abermals mit einem dritten wort zu componieren. Jeder muss den unterschied zwischen den angeführten ungeheuern und solchen zusammensetzungen fühlen wie *ambehtþegn, aglǽcwîf, caldhlâford* mit entstellten bestandteilen, oder *ǽrgestreôn, mânfordǽdla, edwîtlîf* mit untrennbaren partikeln.

Für bedenklich halte ich nicht minder, obgleich sie wirklich überliefert scheinen, solche composita wie *wîggeweorđad* 1783, *lyftgeswenced* 1913, *fǽrbefongen* 2009. Unsre moderne dichtersprache nimt sich die freiheit, jede beliebige instrumentale structur des partic. praeter. in ein compositum umzusetzen. Der alten sprache entspricht dies nur in wenigen fällen und nur mit der reinen (meist starken) participialform ohne präfix, wie *gilphlæden, beâghroden, goldhroden, handlocen* (vgl. Gr. 2, 590 fg.). Über den häufigen wegfall eines auslautenden *e* in der handschrift vgl. § 33.

37. 2157 hatte Grein früher ganz richtig erkannt, dass man *ǽrist* mit der deutung *origo* für *ǽrest* lesen müsse. Warum nun in der son-

derausgabe und nach ihr bei Heyne die überflüssige ergänzung *[ôr]* vor *ǽrest*, mit dem schwächlichen sinne, dass Beowulf, bevor er die rüstung übergebe, erst ihren ursprung sagen solle? Wir kennen *ǽrist* allerdings nur mit der bedeutung *resurrectio;* aber das präfix *ǽ-*, hochdeutschem *â* in *âkust, âmaht* usw. entsprechend, vor verben in unbetontes *â-* übertretend und mit ahd. *ar-, ir-* auf einem verschollenen *as-* = got. *us-* beruhend (Gr. 2, 819), hat von haus aus nur die bedeutung des anfanges und gewinnt erst mittelbar die des wideranfanges. Die wörter *ǽspringe* und *ǽwylm* für *fons* heben für *ǽrist* = *origo* jeden zweifel auf.

38. Mit Müllenhoffs kritik des Beowulf im 14. bande der Zeitschrift f. d. altertum finde ich mich der hauptsache nach und fast in allen einzelheiten in voller übereinstimmung. Den schluss der zweiten fortsetzung glaube ich jedoch etwas anders bestimmen zu dürfen. Die bemerkung 2196—99: „ihnen beiden (dem Hygelac und Beowulf) war das reich angestammt, dem einen mehr, der der bessere (glücklichere, vornehmere) war," ist in dem was vorausgeht durch nichts begründet und würde, ehe das lied vom drachenkampfe mittelst der einleitung des zweiten interpolators angefügt war, nach meinem gefühl einen sehr befremdlichen schluss des gedichtes gebildet haben. Sie erscheint dagegen vollkommen im zusammenhange begründet, wenn noch zehn verse mehr zu der fortsetzung gehören; und mit diesen erhält das ganze, soweit aufgebaute werk zugleich einen sehr angemessenen schluss. Der dichter wirft, nachdem sein gegenstand erschöpft ist, noch einen blick auf das spätere leben seines helden; er sagt, dass er nach dem erlöschen von Hredhels mannsstamm noch könig geworden sei und lange rühmlich regiert habe. Der satz ist freilich ein anakoluth: auf *þæt geiode* sollte der subjectivsatz mit *þæt* folgen, statt dessen folgt nach dem unverhältnismässig langen nebensatze der hauptsatz 2207 mit einem *siððan*, das zu dem in 2201 correlativ gedacht ist; die herausgeber verschlimmern aber die sache ohne not, indem sie nach 2206 einen punkt setzen. Unerträglich ist nur der schluss *wæs þâ frôd cyning:* hier muss es gestattet sein *þæt* für *þâ* zu setzen, wobei natürlich *feôd* im sinne von *strenuus* verstanden wird. Die legende von Andreas schliesst mit ähnlicher formel *þæt is æðele cyning;* Beowulf 11 heisst es zum abschluss der erzählung von Scild *þæt wæs gôd cyning*, und ebenso 2390 von Beowulf. Aber auch im sinne des weiterspinnenden interpolators taugt *þâ* nichts und ist *þæt* zu verlangen: denn wer hier *þâ* brauchte und *frôd* für *senex* nahm, muste nicht mit *ôð þæt*, sondern mit *þonne* fortfahren. Ebenso steht 2629 *þâ* irrtümlich für *þæt*. Ein fall, wo *þâ* offenbar an die stelle von *þǽr* getreten, ist 402 *snyredon ætsomne þâ secg wîsode;* umgekehrt ist *þâ* durch *þæt*

verdrängt 2699, wo man, um nicht dem dichter ein ungeheuerliches satzgeschiebe zur last zu legen, mit Thorpe einen neuen hauptsatz beginnen muss mit *þâ hê þone nîđgæst.*

39. Aus dem im manuscript 2227 vorfindlichen wortrest *syn..sig* machen die herausgeber ein adjectiv *synleâsig,* das nach Grein *culpae expers* bedeutet, nach Heyne aber für *sinleâsig* steht mit der bedeutung „sich verbergend." Woher diese letztere kommen soll vermag ich nicht zu ersinnen; die von Grein beliebte halte ich für unmöglich, weil *leâsig* doch nicht von dem adjectiv *leâs, expers,* sondern nur von dem substantiv *leâs, mendacium* abgeleitet sein könnte. Die bedeutung wäre also vielmehr *culpose fallax,* was hier keinen sinn gibt. Man hat aber auch keinen grund die bedeutung *culpæ expers* zu fordern, noch überhaupt ein neues unbezeugtes wort herzustellen. Man lese *synbysig,* was den sinn gibt *culpa laborans,* in folge einer schuld durch verfolgung bedrängt; vgl. *lîfbysig, laborans de vita* 966. *nŷdbysig, vinclis laborans Jul.* 423.

40. Thorpes emendation *leng* für *long* 2240 ist von den deutschen herausgebern verschmäht worden. Hat aber das einen sinn: der letzte besitzer wünschte es hinzuhalten, dass er eine kleine zeit lang die schätze besitzen möchte? Allein wie er ist kann er sie nicht verteidigen; er ist in gefahr sie alsbald zu verlieren; er verbirgt sie also, um sie noch eine kleine zeit (nämlich den kurzen rest seines lebens) länger zu besitzen.

Dasselbe loos hatte Kembles emendation *feâ worda cwæđ* für *fec word âcwæđ.* Auf die gefahr hin, dass dem unverstandnen *fecword* statt der rater noch ein retter erstehe, wage ich auch hier die emendation zu verteidigen. Wir finden die formel *feâ worda cwæđ,* die auf den folgenden wortreichen erguss nicht besonders passt, 2662 wider, und wenn es im Hildebrandsliede heisst *her frâgên gistuont fôhem wortum,* so wird es wahrscheinlich, dass sie im epischen gebrauch eingebürgert war.

41. Mit recht verschmäht wurde Thorpes conjectur *niwol* für *niwe* 2243, aber ohne dass die richtige erklärung des wortes gefunden wurde. Heyne sieht darin mit Leo ein sonst unfindbares, mit *niwol* verwantes substantiv *niwe* = abschüssige stelle; Grein emendiert *niđe* = *infra,* was man gleichfalls sonst nicht liest, als wäre der *beorh* auf flacher seeküste am fusse des vorgebirges gewesen. *Nîwe* heisst aber bekantlich neu, und der dichter spricht ganz einfach von einem neu aufgeworfenen grabhügel. Warum, das ist im grund eine fürwitzige frage; vielleicht nur um einen stabreim zu gewinnen. Aber es liessen sich auch

wol gründe angeben: z. b. dass der neue hügel vor nachforschungen sicherer war als ein alter eines längst vergessenen.

42. *Seledreâm* ohne die nähere bestimmung heisst nicht die himlische, sondern die irdische freude. Sinnlos lesen wir daher 2251 fg. *þâra þe þis [lîf] ofgeaf, gesâwon seledreâm.* Es sollte *swegles dreâm* oder *swegldreâm* heissen. Aber vielleicht steckt auch der fehler in *gesâwon* und *seledreâm* hängt als apposition zu *lîf* von *ofgeaf* ab, wie es 2469 heisst *gumdreâm ofgeaf.* Dann dürfte man für *gesâwon* vermuten *gesîþþa.* Das manuscript ist gerade in dieser gegend sehr viel verschrieben oder sehr schwer zu lesen.

43. Der vers

2298 *on þære wêstenne. Hwæðere hilde gefeh*

ist ohne reim, und Greins emendation *on hǣðe wêstenne,* durch die er ihn herzustellen glaubt, hat nichts wahrscheinliches. Sie hilft auch nicht dem sinn der nächstfolgenden worte auf: *hwæðere hilde gefeh, beadoweorces* kann doch nicht von dem drachen gesagt werden, indem er die verfolgung aufgibt und zu seinem horde zurückkehrt. Nach 2298ᵃ ist offenbar eine lücke von mindestens zwei halbversen, deren inhalt etwa so zu 2298ᵇ überführte: der dieb war entronnen, er gab nicht zu erkennen, *hwæðer* (ob er) *hilde gefeh, beadoweorces;* d. h. er hielt zum kampfe nicht stand. Mit *hwîlum* begann dann ein neuer satz, in dem der drache wider als subject eintritt.

44. Ein überblick der composita mit *heoru* (abzüglich derjenigen, wo *heoru* mit *here* concurriert und für dieses nur verschrieben ist) lehrt, dass die wörter durch diese composition keineswegs auf den begriff schwert, sondern auf den begriff verderben, tod bezogen werden. Die einzige ausnahme würde *hiorodrync* bilden, das zu 2358 von den herausgebern als schwerttrunk erklärt wird. Ich leugne gar nicht, dass die wunde als ein bluttrunk des schwertes poetisch gedacht werden könne, wol aber dass die hörer unsers werkes nach der sonstigen analogie von *heoro* das wort so auffassen konnten. *Hiorodrync* ist nichts weiter als *potus letalis,* und wenn wir lesen dass Hygelac *hiorodryncum swealt, bille gebeâten,* so sollten wir daraus entnehmen, dass er durch wunden entkräftet bei dem versuche sich schwimmend zu retten ertrunken ist, während Beowulf glücklich davon kam und sogar seine beute davon brachte. Nach den fränkischen quellen wartete bekantlich Chochilaich den auslauf seiner beutebeladenen schiffe aus der Rheinmündung ins meer am ufer ab, um mit der nachhut die letzten selbst zu besteigen, und wurde hier von Theodebert ereilt.[1] Geschlagen muste er also notwendig nach sei-

1) Greg. Turon. III, 3: *rex eorum in littus residebat, donec naves altum mare comprehenderent, ipse deinceps secuturus.* Gesta reg. Franc. 19: *Dani — plenas*

nen schiffen fliehen; und die schiffe waren offenbar auch das ziel, das Beowulf schwimmend erreichte, während unser dichter, wenn er ihn das meer überschwimmen lässt *eft to leôdum* 2368 und fortfährt *þær him Hygd gebeád* usw., sagen will, dass er bis nach Gautland schwamm, und so ein gegenstück zu dem siebentägigen wettschwimmen mit Breca herstellt.

Greins ergänzung von 2361 fg.

hæfde him on earme [ân and] XXX
hildegeatwâ

wird von Heyne nicht ohne grund mit einem ausrufungszeichen mitgeteilt. Eine zahlangabe wie einunddreissig ist in der poesie nicht zu erwarten, ist geradezu stilwidrig. Da im manuscript nicht nur vor, sondern auch hinter *XXX* eine lücke ist (wonach sich auch Grundtvig bei seinem sonst nicht glücklichen vorschlag richtete), so wird man zu lesen haben

hæfde him on earme [ân] XXX[es]
hildegeatwa:

er trug schwimmend die brünnen von 30 erschlagenen Franken mit sich; woran die folgenden verse mit ihrem inhalt sich trefflich anschliessen. Die physische unmöglichkeit verantwortet die sage, die Beowulfs persönlichkeit noch sonst ins ungeheuerliche ausmalt.

45. Nirgends kann eine lücke deutlicher verraten werden als die von Thorpe hinter 2395 angegebene durch den mangel des objectes zu *gewræc*. Dieses object ist Heardred, der von Onela beim gastmahl (*on feorme* 2385), also verräterisch bei friedlicher zusammenkunft, erschlagene gebieter Beowulfs. Aber lieber ergänzen Grein und Heyne aus der luft ein *hine* oder *hit*, als dass Thorpe recht haben dürfte.

46. In dem satze 2435

wæs þâm yldestan ungedêfelîce
mǽges dǽdum morðorbed strêd

liegt eine kühne, aber nicht edle plastik. Man sieht das strohlager streuen, auf das die leiche bis zur bestattung gelegt werden soll. Vergleicht man die andern in diesem werk erscheinenden composita von *bed*, so sind sie ohne solche plastik in ganz allgemeinem sinne verstanden: *ic hine heardan clammum on wælbedde wrîðan þôhte* 964. *þær his lîchoma legerbedde fæst* (im grabe) *swefeð* 1007. *nû is dryhten Geáta*

naves de captivis habentes, alto mare intrantes, rex eorum ad litus maris resedit. Im 10. jahrhundert wurden die angeblichen knochen des Huiglaucus auf einer au in der Rheinmündung gezeigt (Zeitschr. f. d. a. 5, 10).

deâđbedde fæst 2901. *fundon þâ on sande sâwulleâsne hlînbed healdan* 3034. Hier hat man nirgends ein wirkliches bette vor augen, es wird mit *bed* nur der ort oder gar der zustand des liegens bezeichnet. Und darum glaube ich, dass an unsrer stelle *stŷred* = bestimt, verordnet, für *strêd* herzustellen ist, wie es Andr. 1094 heisst *duruþegnum wearđ hild-bedd stŷred.*

47. 2586 fgg.

Ne wæs þæt êđe sîđ,
þæt se mæ̂ra maga Ecgþeôwes
grundwong þone ofgyfan wolde,
sceolde [wyrmes] willan wîc eardian
elles hwergen.

„Das war kein leichter weg, dass Beowulf dieses leben verlassen sollte," mit andern worten: „es war hart, dass Beowulf sterben muste"; diese bemerkung, an und für sich trivial, ist hier mitten in der erzählung des kampfes so übel angebracht, dass verdacht entsteht. Die magerkeit des hemistichs *þæt se mæ̂ra* unterstützt ihn: *þæt* als conjunction pflegt bei seinem geringen tonwert, so oft es auch den vers begint, nur im auftact zu stehen. Liest man *[ôđ] þæt se mæ̂ra,* so ist dieses metrische bedenken beseitigt und wir haben dann eine ganz passende und durch viele ähnliche beispiele wahrscheinliche zwischenbemerkung über die härte des kampfes, die dem interpolator gelegenheit gibt, seiner liebhaberei gemäss bei dem in den nebensatz verlegten gedanken des todes länger zu verweilen. Auch 1911 hat das manuscript unverkennbar *þæt* für *ôđ þæt.*

Noch muss ich hier die von Grein und Heyne beliebte ergänzung *[wyrmes]* beanstanden. Die erwähnung der todesart gehört nicht in diese allgemein reflectierende zwischenbemerkung, und sie käme wenig geschickt heraus. Das fehlende wort scheint mir *ofer* zu sein, also der sinn *invitus;* vgl. 2409.

48. Die herausgeber nehmen 2633—46ª für eine einzige periode, zu grossem schaden der syntaktischen schönheit, aber ganz ohne not. Man setze nach dem ersten hemistich von 2638 einen punkt. Das *þe,* mit welchem das zweite hemistich begint, wird sich dann nicht mehr auf eine überlästige und schlotterige weise an *þæt mæ̂l* in 2633 hängen, sondern *þê*, wie 1273. 2067 *þŷ*, demonstrativ an die spitze des satzes treten und *þe* 2841 als relativ aufnehmen: darum wählte er uns zum gefolge auf diesem wege, weil er uns für tüchtige krieger hielt.

49. Bugges nachweis einer lücke von mindestens zwei hemistichien zwischen 2660ª und ᵇ ist gewiss wol begründet; nur hat seine ergänzung *bealdre forgulden* keine wahrscheinlichkeit, da *bealdor* immer mit

einem genetiv (*gumena, wîgena* usw.) verbunden vorkomt. Die stelle könte so gelautet haben:

sceal ûrum þæt sweord and helm,
byrne and bŷwdu scrûd [beadwe forgulden;
hûru unc sceal bæ̂les brôga] bâm gemæ̂ne.

Bæ̂l vom feuer des drachen gebraucht s. 2308. 2322.

50. Bekant ist die construction von *helpan* mit dem genetiv der person, und man liest 2879 *mæ̂ges helpan.* Demgemäss haben Kemble und Thorpe die stelle *þæ̂r hê his mægenes healp* 2698 emendiert, wozu der umstand, dass wir 2628 denselben fehler *mægenes* für *mæ̂ges* finden, noch ganz besonders berechtigte. Aber in den deutschen ausgaben ist *his mægenes* gleichwol wider hergestellt und ihm, ohne beleg noch analogie, in den glossarien die bedeutung „nach kräften“ beigelegt, unbekümmert um die überflüssigkeit dieser nebenbestimmung, während *helpan* sonst niemals ohne persönliches object gefunden wird.

51. 2717 fgg. *seah on enta geweorc,*
hû þâ stânbogan stapulum fæste
êce eorðreced innan healde.

Von dieser schönen consecutio temporum haben sich nur Kemble und Ettmüller anfechten lassen, die *heôldon* für *healde* setzten. In *healde* treffen drei arten der verderbnis zusammen, die alle in unsrer handschrift ihre beispiele haben. Erstens die verwechselung zwischen *ea* und *eo,* die der zweite schreiber in *fealo* für *feola* 2757, *Eafores* für *Eofores* 2964, *heold* für *heald* 2247, *heoldon* für *healdan* 3084 sich zu schulden kommen lässt. Zweitens die abschwächung der flexionssilbe zu *en,* wofür sich *frêcnen* 1104, *reâfeden* 1212 anführen lässt. Drittens die unterdrückung eines nasals durch übersehen des compendiums, die inlautend erscheint in *mîne* für *mînne* 255. 418, *hererîc* für *-rinc* 1176. *swecte* für *swencte* 1510, *âged* für *âgend* 1883, *læg* für *leng* 2307, auslautend in *ræ̂swa* 60, *gebolge* 2221, während umgekehrt der nasal irrig zugefügt wird in *eaforan* 375, *nacan* 1903, *þâm* 2347, *leoman* 2769. Man dürfte *heôlde* setzen als sing. verbi zum subject im plural, wenn es nicht zu wenig angemessen erschiene, den abhängigen satz hier überhaupt subjectiv zu fassen.

52. Das dem altsächsischen *suigli* entsprechende adjectiv *swegle* scheint im Angelsächsischen genau betrachtet keine andere stütze zu haben als die überlieferung *swegle searogimmas* 2749. Denn was Grein sonst dafür beibringt, *swegle dreâmas* Fat. Apost. 32 sind sicherlich keine *lucida somnia*, sondern, wie es anderwärts heisst, *swegles dreâmas* oder *swegldreâmas, gaudia coeli.* Auch das von Grein angesetzte adverb *swegle*

hält nicht stich: Cri. 393 ist es instrumentaler, Cri. 1103 locativer ablativ, bedeutet dort *simphoniâ* (abhängig von *weorđian*, nicht von *gehyrste*), hier *coelo;* und mit *hât* verbunden ist es als composition zu nehmen wie *sweglbeorht* und *swegltorht.* Unter solchen umständen ist es wol geratener, an unsrer stelle ein misverständnis für die aus 1158 bekante verbindung *sîgle*, *searogimmas* anzunehmen.

53. Es ist schade um das erzgeschuhte schwert mit eiserner klinge 2777 fg.; aber ich fürchte dass hinter *beorhtost* ein punkt zu setzen und dann fort zu fahren ist *Bill ǽr gescôd* (*ecg wæs îren*) *ealdhlâforde þâm þâra mâđma mundbora wæs* usw. Eine änderung ist ja hier unerlässlich, und es wird nicht gewagter sein ein auslautendes *s* zu streichen als *þe* aus *þā* zu machen. Man vergleiche 1587 fg., wo es von Grendel heisst *swâ him ǽr gescôd hild æt Heorote;* und andrerseits 2828 *ac hine*[1] *îrenna ecge fornâmon.*

54. Auch die interessante rection *wæteres weorpan* 2791 ist mir zweifelhaft. Einen mit wasser werfen bleibt doch für *aspergere* im Angelsächsischen wie im Deutschen ein wunderlicher ausdruck. Sollte der dichter nicht gesagt haben *wætere sweorfan?* An den wenigen stellen, wo dieses wort im Angelsächsischen vorzukommen scheint, bedeutet es allerdings *limare, polire;* aber got. *biswairban* Luc. 7, 38. 44. Joh. 11, 2. 12, 3 alts. *swerban* E. H. 4508 bedeutet mit einem tuch abtrocknen, got. *afswairban* Col. 2, 14 etwas geschriebenes ausstreichen; und warum sollte das wort nicht so gut von nassem wie von trocknem abwischen gelten können? Wenn Wiglaf seinem herrn die wunde aufs neue abwusch, so war es das klügste was er tun konnte, und darüber mochte dem sterbenden die sprache so gut widerkommen wie wenn er gesprengt wurde. Der schreiber verwechselt die ähnlich gestalteten buchstaben oft genug, dass man ihm hier ein *p* für *f* zutrauen darf; gleich 2814 sezt er *forsweof* für *forsweôp*, wie Kemble, Thorpe und Grein in der ersten ausgabe richtig emendierten, während später die überlieferung hergestellt und das übele wort *forswâfan, pellere,* ins wörterbuch aufgenommen wurde.

55. 2844 fg. *hæfde ǽghwæđre ende gefêred*
lǽnan lîfes.

Hier emendierte Kemble *ǽghwæđer,* und man sollte meinen, damit wäre die sache abgetan. Grein aber fand es weniger gewagt, auf diese stelle die annahme eines plurals von *ǽghwæđer, uterque,* zu begründen, und Heyne interpretiert ihm nach *ad utrosque pervenerat finis vitæ.*

1) So muss man für *him* lesen, wie Grein in der ersten ausgabe richtig erkannte. Der zweite schreiber unsres manuscripts ist wahrlich am wenigsten die autorität, um gegen einen herschenden gebrauch aufzukommen.

56. Für *fyran swidor,* wie 2881 in der handschrift steht, ist es offenbar leichter, *fŷr unswîđor* als *fŷr ran swîđor* zu emendieren; besonders da *unswîđor* 2578 wirklich vorkomt. Gleichwol haben Grein und Heyne jene in meinem lesebuch gegebene besserung ignoriert. Nur mit ihr ergibt sich die einzig unanstössige übersetzung: „immerhin war er (der drache) desto schwächer, nachdem ich ihn mit dem schwerte getroffen, das feuer wallte weniger heftig." Dagegen wird durch das von den herausgebern beliebte *fŷr ran swîđor* erstens ein mutwilliger widerspruch mit 2701 fg. hereingebracht, wo die von Wiglaf dem drachen beigebrachte wunde zur folge hat *þæt þæt fŷr ongon swedrian syđđan;* zweitens irgend eine verkehrte auffassung der worte *symle wæs þŷ sǣmra* bedingt. Grein wagt nämlich hier zu übersetzen: „nur schlimmer war er, wenn ich mit dem schwerte traf den lebensbestürmer," indem er für *sǣmra* gerade das gegenteil seiner wirklichen bedeutung in anspruch nimt; Heyne bezieht, wie ich selbst ohne not früher wolte, *wæs* als erste person auf Wiglaf und erklärt „immer noch war ich zu schwach," während *þŷ sǣmra* nur „desto schwächer" heissen kann, was freilich keinen sinn ergäbe.

57. *Hygemǣđum* 2909 bedeutet nach Grein „mit geziemender gesinnung, aufmerksamer sorgfalt." *Mǣđ = condicio, modus, honor,* ist ein in der prosa übliches, der poesie fremdes, nur in dem späten Byrhtnodh einmal begegnendes wort, das nie als zweiter teil von compositen erscheint. Warum nicht *hygemêđum* den geistmüden (vgl. 2442), d. i. hier den toten? Der constructionswechsel „er hält den geistmüden die hauptwache, des freundes und des feindes" hat nichts anstössiges; *æ* für *ê* findet sich in *wælræc* 2661, *Hrædlan* 454, *Hrædles* 1484, für *e* öfter. Was Heyne von Grein abweichend hier zum besten gibt kann ich mich nicht entschliessen ernsthaft zu erörtern.

58. 2918 fgg. *þæt se byrnwiga bûgan sciolde,*
feôll on fêđan: nalles frætwe geaf
ealdor dugođe.

Mit dieser angehängten, die erzählung beschliessenden negation weiss ich mich nicht zu befreunden. Grein übersetzt zwar ganz gefällig „der fürst gab nicht mehr schmuck dem gefolge"; aber „mehr" steht eben nicht da. Es heisst einfach „er fiel: keineswegs gab er" usw., als solte fallen und geschenke geben als gegensatz gedacht werden. Ich glaube dass gar nicht vom beschenken des gefolges die rede ist, dass *dugođe* nicht dativ, sondern genetiv zu *ealdor* ist und dass der dichter von jener *frætwe* spricht, die nach 1207 Hygelac übers meer trug, als er den unglücklichen zug nach Friesland unternahm. Da der sieger dem erschlagenen schmuck und waffen raubt, kann *sinc ealgian, wælreâf werian*

geradezu als umschreibung für kämpfen stehn, und *nýhstan sîde, sidđan hê under segne sinc calgode; wælreâf werede* 1203 fgg. heisst nichts andres als „das letzte mal, wo er in den krieg zog"; ein beweis wie nah es dem dichter liegen muste, bei dem fall eines helden an das schicksal seines schmuckes zu denken. Hier gibt uns nun den commentar die stelle, wo es von dem von Beowulf erschlagenen Däghräfn heisst 2503 fg.

nalles hê þâ frætwe Frescyninge,
breôstweorđunge bringan môste:

das ist doch offenbar ein bekanter schmuck, den der dichter so ohne weiteres mit dem bestimten artikel in erinnerung bringt, und kann kein andrer sein als der, von dem er früher schon in verbindung mit demselben kampfe gesprochen hat. Wir erhalten durch combination der verschiedenen stellen über Hygelacs untergang mit ziemlicher sicherheit diesen sachverhalt: Hygelac ward durch Däghräfn mit einem schwerthieb (2359) niedergestreckt, aber nicht beraubt, weil Beowulf ihm beisprang, den Däghräfn ohne schwertstreich mit der hand (2506 fg.) erlegte und ihm das schwert Nägling (2680) abnahm, das er von da an immer führte (2500 fg.).[1] Der verwundete Hygelac verunglückte aber auf der flucht im wasser (2358) und so geriet endlich doch seine leiche mit samt dem schmuck in die gewalt der Franken (1210 fg.).

59. Dass man 2929. 2972 wegen der allitteration nicht *hondslyht*, sondern *ondslyht*, gegenschlag, mittelhochdeutsch *widerswanc*, zu lesen habe, gibt Grein wenigstens als möglichkeit zu verstehn, während Heyne durch mehrere wenig zutreffende beispiele beweisen will, dass spiritus asper und spiritus lenis in der tat mit einander allitterieren. Mich wundert dass ihm hiebei folgende drei verse unsres gedichtes entgangen sind:

499 *Hûnferđ mađelode Ecglâfes bearn*
1165 *æghwylc ôđrum trýwe. Swylce þær Hûnferđ þyle*
1488 *and þû Hûnferđ lǽt ealde lâfe.*

Andere werden aus ihnen freilich entnehmen, dass der held, der niemals in allitteration auf *h* vorkomt, eigentlich *Unferđ* hiess, ein name wie *Unwên* Wîds. 114; vgl. *Unfrid Unfrit Umfrid* bei Förstemann 1214. Ein drittes beispiel von misverständlich vorgesetztem *h* glaube ich in *handleân* neben *andleân* Gen. 2261, Cri. 832 zu erkennen:

1541 *heô him eft hrađe handleân forgeald*
grimman grâpum

1) Dies liest man unschwer zwischen den zeilen, wenn man nur nicht 2500 hinter *gelǽste* mit Grein einen punkt setzt, wodurch die folgende erzählung aus aller verbindung genommen und zum toten anhängsel gemacht wird.

2093 *hû ic þâm leôdsceaðan*
yfla gehwylces hondleân forgeald.

Beidemal wenigstens wird durch die vergröberung des *andleân* zu *handleân* hinsichtlich der poetischen wirkung nichts gebessert; nur scheint es fast, der dichter selbst habe sich und andern hier die wahl lassen wollen, auf spiritus asper oder lenis zu allitterieren.

60. Der ausdruck *hund þûsenda landes and locenra beága* 2994 fg. hätte uns wol in den glossarien erläutert werden dürfen; wenigstens wird er dadurch noch nicht klar, dass Grein die *seofon þûsendo* 2195 durch den beisatz „geldes" erklärt. Den schlüssel gibt der im wandrerslied v. 90 erwähnte ring, *on þâm siexhund wæs smætes goldes gescyred sceatta scillingrîme.* Man sieht daraus, dass die werteinheit, wonach sachen berechnet wurden, der *sceat* war, der in den gesetzen Aedhelbyrhts von Kent den zwanzigsten teil eines *scilling* beträgt (s. Schmid, gesetze der Angelsachsen[2] 594). Bei gegenständen aus edlem metall mochte er unmittelbar als gewichtseinheit dienen, bei andern als einheit des tauschmittels oder der münze gelten. Es ist also hier die rede von einem wert von 100000 *sceattas* = 5000 *scillingas* an land und ringen: eine königliche, aber für den geleisteten dienst nicht unverhältnismässige belohnung. Beowulf erhielt nach seinen heldentaten in Dänemark von seinem herrn 7000 *sceattas* = 350 *scillingas* nebst einem haus und fürstenstuhl 2195 fg.: aber es ist nur die anerkennung eines dienstes, den er einem fremden geleistet und den dieser bereits belohnt hat. Hienach gewinnt es auch erst das rechte licht, wenn Hrodhgar 1685 fg. der seligste heisst *þâra þe on Scedenigge sceattas dǣlde.*[1]

61. 3074 fg. *næs hê gold hwæte gearwor hæfde*
âgendes êst ǣr gesceâwod.

Dieser stelle hat zuletzt noch Bugge einen sinn zu entlocken gesucht, aber ich bezweifle ob er das rätsel besser gelöst hat als die herausgeber. Wie kann man doch bei *âgend* an gott als den obersten eigentümer aller schätze denken, ohne dass der zusammenhang irgendwie darauf führt? Überall sonst ist *âgend*, wo es auf gott geht, mit einem genetiv verbunden, und an der einzigen stelle, die eine ausnahme bildet und daher von Bugge citiert wird, Exod. 295, ist der zusammenhang unzweideutig:

1) Ettmüller zu v. 2210 seiner übersetzung des Beowulf denkt an tausende landes, wovon eines 10 angelsächsische *hundrede* begriffe. Siebenzig hunderte wären schon ein ganzes reich, tausend würden völlig ins märchenhafte fallen. Aber man bedarf in obiger stelle einer einheit, auf die sich sowol land als ringe reducieren lassen. Schliesslich wissen wir gar nichts vom tausend als landmass; die einheit, die über dem *hundred* steht, ist die *scir*, dem festländischen gau entsprechend, und hat keinen systematisch geregelten umfang.

nû se âgend up ârǽrde reâde streâmas — der herr natürlich, dem das rote meer gehört. Ist aber, wie nach dem zusammenhang nicht anders möglich, unter dem *âgend* der drache verstanden, so komt man wider nicht mit *êst* zurecht; und auf keine weise gewinnt man eine richtige gedankenverbindung, sondern die verse schleppen fremd und störend nach.

Ich glaube durch folgende emendation wort und sinn richtig herzustellen:

næs hê gold hwædre gearwor hæfde
[ofer] âgendes êst ǽr gesceâwod.

Indem ich 3068 hinter *sceolde* einen punkt setze, gewinne ich nun folgende übersetzung: obgleich die alten eigentümer den hord mit einer verwünschung bis zum jüngsten tage belegt hatten, dass sein räuber der hölle und ihren qualen verfallen solte, hatte doch Beowulf kein gold vorher ohne des eigentümers gunst lieber geschaut (als dieses); d. i. hatte ihm kein erkämpftes gold jemals grössere freude gemacht. Die verse enthalten eine deutliche reminiscenz des interpolators an die worte des dichters 2748 — 51. Das aus diesen widerholte *gearwor* wie *geornor* zu verstehen halte ich für ganz unbedenklich: diese bedeutung ergibt sich unmittelbar aus der grundbedeutung *paratus, promptus*, und es verschlägt nichts, dass *gearo* 2748 offenbar nicht „gern," sondern „vollständig" heisst.

ALSBACH A. D. BERGSTRASSE, IM JUNI 1870. M. RIEGER.

ZUR ALEXANDERSAGE.

II.

ZU JULII VALERII EPITOME.

(Vgl. bd. I. s. 119 fgg.)

Wenn der herausgeber der Epitome des Julius Valerius — herr prof. J. Zacher in Halle — s. XII der vorrede mit recht bemerkt, dass man in bezug auf textesänderungen sich bei einem schriftdenkmale dieses charakters immer gern beschränke, „zumal der herausgeber ohnedies beständig gefahr läuft, nicht die schreiber, sondern den verfasser zu corrigieren," so tritt als zweites hinderndes moment, die conjecturalkritik in ihrem vollen umfang anzuwenden, die verhältnismässig geringe bedeutung des schriftwerkes selber hinzu, welches, zudem dass seine entstehung eine sehr späte und von den jahrhunderten der classicität weit abliegende ist, nicht einmal eine selbständige arbeit, sondern, wie der titel besagt, der auszug aus einem grösseren werke ist. Indessen wie es ja nichts als billig und dem wissenschaftlichen bedürfnis angemessen ist,

dass jedes aus dem altertum überlieferte denkmal, sei dessen wert auch ein höchst geringer, möglichst, und bis auf kleinigkeiten herab, in der form erscheine, welche sein autor ihm gegeben hat, so möge es verstattet sein, im folgenden eine anzahl von vermutungen mitzuteilen, welche ein aufmerksames lesen des Zacherschen textes erweckte. Sie treten ohne weiteres rüstzeug, ohne gelehrten apparat von parallelstellen auf. Bei einem autor, wie der vorliegende, wird dies auch kaum jemand verlangen, besonders wenn, wie in diesem falle geschehen, die überaus fleissige, gewissenhafte und erschöpfende arbeit des herausgebers ihre nichts weniger als dankbare aufgabe auf eine weise erfüllt hat, dass nur von einer spärlichen kritischen nachlese die rede sein kann. Viel wird, besonders in rücksicht auf die ziemlich grosse divergenz der handschriften, deren keine unbedingt das prinzipat beanspruchen kann, unentschieden, d. h. geschmacksache bleiben müssen. So würde ich, gleich zu anfang, selbst ohne das massgebende criterium des bezüglichen griechischen textes — Pseudo-Callisthenes — schreiben:

I, 1. p. 1. *Aegyptii .... ambitum coeli stellarumque numerum adsecuti*, statt, wie Z., *Aegyptii ..... ambitum coeli stellarum numero adsecuti.* Gleich darauf heisst es: *Quorum omnium Nectanabus prudentissimus fuisse comprobatur, quippe qui, quod alii armis ille ore potuisse convincitur.* Ich würde, um das anacoluth zu vermeiden, unbedingt schreiben: *quippe, quidquid alii armis, ille ore potuisse convincitur,* selbst wenn nicht eine der handschriften *quippe quicquid illi* böte.

I, 3. p. 3. *Mox autem, raso capite et barba, collectis omnibus quaeque sibi erant pretiosarum opum, appulit Macedoniae.* Ich meine *quaecunque sibi erant pretiosarum opum.*

I, 4. p. 4. *Dic ergo, quanam usus peritia adeo veri amicus cluis.* Der griechische text lautet: ποίᾳ οὖν σκέψει χρώμενος τὸ ἀληθὲς ἐπαγγέλλεις; wonach man vermuten darf, dass der Epitomator schrieb .... *veri nuncius cluis.*

I, 4. p. 5. *Et cum verbo promit tabulas quas huius peritiae docti pinacem nominant. Auro enim et ebore variatum pretium cum sui operis admiratione contenderat.* Völlig unmotiviert ist hier *enim*; bedenkt man, dass das griechische original diesen πίναξ ἐξ ἐλέφαντος καὶ ἐβένου καὶ χρυσοῦ καὶ ἀργύρου gearbeitet sein lässt, so möchte man vermuten: *auro ebeno et ebore variatum pretium* (oder wol *variati pretium*). Aber auch der schluss scheint verdorben; und ich weiss mir denselben nicht zurechtzulegen, wenn nicht wenigstens *cum summi operis admiratione contenderat* (*contendebat?*) gelesen wird, (was so viel heissen würde als: „der hohe preis wetteiferte mit der bewunderung des vorzüglichen werkes, kam dieser gleich“).

I, 4. p. 6. *Quin Nectanebus statim suam adhibet constellationem.* — Hier ist für die partikel *quin* durchaus kein platz und es ist, wie denn auch eine pariser handschrift bestätigt, *cui* zu schreiben, dessen verwechslung mit *quin* vor folgendem *n* (*Nectanebus*) so leicht möglich war.

I, 4. p. 7. *Nam fatale tibi est ..... misceri te Deo genituramque filium ultorem omnium.* Hier ist die copula *que* hinter *genituram* unerträglich (vielleicht entstanden aus dem schluss des cap. 5: *genituramque filium vindicem*). Wenn es ferner bald darauf heisst: *Quare paraveris tete velim, ut feminis mos est et reginae decorum, ad huiusmodi nuptias,* so scheint aus der lesart der mehrzahl der besten handschriften *feminas* eher *feminae* herzustellen zu sein; vgl. *reginae.*

I, 7. p. 8. *Insequenti igitur die locus destinatur mago, isque prouidit ex arte vellus arietis mollissimum simul cum cornibus.* Ob nicht *procudit?*

I, 8. p 10. *Sed Nectanabus accipitrem sibi sacratum parat.* Hier hätte, meiner ansicht nach, nach angabe des Juretus, dessen manuscript an dieser stelle *secretim* enthielt, letzteres adverbium statt des weniger verständlichen[1] *sacratum* aufgenommen werden sollen; *secretim pro secreto* sagt Juretus richtig, und naheliegende analogieen lassen diese bildung als ganz unzweifelhaft erscheinen.

I, 8. p. 11. *Aegyptium igitur semen est qui conceptus est; non tamen humile sed praeclarum.* Möglich ist es, dass *qui conceptus est* (Alexander, als subject) neben *humile* und *praeclarum* (epitheta zu dem prädicat *semen*) bestehen kann, aber nicht eben wahrscheinlich, also eher *quod conceptum est.* Ausserdem war nach den bessern handschriften *nec tamen* zu schreiben. Bald darauf heisst es: *Sed quoniam signaculum, quod solis forma visebatur, subter leonis caput hastili subjecto: is ipse, qui nascetur, usque in orientis perveniet possessionem.* Soll hier einige ordnung in die syntax kommen, so wird zu schreiben sein: *sed quoniam in signaculo solis forma visebatur subter leonis caput hastili subjecto* —

Im folgenden ist für *enimvero quoniam deum capite arietino testaris* keine berechtigung vorhanden, es wird *dein vero* zu corrigieren sein.

I, 10. p. 12. *Nectanabus vero praesens sed invisus agebat nec videri se ex arte magica concesserat.* Ich vermag dieses *concesserat* nicht zu deuten und vermute *confecerat.*

I, 12. p. 15. *Mane, inquit, quaeso, mi mulier ... quippe si nunc fiat editus partus, servilem quidem ... illum futurum astra*

1) Pseudoc. 1, 8: ἱέρακα πελάγιον. vgl. J. Grimm, gesch. d. deutsch. sprache 1. ausg. s. 50. 51. Z.

minantur. Der sprechende hatte kaum das recht, *mea* (oder *mi*) *mulier* zu sagen: überliefert ist beides; *mulier* allein wird richtig sein; unmöglich ist aber *fiat editus partus,* wahrscheinlich *fuerit editus partus,* wie auch eine handschrift bietet.

Am ende des capitels nach schilderung der wunder und zeichen bei geburt Alexanders, lesen wir: *uti viseres, omni mundo hac partitudine curam elaboratam* — ein sonderbarer ausdruck. Pseudo-Callisthenes drückt sich so aus: *ὥστε τὸν σύμπαντα κόσμον συγκινηθῆναι.* Etwa *omni mundo hac partitudine curam et laborem natum?*

I, 13. p. 15. *Ergo ait et Philippus: „Utile," inquit, „consilium o mulier, mihi profitebor, non nutriendi quod natum est."* Hier ist *ait* zu streichen als dittographie von *et*, welches einige handschriften nicht haben; ferner ist *utile*, das ganz widersinnig, mit *futile* zu vertauschen; drittens glaube ich nicht, dass *fuisse* (hinter *inquit* ausgefallen?) entbehrt werden kann. Wenn bald darauf fortgefahren wird *sed cum videam sobolem esse divinam diis quoque atque clementis cordi fuisse, votis educationis accedo* — so ist sehr auffallend, nach *divinam, diis quoque*, um so mehr, da der offenbar übersetzte griechische text nichts davon weiss: *ἀλλ' ἐπειδὴ ὁρῶ τὴν μὲν σπορὰν οὖσαν θεοῦ, τὸν δὲ τοκετὸν ἐπίσημον κοσμικόν.* Daraus könte man schliessen auf die fassung *sed cum videam sobolem esse divinam, edi quoque clementis cordi fuisse.* — Als leibliche und geistige pfleger Alexanders werden genant (ibid.) *nutrix Alacrinis, paedagogus Leonides, litteraturae Polinicus magister, musicus Alcippus, geometriae Menecles, oratoriae Anaximenes, philosophiae Aristoteles.* Hier erfordert der parallelismus durchaus *musices Alcippus.* Dasselbe gesetz des parallelismus verlangt auch gebieterisch eine textesänderung im vorhergehenden: *erat autem vultu et forma pulcerrimus, subcrispa paululum et flavente caesarie et comae leoninae, oculis egregii decoris, altero admodum nigro* usw., wie dies auch der schreiber des cod. D. fühlte, welcher *coma leonina* corrigierte; allein diese änderung ist kaum richtig, da *flavente caesarie* und *coma leonina* nicht zwei verschiedene glieder bilden können. Der griechische text lautet *μορφὴν μὲν εἶχεν ἀνθρώπου, τὴν δὲ χαίτην λέοντος,* wonach wahrscheinlich herzustellen *flavente caesarie ut comae leoninae.* — Eine amme Alacrinis also! Welches *monstrum hybridum!* inmitten ächt griechischer namen! Irre ich nicht, so wird sie wol in Eilicrinis (*Εἰλικρινίς*[1]) umzutaufen sein.

1) oder *Εἰλικρινής*, so gut wie bei Homer die Nereiden *Νημερτής* und *Ἀψευδής* sich finden.

Erat quidem — heisst es weiter ibid. p. 17 — *ille ad omnes litteras peritus.* Etwa *paratus?* Vom Bucephalus berichtet der autor (ibid), er sei gewesen *armenti regalis genus formatum pedibus ad Pegasi fabulam.* — Glaubwürdiger ist *ad Pegasi figuram* oder *staturam.*

I, 18. p. 22. In der antwort des jungen Alexander an Nicolaus: *quid ... prodest tibi ista vana imperii jactatio de secundis crastinis fluctuans* ist ohne zweifel zu lesen *fluctuanti* (*cod. B fluctuat*).

I, 21. p. 24. *Sed rex effervescente ira prosiliens in Alexandrum crureque vulnerato procumbit.* — Hier ist *que* zu streichen.

I, 22. p. 24. *Quaeso, inquit, o Philippe, quid tandem rei est, quod te averterit a coniuge?* Hier ist unbedingt die lesart der besten handschrift *avertit,* welche sie mit noch zwei andern gemeinschaftlich hat, aufzunehmen, und eben so nötig, ja wo möglich noch nötiger hätte im folgenden die verbesserung A. Mais *aveo enim scire* statt der handschriftlichen überlieferung *habeo* platz greifen sollen. Ferner hätte ich I, 24. p. 26 unbedingt der lesart der bessern handschriften *Pausanias ... opibus et deliciis affluens* den vorzug gegeben (vor *divitiis*). In demselben kapitel (p. 27 oben) lässt der herausgeber die Olympias zu ihrem sohne sagen: *Jaculare .. fili! jaculare ne dubites!* Es war aber zu interpungieren *Jaculare! fili! jaculare! ne dubites!* „Wirf! mein sohn! Wirf! Zögere nicht!" *jaculare* darf nämlich nur als imperativ des deponens *jaculari,* nicht aber als infinitiv act. gefasst werden. Ebenso muss, wie mir scheint, im folgenden capitel I, 25. p. 27 durch veränderung der interpunction geholfen werden: *En tempus est, ut, quicumque Alexandro cupit militare, foedus inire cum illo festinet.* Ich meine *En tempus est, ut, quicumque Alexandro cupit* („wol will"), *militare foedus inire cum illo festinet.*

I, 36. p. 30. *Tyro dehinc satrapam praeficit. Tumque Syriam perrexit, accepitque ..... litteras.* Alexander war bereits längst in Syrien (vgl. cap. 35 init.: *Syriae per quascunque sibi transitus fuerat civitates*) und hatte schon Tyrus erobert; daher muss es heissen *Tum per Syriam perrexit* cett.

I, 39. p. 33. *Miramur adeo, rex, te hactenus talia latuisse, atque e multitudinis impetu tanta nostratibus supervenisse.* Das ist kaum verständlich und darum auch kaum glaublich. Ich lese *atque multitudinis impetum tantae nostratibus supervenisse.*

I, 41. p. 34. *Tandem repentino imbre procedente Persae, coelitus sibi adversari dicentes, fugam capessunt.* Wahrscheinlich .... *imbre procidente Persae coelites sibi adversari dicentes* eqs.

I, 46. p. 36. *Boni igitur consules et ab hac tam sacrilega actione quiesces.* Das ist richtig, und darum muss auch zu ende des 39. kapitels gelesen werden *Boni igitur consules* (statt *consulas*) *et quam primum cum exercitu potentissimo eidem obviabis.*

I, 47. p. 37. *Alexander edici per praeconem iubet, reaedificari Thebas esse permissum in honore* (doch wol *honorem*) *trium deorum, Herculis, qui pugillatus invenerit, et Mercurii qui repertor luctandi cluit* (doch wol *cluat*), *Pollucis etiam, qui cestibus sit magister.*

II, 1. p. 38. Der brief Alexanders an die Athener begint: *Equidem spero, vos mihi fidos dextrosque futuros, quorum doctrina imbutum me reminiscor, atque ideo mihi Europa omnis subdita est.* Vor *atque ideo* scheint denn doch eine lücke angenommen werden zu müssen, denn bei allem respect vor der gelehrsamkeit konte ein Alexander sich doch kaum zu dieser behauptung versteigen. Im folgenden *at, quia vos non secus meum velle sentire comperi, accipite* usw. — muss etwas verdorben sein; am einfachsten scheint die änderung *at, quia vos secus velle sentire comperi;* allein paläographisch wahrscheinlicher ist *at, quia vos non secundum me sentire comperi.*

II, 1. p. 39. *Quae res cum mox in curiam universum coetum contraxisset, percunctatus Aeschines orator in haec verba concionatur.* Nicht vielmehr *haud cunctatus?* Ich kann leider im augenblick den griechischen text nicht vergleichen, zweifle aber sehr, ob er μαθὼν δὲ Αἰσχίνης lauten wird. *His dictis ab Aeschine confestim Demades ... subsequens hinc exoritur.* Hier war, mit der besten handschrift, *exorditur* unbedingt aufzunehmen.

II, 3. p. 40. *O cives viri, agitur haec curia, uti video, super tractatu* — doch wol *hac curia.*

II, 3. p. 41. *Demades ita peroravit, ut putaret, nos olim felicium gloriarum reminiscentes ... arma in hostem esse sumpturos.* Ich denke *felicium uictoriarum.*

II, 5. p. 41. *Idcirco prudentissimos vestrum convenire colloquio meo malui.* Nicht *mecum malui?*

II, 6. p. 42. *uti boni consulerent et navibus derelictis armisque amissis amicitiae suae potius, quam armorum caperent experimentum.* Das richtige wird sein *armisque missis* („bei seite lassend").

ibid. *Ad quos rex ait. Scio me integris etiam rebus id consulere voluisse.* Alexander kann nichts anderes sagen als *scitote* (oder wenigstens *scite*).

II, 8. p. 43. *Quippe calente tunc .. corpore incidens .... rigore nervis tantam iniuriam perniciemque tradidit, ut vix expiabilis videretur.* Hier wäre selbst ohne Vincent. Bellovac. *traxit* statt *tradidit*

zu schreiben gewesen. Merkwürdiger weise findet sich bei demselben Vincentius *mox expirabilis* statt *vix expiabilis.* Die bildung *expirabilis* widerspricht nun allerdings der analogie, aber auch *expiabilis* ist bedenklich, der bedeutung wegen. Hiess es ursprünglich im texte *ut mox expirare suis videretur?*

Verderbt muss sein (gleich darauf) *Philippus quidam nomine, doctus artis eiusdem* — denn *eiusdem* hat durchaus kein praecedens, worauf es sich beziehen könte. Ist hinter *fatigaretur* eine lücke anzunehmen, wo von der ratlosigkeit der *medici* die rede war?

II, 8. p. 44. *rexque Parmenionem protinus poena capitis dependit.* Diese construction ist, so viel ich sehe, unmöglich; statt *dependit* möchte mit cod. D *dampnavit* zu schreiben sein.

II, 21. p. 51. *habeo tamen gratiam condignam rependere his.* — Ich denke *aveo tamen* usw.

III, 2. p. 52. *Patet quippe nosse, quis ille ego sim, Porus, et an ulli adversum nos licuerit ex fortitudine. Quare iubeo* usw. Hinter *fortitudine* muss etwas ausgefallen sein, wahrscheinlich *certare,* welches dann durch das homoeoteleuton *quare* verschluckt wurde.

III, 2. p. 53. *Addis praeterea operae pretium considerari militantibus, ne frustra laboretur.* Es muss heissen *oportere pretium considerari* usw. (vgl. den schlussatz des Porus p. 52 unten).

III, 3. p. 53. *Cum .... econtra Persae sagittis eos praevenirent, Macedones quoque iaculis diversi generis nec minus eos praeirent, equus tandem Alexandri* usw. Etwa *premerent?*

BASEL. J. MÄHLY.

ÜBER GERHARD VON VIENNE.

EIN BEITRAG ZUR ROLANDSSAGE.

Indem ich aus dem altfranzösischen *Roman de Gerard de Viane* neues licht über das wesen der Rolandssage zu schöpfen mich anschicke, muss ich leider gleich zu aufang bekennen, dass ich zu solcher arbeit mehrerer notwendiger werkzeuge entbehrte. Denn weder waren mir die umfassenden untersuchungen von P. Paris in der Histoire litéraire de la France. Bd. 22, von G. Paris in der Histoire poétique de Charlemagne, von L. Gautier in Les épopées françaises zugänglich, noch konte ich Tarbés ausgabe, Le Roman de Girard de Viane. Reims 1850. benutzen. Meine betrachtung dieses teiles der altfranzösischen sage ruht allein auf Imm. Bekkers ausgabe in seinem Roman von Fierabras,

provenzalisch. 1829. S. XII — LIII und s. 156 — 169, der nach W. L. Hollands bemerkung nur die ersten 2600 verse fehlen.[1]

Unser Roman de Gerard de Viane gehört einem grossen geschlechtsgedichte an, das nach seiner ersten abteilung gewöhnlich Garin de Montglaive, von einigen nach seinem hauptbelden Chanson de Guillaume au court nez genant wird und aus folgenden meistens auch für die deutsche litteratur wichtigen epen besteht: 1) Garin de Montglaive. 2) Girart de Viane. 3) Aimeri de Narbonne. 4) Les enfances Guillaume. 5) Le couronnement du roi Looys. 6) Le charroi de Nismes. 7) La prise d'Orange. 8) Beuve de Comarchis. 9) Guibert d'Andrenas. 10) La mort d'Aimeri de Narbonne. 11) Les enfances Vivien. 12) La chevalerie Vivien und La bataille d'Aleschans. 13) Le moniage Guillaume. 14) Rainouart. 15) Bataille de Loquifer. 16) Le moniage Rainouart. 17) Renier. 18) Foulque de Candie. Diese gewaltige geste scheint noch im 12. jahrhundert von Bertrand, einem clerc in Bar sur Aube, behandelt zu sein.[2] Wir sehen hier vom hauptstoffe derselben, der anziehenden sage Wilhelms von Orange, ab und widmen unsere aufmerksamkeit vor anderen der zweiten abteilung des gedichtes, dem Gerard de Viane. Der inhalt ist folgender:

1) V. 1 — 48. Gerard von Viane ist mit seiner gattin Guiborc schon sieben jahre (v. 521 fgg.) lang von kaiser Karl dem Grossen belagert. Ihn unterstützen seine brüder, namentlich Rainier von Gènes in begleitung seines sohnes Olivier und seiner tochter Aude.

2) V. 49 — 347. Über einen falken, der dem Roland über die Rhone hin entflogen und von Olivier aufgefangen ist, geraten beide vor der stadt in streit, bis Olivier ihn herausgibt.

3) V. 348 — 721. Bald darauf zu ostern lässt Roland für eine quintaine mitten auf einer wiese drei pfähle aufrichten, jeden mit einem starken doppelpanzer bekleidet. Olivier, anfangs mit Aude dem waffenspiele zusehend, reitet dann heimlich hinaus, durchbohrt unerkant zwei schilde und die panzer und wirft das ganze pfahlwerk über den haufen. Nun entbrent ein kampf zwischen Olivier und Roland, der die Aude o le cler vis, auf sein ross hebend, rauben will; doch Olivier entreisst ihm die schwester.

4) V. 722 — 1239. Lanbers, graf von Baris (auch Berri) et Bourgogne, bietet, um Roland zu rächen, Olivier einen zweikampf an. Aude will ihn vergeblich verhindern, Lambert wird besiegt und geht,

1) Vgl. Uhland, über das altfranzösische epos, in: Schriften 4, 336.

2) Uhland Schr. 4, 334 fgg.

von Audes schönheit bezaubert, nach Vienne und versucht darauf mit Olivier im lager der Franken zwischen Karl und Gerard frieden zu machen.

5) V. 1240—1884. Da ihre vorschläge abgewiesen werden, fordert Olivier den Roland auf die Rhoneinsel unterhalb Viane zum zweikampf. Siegt Roland, so soll Gerard die stadt ausliefern; unterliegt er, so hat der kaiser die belagerung aufzuheben. Doch bei Oliviers weggang entsteht neuer streit, die Vianer eilen herzu, Gerard bläst das horn zum rückzug. Karls heer bestürmt die stadt, von deren mauer die von Roland bewunderte Aude einen stein herabwirft, der einen Gascogner fast zu tode trifft. Schliesslich treibt Oliviers ausfall das heer der stürmenden zurück.

6) V. 1885—3101. Karl träumt von einem falken, der aus Viane geflogen mit seinem habicht kämpft, dann friedlich sich schnäbelt. Jener wird morgens auf Olivier, dieser auf Roland gedeutet. Vor dem zweikampf auf der Rhoneinsel, der nun beginnen soll, stösst Olivier dreimal ins Horn und Roland setzt zu ross über den strom. Nun ersucht Olivier Roland, den Vianern beim kaiser frieden zu erwerben, wofür ihm Aude zum weibe gegeben werden soll. Aber Roland will Aude und Viane mit dem schwert erringen, sodass nun unter Audes und Karls augen der kampf entbrent. Als Roland Oliviers ross gefällt hat, sinkt Aude in ohnmacht und Guiborc trauert. Dann zerhaut Roland auch Oliviers schwert, erlaubt ihm jedoch sich ein anderes holen zu lassen, heischt aber für seinen durst einen trunk. Als Olivier sich mit einem neuen schwerte versehen, wird er von Roland bei erneuerung des kampfes zu boden gehauen. Aufgesprungen bedrängt er aber Roland so, dass dieser aus müdigkeit um ruhe bittet. Da dies verweigert wird, obgleich schon der abend hereinbricht, stellen sie sich von neuem mit gezücktem schwerte gegenüber. Da senkt sich eine wolke zwischen sie, ein engel steigt heraus, mahnt sie von weiterem kampfe ab und fordert sie zu gemeinsamem streite gegen die Sarazenen auf. Nun versöhnen sich die beiden unter einem baume, und Roland will Aude zum weibe nehmen und den kaiser zum frieden bewegen. Nach einem kusse gehen sie auseinander.

7) V. 3102—3955. Karl hält sich nicht dadurch gebunden und setzt die belagerung fort. An einem maientag jagt er bei Viane in Clermon, einem grossen walde, was ein bote dem Gerard meldet. Nachts steigt dieser mit seinen rittern, unter andern mit dem Lombarden Desieirs de Pavie in einen unterirdischen gang, ein bauwerk der heiden, und gelangt so zum hause des försters Bertran. Sie überraschen den kaiser, wie er an einer quelle einem erlegten eber

die haut abzieht. Gerard, der entweder sein land widerhaben oder zu den Arabern gehen will, wird vom kaiser begnadigt und führt ihn durch den geheimen gang mitten auf einen platz in Viane. Karl bittet für Roland um Audes hand und Guiborc führt sie ihm zu. In gegenwart des erzbischofs reichen sich Roland und Aude die hand.

8) V. 3956 — 4060. In diesem augenblicke treffen boten ein vom guten könig Ys von Gascogne, welche den einfall von vierzehn feindlichen königen melden, die Tarascon geschleift haben und Bordeaux belagern. Seguins von Bordeaux fragt sie, ob sie die wahrheit sagen. Nach genauer meldung entbietet Karl sein heer zum kampf nach der Gascogne. Roland küsst Aude und übergibt ihr seinen ring. Dann scheiden sie auf immer von einander.

Schon diese dürftige inhaltsangabe führt zu der vermutung, dass in diesem gedichte geschichtliche und sagenhafte bestandteile mit einander verbunden seien, indem der erste, vierte, siebente und letzte abschnitt einen mehr historischen, die andern vier einen sagenhaften charakter tragen. Den haupthelden, den aufständischen grafen Gerhard von Vienne, nennen nun auch verschiedene fränkische annalen des neunten jahrhunderts. Graf Gerhard von Paris, anhänger kaiser Lothars, wurde nach der schlacht bei Fontenay 841 durch Karl den Kahlen seiner grafschaft beraubt, dafür aber durch Lothar zum herzog oder grafen von Burgund erhoben. Nach Lothars tode residierte er zu Vienne als allmächtiger vormund des schwachen königs Karl von der Provence und verjagte um 860 die Normannen aus der Çamargue.[1] Darauf entbrante ein krieg zwischen Gerhard und seinem alten feinde Karl dem Kahlen, und ums jahr 870 übertrug dieser die grafschaft Bituricum von Gerhard auf Acfrid, aber da es diesem nicht gelang denselben daraus zu vertreiben, so erschien Karl selber vor Vienne, das Gerhards gattin Bertha verteidigte, während Gerhard sich in eine andere burg zurückgezogen hatte. Als Karl die einwohner Viennes für sich zu gewinnen wuste, rief Bertha ihren mann zu hilfe; dieser kam auch herbei, aber nur, um die stadt dem könige auszuliefern.[2] Er zog sich darauf mit seiner gattin auf seine güter in der Bourgogne zurück.[3] Nach einem andern berichte wurde Gerhard von Karl gezwungen, geiseln zu stellen, und, mit seiner gattin auf drei schiffen die Rhone hinunterfahrend, Vienne zu räumen, das Karl seinem schwager Boso übergab.[4] Auf diesen aus-

1) Fauriel, hist. d. l. p. prov. 3, 34 ff.
2) Pertz, Mon. 1, 476. 2, 491. 493.
3) Hist. d. Languedoc 1, 577.
4) Pertz a. a. o. 2, 491.

gang scheint auch schon unser gedicht in den v. 3553—3555: *de lui tanrai ma terre et mon pais. Et s'il nel fait, par le cors S. Moris, ie m'en irai ou raigne as Arrabis* anzuspielen.

Der provenzalische roman, in welchem der held Gerhard von Roussillon, nach einem bei Châtillon an der Marne gelegenen schlosse, sein königlicher gegner Karl Martell heisst,[1] hat zum hauptinhalte die irrfahrten Gerhards und seiner frau Bertha während seiner verbannungszeit, die auf 22 jahre angegeben wird,[2] aber in französischen gegenden sich abspielt. In einem Roman de Roncevaux ist er ein Paladin Karls des Grossen und wird von Marsilius erschlagen.[3] In den späteren italienischen heldenromanen erscheint er unter dem namen Gerhard von Fratta als rebell und zugleich als renegat, dann wider auf der seite der christen im kampfe gegen den heidenkönig Agolante.[4]

Es zieht mich hier nicht an, die romanische weiterbildung der sage von Gerhard von Vienne zu verfolgen; ich will in der kürze nur noch auf einige andere geschichtliche anhaltspunkte derselben hinweisen. Die im vierten abschnitte unseres gedichtes neu auftretende, etwas zweideutige gestalt Lamberts, des grafen von Berry und Bourgogne, der auch im elften capitel Turpins als fürst von Berry mit 2000 kriegern auftritt, deutet wahrscheinlich auf einen zeitgenossen Gerhards, den herzog Lambert zurück, der zwischen Seine und Loire ein herzogtum besass, sich verräterisch mit den Bretanen verband und den Franken unter Vivianus um 850 eine furchtbare niederlage beibrachte.[5] Diese annahme ist um so begründeter, als auch der tragische untergang Vivians in die Rhonesage aufgenommen ist, und zwar in die der Gerhardsage innerlich verwante und durch Bertrand auch äusserlich mit ihr verflochtene überlieferung von Wilhelm von Orange.

Der letzte abschnitt erwähnt den Seguin von Bordeaux, der als Saguin oder Sanguin auch in den Reali di Francia vorkomt. Er ist ohne zweifel dem geschichtlichen grafen von Bordeaux Saguins gleich zu achten, welcher den an deutsche hauskoboldsagen erinnernden beinamen Mostellanicus trug und 845 oder 846 von den Normannen erschlagen ward.[6]

1) Übrigens liegt auch ein Roussillon dicht bei Vienne mit den ruinen eines schlosses, dessen schönheit gegen ende des 12. jahrhunderts der troubadour Guillem von Saint-Didier preist. Mylius, fussreise durch das südliche Frankreich II. 1, 2. Diez, Leben und werke der Troubadours s. 324.

2) Fauriel, hist. d. l. poésie prov. 2, 34 ff.

3) W. Grimm, Rolandslied s. LXXII.

4) Regis zu Bojardo s. 405. 427.

5) Pertz, Mon. 1, 570. 2, 253. 303. 653.

6) Hist. d. Languedoc 1, 543. Pertz, Mon. 2, 253.

Jüngere ereignisse als die angeführten haben in unserer Gerhardsage keine spuren hinterlassen, so dass wir annehmen dürfen, dieselbe habe am ende des neunten jahrhunderts ihren abschluss gefunden. Wol aber bemerkt man einige etwas ältere einwirkungen der geschichte. So kann in dem Lombarden Desieirs de Pavie, einem gegner des kaisers, der unglückliche Langobardenkönig Desiderius, der feind Karls des Grossen, nicht verkant werden. Überhaupt wird ein schärferer untersucher leicht auch hier verschmelzungen und vertauschungen weitentfernter personen, ereignisse und völker des karolingischen zeitalters nachweisen, wie ja in dieser gedichtgattung z. b. die drei bedeutendsten Karle, Karl Martell, Karl der Grosse und Karl der Kahle, oft für einander eintreten und die heidnischen Normannen oft unter dem namen der gleich furchtbaren Sarazenen vorkommen. Alle diese angaben überblickend, müssen wir allerdings einräumen, dass der Gerhard von Vienne und die meisten karolingischen heldengedichte einen hauptteil ihrer nahrung aus den wilden kämpfen des Karolingertums gesogen haben, und dass sie erst in einer zeit, wo die Germanen mehr oder minder romanisiert waren, zu voller reife gelangten. Aber andererseits behaupte ich, dass die meisten dieser sagen in einem weit älteren, echt germanischen zeitalter geboren und zu kräftiger jugend emporgediehen sind. Das, was Treitschke das „Römertum“ der Franzosen nent, „diese nationale verirrung ihrer phantasie,“ hat sich nicht nur seit der revolution ihrem staatsleben mitgeteilt, es hat sich früher, wie albekant, in ihre schöne litteratur gedrängt und auch ihre geschichtsforschung wesentlich beeinflust, sowol die litterarische Fauriels wie die politische Guizots. Einem Fauriel, der doch wenigstens in der derbheit der romane des kärlingischen sagenkreises eine erinnerung an den altfränkischen charakter erblickt,[1] wäre es sonst unmöglich gewesen, in der echt germanischen Waltharisage den ausdruck einer galloromanischen feindschaft wider das Frankentum zu finden. Unter solcher misgunst gegen deutsches wesen hat die untersuchung aller jener chansons, in deren mehrzahl eine viel tüchtigere germanische heldenhaftigkeit steckt als in den meisten mittelhochdeutschen rittergedichten, schwer gelitten, indem sie sich gewönlich mit der romanischen schale begnügte, den germanischen kern dagegen unberührt liess. Zwar unter den Deutschen hat schon Uhland in seinem klassischen aufsatze Über das altfranzösische epos 1812[2] gesagt: „Es darf zum voraus als wahrscheinlich angenommen

1) Fauriel, hist. d. l. poésie prov. 2, 276.

2) In Uhlands schr. 4, 329 ff. durch W. L. Holland von neuem herausgegeben und mit schätzenswerten anmerkungen bereichert.

werden, dass mit den Franken, so wie später den Normannen, auch germanischer gesang nach Gallien übergewandert sei, und dass, so wie deutsche verfassung, deutsche sitte, überhaupt deutsches leben in Gallien wurzel gefasst, so auch geist und weise des deutschen gesanges." Aber von den Franzosen soll für den deutschen ursprung des altfranzösischen heldenliedes entschiedener erst L. Gautier in seinen oben erwähnten Epopées françaises, 1865, eingetreten sein.[1] Und doch gewint man erst das völlige verständnis für diese französischen sagengewebe, wenn man ihren dunkelen grund enträtselt, den germanischen mythus. Denn dann erst wird einem das ursprüngliche wesen des volksgeistes und seine spätere entfaltung deutlich und zugleich die litterarische tatsache begreiflich, dass die kärlingischen romane weit populärer waren in Frankreich als die Artusromane.

Den versuch zu einer geschichte der deutschen sage auf französischem boden zu unterstützen, möge die hier folgende betrachtung des grundstocks unserer Vienner sage bestimt sein.

Sowie die eroberung Viennes durch Karl den Kahlen einen bedeutenden wandel der politischen lage hervorrief, indem auf sie die stiftung des arelatischen reiches durch Boso sich gründete, so spielt auch eine frühere belagerung dieser Rhonestadt eine hervorragende geschichtliche rolle. Denn der kampf Gundobads und Godegisels, der beiden burgundischen königssöhne, bei Dijon und Vienne im jahre 500 ist als der anfang des endes des altburgundischen reiches anzusehen. Dieses ältere Vienner ereignis, das neben der historischen eine tief tragische bedeutung hat, halte ich für den punkt der geschichte, an den sich der germanische mythus ansetzte.

König Gundobad nämlich, von seinem bruder Godegisil und dem mit diesem verbündeten Frankenkönig Chlodovech bei Dijon 500 geschlagen, floh bis nach Avignon hinab, raffte sich hier aber noch in demselben jahre auf und rückte vor Vienne, den bruder zu belagern. Als nun für die ärmeren in der stadt die lebensmittel zu fehlen anfiengen, da jagte sie Godegisil nach Gregor von Tours II. c. 33 aus dem tore. Unter den vertriebenen befand sich aber auch der aufseher über die wasserleitung, und im ärger über die erfahrene unbill verriet er dem Gundobad einen unterirdischen gang, durch den dieser mit seinen leuten mitten in die stadt hineindrang. Nun ward die stadt erobert und Godegisil in einer kirche erschlagen. Nach dem älteren berichte des Marius aber erlag Godegisil dem schwerte des eigenen bruders; dagegen fehlt hier der eigentümliche zug von dem eindringen

1) Uhland a. a. o. 4, 363. 364.

Gundobads durch die wasserleitung. Mag das nun dichterischer überlieferung oder geschichtlicher wirklichkeit angehören, worüber selbst der genaueste darsteller dieser ereignisse, Binding,[1] kein entscheidendes urteil abgibt, so viel scheint unzweifelhaft, dass die siebente abteilung unseres Gerhard denselben zug diesem sechsten jahrhundert entlehnt hat, wenigstens meldet kein jahrbuch von einer derartigen überraschung des Vienners durch Karl den Kahlen. Vielleicht war auch damals jenes römische bauwerk, das erst im jahre 1820 widerhergestellt ist,[2] schon so schadhaft geworden, dass es nicht einmal zu solchen kriegerischen zwecken dienen konte. Unsere ansicht von dem zusammenhang unseres gedichtes mit jenen altburgundischen ereignissen scheint auch noch bestätigt zu werden durch einen blick auf Gerhard von Roussillon, ein von Fauriel[3] ausführlich besprochenes gedicht. Denn in diesem flieht Gerhard zu pferde von Roussillon (bei Vienne?), nachdem Riquier Viennes tore verräterisch dem kaiser geöffnet hat, nach Avignon, um dann gleich Gundobad sein schloss wider zu erobern. Hier sind zwar die persönlichkeiten verschoben, aber die hauptorte des schauplatzes stehen genau in demselben verhältnisse zu einander wie in der sage, und die übergabe der stadt durch einen verräter hat sich noch aus altburgundischer zeit erhalten.

Noch einflussreicher zeigte sich aber die andere tatsache der Burgundergeschichte, nämlich der brudermord, von dem uns Marius meldet. Die Vita Sigismundi nämlich, die um das jahr 700 entstanden ist, erzählt abweichend von Marius, Gregor und Fredegar, Gundobad habe seinen bruder Godegisil samt seiner gattin verbrant. Mit recht weisen die geschichtsforscher diese seltsame angabe eines weit jüngeren werkes zurück, wir aber glauben darin das walten der göttersage zu erkennen.

Bruderkämpfe und brudermorde stehen am anfange und in der mitte unserer geschichte und gehören in unserer früheren wie späteren litteratur zu ihren lieblingsstoffen. Ich erinnere nur an Wolfdietrich und Parzival, an Julius von Tarent und Klingers Zwillinge, die beide gleichzeitig den brudermord zum gegenstande wählten, obgleich Schröder bei der preisstellung nicht, wie man früher annahm, die behandlung gerade dieses stoffes verlangt zu haben scheint,[4] und endlich an die Räuber und die Braut von Messina. Ja die gewaltigste wendung des schicksals der germanischen götter wurde durch einen brudermord herbeigeführt: denn

1) Binding, Gesch. d. burg.-rom. königr. s. 154 fgg.
2) Klöden, Lehrb. der geogr. 2, 502.
3) Fauriel, hist. d. l. p. prov. 3, 34 fgg.
4) Koberstein, Grundr. d. gesch. d. d. nationallitteratur 4. aufl. 2, 1494.

den untergang des Asenreiches leitet der kampf Balders und Hödurs ein. Dasselbe geschick bereitete ein bruderkrieg dem Thüringerreiche, und deshalb verschmolz das volk diese tragische menschengeschichte mit dem kampfe des tagesgottes Irmin und des nachtgottes Iring. Dasselbe eingreifen der göttersage in die geschichtliche kunde von dem bruderkampfe der burgundischen könige und dem untergange ihres reiches, der dem des thüringischen nach vier jahren folgt, gewahren wir auch hier. Es ist bekant, dass Gundobads verhältnis zu seiner nichte Hrothehilde, der gemahlin Hlodwigs, selbst in der mächtigen nationalsage von den Nibelungen sich noch geltend gemacht hat.[1] Wie sollte nicht desselben königs bruderfeindliche oder gar brudermörderische tat den stammythus an sich gezogen haben? Dass dem so gewesen, dafür bürgt eben die lebensgeschichte des königs Sigismund, denn ihre angabe von der verbrennung Godegisels und seiner gattin durch seinen bruder kann nur aus dem sagenhaften volksbericht geschöpft sein und dieser widerum nur aus dem mythus. Eine der germanischen göttersagen aber meldet uns, dass Balder und seine gattin vereint im feuer umgekommen seien, und nach Saxo Grammaticus ist es der eigene bruder Hödur, der Gelders d. h. Balders scheiterhaufen in brand steckt.[2]

Weitere gründe für diese ansicht gewährt uns nun die sage von dem doppelkampf der helden Roland und Olivier, die ich in meiner abhandlung über Roland dem Balder und Hödur-Uller sowie dem Irmin und Iring gleichgestellt habe. Denn diese sage wird eben darum in die Gerhardsage eingeschoben, weil sie auf einem in und um Vienne bekanten d. h. burgundischen mythus beruht, der sich uns schon in der Vita Sigismundi verraten hat. Die Vienner heimat dieser göttersage bezeugt auch der ältere, hier aber viel ungenauere bericht der Turpinischen chronik. Turpin ist der erste berichterstatter über Rolands und Oliviers schicksale. Er verschweigt zwar ihren zweikampf, aber auch nach ihm sind sie die tapfersten streiter wider die heiden, brüderlich verbunden im tode. Nun halten Vossius, Génin und Gervinus den papst Calixtus II. † 1124, den bekanten feind unseres kaisers Heinrich V., der im jahre 1122 die chronik Turpins für authentisch erklärte, für deren lügenhaften verfasser oder anstifter.[3] Calixtus aber hiess vor seiner papstwahl Guy von Burgund und war seit 1088 erzbischof von Vienne, und bereits 1092 kündete Geoffroi, priester zu St. André in Vienne, in einem briefe das werk an, weshalb Gui Allard, Ciampi und Daunou diesen für den ver-

1) W. Müller, Versuch einer mythol. erklärung der Nibelungensage s. 31 fgg.
2) J. Grimm, Myth. s. 201. Saxo Gramm. ed. Müller 1, 119.
3) Gervinus, Gesch. d. d. nat.-lit. 1, 236.

fasser halten,[1] nicht jenen papst. Es mag auch sein, dass verschiedene hände an dem werke gearbeitet haben, wie G. Paris will, und die ersten fünf capitel sogar von einem spanischen kleriker herrühren,[2] jedenfalls muss menschlichem ermessen nach der hauptchronist aus Vienne stammen oder hier gewohnt haben. Darum lässt er cap. 31 den kaiser nach der schlacht von Roncevalles zur erholung nach Vienne gehen, und in einer Vienner kirche ist es auch, wo Turpin vor dem altar stehend den schwarzen geisterzug nach Lothringen eilen sieht, der des sterbenden kaisers seele rauben will, s. cap. 32. Noch ein anderes dichtwerk, der provenzalische Fierabras, enthält einen einzelkampf Oliviers gegen den genanten Sarazenen, der fast dieselben züge wie Oliviers kampf mit Roland trägt, und auch diese sage scheint aus burgundischer gegend zu stammen, denn neben jenen helden tritt als hauptperson ein Gui de Bourgogne auf, der also den weltlichen namen jenes papstes führt und hier die Floripar, die schwester des Fierabras, samt dem halben Spanien erheiratet, und in einem anderen, Gui de Bourgogne betitelten epos sogar die hauptrolle übernommen hat.[3] So tragen denn verschiedene überlieferungen des Rhonethales, sowol geschichtliche, wie poetische, die deutlichen spuren eines alten glaubens an einen zweikampf göttlicher helden.

Oliviers und Rolands kampf in den Rolandsgedichten habe ich aus mehreren gründen auf das herbstliche ringen des sommergottes mit dem wintergotte gedeutet, besonders auch deswegen, weil Roland hier dem schwerte seines freundes erliegt und gleich darauf Aude ihm in den tod nachfolgt. Im Gerhard von Vienne dagegen haben wir die Frühlingsschlacht jener beiden heroen vor uns, denn Roland siegt und gewint hier erst Audes hand. In meiner Rolandsabhandlung wagte ich noch nicht dieser göttin näher ins antlitz zu sehen; jetzt aber, glaube ich, muss gerade sie uns tiefer in das verständniss des burgundischen mythus hineinführen. Schon nach den eben gegebenen andeutungen muss sie eine frühlingsgöttin sein, welche der sonnengot den ihr verwanten mächten des winters entführt. Aude oder Alde, wie auch bei Turold, Konrad, in den spanischen romanzen[4] und in den italienischen gedichten Rolands braut oder gemahlin genant wird, woneben Strickers Alite kein gewicht hat, trägt einen germanischen namen, der zwar später auch noch häufig vorkomt, aber schon durch seinen begriff „vetus“ wie die ähnlichen namen Ute, das Mömeken, Babia, Eische, Bermutter,

1) Ideler, Handb. s. 81.
2) Uhland, Schr. 4, 354. 356.
3) Holland in Uhlands Schr. 4, 341.
4) F. Wolf und C. Hofmann, Primaver y flor de romances 2, 314.

worüber ich anderswo sprechen werde, auf einen mythischen sinn hinzuweisen scheint. Dieser Alten begegnen wir nun aber auch mehrfach in den deutschen volksgebräuchen. So führten die Angelsachsen, Franken und Alemannen zu anfang januars den *cervulus seu vitula* oder *vetula*, d. h. vermummungen in hirsch und hindin oder in eine Alte auf, und ähnliche spiele, wie der hirt und das wilde weib, wurden zur fastenzeit veranstaltet.[1] Die göttin der schönen jahreszeit entschlummert im herbste gleich der Brunhild oder dem Dornröschen, oder sie zieht sich alternd in die tiefe des waldes zurück, bis sie im nächsten lenze als Alte (oder als wildes weib oder als hirschkuh) zu den menschen widerkehrt, um sich hier zu verjüngen gleich einer neugeborenen. Daher gebietet das langobardische gesetz im siebenten und achten jahrhundert: Wer eine fremde oder eine Aldia (halbfreie) zur ehe nehmen will, soll sie zur Wiedergeborenen machen und zwar durch die morgengabe, falls die von ihr geborenen söhne als echt gelten sollen. Weder Bluhme hat also recht, die langobardische *aldia* in eine *haldia* zu verwandeln und das wort aus dem zeitwort *haldan* halten zu erklären,[2] noch Uhland, wenn er jene bestimmung für eine märchenhafte ausrankung einer rechtlichen sinnbildsprache hält, deren ältere form sich noch in den langobardischen rechtsquellen erhalten habe.[3] Umgekehrt — die langobardische rechtssprache bedient sich hier einer mythischen ausdrucksweise, indem ihr hier verhältnisse aus einer allbekanten göttersage vorschweben. Ähnlich stammen im Rigsmal von Ai und Edda, den urahnen, die knechte, von den grosseltern Afi und Amma die bauern, dagegen von vater und mutter die Edelen ab, so dass auch hier die begriffe alter und unfreiheit, jugend und freiheit enge verknüpft erscheinen.

Beide langobardische rechtsausdrücke, die Alte wie die Widergeborene, finden sich nun auch in offenbar mit mythen zusammenhangenden sagen auf romanischem boden wider. So trifft in einer wallonischen sage her Ameil bei der schattigen quelle von Lexhy eine schöne frau, die ihre herkunft nicht angeben will, bei ihm auf dem schlosse schläft und, nach ihrem namen gefragt, sich teufel nennt, ihm das rechte auge ausreisst und verschwindet. Wie heilig sie trotz dieser grausamen tat war, zeigt der name der quelle, fontaine Sainte Oude.[4] Dem zweiten namen, der Widergeborenen, begegnen wir in einer der weitverbreiteten sagen von der aus scheintod erwachenden frau, die seit Chr. Petersens abhandlung über die pferdeköpfe als frühere mythen von

1) Kuhn in dieser zeitschr. 1, 110.
2) Pertz, Mon. Leg. 4, 672. Zarncke, Liter. Centralbl. 1869. s. 1425.
3) Pfeiffer, Germ. 8, 71.
4) Wolf, Ndrl. S. s. 287.

einer frühlingsgöttin anerkant sind. Eine französische sage des 16. jahrhunderts nämlich nent die solcher weise auferstandene gattin Renée Taveau.[1]

Eine solche befreite und verjüngte lenzgöttin ist auch unsere Aude im Gerhard von Vienne. Zwar darf man auf ihre beinamen la belle und o le clair vis kein gewicht legen, da diese zu den stehenden beiwörtern der frauen im altfranzösischen epos gehören.[2] Aber in solchen versen wie v. 1771: *e vos Audain la bele leschevie, vestue fuit d'un paile demarie, à un fil d'or tressie pur maistrie, les oelz ot vairs, la face colorie,* und wie v. 3928 fgg., die Audes erscheinen in der maienzeit schildern: *Aude fut vestue d'un paille signori. de sa biauté li palais resplandi,* mag noch etwas vom mythischen glanze erhalten sein, wie im Nibelungenlied Kriemhilde echt mythisch der morgenröte verglichen wird.

Vielleicht lässt sich, wie für Olivier und Roland, auch für Aude Vienne als heimat nachweisen. Die eben schon erwähnten scheintoten frauen steigen aus dem grabe zu neuem dasein empor, wie sonst die frühlingsgöttinnen einem turm, einer höhle oder einem walde entrissen werden. Man hielt auch tiefe gruben, dornenbewachsene gräben, unterirdische gänge für ihre winterlichen wohnstätten, wie besonders Panzer in seinen beiträgen erwiesen hat. So finden wir in der Wittenwiwerskule unweit Bochum zusammen mit drei weissen weibern eine frau, die erst nach sieben jahren wieder zu ihrem manne zurückkehrt;[3] so wird der Elpendrötsch oder Hilpentritsch, Elfenkönig (auch die elfenkönigin?) hinter der stadtmauer im stadtgraben zu Hersfeld gejagt.[4] Das letzte wesen, ob weiblich oder männlich gedacht, wird jedenfalls eine frühlingsgottheit sein, denn auch jene Alte oder Hindin wird verfolgt, und in demselben Osthessen komt auch als frühlingsspiel Häkel die Geiss vor.[5] Eine der bekantesten widererstandenen frauen ist aber die Kölnerin Richmodis von Aducht, deren sage Petersen ausführlich besprochen, am treuesten aber wol Firmenich[6] widergegeben hat. Vom habgierigen totengräber, der ihr einen kostbaren ring rauben will, erweckt geht sie mit dessen leuchte zum überraschten gatten zurück, der ihr aber nicht eher das haus öffnet, als seine zwei pferde ihren kopf aus dem giebelfenster strecken. Sieben jahre lebt sie noch mit ihm, gebiert ihm kinder, lacht aber nie, spint ein grosses flachstuch, das noch immer in der kirche

1) Pfeiffer, Germ. 13, 167.
2) Uhland, Schr. 4, 345. Lazarus und Steinthal, Ztschr. 4, 157.
3) Firmenich, Germ. völkerst. 1, 370.
4) Vilmar, Hess. idiot. 168. 249.
5) Vilmar a. a. o. s. 145.
6) Firmenich, Germ. völkerst. 1, 448.

zur fastenzeit aufgehängt wird und lässt bei ihrem begräbnisse den armen eine ganze last stuten austeilen. Uns fällt hier besonders der name Aducht auf; denn im Mittel- und Niederdeutschen bedeutet er einen mit stein und dorn gefüllten graben.[1] Er stamt aber ab vom römischen aquaeductus. Dieser lateinische ausdruck ist nicht nur für die alte römische wasserleitung bei Mainz nachweisbar, wo noch heute eine flur, durch welche sie lief, das Addach heisst, sondern auch für die weit grossartigere, durch die Römer von der Eifel nach Köln hergestellte leitung, die der volksmund teufelskalle, d. h. teufelskanal, oder auch in übereinstimmung mit den urkunden Aducht nent. Nun aber sieht die sage dieser landschaft in diesem bauwerk einen schlupfwinkel der feen; zahlreiche fundstücke beweisen ferner, dass die muttergöttinnen hier in hohem ansehen standen, und zwar gerade in unmittelbarster nähe der wasserleitung. Denn mindestens sechs ortschaften des Feybachstales, über welche sie führt, tragen mythische namen, nämlich Urfey, Eiserfey, Burgfey, Katzfey, Satzfey und Veynau. Dazu komt noch dem Rheine näher bei Brühl Walberberg, der Walpurgisberg.[2] In diesen namen waltet sicherlich germanische, nicht, wie das Bonner Winckelmannsprogramm von 1863 meint, celtische anschauung. Noch heute erbaut man am fastensontag, dem schoofsontag, in der Eifel eine sogenante hütte oder burg, die man abends in brand setzt, um dann einen strohmann hineinzuwerfen.[3] Was also die Burgfei bedeutet, ist hiernach ganz klar. Ebenso leicht erklärt sich auch die Katzfei, wenn wir uns des katzenopfers erinnern, das an mehreren orten gerade zu fastnacht gebracht wurde.[4] Ferner liegt südlich von Urfey, gerade am beginne des aquaeductes, der Rosenbuschberg in der gemeinde Nettersheim. Unter diesem finden wir die Rosenthaler mühle, deren namen anf ein rosenthal, d. h. ein germanisches paradies, wie ich später beweisen werde, hindeutet. In der nähe der Groene Pütz, der vielleicht den grünen frühlingsbrunnen bezeichnet. Von der öden bergmasse der höheren Eifel, dem reiche des winters, ist dieser sitz der göttin des neuen jahreslebens umgeben. Im lenz aber entrint sie (mit ihren beiden schwestern) der haft, von ihrem eigenen bruder Dagobert verfolgt.[5] Aus dem geheimnisvollen gewölbe der wasserleitung, dessen inneres der krystallisierte kalksinter mit der zeit so gewaltig umkleidete, dass marmorartige steine zum bau rhei-

1) Vilmar a. a. o. s. 4. F. Bech, Zeitzer progr. 1868.
2) Mittheil. d. ver. f. gesch. in Frankf. a. M. 3, 149—154. Reymann. Specialk. v. Deutschl.
3) Leipz. illustr. zeitung 1870 s. 171.
4) Simrock, Myth.² s. 565.
5) Ebd. s. 369.

nischer kirchen herausgehauen wurden,[1] trat sie da und dort hervor, um die fluren des Feybaches zu segnen, bis sie in Köln, städtischer gedacht, als die widergeborene frau Richmôdis, die Reichgemuthe, von Aducht zum vorschein kam.

Ich denke mir, ähnliche vorstellungen knüpften die Burgunder der stadt Vienne an den dortigen aquaeduct. Vielleicht weiss noch heute die ortssage näheres davon. Auch unser gedicht bewundert die durch den niederschlag des kalkhaltigen wassers bewirkte pracht im innern des bauwerkes, die wir auch in der Kölner leitung trafen, in den v. 3467 bis 3469:

an la crote antrent par desoz le terrier.
paien la firent lonc tans sai en arier:
ansi est blanche come nois sor gravier.

Durch dies gewölbe komt Aude, die ja auch von ihrem bruder Olivier zur frühlingszeit verfolgt wird, nach Vienne in leuchtender schönheit vom Clairmont, dem klaren Glasberg her, wie so oft in deutschen und skandinavischen sagen das unnahbare, rings von kahlen felsen oder öder haide oder düsterem walde umgebene paradies genant wird. Auch auf französischem boden muss diese germanische anschauung wurzel geschlagen haben, finden wir doch einerseits im altfranzösischen Tristan ein glasschloss in der luft[2] und andrerseits im Parzival den waldumwachsenen Montsauvage.

Brunhildens wohnung ist der glasberg oder die Gnitaheide, die vom Myrkvidr umstanden ist, und Rassmann[3] hat diesen namen glücklich samt dem niedersächsischen gneterstên und gneterswart und dem hochdeutschen Gneiss, wie auch die faröische Glitraheide auf den begriff des glanzes zurückgeführt. Glänzende naturgebilde glaubte man, wie es scheint, der obersten germanischen göttin zu verdanken. Hildas rosenbaum wächst mitten im schnee; „frau Holle schüttelt die betten aus,“ sagen wir noch heute in Bremen beim schneefall; viele kirchen wurden auf heidnischen verehrungsstätten der Maria im schnee geweiht. Ein glänzendes mineralisches gebilde heisst bekantlich marienglas oder fraueneis. Schon der name deutet mythische bezüge an, noch mehr aber der umstand, dass da, wo westlich von Sondershausen ganze oft zu tage tretende marienglasfelsen sich finden, die ortsnamen Klein-, Gross- und Münchenlohra den namen einer alten göttin verraten, dass Gross- und Kleinlohra am berge Himmelbette liegen, der alte wallfahrtsort Münchenlohra aber bei der propstei Paradies. An der Marienkapelle des nahen Elende fanden sich ausserdem 174 rosen in stein gehauen, denn hier waltete hilfreich

1) Mittheil. d. ver. f. gesch. in Frankf. a. M. s. 153.
2) Grimm, Myth. s. 781. 796. 1225. 3) Rassmann, HS. 1, 151 fgg.

statt der heidnischen Lohra später die mutter gottes, die in der not rosen aus dem boden zu zaubern verstand.[1] Auch die gänge der drei jungfern zu Mergenthau bei Augsburg verzweigen sich in festen weissen sand, wie die zu Reichersdorf, Rockenstein und Almering.[2] Umgekehrt weist man der schlafenden wintergöttin in Oberitalien die schmutzig gelben kreideschichten zur lagerstätte an, die man dort Bett oder Nest der Alten nent.[3] Auch über den zusammenhang, in welchem die jahres- und paradiesesgöttin mit den kalk- und gipsbergen, den tropfsteinhöhlen und salzquellen unseres landes steht, könte ich noch viele bemerkungen machen, riefe mich nicht von diesem umwege der wunsch ab, unserer Vienner sage tiefer ins herz zu sehen. Wir müssen zu diesem zwecke Audes schicksale im einzelnen betrachten.

Rolands und Oliviers zweikämpfe bilden zwar den hauptstoff unseres gedichtes, aber der mittelpunkt derselben ist doch Aude und ihr wohnsitz. Nun trägt schon gleich der anfang des streites, der zank der beiden helden um einen falken, den uns der zweite abschnitt erzählt, mythischen anhauch. Uralt deutsch, schon dem heidnischen zeitraume angehörig ist die jagd mit dem falken oder dem habicht. Diese raubvögel genossen eines heiligen ansehens, worauf der deutsche ausdruck *wîo* für *wîho*, *milvus*, d. h. der heilige vogel, und der französische falkenname *sacre*[4] hinweisen, vielleicht auch noch der sehnsüchtige anruf des vogels durch die geliebte, wie er in unseren älteren minneliedern ertönt. Noch deutlicher aber spricht die sage dafür. Sigurds habicht setzt sich in ein fenster von Brynhilds turm und leitet so ihren bund ein;[5] Sigurd aber gleicht Roland wie Brynhild der Aude. Ein über die Unstrut entwischter habicht führt zum kampfe zwischen Irminfried und Iring,[6] wie der über die Rhone entflogene falke zu Rolands und Oliviers gleichbedeutendem streite. Der falke scheint wie der adler ein bild des windes, und windspiele heissen noch heute falken.[7] In dem zusammenhang unserer sage würde er sich leicht als schneller morgenwind einfügen, den der lichtgott seiner morgenroten göttin zum grusse zusendet. So neigt sich im Meier Helmbrecht der raubritter Lemberslint dem winde, der von seiner liebsten herweht,[8] wie vor einem grusse. Dass auch französische sagen von

1) Thür. u. d. Harz 1, 152. 7, 17—40. Schmaling, Hohenstein. magazin 1791 s. 279—324. Grimm, Kinderm. 2, 557.
2) Panzer, Beitr. 1.
3) Ebert, Roman.-engl. jahrb. 5, 374.
4) J. Grimm, GDS. s. 46. 50. 54.
5) Völsungas. c. 24.
6) Widukind 1, 10.
7) J. Grimm, GDS. s. 52. Myth. s. 600.
8) M. Helmbrecht, v. 1461. 1462.

der frühlingsgöttin diesen zug bewahrten, beweist der roman des Perceforest von 1528—1532. Ein vogel trägt den Troilus ans ostfenster eines turmes des Castel Jumel, in welchem die tochter des fürsten Seeland mit zwei muhmen gleich unserem Dornröschen (Brunhild) in tiefen schlaf versunken ist. Er steckt der freundin einen ring an den finger, den er früher von ihr erhalten.[1] Ebenso flog im neapolitanischen Pentamerone von 1637 einem jagenden könige der falke von der hand in ein schloss, in welchem er die in schlummer verfallene Talia fand.[2]

Die schlafende königstochter ist der zur widergeburt bestimten Alda und der scheintoten frau gleich, und so ist es möglich, dass der name der wohnung zweier dieser frauen, die beide noch sieben jahre nach ihrer voreiligen bestattung leben, auf denselben sagenhaften vogel hinweisen. Denn eine widergeborene war herrin der Arnsburg d. h. Adlersburg bei Bückeburg, und jene Kölnerin Richmodis wohnte in einem hause, das der Papagei von Aducht genant wurde. Durch diesen fremdländischen vogel aber wurde auch wol in englischen streitgesprächen zwischen winter und sommer der heimische frühlingsbote, der schlichte kukuk, verdrängt,[3] wie auf den frühlingsfesten älterer schützengesellschaften der falke oder adler. Es lag nicht fern, den papagei mit seinem frisch leuchtenden gefieder als lenzvogel aufzufassen, wird doch in der goldenen schmiede Maria dem papagei verglichen, der sich nie beregnen lässt und doch schöner grünt als eine blumige wiese. Hätte ich raum genug, so würde ich auch die westfälische stadt Arnsberg und die thüringische Arnstadt als sitze der frühlingsgöttin hier wahrscheinlich zu machen suchen.

Auch der dritte abschnitt des gedichtes, den wir jetzt ins auge fassen, führt uns in altgermanisches frühlingsleben zurück. Das waffenspiel der Quintaine steht nämlich im engsten zusammenhange mit dem kreise der lenzsagen. Die Quintaine, englisch quintain, mittellateinisch quintana, ward nach zeugnissen des dreizehnten jahrhunderts in Frankreich und England viel geübt und wird von Ducange folgendermaassen beschrieben:[4] *Decursio equestris ludicra ad metam, hominis armati figuram exhibentem, ad umbilicum mobilem et versatilem, sinistra clypeum, dextra ensem aut baculum tenentem. Quae si aliter quam in pectore lancea percutiatur, statim qui a scopo aberrat, baculo repercutientem figuram sentit.* Auf bildern vom jahre 1344 zum roman d'Alexandre wurde dies spiel abgebildet, und es ist bis in die neuere zeit hinein

1) Pfeiffer, Germ. 8, 74.
2) Herrigs Archiv 45, 25.
3) Pfeiffer, Germ. 5, 270.
4) Ducange, s. v. quintana.

draussen im freien[1] oder in reitschulen aufgeführt worden.[2] Der fastensontag war der haupttag dieser quintaine, so in der Picardie, und an demselben tage werden oder wurden in der Provence und in Belgien turniere gehalten, weshalb man diesen tag *jour du bouhourdis* oder *bourdichzondag* nante.[3] Dies fastenspiel stimt nun aber einerseits mit dem spanischen *tablado* in der romanze vom *Conde Guarinos almirante de la mar*[4] und dem *Jugar las tablas* der aus dem dreizehnten jahrhundert stammenden Cronica general von Alfons X.[5] überein, andrerseits mit dem von mir beschriebenen Rolandsreiten der Nordalbingier und dem Schildekenbaumspiel der Ostfalen.[6] Obgleich die meisten dieser deutschen feste auf pfingsten angesetzt waren und der Tablado der Guarinosromanze sogar auf Johanni fällt, auch im Gerhard von Vienne auf ostern die quintaine geübt wird, so wird doch die fastenzeit als die ursprüngliche zeit dieses spieles anzusehen sein. Denn auch eines der bekantesten Rolandsreiten Deutschlands, das Meldorfer, hielt noch 1827 am fastnachtsmontag fest. Und der romanische name des spieles weiset ebenfalls auf die fastenzeit zurück. Allen anderen künstlichen deutungen desselben zuwider erkläre ich nämlich einfach die quintana als fastensontag, denn dies wort wird auch für quinquagesimae im jahre 1202 gebraucht,[7] d. h. für den sontag, der der quadragesimae, französisch carême, voraufgeht, und in Ponthieu heisst der erste fastensontag *dimanche de la Quintaine.*[8] Wer in Magdeburg bei diesem spiele siegte, erhielt als preis ein schönes mädchen, frau Feie, in der man, wenn man sich des alten namens der stadt, ihrer wappenrose und ihrer sagen von der aus scheintod auferstandenen frau erinnert, ebenso wie in der jungfer Phaie der rosenstadt Hildesheim unsere Vienner Aude widererkennen wird, Rolands kampfpreis in unserem gedichte. Olivier ist der starke, aber hilflose gott des winters, auf den der lenzgott sturm läuft. Er ist der Mamurius der Römer, der am 14. märz als ein mit einem lederpanzer bedeckter mann aus der stadt geprügelt ward, während Roland mit Mars übereinstimt, Aude aber mit der buhlerin des Mars, der Nerio oder der Anna Perenna, die alt und jung erscheint.[9] Noch verlockender ist es, das argivische frühlingsfest, das schildstechen

1) Brand und Ellis 2, 233. 234. 1, 103—105. 212.
2) Schwan, Dict. franç.
3) Leipz. illustr. zeitg. 1870. s. 171.
4) Wolf und Hofmann, Primaver y flor de romances 2, 322.
5) Lemcke, Handb. d. span. lit. 2, 27. 28.
6) Roland s. 15.
7) Maigne d'Arnis, Lex. med. et inf. latin. s. 1853.
8) Ebert, Roman.-engl jahrb. 5, 385.
9) Preller, Röm. myth. s. 303—321. Haupt, Zeitschr. 5, 492.

an den Heräen,[1] zur vergleichung heranzuziehen, doch halte ich damit hier lieber zurück. Soviel darf man aber vorläufig getrost annehmen, dass alle diese hellenischen, römischen und germanischen waffenspiele einer einzigen quelle, einem uralten arischen frühlingsfeste, entsprungen sind.

Einen namen des fastensontags, den die Dauphiné anwendet, dürfen wir hier aber nicht übersehen. Er heisst nämlich *le dimanche de la chanobière*, und grosse feuer entzündet man an diesem tage.[2] Ich irre wol nicht, wenn ich das wort der schriftfranzösischen *chènevière*, dem hanffelde, gleichsetze und weiter als einen elliptischen ausdruck für *épouvantail de chenevière*, d. h. vogelscheuche, strohmann, popanz nehme. Es müssen darnach auch in der umgegend Viennes zur fastenzeit strohpuppen ins feuer geworfen sein, die verhassten götter des winters, wie wir oben diese sitte auch in der Eifel fanden, in der ja auch, wie wahrscheinlich um Vienne, eine heilige scheu vor der römischen wasserleitung bestand. Ob endlich der name der hauptstrasse in Marseille, die Cannebière, mit jenem brauch in verbindung steht, ist mir unbekant.

Von hier aus blicken wir noch einmal auf die mehr kriegerischen fastenspiele zurück. Ich habe in der vorliegenden untersuchung wie in der über Roland öfter diesen heros mit Irmin verglichen, seine säule mit der Irminsäule.[3] Ich glaube jetzt auch dem Rolandsreiten ein Irminsreiten zur seite setzen zu können. Den an einem feiertage im jahre 994 im regierungsbezirke Düsseldorf aufgerichteten pfahl, der oben ein rad, d. h. ein sonnensymbol, und auf diesem einen in seide gehüllten und für einen abgott gehaltenen bock, d. h. Hermen, ein tier des sonnengottes Irmin, trug, habe ich dort für eine Irminsäule ausgegeben. Für diese niederrheinische aber war nur ein tanz, kein ritt nachzuweisen, wie ja auch Rolandstänze ohne reiten vorkommen, z. b. in Halle a. d. Saale und im holsteinischen Bramstedt (a. a. o. s. 15). Ich kann jetzt aber auch ein reiterstechen auf einen solchen in niederrheinischer weise ausgestatteten pfahl angeben. In England nämlich wird im dreizehnten jahrhundert mehrfach das spiel *arietem levare* untersagt; so 1233 *an alicubi leventur arietes vel fiant scotallae*, 1240 *nec sustineant ludos fieri de rege et regina nec arietes levari nec palaestras publicas fieri*, und, *insuper interdicimus levationes arietum super rotas et ludos, quibus decertatur ob bravium exequendum.* Schon Kennet verglich dies widderspiel mit der quintana.[4] An dem einen ende

1) Welcker, Griech. götterl. 2, 318.
2) Leipz. illustr. zeitg. 1870. s. 171.
3) Roland s. 18.
4) Ducange 1, 691 (1733).

des wagerechten balkens, der auf einem senkrechten pfahl drehbar war, fand sich ein mit asche und kot angefüllter widderkopf angebracht und zwar auf einem rade, am anderen ein zapfen, gegen den der reiter mit seiner lanze zu stossen, dann aber dem schlag des herumgeschwenkten widderkopfes zu enteilen hatte. In der vom kühnen reiter angegriffenen und mit asche um sich werfenden pfahlfigur erkent man leicht den wintergott, im sieghaften angreifer den sommergott zur zeit des frühlings. Vielleicht lassen sich noch heute derlei spiele, die auch wol bei uns z. b. auf schützenfesten getrieben werden, in Vienne nachweisen; jedenfalls wurde noch in unserem jahrhundert in dieser gegend ein ähnlicher brauch festgehalten, der hier ebenso mit dem schildstechen zusammengehangen haben wird, wie im mittelalterlichen England das oben mit der widdererhebung zusammengenante spiel vom könig und der königin mit dem widderspiele und dem aufrichten des maibaumes. Champollion nämlich führt aus dem Isèredepartement, also aus der umgegend Viennes, an: *maïe, fête que les enfans célèbrent aux premiers jours du mois de mai, en parant un d'entre eux et lui donnant le titre de roi.*[1] Der winter wird verjagt oder abgesetzt, der sommer oder mai dagegen zum könig gekrönt. Beide aber sind brüder, wie schon eine S. Galler urkunde vom jahre 858 zwei brüder Wintar und Sumar nent.[2] Auch in einem niederländischen bühnenstücke treten sie als zwei feindliche brüder auf, deren kampf frau Venus entscheidet.[3] Zu diesem kreise von vorstellungen gehört auch *Huelinc et Eglantinc ou le Jugement d'Amour ou Florence et Blancheflor*, die schilderung des streites zweier frauenzimmer mit einander, von denen die eine einen ritter (sommer), die andere einen clerc (winter) liebt.[4] Die verbindung zwischen jener mythischeren und dieser moderneren einkleidung vermittelt ein altfranzösisches streitgespräch des 14. jahrhunderts zwischen dem pagen Lucifers, dem winter, und dem paradiesbeherscher, dem sommer.[5]

In rheinischen frühlingsliedern wird nun der sommer aufgefordert, dem winter die augen auszuschlagen,[6] also auch hier, wie im norden Hödur und im süden Olivier, wird der gegner des sommergottes als blind oder geblendet aufgefasst. Am Laetaresontag pflegt dies kampflied gesungen zu werden. An demselben tage hat der Italiener und der Spanier den brauch, eine puppe zu binden, die das älteste weib des dor-

1) Grimm, Myth. s. 738.
2) Grimm a. a. o. s. 719.
3) Uhland, Schr. 3, 21—23.
4) Grässe, Sagenkr. s. 277.
5) Uhland a. a. o. s. 22.
6) Pfeiffer, Germ. 5, 257 ff.

fes vorstellt, vom volke hinausgeführt und mitten entzwei gesägt oder verbrant wird. Das heisst in Friaul *ardèr la veccia*, in Venedig *siegàr la veccia*, in Toscana *segar la monaca*, in Barcelona und Sevilla *aserrar la vieja.*[1] Nach einem in Barcelona gesungenen kinderliede befreit ausserdem ein held eine taube alte frau aus dem turme, während ihr gemahl (der winterriese) todt niedersinkt.[2] Was bei den Langobarden Italiens und den Westgoten Spaniens, wird auch bei den Burgundern Frankreichs, welche ja ganz ähnliche gebräuche, wie das schildstechen und das strohmannverbrennen kanten, im schwange gewesen sein. Aus der sterbenden alten wird im frühling eine jugendliche, aus der gefangenen eine freie göttin.

Im fünften abschnitte unseres gedichtes erscheint Aude als wunderbar geschmückte und als streitbare jungfrau, auch darin anderen germanischen göttinnen ähnlich, besonders den Hilden. Denn mitten im kampfe zeigt sich auch Kriemhilde im Rosengarten, Brunhilde auf dem Isenstein, die Hilde in der Gudrunsage auf dem Wülpensande und die gleich den Hilden mit der rose geschmückte Erka von Erkelenz, „das mannlich weib."[3] Gleich diesen göttlichen heldinnen beteiligt auch Aude sich am kampfe und schleudert wie Brunhilde einen stein. Im ersten lenze erscheint die frühlingsgöttin einmal verschleiert, d. h. von nebeln noch verhüllt, und darauf deutet ja auch wol jene widergeborene Renée Taveau hin. Wie aus dem lateinischen *caput*, *-itis* ein spanisches *cabal* entstand, kann auch aus *tapes*, *-etis*, decke, ein französisches *tabal* und *tabau* sich entwickelt haben, das einen ähnlichen begriff hatte wie das demselben worte entsprungene *tabard*,[4] welches ein wallendes kleid bedeutet. Mit jener anderen form hängt dann weiter zusammen das französische *tavaïolle*, ein mit spitzen besetztes leintuch. Renée Tabeau wurde nach ihrem kopfputze benant, wie man nach dem *bavolet*, dem schleier normännischer bauermädchen, auch diese kurzweg *bavolets* zu nennen pflegt.[5] Sie gleicht also etwa unseren verschleierten weissen frauen, unseren schleierweiblen,[6] d. h. früheren göttinnen. — Aber andrerseits kann das vom sonnenlicht durchstrahlte nebelgewand der göttin auch als goldene rüstung aufgefasst werden, dann nimt sie wie jene Hilden und Erka einen kriegerischen charakter an, den wir also im fünften abschnitte des Gerh. v. Vienne auch an Aude nachweisen können.

1) Grimm, Myth. s. 741. Ebert, Jahrb. f. rom. u. engl. litt. 5, 374—379.
2) Mannhardt, Germ. mythen s. 503. 510.
3) Eckertz, die chron. der stadt Erkelenz.
4) Diez, Rom. wb.[3] s. 405. 406.
5) Schwan, Dict. franç.
6) E. Meier, Schwäb. sag. s. 306.

Nach dem siebenten abschnitte unseres gedichtes endlich gibt Karl die schöne Aude dem Roland zum weibe, der ihr am schlusse desselben einen ring schenkt. Dieser ring ist mythisch betrachtet doch wol derselbe, den Olivier im Gallien restauré sterbend dem Roland in Roncevall reicht. Dies muss ferner der ring sein, der die scheintote frau mit dem gatten, dem frühlingsgotte, aufs neue verbindet, den Troilus jenem französischen Dornröschen an den finger steckt. Wie oben die göttin als hindin, erscheint auch der gott öfter als hirsch, und zwar mit einer goldkette um den hals.[1] Und gerade in Magdeburg, welches die schon oben erwähnten sagen von der scheintoten frau, im wappen eine jungfrau (magd) mit rosen und das Rolandsspiel um die Feie in sich schloss, stand vor dem Roland auf einer steinsäule ein hirsch mit goldhalsband, den kaiser Karl gefangen haben sollte.[2] Ein hirsch führt den Thomas von Ercildoune nach sieben jahren zur feenkönigin, den Pipin zur Bertha, den Odin zur Hulda.[3] Diese drei weiblichen wesen sind nur verschiedene gestaltungen einer und derselben göttin, die wir auch in Aude widererkant haben. Über Audes weitere schicksale berichtet der Girard von Vienne, soweit ihn J. Bekker mitgeteilt hat, nichts, doch erfahren wir aus einigen französischen Rolandsromanen, besonders aus der Turolds text erweiternden handschrift zu Versailles, dass sie nach der schlacht von Roncevaux in den armen des kaisers und ihres oheims Girard von Vienne gestorben sei.[4]

Überblicken wir das ganze, so glauben wir etwa folgende hauptpunkte der sage aufstellen zu müssen: Alda, Ollers schwester, sitzt alternd im festen eisturme des wintergottes, ihres bruders, gefangen. Da rauscht der frühlingswind, der falke, werbend in ihr gemach, den der kühne sommergott Roland oder Rodo ihr sendet. Anfangs sträubt sie sich heftig und Roland sucht sie vergebens den starken armen Ollers zu entreissen, ja Alda selber schleudert einen stein auf den verwegenen freier hinab. Oller zieht hinaus mit seinem harten eisschilde, aber auf der milden aue im strome wird er durch Rolands lichtstrahlendes schwert besiegt; doch dieser muss, ehe das eis in wasser sich wandelt, grossen durst erleiden. Aber als Oller erlegen, springen fröhlich die quellen auf, und leuchtend steigt Alda aus geheimnisvoll schimmerndem gange der winterburg hervor, um von Roland den vermählungsring zu erlangen. Dieser burgundische frühlingsmythus kehrt in hundert und aberhundert formen wider, auf den schneefeldern des höchsten nordens, wie im blü-

1) Zacher, Zeitschr. 1, 106. 107.
2) Grimm, DS.² no. 445.
3) Simrock, Myth. s. 354. 355.
4) W. Grimm, Ruolandes liet s. LIX. Ebert, Jahrb. f. rom. u. engl. litt. 4, 213.

henden Arnotale und auf den zacken des Monserrat. Er erhebt sich bald zum grossen stile der Nibelungensage, bald sinkt er hinab zu dem einfachen tone der stadtgeschichten von der scheintoten frau, bald versteckt er sich unter das liebliche geplauder des volksmärchens. Die kinderturmspiele wie die Rolandsritte endlich stellen den mythus plastisch im spiele der kinder und männer dar.

Dieser mythus bildet das gegenstück zu demjenigen, der uns in der Rolandssage aufbewahrt ist, der den herbstlichen ringkampf zwischen Olivier und Roland erzählt und nach meiner auffassung (vgl. Roland s. 13) etwa folgendermaassen gestaltet war: Nachdem Roland, Berthas sohn, sich mit Alda verbunden, zieht er mit horn und schwert in den kampf wider die im herbste von neuem herandringenden unholde des winters, wird vom altfeinde der götter, Gamalo, verraten, von seinem bruder oder schwager Oller wider dessen willen tötlich verwundet, und endet, nachdem er vergeblich sein schwert, den sonnenstrahl, zu vernichten gesucht, im dornentale unter dem weltbaum. Die sonne bleibt nach seinem tode stehen, die steine weinen über den verstorbenen, die geliebte folgt ihm in den tod.

Es fragt sich nun, ob noch in andern sagenkreisen des Rhonetales diese alten gottheiten ihr antlitz zeigen. Ich glaube, dass bald die Parzivalsage, deren kern auch zu den überlieferungen der Vienner grafschaft gehört, eine kräftig bejahende antwort darauf geben wird. Ob noch heute erinnerungen an Aude im dortigen volksglauben zu entdecken sind, weiss ich nicht. Doch scheint mir beachtenswert, dass vielleicht in keiner gegend Frankreichs der Marienkultus so ausgebildet und so alt ist wie im Rhonetal von Lyon herab bis nach Marseille. In Viviers, Avignon und Vienne steht das bild der mutter gottes, weit über das tal schauend, auf beherschender höhe, freilich alle drei erst im zweiten kaiserreiche errichtet,[1] aber an alten stätten des Mariendienstes. In Vienne ist ihr als der Notredame de la Vie eine kirche in korinthischem tempelstile geweiht, in deren heiligem schutze zahlreiche gräber lagen, wie um die Madonna de Fourvières in Lyon.[2] Und in Marseille und im felsumstarrten Puy in Unterlanguedoc finden wir die schwarzen Marienbilder,[3] die auf schreckhaft freundliche gebilde des heidentums, wie deren Aude eines ist, zurückdeuten.

Wenn wir endlich zur nordischen götterwelt hinüberblicken, so möchte keine gestalt in derselben der winterlichen Aude ähnlicher

1) Treitschke, Hist.-polit. aufs. 2, 311.

2) Stark, Städteleben in Frankr. s. 20. 5. Mylius, Fussreise d. d. südl. Frankr. I. 2, 265.

3) Grimm, Myth. s. 289.

sein als Skadhi, keine der sommerlichen als Nanna, beide zusammengefasst in Freya-Gerda, die Freyr-Skirnir mit schwert und ring erkämpft, nachdem er ihren bruder Beli erschlagen hat. Skadhi nämlich, die eisenwaldfrau, die schrittschuhläuferin des gebirgs, die nicht lacht und mit dem bogen im walde jagt, die tochter des sturmriesen Thiassi, der nach einer anderen sage Idun, die ja Iwaldis, des eibenwalds tochter ist, d. h. die verjüngte Skadhi, entführt, ist ohne frage eine wintergöttin und gleicht dem Uller, der in düstern eibentälern[1] wohnt, mit dem bogen umherschweift und über das eis auf schlittschuhen dahineilt, wie eine schwester dem bruder. Und ein männliches seitenbild zu Skadhi scheint es auch in Deutschland gegeben zu haben, nach dem heldenhaften althochdeutschen *scado*, zumal nach dem angelsächsischen *uhtsceađa*, einem namen des teufels, zu urteilen.[2] Auch erscheint in deutschen märchen nicht nur ein riesenweib, die räuberin Hänsels und Gretels, mit schlittschuhen, sondern auch ein böser mann, mit gleichem fusszeug versehen, tritt den beiden königskindern drohend entgegen.[3] Wie dort der vater Thiassi der eigenen tochter nachstellt, so entflieht die nimmer lachende Beaflor den gelüsten ihres erzeugers zu Mai,[4] dem frühlingsgotte. Endlich aber enteilt Skadhi ihrem gatten Niördr, um sich einem andern, dem Odin, hinzugeben. So entfliehen in unsern märchen frauen aus räubers hand zum Roland,[5] und die scheintote entzieht sich dem angriffe des totengräbers, der in einigen sagen dem gemahle gleichgesetzt wird.[6] Hieraus ersehen wir, dass der wintergott bald als vater, bald als gatte, bald als bruder der verjüngten lenzgöttin aufgefasst wird. Solche sittlich bedenkliche vielseitigkeit der gottheit stiess auch noch in viel späteren christlichen zeiten nicht ab,[7] man denke nur an die inschrift auf dem portale der Certosa bei Pavia: Der jungfrau Maria, der mutter, der tochter, der braut gottes.

Auf Aldas ähnlichkeit mit der geliebten Balders und Hödurs, mit Nanna, habe ich schon in der abhandlung über Roland s. 12 hingewiesen. Ein paar neue verwantschaftszüge mögen hier hinzugefügt werden. Aus Hels reich sendet Balders gemahlin Nanna andenken herauf, der Frigg einen schleier (*ripti*) und der Fulla einen ring (*fingrgull*). Und gerade ring und schleier sind ja die wichtigsten abzeichen jener mit Alda eng verwanten scheintoten frauen, wenn sie aus der unterwelt zurück-

1) Uhland, Schr. 3, 56. 142.
2) Grimm, Myth. s. 317. 941.
3) Grimm, KHM. no. 15. 113.
4) Germ. 1, 435.
5) Roland s. 14.
6) S. unten.
7) Wackernagel, Wessobrunner gebet s. 39 fgg.

kehren. Dann aber hat schon Quitzmann bemerkt, der volkstümliche ausdruck Nandl für Anna habe mit letzterem nichts gemein und weise auf Nanna zurück, wie auch im ganzen westlichen Deutschland Nannchen und in Frankreich Nannette für Annette gebräuchlich ist.[1] Nun aber spielt in einem weitverbreiteten volksliede ein meist Anneli genantes mädchen eine ganz ähnliche rolle, wie unsere Nanna-Alda. Bereits Lütolf verspürte in diesem Anneli des bekanten Ulingerliedes eine nachwirkung des mythus von der Nanna,[2] und andrerseits erkante schon Wolfg. Menzel im deutschen Ulinger und Ulrich den nordischen wintergott Uller wider.[3] Die vom grausamen Ulinger (Ullrich, Olleger, Olbert, Hilfinger usw.) geraubte jungfrau Anna oder Odilia wird nach sieben jahren[4] von ihrem bruder befreit und der räuber getötet. Dies volkslied schildert in der ersten hälfte den sieg des wintergottes, in der zweiten den des lenzgottes. Dass uns dieser frühlingskampf in dem fünften abschnitte unseres gedichtes in den hauptzügen vorgeführt wird, unterliegt nun doch wol nicht mehr berechtigtem zweifel. In der Roncevaller schlacht, welche den herbstkampf darstellt, ist es Roland, der Aude besitzt, dreimal ins horn stösst, sein schwert einbüsst oder es einzubüssen nahe daran ist und von Olivier besiegt wird; vor Vienne ist es Olivier, der Aude besitzt, dreimal ins horn stösst, sein schwert einbüsst und von Roland besiegt wird. Von der zweiten form des streites zwischen dem winter- und dem sommergotte, Baldur und Hödur, wissen die Edden allerdings nichts genaueres, wol aber kennt sie Saxo Grammaticus. Denn nachdem Hother sich Nanna errungen, besiegte ihn Balder in neuer schlacht, in der er seinem dürstenden heere einen quell aus der erde springen liess, der noch seinen namen trägt. Dann aber wurde Balder so krank, dass er nicht mehr zu fusse gehen konte, dennoch schlug er Hothern noch einmal, bis dieser in unwegsamen wald floh. Wer erkent nicht in Balder den siegreichen Roland wieder, der um Aude streitet, nach wasser dürstet, und der, obgleich siegreich, plötzlich v. 2972 gesteht: *je suix malaides, nel vos puis plus noier. si me vodroie un petit couchier por reposer: car j'en ai grant mestier?* Dazu ist schon in der Rolandsabhandlung s. 14 auf die Rolandsquelle im amte Apenrade hingewiesen, die also dem Baldersbrönd zwischen Kopenhagen und Roeskilde,[5] dem Tisvelde, dem Tyrsquell, auf Seeland,[6] der zu Johanni von kranken besucht wird, dem Tyburn, an dessen *tree* Londoner verbre-

1) Quitzmann, heidn. religion der Baiw. s. 133. Simrock, Myth.[2] s. 397.
2) Lütolf, Sagen aus d. Fünforten s. 75.
3) W. Menzel, D. dichtung 1, 151.
4) Uhland, Schr. 4, 66.
5) Lex. myth. s. 29. 6) Lex. myth. s. 757.

cher gehängt wurden, und am ende auch Roeskilde, wo Saxo wahrscheinlich propst war, d. h. der quelle Hrodos entspricht. Wenn Saxo weiter erzählt, der besiegte Hother habe auf den rat von waldjungfrauen dem Balder eine kräfte mehrende wunderspeise zu entreissen gesucht, statt deren aber nur einen siegkräftigen gürtel erhalten und dann Baldern wirklich getötet, so erinnert Balders feind wider deutlich an Olivier, der im Fierabras seinem gegner zwei stärke spendende balsambüchsen raubt.[1] Dunkler bleibt das im frühjahr dem Olivier, im herbst dem Roland beigelegte hornblasen. Bezeichnet es dort den brausenden lenz und hier den herbststurm? Oder steht das horn in zusammenhang mit Hornung, dem uralten namen des februars, der den unechten sohn bedeutet, dem ein nach dem echten sonnensohne benanter januarsname Volborn des Herbort von Fritslar gegenüber stünde, in Niederhessen auch wol bruder Hartmann nach dem Hardemonat genant? Beim beginne des nächsten, des lenzmonates, gerieten diese in kampf um die göttin des vierten monats, die Ostara.[2]

In allen diesen sagen sind die verwantschaftsgrade der gottheiten bald so, bald so verschoben, und wie diese verwantschaftsgrade werden auch ihre namen gewechselt haben. Das zeigt auch unsere sage, wenn auch nicht unmittelbar durch Aude, so doch durch die frau ihres oheims. Denn es muss auffallen, dass Gerhards gattin nur im Roussilloner gedicht ihren geschichtlichen namen Bertha führt, dagegen im Vienner und in einigen französischen Rolandsgedichten Guiborc oder Quibor[3] und im Agolante (Bekker s. 173a) Ameline heisst. Der frauenname Bertha, den auch eine göttin trug, scheint hier durch andere namen derselben göttin ersetzt zu sein. Wenigstens Guiborc hat mythischen klang und tritt auch in anderen sagen nicht nur als kriegerisches weib, wie die gräfin von Vienne, auf, sondern auch mit unverkennbaren eigenschaften eines göttlichen wesens. Im Aubri li Borgonnon nämlich heisst so eine jungfrau, die, wahrscheinlich die tochter könig Auris zu Raineborc (Regensburg), einen turm gegen Sarazenen standhaft verteidigt, während der gefangene Auri vor ihren augen geblendet wird (Bekker LXVIII). Später entreisst Aubri sie der hand der Sarazenen und heiratet sie, die mit feengewande angetan ist. Dieser Aubri aber wird herzog von Dijon (B. 169b) oder herzog von Burgund und Genf (B. 167b. 170a. vgl. B. 162b.) genant.[4] Er gehört also dem burgundischen sagenkreise und

1) Fierabras v. Bekker. v. 1335 fgg.
2) J. Grimm, GDS. s. 83 fgg.
3) W. Grimm, Ruolandes liet LVIII.
4) Um nachforschern die mühe zu erleichtern, ordne ich hier die von Bekker mitgeteilten bruchstücke des Aubri, die in seiner ausgabe hier und da zerstreut

genauer der heimat der Oliviersage an, denn auch Olivier stamt nach der älteren sage aus Vienne oder Genf. Eine dritte, den anderen widerum ganz ähnliche Guiborc ist die gemahlin des berühmten Sarazenenbesiegers herzog Wilhelms von Toulouse, dessen tapfere taten in der schlacht von Orbie 793 ebenso vielen sagen, wie schon die Histoire générale de Languedoc 1730[1] sagt, den ursprung gab, als die niederlage von Roncevall, nicht nur weil die heldentaten von mindestens vier anderen kriegern Frankreichs nach Jonckbloets nachweis auf ihn übertragen wurden, sondern weil auch hier, wie mir scheint, der göttermythus mächtig nachgewirkt hat. An andrer stelle werde ich diese in Deutschland durch Wolframs Willehalm so bekant gewordene sage, ihre germanischen bestandteile und ihren zusammenhang mit der Gerhardssage genauer untersuchen, hier beschränke ich mich darauf, auf die stiftungsurkunde der abtei Gellone vom jahre 804 hinzuweisen, in welcher in der tat die eine von Wilhelms gemahlinnen Guitburge genant wird.[2] Wilhelms eine schwester heisst hier Bertha, seine mutter Alda. Alle seine nächsten weiblichen verwanten tragen also namen, die in jener zeit gewiss noch gleich Rolands namen mythische erinnerungen wachriefen. Und so wird sich auch die Guiburg der dichtung erklären. Nach Wolfram nämlich war sie ursprünglich heidin und gemahlin Tybalts und hiess Arabel W. 7, 27 fgg. Sie wird durch Willehalm den Sarazenen geraubt und lässt sich taufen. Um sie erhebt sich der doppelkampf auf Alischanze. Sie trägt oft, als sie belagert wird, waffen auf Orange W. 215, 7. 229, 26 und nimt die armbrust zur hand, sie lehnt tote krieger an die zinnen und weiss sie so geschickt in bewegung zu setzen, dass die feinde dieselben wie lebendige fürchten W. 230. Sie heisst 403, 1 eine heilige frau und ist schwester Rennewarts, dessen aschenhülle und wilde kampfeslust um so mehr an Olivier erinnert, als auch Rennewart schwertlos seinen bruder erschlägt W. 442, 20. Man erinnere sich nur, dass in der verderbten Wielandssage, die uns das gedicht von Friedrich von Schwaben erhalten hat, Wielands geliebte, Angelburg, aber früher als heidin Arvel (also Arabel) geheissen, ein halb geisterhaftes wesen, ihm an einer quelle mit zwei gefährtinnen als taube erscheint. Die erde berührend werden alle drei zu jungfrauen, sie werfen ihre kleider ab und sprin-

stehen, bei dieser gelegenheit nach der folge der erzählten begebenheiten: blatt 1 steht bei Bekker s. 169a (dazu B. 175b. 167b.), bl. 9b. B 175b, bl. 11b. B. 175a, bl. 21b. B. 152b, bl. 24b. B. 153b, bl. 45b. B. 167a, bl. 49b. B. 174a, bl. 64b. B. 154b, bl. 71b. B. 158a, bl. 90b. B. 167b, bl. 117b. B. 174a und LXVI, bl. 143b. B. 169a. Dann B. 182a zu Fierabr. v. 2948.

1) 1, 454.

2) Hist. g. d. Langued. 1, 443. 446. 464. 705. Preuves 31.

gen ins wasser. Wieland nimt sie ihnen, und gibt sie erst zurück, als Angelburg ihm zur ehe sich anbietet.[1] Gerade ein solches göttliches wesen unter dem namen Guiborc kante man also auch an der unteren Rhone, und der mythische charakter ihres namen, altgermanisch Wicburc lautend, steht um so sicherer fest, als in den Nibelungen bekantlich eine der von Hagen ihres gewandes beraubten schwanjungfrauen den gleichbedeutenden namen Hadburc führt. Das verhältnis dieser einer Hilde gleich kampfbereiten und tote krieger belebenden Guiburg oder Wicburg zu ihrem eigenartigen bruder Rennewart halte ich für ein im mythus begründetes. Denn auch der riesenstarke Däne Haveloc, ein küchenjunge, wie Rennewart, bläst ein wunderhorn, das auch im wappen von Orange, dem wohnsitze Guiburgs, vorkomt[2] und im frühlingskampfe Olivier, im herbstlichen Roland gebührt, und vermählt sich mit Argentille, die, wie Guiburg belagert, ähnlich wie sie grosse pfähle in der nacht schneidet, die dazu dienten, die gefallenen auf dem schlachtfelde lebenden ähnlich aufrecht hinzustellen.[3] Nach den früheren bemerkungen können wir keinen anstoss daran nehmen, dass Haveloc als der gatte und Rennewart als der bruder der kriegsgöttin auftritt. Dann aber müssen wir auch Guiburg und Aude einander gleich stellen, obgleich die erste im Vienner Gerhard die tante der anderen genant wird. Beide namen bezeichnen ursprünglich eben nur verschiedene lebensstufen der einen burgundischen göttin Bertha. Vielleicht wird diese ansicht auch durch den Agolante gestützt, welcher, wie oben bemerkt, Gerhards gattin Ameline nent. Die gattin oder schwester eines germanischen gottes führt öfter einen mit dem seinigen wurzel- oder stammverwanten namen, wie bekant ist. Ameline würde einem Amilo oder Amelius entsprechen, und wir gedenken hier wider jenes herrn Ameil, der an einer wallonischen waldquelle die schöne und doch so gefährliche Oude findet und sich zur gattin erwählt. Und ebenso wie hiernach Oude und Ameline, also auch Guiburg einander gleich zu achten wären, müste andrerseits Amelius dieselbe person wie Olivier sein. Auch das scheint erweisbar, da die berühmte freundschaftssage von Amicus und Amelius höchst wahrscheinlich aus einer germanischen Dioskurensage, also aus einer sage von einem götterpaar, wie es nach unserer ansicht von Roland und Olivier gebildet wird, erwachsen ist. Beachtung verdient hier vielleicht, dass gerade im altburgundischen Genf im jahre 1482 Philipp Camus einen lateinischen roman von der treuen freundschaft Oliviers von Castilien

1) W. Grimm, HS. s. 401. v. d. Hagen, Germ. 7, 95.
2) Hist. d. Langued. 1, 447.
3) Keller, Altfrz. sagen 1, 1—25.

und Artus von Algarve übersetzte, der, in den romanischen ländern sehr beliebt, auch von Hans Sachs 1556 zu einer comödie von den trewen gesellen Olivier und Artus verarbeitet wurde.[1] — Anfang und ende dieser langen kette von folgerungen und vermutungen fügen sich, wie mir scheint, nicht übel zu einem mythenkreise zusammen, wenn wir schliesslich von der schöneren hälfte der götterwelt zu den männlichen charakteren derselben hinüberblicken. Wenn es wahr ist, dass um die gattin des Vienner fürsten der mythus sich spann, so wird auch der gatte dessen einflusse sich nicht ganz entzogen haben, und da Guiburg und Aude dasselbe göttliche wesen bedeuten, so wird auch Gerhard, ihr genosse, dem genossen Audes, dem Olivier, gleich oder verwant sein.

Es ist nicht unmöglich, dass auch Gerhard zugleich name eines gottes und eines menschen war, wie Guiburg. Simrock vergleicht die bekante märkische redensart von dem herrgott, der Hermen heisst, mit der niederrheinischen: „Du wellst mich wîs mache, Gott hêsch Gerret.“ Gerade in niederrheinischer sage heisst auch der schwanritter Gerhard, und gerade in dieser kauft der Gute Gerhard eine königstochter aus der gefangenschaft los.[2] Auch der burgundische Gerhard von Vienne entstammt mythischem geschlechte. In der grossen chanson, von der Girart de Viane nur einen teil bildet, wird sein vater Guerin oder Garin de Montglaive genant.[3] Dieser in Lyon wohnende fürst, der ebenso wie Gerhard von Vienne sein vorbild, so weit es geschichtlich ist, in einem teilnehmer an der schlacht von Fontenay 841 gehabt haben mag, in dem herzog Warin von der Provence, einem hauptgegner Lothars,[4] herscht in unserem gedichte als herzog über Aquitanien, bei Bojardo[5] und im Aubri über Burgund.[6] Noch andere helden gleichen namens, Guerin Ilmesse und Guerino il Meschino, von dem ausführliche reiseabenteuer erzählt wurden, gehören als bruder und enkel Gerhards demselben hause an.[7] Ja schon Turpin nent im elften capitel einen lothringischen herzog Guarinus, der sich hier, wie im Aubri Garin von Burgund, als ein verräterischer vasall Karls des Grossen erweist. Doch dieser herzog von Lothringen, von dem der grosse roman Garin

1) Grässe, Sagenkr. s. 350. W. Menzel, D. dichtung 1, 392.
2) Simrock, Myth.² s. 308. 478.
3) Ideler, Handb. 1, 97. Grässe, Sagenkr. s. 345.
4) Pertz, Mon. Scr. 2, 253. Hist. gén. d. Languedoc 1, 528—530. 537. 710.
5) Regis, Bojardo. Stammtafel zw. s. 448 und 449.
6) Bekker, Fierabras s. 175.
7) Regis, Bojardo s. 451. Grässe a. a. o. s. 368.

le Loherain geht, muss hier wol vorläufig wenigstens von enem geschieden werden, obgleich auch er wider mehr mythisch der gatte einer Blancheflor ist.[1] In der chanson Bertrands nimt Garin die stadt Lyon den Sarazenen ab und heiratet die getaufte tochter des dortigen sultans. Also auch seiner frau geschicke fallen im wesentlichen zusammen mit denen der einen Guiburg im Wilhelm von Orange und ähneln jedenfalls denen der andern Guiburg, der gattin Aubris. Möglich, dass auch Gerhards Guiburg, deren vergangenheit mir bei mangelnden hülfsmitteln dunkel geblieben ist, dieselben abenteuer bestand. Auch hier waltet das mythologische gesetz ewiger widerholung derselben grundanschauungen. Wie um einen ins wasser geworfenen stein sich viele ringe bilden, die ersten klein, ebenmässig und kräftig, die späteren weit, aber durchbrochen und schwächer, bis die äussersten matt ausschwingen, so erzeugen sich um einen grundgedanken des volkes immer neue, ähnliche, je grössere, desto unklarere sagenkreise. Auch die spätere volkssage von Garin bestätigt dies. Petrus de Marca[2] nämlich erzählt uns von der stiftung eines klosters auf dem Monserrat um 800 folgendes. Auf diesem von drei seiten unzugänglichen berge hatte der einsiedler Johannes Garinus eine tochter des markgrafen von Barcelona, besiegt durch ihre schönheit, entehrt, dann getötet und in eine höhle geworfen. Sieben jahre tat er darauf busse, nach wilden tieres art im walde lebend. Seiner bemächtigte sich dann der jagende markgraf, und das noch stammelnde söhnlein desselben, als es den waldmenschen erblickte, rief plötzlich wunderbar aus: „Garin, deine sünden sind dir vergeben!" Garin gestand seine schuld und erhielt verzeihung. Nun forschte man der leiche nach, aber siehe! unverwest, in lebendiger schöne steigt die tochter aus der höhle empor. — Nach einer andern sage gewahrten hirten nachts einen lichtschein in dieser höhle und fanden hinzutretend ein schwärzliches bild von der heiligen jungfrau mit dem kinde. Darum wurde hier ein kloster gegründet, in welchem man die gebeine Garins bewahrte, die noch im dreizehnten jahrhundert häufig von wallfahrern besucht wurden.[3] Nach Ticknor[4] singen noch heutigen tages die spanischen maultiertreiber nicht nur romanzen von der schlacht bei Ronceval, sondern auch vom Guarinos. In der von F. Wolf und C. Hofmann[5] mitgeteilten Guarinosromanze

1) Mone, HS. s. 204. 215.
2) P. de Marca, Marca Hispanica. 1688. s. 336—339.
3) P. de Marca a. a. o. s. 339.
4) Ticknor, Gesch. der schönen lit. in Spanien. Deutsch von Julius. 1867. 1, 129. Vgl. die ähnliche romanze vom Conde Dirlos, el salvaje, F. Wolf und C. Hofmann, Primaver 2, 129 und Jahrb. f. rom. u. engl. litt. 4, 112.
5) F. Wolf und C. Hofmann, Primaver y flor de romances 2, 321.

führt der Sarazenenfürst Marlotes nach der schlacht von Roncevall den Guarinos gefangen hinweg, bietet ihm vergebens seine töchter zur ehe, denn Guarinos will seinem glauben und gemahl treu bleiben. Dafür muss er sieben jahre in feuchtem kerker sitzen, bis er an einem Johannestage den Tablado des fürsten niederwirft und nach Frankreich zurückflieht. Guarinos siebenjähriges elend, seine stellung zwischen der Sarazenin und Christin, seine befreiung bei einem frühlings- oder Johannisfeste, alle diese züge sind dem helden dieser romanze mit jenem älteren urbilde der volkssage gemein. Doch eine zu demselben weit genauer stimmende sage, die auch den namen Johann Guarin hat, überliefert das Schweizer volk vom kloster Einsiedeln mit seinem schwarzen Marienbilde.[1] Nach dem einen berichte tötet hier Guarin die frau aus gier nach ihrem kostbaren ringe, und nach dem dritten verwandelt sich der schuldige selber nach einer busszeit von sieben mal sieben jahren in ein holdes knäblein, das sich dann als weisse taube auf zum himmel schwingt, und das grab der widererstehenden jungfrau wird durch eine wunderherliche blume mitten in abgehauenem gestäude angedeutet. Kein zweifel, dass diese klostersagen und diese geheimnisvollen Marienkulte ihren ursprung germanischem heidentume verdanken. Ich sehe hier davon ab, die wunderbar geformten berge Monserrat und den Pilatusberg in jener Schweizer gegend mit dem Montsauvage im Parzival zu vergleichen, unseren Garin von Montglaive mit jenem Garin le Loherain und diesen wieder mit dem schwanritter Loherangrin (f. Loheran Garin), der im Parzival aus dem Montsauvage, im Lohengrin aus dem Sibillenberge des könig Artus hervorkomt, endlich jene jungfrau und ihren plötzlich zur rede gelangenden bruder mit der mishandelten Kunneware und Antanor zusammenzuhalten. Mir ist es hier wichtiger den catalonischen brauch, eine Alte zu zerschneiden, und das Barceloneser kinderlied, welches die befreiung einer Alten aus dem turme ihres gemahls durch einen helden verherlicht, ins gedächtnis zurückzurufen. Jene jungfrau von Monserrat und diese Alte von Barcelona sind ohne zweifel der burgundischen Alda gleich, zumal da auch Barcelona die stadtsage von einer Maria kent, die unglücklich vermählt verstarb, aber wider erwachte und dem geliebten Don Juan ihre hand schenkte.[2] Der milde christliche name des Johannes wird dem freundlichen sommergotte gegeben, wie in dem einen schottischen Ulinger- oder Blaubartsliede der mordgierige räuber des mädchens Fause John, der falsche Johann, in einem andern ihr befreiender bruder John heisst;[3] unter dem heidnischen

1) Lütolf, Sagen aus den Fünforten s. 534—537.
2) Germ. 13, 170.
3) Uhland, Schr. 4, 63. 64.

Garin verbirgt sich wol der in tiergestalt zum vorschein kommende gott des winters. Auch in der südfranzösischen Aucassinsage lässt ein Garin, graf von Beaucaire, die Nicolette samt einer Alten in einen turm sperren. Sein angenommener sohn Aucassin aber heiratet schliesslich dies getaufte Sarazenenmädchen Nicolette, das erst licht und schön in der freiheit ist, dagegen schwarz aus der verbannung heimkehrt.[1] Im Montglaiver roman ist es Garin selber, der das heidenkind aus der burg erlöst.

Dies halb wilde, halb liebliche wesen Garins erklärt sich wie das der Alda daraus, dass beide gottheiten dem frühling angehören und als solche den wintergraus wie die sommerlust teilen. So berührt sich auch der nordische frühlingsgott Freyr einerseits mit Skeaf-Wali, andrerseits mit deren gegenbildern Skiöld-Uller.[2] Eine skaldische bezeichnung des winters ist „nacht des bären," des sommers „tag des bären,"[3] und so erscheint an stelle des schön geschmückten maigrafen in Dänemark auch der *gadebasse*, der gassenbär, im frühling, ein frühlingsbär auch in Halberstadt, Mainz und Strassburg,[4] wie denn auch Garin als wildes tier aus dem walde hervortritt. In einigen märchen, die offenbar dem lenzsagenkreise angehören, muss die bedrängte jungfrau einen bären heiraten, der sich aber dann zu einem schönen königssohne entzaubert.[5] — Auch Garins name scheint mir auf einen lenzgott am ersten deutbar zu sein. Der stamm des aufs deutsche Warin zurückführenden Guarin oder Guerin ist vieldeutig. Man dachte bisher an althochdeutsch *wari*, wehr, oder *warôn, servare,* oder *war,* wohnung, oder *wer,* mann, oder *wâr,* wahr.[6] Allen diesen wenig befriedigenden erklärungen möchte ich hier eine neue entgegensetzen. Es muss auffallen, dass von den drei jahreszeiten, winter, frühling und sommer, welche die Germanen schon zu Tacitus zeiten kanten, die mittlere in unserer sprache nur die so nüchternen bezeichnungen des frühlings und lenzes aufweist, da doch die anderen arischen sprachen ein sinnliches, naturfrisches wort dafür besitzen. Ob dem indischen *vasanta*, griech. *ϝεαρ*, lat. *ver*, slav. *wesna*, litth. *wasara*, wie Grimm meint,[7] das got. *jêr,* althochd. *jâr* vergleichbar, ist doch zweifelhaft. Wie wäre es aber, wenn neben dem griechischen *ἐαρινός* und dem römischen *vēr(i)nus* ein gotischer *Verina*, ein althochdeutscher *Warino*, ein frühlingsgott sich einstellte, dessen haupteigenschaft sich in einer adjectivbildung, *warm*, althochd. *wâram* erhalten hätte! Ja im norden, der auch noch den altarischen ausdruck *vâr* für frühling, mit

1) Fauriel, h. d. l. p. prov. 3, 186 fgg. 2) Simrock, Myth.[2] s. 315.
3) Pfeiffer, Germ. 5, 273. 4) Grimm, Myth. s. 736. 743.
5) W. Menzel, D. dichtung 1, 153.
6) Förstemann, Altd. namenb. 1, 1258. 7) Grimm, Myth. s. 718.

welchem altn. *vaerr* heiter zusammenhangen mag, und für den april den namen *vårant* bewahrt hat, finden sich auch noch spuren einer ähnlich benanten gottheit. Den *Wals*, den ahnherrn der Wölsungen, setzt Simrock dem *Wali*, einem germanischen Dioskuren, gleich. Dessen vater heisst in der vorrede zur jüngeren Edda *Waerir*, den schon der genante forscher durch *Lenzer* übersetzt.[1] Waerirs gemahlin wird von Oðin heimlich geschwängert derart, dass ihr das kind ausgeschnitten werden muss. Auch hier wider das nebenbuhlerische ringen eines winter- und eines sommergottes um dieselbe göttin, auch hier die ewig sich neu gebärende sage von dem wechsel der jahreszeiten, welche diese ganze provinz der dichtung beherscht.

Gleich Vienne scheint auch Lyon eine hauptstätte burgundischer sage gewesen zu sein. An beiden orten mündete eine römische wasserleitung in der nähe eines altheiligen Marientempels, um den hier wie dort ein alter friedhof lag. Und etwas weiter nördlich von dem hügel von Fourvières, auf den ein 15 stunden langer aquaeduct das wasser des Mont Pilat brachte,[2] erhob sich, einst wild und steil, aus paradiesischer gegend der burggekrönte fels, die Pierre scise, die Petra scissa der Römer, die jetzt gröstenteils gesprengt und abgetragen ist. Dies wird der Mont glaive, der aus einem germanischen Eccinperc oder Eckinstein[3] übersetzte Mons gladii des mittelalters sein, der wohnsitz Garins, zumal da ihm gegenüber liegt *la tour de la belle Allemande*, von der folgende sage geht: Der geliebte einer schönen Deutschen wurde von deren gatten in die Pierre scise gefangen gesetzt, während sie selber in einem hohen turm am anderen ufer eingesperrt wird. Da stürzte sich der jüngling vom felsen in den fluss, um den turm zu erklettern, aber von den schlosswächtern entdeckt wurde er vor den augen der geliebten, die auf dem turme stand, tötlich verwundet.[4] Ich denke, wir haben hier wider nur eine Aldasage vor uns, und vielleicht ist die Allemande nur eine spätere entstellung des unverstandenen Alde. Auch hier streit zweier nebenbuhler um ein auf hohem turm stehendes weib, für das der geliebte, wie auch Roland vor Vienne, den strom durchschwimt, während Garin-Olivier ihm die werbung verwehrt. Für die nahe berührung Garins mit Olivier scheint auch der umstand zu sprechen, dass im Gerhard von Vienne (v. 1976) Oliviers schildhalter Garin heisst, ja im Fierabras Olivier sich selber als Garin (v. 896) ausgibt. Und jetzt kehren wir zur Gerhardssage zurück.

1) Simrock, Myth.², s. 317.
2) Mylius, Fussreise d. d. südl. Frankreich I. 1, 278 fgg.
3) Förstemann, Altd. namenb. 2, 232. 1298.
4) Mylius, a. a. o. I. 1, 237. 301. 2, 84.

Von Garin von Montglaive also stamt Gerhard von Roussillon oder Vienne ab. Dass Gerhard am Rhein für ein mythisches wesen gegolten hat, ist oben angedeutet. Seine verwantschaft mit Garin wird noch dadurch bestätigt, dass auch er als Schwanritter auftritt. Während Gerhard in dem mir bekanten teile des grossen gedichtes von Garin de Montglaive hinter Roland, Olivier und Aude zurücktritt, zeigt sich sein mythischer charakter deutlich in dem von Fauriel widererzählten Gerhard von Roussillon.[1] Als sich kaiser Karl mit Gerhards geliebter, einer tochter oder verwanten des kaisers von Constantinopel, vermählt, heiratet unser held deren schwester Bertha, erhält aber von der kaiserin zum zeichen ewiger liebe beim abschied einen ring. Sein marschall Riquier öffnet verräterisch die tore Viennes dem belagernden kaiser, Gerhard flieht bis nach Avignon, um dann seine stadt widerzuerobern. Nun kampf, versöhnung und neuer streit mit dem kaiser. Gerhard und Bertha müssen 22 jahre in der verbannung in den Ardennen leben, er unter dem namen Joland. Nach dieser zeit gibt er sich, in bettlerkleid gehüllt, an einem charfreitag der geliebten kaiserin in einer kirche zu Orleans durch jenen ring zu erkennen und erhält durch ihre hilfe sein schloss wider. Doch von neuem entbrént der kampf gegen Karl, bis endlich ein siebenjähriger waffenstillstand geschlossen wird.

Gerhards doppelliebe, sein durch den ring an die eine geknüpftes leben, sein waldleben mit der andern, seine rückkehr aus dem elend zur frühlingszeit, die frist von sieben jahren, die den einen kampf vom andern trent, den herbstlichen vom lenzlichen, dies alles sind züge, die auch der Garinssage eigen sind. Jene verräterische auslieferung Viennes und Gerhards flucht von Vienne nach Avignon, und die siegreiche umkehr von hier nach Vienne sind, wie schon oben bemerkt, wahrscheinlich der altburgundischen geschichte entlehnt, ebenso wie die durch ein wunder gestillte schlacht, die Karl und Gerhard sich bei Vaubeton liefern,[2] an einen ähnlichen wunderkampf vom jahre 537 erinnert.[3] Vielleicht hat der name Joland den sinn von Ivolant, d. h. Eibenbewohner, wie ja auch der winterliche Uller nach nordischer überlieferung in den Eibentälern haust. Hierzu passt auch die wildheit, die dem Gerhard im Agolant beigelegt wird, wo er in Viane im marmorpalast sein stahlmesser auf Karl wirft.[4] Ja im italienischen Aspramonte erscheint er als wütender renegat, der das crucifix zerbricht, und wird von seinen eigenen kindern in einen turm gesperrt, wo er stirbt.[5] Auch auf Gerhard, wie auf Alda

1) Fauriel, hist. d. l. p. prov. 3, 35 fgg.
2) Fauriel a. a. o. 3, 43. 3) Gregor. Tur. 3, 28.
4) Bekker, Fierabras s. 173.
5) Regis, Bojardo s. 427.

und Garin, wirft die spätere christliche sage helleres licht. Vienne ist nämlich einer der hauptsitze der Pilatuslegende, und diese scheint nicht viel mehr als eine christianisierung des Gerhardsmythus zu sein. Vor der kirche der Notre dame de la vie in Vienne kent Zeiller ein Richthaus des Pilatus. Nahe dem landungsplatze am kai zu Vienne sah Mylius 1812 den platz, wo einst ein alter turm stand, der turm des Pilatus genant, weil Pilatus, auf Caligulas befehl eingesperrt, sich hier erhenkt hatte. Nach einer anderen sage sass Pilatus im fort Salomon bei Vienne gefangen. Ferner erhebt sich bei Vienne mitten im grün eine 72 fuss hohe, auf einen Janusbogen gesetzte pyramide, Aiguille genant. Hier ruht nach der sage Pilatus, der, nach seinem aufenthalt in Jerusalem auf der Vienner burg ansässig, sich hier vom felsen in die Rhone gestürzt haben soll.[1] Dass dies bauwerk, das wahrscheinlich ein grabmal aus der späteren kaiserzeit ist, auf einen germanischen mythus und auf eine biblische figur bezogen ward, darüber darf man sich nicht wundern. Wird doch einerseits auch in Arles eine ganz ähnliche steinpyramide, die auf dem amphitheater sich befindet, nach einem andern germanischen heros der Rolandsturm genant,[2] und werden doch andrerseits nach Vienne ausser Pilatus auch Herodes und Herodias und Archelaus von der christlichen legende versetzt,[3] lauter bösartige charaktere des evangeliums, die doch wol auf den höhen Viennes nur die sitze verdrängter älterer gottheiten eingenommen haben. Wie mächtig gerade in dieser Rhonelandschaft der alte Germanenmythus von christlichem geiste erfasst und durchdrungen wurde, dafür legt kaum eine litterarische schöpfung ein so herliches zeugnis ab wie die Parzivalssage. Ja ich glaube nun weiter, dass auch die klassische kunst eine engere verbindung mit der germanischen sage und der christlichen religion an diesem orte eingieng, vielleicht nirgendwo so innig als in Vienne und etwa noch in Trier, wodurch eine seltsame färbung über die bauwerke, sagen und dichtungen dieser beiden städte ausgegossen ist. Nördlicher schwächt sich der antike, südlicher der germanische einfluss zu sehr ab. Ein sinnbild dieser dreieinigkeit ist die schon oben erwähnte, im korinthischen tempelstil erbaute kirche der Notre Dame de la Vie, die über Burgundergräbern waltete, wie einst die göttin des frühlings und des lebens. Ähnlich räumte die Diana ihren tempel in Marseille der St. Marie Majeure ein, von dem aus ein unterseeischer gang nach den katakomben von St. Viktor führen soll, in denen der sarazenischen habgier das hei-

1) Zeiller, Topogr. Galliae. 1661. 13, 24. 25. Stark, Städteleben in Frankr. s. 21. Mylius, Fussreise d. d. südl. Frankr. I. 2, 257—271.

2) Stark a. a. o s. 74.

3) Lütolf, Sagen aus den Fünforten s. 18.

lige bildnis der Vierge Noire entgieng. Auch hat die in Vienne stark fortwirkende griechisch-römische kunst sich nicht gescheut, nach ihrer alten überlieferung auch fremde gottheiten zu gestalten. Wie wir im Rheingebiet so oft die muttergöttinnen klassisch dargestellt finden, so hat sich uns auch in Vienne ein grosser sitzender torso mit vollen brüsten erhalten, dessen vorgestreckter rechter arm die sachverständigen auf eine mütterliche thronende göttin hinweist. Zwei andere bedeutende bruchstücke des Vienner museums gehören ebenfalls einer weiblichen ortsgottheit an. Ausserdem hat man noch in einem weinberge bei Vienne eine gruppe von zwei knaben entdeckt, von denen der eine mit einer taube davoneilen will, während der andere ihn in den arm beisst, wobei als symbole der durch die sonne widererweckten erdkraft eidechse und schlange erscheinen.[1] Doch wird es richtiger sein, in diesem bildwerk einen kampf zwischen Eros und Anteros als einen antik aufgefassten streit des germanischen winter- und sommergottes um den frühlingsvogel zu erkennen. Wir kehren auf etwas festeren boden zurück, wenn wir uns wider der Vienner Aiguille nähern. Sie schien wol in alter zeit nur ein kleines abbild des nahen gewaltigen dreiköpfigen Mont Pilat, der südwestlich von der stadt aufragt, zu sein. Auf ihm aber liegt ein see, aus dem ungewitter entstehen, gerade so wie aus dem see des Schweizer Pilatusberges. Ich will hier auf die geschichte der bis ins vierte jahrhundert zurückreichenden Pilatuslegenden, die Lütolf ausführlich besprochen hat,[2] nicht näher eingehen. Nur das verdient hier hervorgehoben zu werden, dass nach der deutschen fassung der Pilatussage aus dem zwölften jahrhundert Pilatus der sohn eines königs und einer einsam im walde wohnenden müllerstochter war und der mörder seines eigenen bruders wurde. Wir bewegen uns hier offenbar in dem sagenkreise von Pipin und Bertha, d. h. in einem fränkischen, dem burgundischen von Garin, Alda und Gerhard nah verwanten.[3] Jener bruder wäre Karl, dessen leben ja auch von seinem vetter Gerhard mit dem messer bedroht wird, verjüngt aber Roland, dem der bruder Olivier nachstellt. Mir scheinen die Pilatusberge, vielleicht auch der Montpellier romanisierte Belchen und Bilsteine zu sein, die von ganz ähnlichen sagen umgeben sind und ihren namen einem mythischen Bil verdanken, der im wesentlichen mit Garin, Gerhard und Olivier, vielleicht auch mit Beli, dem bruder Gerdas, identisch ist. Diese bergnamen wie die ähnlichen des Montsauvage und Monserrat gedenke ich an einem anderen

1) Stark, Städteleben Frankreichs s. 576. 577.

2) Lütolf, Sagen aus den Fünforten s. 4—26. Rochholz, Naturmythen s. 3. 6. 175.

3) Lütolf a. a. o. s. 19.

orte im zusammenhange mit den entsprechenden deutschen zu besprechen. Jene andeutung gebe ich schon hier nur deswegen, weil Olivier, dessen heimat auch nach Vienne oder nach Genf gesetzt wird, nach Turpins berichte cap. 29 in der villa Belini bestattet wurde. Dies wird das heutige Belley sein, das im mittelalter auch Belisium und Belica genant wird und in der südlichsten Rhonekrümmung liegt, ebensoweit von Vienne wie von Genf entfernt. Etwas weiter nördlich im Juradepartement finden wir am Ain das städtchen Condes, in dessen nähe unzugängliche berge sich erheben, wo bären hausen und die ruinen eines schlosses von Holofernes liegen sollen, der hier noch nach dem volksglauben als wilder jäger jagt.[1] An dieser stelle aber lag im fünften jahrhundert in der enge des Juragebirges ein hochangesehener heidentempel, Jsarnadori genant,[2] ein name, der nur dem eingang in die germanische unterwelt gebührt. So leitet uns auch dieser hinweis Turpins auf Oliviers grabstätte in eine landschaft Burgunds, in der die gottheiten der unterwelt hohes ansehen genossen. — Im italienischen Aspramonte taucht Olivier noch unter andern namen auf. So heisst er nicht nur mit geringer abweichung auch Uliviero, sondern auch Don Chiaro oder Donclair.[3] Auch hat Olivier nach Bojardo die zwillingssöhne Aquilant den Schwarzen und Grifon den Weissen, jener von schwarzer, dieser von weisser fee erzogen, jener schwarz, dieser weiss gewaffnet und beritten.[4] Wider und wider spaltet sich also der doppelseitige gott in zwei besondere götter. Oliviers sohn Galien le Restoré endlich scheint bloss ein langweiliges erzeugnis litterarischer erfindung zu sein.[5] Solche fortgesetzte zersplitterungen lassen sich auch bei Roland wahrnehmen; aber indem ich glaube, Aldas, Rolands und Oliviers stellung innerhalb unserer mythologie vorläufig genügend gesichert zu haben, verzichte ich hier darauf, die schon so weit ausgesponnene untersuchung noch mehr zu verlängern.

Nachdem Ad. Kuhn in dieser zeitschrift mein Rolandsprogramm besprochen, hat auch herr G. Paris demselben in der Revue critique 12. Février 1870 eine eingehende kritik gewidmet, für die ich ihm den wärmsten dank sage. Herr Paris hat einsprache gegen die herleitung der französischen Rolandssage aus einem germanischen mythus erhoben; aber ich bin überzeugt, dass die schaar seiner einwände bei näherer betrachtung stark zusammenschmelzen wird. Auf eine solche leiste ich hier verzicht, weil ich abwarten will, ob er nicht in diesem neuen beitrage

1) Klöden, Handbuch der geogr. 2, 498.
2) Grimm, Myth. s. 70.
3) Regis, Bojardo s. 427. 405.
4) Regis a. a. o. s. 376. 5) Uhland, Schr. 4, 339.

zur Rolandssage einen vollkommen ausreichenden beweis meiner früheren ansichten anerkennen wird. Auch unterdrücke ich hier, so sehr sie mich reizt, eine allgemeine betrachtung der geschichte des Burgundermythus, die sich besser einer untersuchung der Parzivalsage anzuschliessen hat.

BREMEN, MÄRZ 1870. ELARD HUGO MEYER.

HERDERS VOLKSLIEDER UND JOHANN VON MÜLLERS „STIMMEN DER VÖLKER IN LIEDERN.“

Die „Volkslieder“ erschienen 1778 und 1779 in zwei bändchen ohne Herders namen (Leipzig, in der Weygandschen buchhandlung). Von den beiden redactionen, die heutzutage Herders namen tragen, ist die ältere von J. v. Müller für die Cottaische ausgabe der sämtlichen werke Herders (1807) unter dem titel „Stimmen der Völker in Liedern“ gelieferte eine gänzliche umarbeitung der originalausgabe;[1] die jüngere, von Johannes Falk 1825 im auftrage der Weygandschen buchhandlung besorgt, bleibt im texte der lieder der originalausgabe treu, während sie in der textconstitution des anhanges abweicht.

Die Müllersche redaction behauptet sich als vulgata in allgemeiner anerkennung, wird sogar nicht selten bei litterargeschichtlichen arbeiten wie eine originalausgabe gebraucht; um so nötiger erscheint es durch eine vergleichung derselben mit der ausgabe von 1778/79 auf ihre abweichungen und änderungen aufmerksam zu machen.

Die originalausgabe enthält im I. teil zwei und siebzig lieder in gleicher zahl auf drei bücher verteilt; der zweite band enthält in eben solcher dreiteilung[2] neunzig lieder. Das princip der anordnung ist ein ästhetisches, der zweck derselben befriedigung des schönheitssinnes und moralische erhebung.[3] In der Müllerschen redaction ist von der öconomie der ersten ausgabe nur die teilung in sechs bücher beibehalten; es herscht aber ein ganz anderes, ein wissenschaftliches prin-

1) Die jüngste (1846) in Cottas verlag erschienene specialausgabe ist bis auf geringfügige berichtigungen eine widerholung der ausgabe von 1807. Wir citieren nach der verbreiteteren taschenausgabe (1827 fgg.). Die „St. d. V.“ nehmen B. VII. VIII (Zur sch. Lit. u. K.) ein.

2) Diesem ebenmass zu liebe hat Herder das lied „Jörru“ in die einleitung des II. B. im II. teil der VL. eingerückt, da durch die aufnahme unter die lieder das buch einunddreissig nummern erhalten hätte. Deswegen ist wol auch das „kriegerische lied des Hybrias von Kreta“ in den anhang des I. teils der VL. (s. 327) verwiesen.

3) Siehe Herders Adrastea V, 271 fgg. 277. 287 fgg.

cip der anordnung (geographisch und historisch); die samlung soll demnach zu beförderung culturhistorischen wissens beitragen. Müller gibt also die harmonie des ganzen und das äussere ebenmass auf und bringt in das I. buch: vier und zwanzig „Lieder aus dem hohen Nord," in buch II: acht und dreissig „Lieder aus dem Süd"; in buch III (mit dem der VIII. teil der sämtlichen werke begint) funfzig [1] „Nordwestliche Lieder"; das buch IV enthält vierzehn „Nordische Lieder"; buch V vier und dreissig „Deutsche Lieder"; buch VI zwölf „Lieder der Wilden"; zusammen also: hundert zwei und siebzig.

Unter dieser zahl sind vier und zwanzig lieder, welche die originalausgabe nicht enthält; dagegen sind funfzehn, die sie enthielt, ausgeschieden. Jene sind nach mitteilung des herausgebers (in der „Vorerinnerung") aus Herders handschriftlichem nachlass; diese sind als „neuere und eigene lieder Herders" entfernt.

Aber unter den hinzugekommenen finden wir einige bereits von Herder selbst in späteren schriften (Zerstreute Blätter, Adrastea) veröffentlichte lieder; und von den funfzehn fehlenden sind allerdings sechs als „eigene lieder," [2] zwei als „sehr freie übersetzungen" (also halbeigen) [3] abgesondert und unter Herders gedichte (teil III. IV der gesamtausgabe) verteilt; zwei andere kann der herausgeber nur aus einer falschen rücksicht auf den anstand unterschlagen haben; [4] eins scheint aus persönlicher abneigung gegen den dichter beseitigt zu sein; [5] drei vielleicht als lieder weniger wertvollen gehaltes; [6] eins ist etwa, weil man

1) Das buch enthält freilich ein und funfzig stücke; aber unter nummer 17 verbirgt sich eine prosaische einleitung an statt eines liedes.

2) Diese sechs und die zwei folgenden befinden sich sämtlich im II. T. der VL. (Daher der titel desselben: „VL. Nebst untermischten andern stücken."). In der vorrede (II, 29) erklärt Herder, er habe (aus rücksicht auf die artigen leser und kunstrichter) „den ton dieses teils ganz geändert und hie und da stücke geliefert, die freilich — nicht volkslieder sind, meinethalben auch nimmer volkslieder werden mögen." Die sechs lieder sind: Noth und Hoffnung VL. II., 274. Werke (z. sch. L. u. K.) III, 119. Das lied vom Bache, VL. II, 73. W. III, 137. Abendlied. VL. II, 78. W. III, 140. Der einzige Liebreiz. VL. II, 152. W. III, 223. Das Lied vom Schmetterlinge. VL. II, 281. W. III, 120. Der Eistanz. VL. II, 287. W. IV, 39.

3) Klaglied über Menschenglückseligkeit. VL. II, 46. W. III, 130. Der Lorbeerkranz. VL. II, 48. W. III, 211.

4) Bettlerlied. VL. II, 264. Der entschlossene Liebhaber I, 276.

5) Goethes Lied vom Fischer, dem Herder den ehrenplatz zu anfang des zweiten teils angewiesen hatte. Die „neueren lieder" anderer dichter sind beibehalten. Vgl. Von und an Herder III, 346. brief 24.

6) Das strickende Mädchen. VL. II, 21. Ulrich und Aennchen VL. I 16. (hat in zwei strophen lücken). Vom verwundeten Knaben. VL. I, 118.

es nicht für ein lied im eigentlichen sinne, sondern für ein dramatisches stück ansah, ausgelassen.[1]

Mit besonderer freiheit hat der herausgeber die prosaischen zugaben behandelt, die einleitungen, nachworte und anmerkungen.

Die originalausgabe bringt (I, 5—11) als einleitung „Zeugnisse über Volkslieder," (I) empfehlungen also von der art der testimonia in alten classikerausgaben.[2] Der teil schliesst, wie mehrere unter den frühen schriften Herders, mit einem nachwort (II) s. 331—333. Erst der zweite teil hat ein längeres vorwort (III) s. 3—36 über volkspoesie und über methode und zweck der samlung. Vor dem zweiten buche dieses teils steht eine einleitung (IV) ethnographischen inhalts (s. 83—95), vor dem dritten buche, das einige historische volkslieder enthält, eine aphoristische vorbemerkung (V) über historischen wert der volkslieder. Auch der zweite teil schliesst (s. 313—15) mit einem apologetischen nachworte (VI). Ausser dem IV. und V. stücke tragen alle diese prosaischen zugaben den apologetischen charakter, und nur mit rücksicht auf ihren zweck — publicum und kunstrichter aufmerksam zu machen — kann form und inhalt derselben genügend gewürdigt werden.

Statt dieser einzelnen stücke finden wir in der vulgata eine „Vorrede der Volkslieder," welche aus stück II und III zusammengesetzt ist, stück V als anmerkung unter den text mitnimt und eine stelle aus stück I interpoliert enthält.[3] Zur bindung so disparater teile bedurfte es einiger auslassungen, änderungen und zusätze. Stück VI fehlt ganz;[4] stück V dient, in fünf teile zerlegt, zu einzeleinleitungen im ersten buche der neuen ausgabe, wo sie jedoch auch nicht ohne änderungen und kürzungen aufgenommen sind.[5]

Der text der lieder erscheint in der ersten ausgabe fast durchweg rein von anmerkungen, wie Herder grundsätzlich bei veröffentlichung poetischer stücke verfährt. Alles, dessen es zur erläuterung bedurfte (bemerkungen über fundort und dichter, über frühere übersetzungen und rechtfertigung eigener änderungen, endlich wenige ästhetische und mora-

1) Einige Zauberlieder. Aus Shakespears Sturm. VL. I, 146.

2) Voran stehen auf zwei getrenten blättern (nach Herders sitte) zwei mottos. Den schluss des teils bilden widerum zwei getrent gedruckte poetische stellen aus Shakespear.

3) Die meisten übrigen bestandteile des ersten stücks bilden nummer 17. des III. buchs.

4) Auch Falk hat dasselbe nicht aufgenommen.

5) Die „Einleitung" zu den Litthauischen liedern (Buch I. stück 11) ist zusammengesetzt aus dem zugehörigen abschnitt von stück V (VL. II, 92), aus einem der „Zeugnisse" (VL. I, 10 fg.) und aus einer anmerkung, die dem „Verzeichniss" (VL. I, 316) — und zwar übel verstümmelt — entnommen ist.

lische beobachtungen), wurde in dem „Verzeichniss“ (T. I, 315—330. T. II, 299—312) zusammengestellt.

Da Müller eine neue reihenfolge der gedichte einführte, konte er auch die an den alten index angeschlossene ordnung der anmerkungen nicht bestehen lassen. Er versetzte diese also sämtlich „an gehörige stelle,“ d. h. unter den text. Dadurch kam er mit ihrem inhalt und ausdruck nicht selten in collision, am empfindlichsten bei denjenigen, die zur begründung der alten anordnung dienten. Am schluss des zweiten teils z. b. fand Claudius, wie am anfang Goethe, eine ehrende erwähnung. Als letztes lied war „Abendlied. Deutsch“ (von Claudius) aufgenommen. Bei Müller steht das lied als XXV im V. buche. In den „Stimmen d. V.“ aber wie in den „Volksliedern“ (II, 312) lautet die zugehörige anmerkung: „Von Claudius. Das lied ist nicht der zahl wegen hergesetzt, sondern einen wink zu geben, welches inhalts die besten volkslieder seyn und bleiben werden.“ In der vulgata hat die erste hälfte der bemerkung keinen sinn mehr. Andere der neuen anordnung widerstrebende bemerkungen sind ausgelassen. Im II. buch des II. teils z. b. sind zwischen esthnische (1. 2), ein litthauisches (4) und ein lappländisches lied (5) eingeschoben als nr. 3: „Hochzeitlieder. Griechisch.“ Dazu ist bemerkt (II, 304): „Die griechischen lieder sind eingemischt, um zarte griechische seelen über die barbarei der vorhergehenden und folgenden zu trösten.“ Zwischen nr. 5 (lappl.) und nr. 7. 8 (lettisch) sind eingereiht als nr. 6: „Fragmente griechischer lieder der Sappho,“ mit der bemerkung (II, 305): „Sie stehen hier zu entschuldigung der folgenden fragmente.“ Dergleichen hat Müller getilgt; anderes liess er als unnütz aus, wie die notiz (I, 316): „Die litthauischen Daino's, die in diesem theile vorkommen, sind dem sammler von herrn P. K. in K. worden.“ Überhaupt aber erlegte ihm der neue ort, den er den anmerkungen angewiesen hatte, die pflicht auf, möglichst an ihnen zu kürzen, und seine eigene vorliebe für knappen ausdruck auch in abänderung des wortlauts [1] walten zu lassen. Dagegen sah er sich veranlasst die wenigen und sehr kurz gehaltenen sachlichen bemerkungen, die schon Herder unter den text gesetzt hatte, durch eine anzahl (etwa zwanzig) eigener anmerkungen gelehrten, meist historischen inhalts [2] zu vermehren.

1) In die knappheit seines Schweizerdeutsch hat Müller sogar viele überschriften eingezwängt. Die ächten überschriften sind in der Cottaschen ausgabe der St. d. V. wider eingesetzt.

2) Auch in den index hat Müller zwei bemerkungen, die persönliche empfindungen aussprechen, eingeschoben. Diese sind in der neuesten Cottaschen ausgabe entfernt.

Die oben (s. 460) erwähnte „Vorrede der Volkslieder“ steht in der vulgata an dritter stelle. An erster und zweiter hat Müller, „um die geschichte seiner (Herders) ansicht solcher gedichte vollständig vorzulegen ... die briefe über Ossian [1] und eine abhandlung über brittische und deutsche dichterei ...[2] (s. 9—46. 49—66) vorausgeschickt,“ einen zuwachs, der freilich dem inhalte nach mit der vorrede nahe genug verwant ist, aber — wenigstens in anbetracht des ersten aufsatzes — seine stelle anscheinend nur dem umstande zu verdanken hat, dass man mit dem material der volkslieder für zwei bändchen ausreichen wollte. Mancherlei ist auch hier am ausdruck verändert; besonders sichtbar ist das bestreben, veraltetes und dem fortgeschrittenen zeitgeschmack nicht mehr zusagendes (und dessen ist bei der an idiotismen reichen schreibart der frühesten Herderschen aufsätze nicht wenig) durch modernen ausdruck zu ersetzen.

Es ist klar, dass auch durch die behandlung der prosaischen stücke die vulgata einen von der originalausgabe abweichenden charakter angenommen hat. Die schweren elemente, die Herder möglichst zu verteilen gesucht hatte, sind hier zu einer compacten masse zusammengeronnen und um das doppelte vermehrt, und gegen Herders absicht haben sie sich auch zwischen und neben den poetischen stücken eingedrängt.

Auf die dreifache prosaische einleitung folgt in der vulgata unmittelbar vor dem ersten buche eine „Zueignung der Volkslieder,“ ein gedicht in vierzehn distichen, das aus Herders handschriftlichem nachlass schon im letzten bande der Adrastea (1804, VI, 159 fgg.) Herders ältester sohn, W. G. v. Herder, veröffentlicht hatte. Dieser veröffentlichung ist die bemerkung beigefügt (159 a.): „Der verfasser wollte einen aufsatz über das deutsche volkslied und den charakter der Deutschen schreiben, dem diese zueignung vorangehen sollte.“ Offenbar beruht diese angabe auf irtum; denn das gedicht bekundet sich deutlich genug als versuch einer dedication der Volkslieder. Auffallend stimt dieses gedicht in gedankengang und wörtlichem ausdruck überein mit einem prosaischen stücke, das Herder selbst im jahre 1803 (Adrastea V, 269—273) veröffentlicht hat. Ohne zweifel liegt uns im gedichte die frühere fassung der gedanken vor; der prosaaufsatz ist flüssiger und umgeht manchen eckigen ausdruck des gedichts. Dieses scheint mir ein ziemlich früher, wahrscheinlich schon für die ausgabe von 1778 bereit gewesener, dann zurückgelegter entwurf zu sein, dem abrundung und letzte feile fehlt. Schwerlich würde es Herder selbst, nachdem er einmal in der prosaischen fas-

1) Aus der schrift Von Deutscher Art und Kunst: „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker.“ (grösstenteils schon 1769 geschrieben).

2) Hierüber siehe unten s. 465. 468.

sung einen adaequaten ausdruck gefunden hatte, nachträglich dem publikum vorgelegt haben.

Jener aufsatz aber, mit dessen inhalt der jüngere Herder die zueignung in zusammenhang bringt, oder wenigstens ein aufsatz gleicher tendenz war schon von Herder selbst veröffentlicht (Adrastea V, 274 — 77. 287 — 92) als fortsetzung des eben angeführten prosastücks, und in demselben heisst es s. 275: „In Deutschland wagte man im jahr 1778, 1779 zwei samlungen Volkslieder verschiedener sprachen und völker herauszugeben; wie verkehrt die aufnahme sein würde, sah der samler vorher. Da er indess seine absicht nicht ganz verfehlt hat, so bereitet er seit jahren eine palingenisierte samlung solcher gesänge, vermehrt, nach ländern, zeiten, sprachen, nationen geordnet und aus ihnen erklärt als eine lebendige Stimme der Völker, ja der menschheit selbst vor, wie sie in allerlei zuständen sich mild und grausam, frölich und traurig, scherzhaft und ernst, hie und da hören liess, allenthalben aber für uns belehrend."

Wir entdecken in dieser äusserung grund und anlass zu allen den durchgreifenden änderungen der Müllerschen redaction. Widerholt finden wir zur motivierung der änderungen, welche die herausgeber der Herderschen werke für notwendig erachteten, die angabe, dass Herder selbst eine neue redaction beabsichtigt habe, und dass man Herders intentionen, so weit es tunlich sei, ausführen wolle.[1] Wenn aber die herausgeber in dem grundsatze einig waren, nicht mit kritischer treue die originalausgabe aufzunehmen, sondern mit rücksicht auf die schicksale der einzelnen werke (ihre aufnahme beim publicum, ihre bekämpfung durch die kritiker) eine teilweis neue und verbesserte gestalt herzustellen: so muste dieser grundsatz um so ausgedehnter wirken, wenn ein plan zur neugestaltung von dem autor selbst überliefert war.

Der vorarbeiten zu der ausgabe der Volkslieder unterzog sich bald nach Herders tode sein ältester sohn, der „den poetischen teil" unter der beihilfe Knebels (Knebels Literarischer Nachlass II, 353) und seiner mutter, einer für beurteilung und anordnung poetischer stücke mit feinem verständnis und geschick ausgestatteten frau,[2] für die gesamtaus-

1) Von und an Herder III, 335. (br. 5), 337. (br. 9), 341. (br. 13), 348. (br. 29). Vorrede Heynes zu den Fragmenten und den Krit. Wäldern, Johann Georg Müllers zu der Ältesten Urkunde und zur Metakritik. Die pläne zu durchgreifenden änderungen wurden aber meistens aufgegeben und man begnügte sich mit einzelnen änderungen. Am tiefsten gehen die änderungen in den Kritischen Wäldern, die um ein drittel verkürzt sind.

2) Ihr werk ist zum grossen teil die anordnung der gedichte in den Zerstreuten Blättern (Vorrede der II. samlung. 1785. s. III). Knebels Lit. Nachl. II, 236. Hamanns Schriften VII, 262. 271. Herders Reise nach Italien (1859) s. 61.

gabe besorgen wollte. Seine arbeiten gelangten indess zu keinem abschluss; er starb (mai 1806), ehe es zur sichtung sämtlicher poetischer werke gekommen war, die noch einen erheblichen zuschuss zu dem material der neuen auflage geliefert haben würde. Wahrscheinlich aber hatte er oder Caroline Herder, die mit Herders plänen genau vertraut, und, so weit es ihre fähigkeiten gestatteten, unermüdlich für die neue ausgabe tätig war, schon eine zusammenstellung der vorhandenen gedichte nach den von Herder angegebenen kategorien begonnen, als J. v. Müller die ausführung der redaction übernahm. An mancherlei unrichtigem und willkürlichem [1] in der anordnung möchte man eher einen samler von weniger tiefer gelehrsamkeit als J. v. Müller erkennen; wahrscheinlich hat also Müller, der über Herders plan sich aus nachrichten Caroline Herders unterrichtet hat,[2] sich mit der vorgelegten anordnung im ganzen begnügt, und nach leichter revision nur einzelnes geändert; ähnlich wie sein bruder Johann Georg bei herausgabe der eigenen gedichte Herders eine vorarbeit Carolinens benutzte, an der er nur selten zu ändern fand. (Vorrede des III. teils der W. z. sch. L.)

Zu dem handschriftlichen material, welches J. v. Müller zur verfügung stand, gehörte auch ein bändchen mit der aufschrift: Alte Volkslieder. I. Theil. Englisch und Deutsch. Altenburg 177(3)4.[3] „Vielleicht ists Ihnen nicht uninteressant zu sehen, wie der vater die nachmalige ausgabe verändert hat,“ schrieb Caroline Herder bei der sendung, um dem gelehrten freunde einen wink in betreff der anordnung, für die er sich zu entscheiden hatte, zu geben. Schon Gervinus (IV, 430) erwähnt (wahrscheinlich nach einer stelle in den briefen an Merck, s. 56), dass Herder im jahre 1774 beabsichtigt habe die Volkslieder herauszugeben; ausreichenden aufschluss darüber gewährte erst die von Düntzer veröffentlichte correspondenz Herders mit seinem verleger Hartknoch. (Von und an Herder II). Im september 1773 bereits stellte Herder seinem verleger „ein bändchen alte volkslieder, englische und deutsche, jene, versteht sich, übersetzt“ zur verfügung (Von und an Herder II, 45). Nachdem indes der anfang des druckes sich bis in den sommer des folgenden jahres hinein verzögert hatte,[4] zog Herder im december das manuscript zurück. Über die gründe persönlicher art enthält der brief-

1) Eine „böhmische geschichte“ steht unter den „Deutschen Liedern“ (B. V. N. 32); die Morlakenlieder bilden den schluss der „Lieder aus dem hohen nord“ (B. I. 21—24) u. a.

2) In der Vorerinnerung wenigstens drückt er sich unbestimter aus als Herder in der Adrastea.

3) Die 3 in der jahrzahl hat Herder selbst ausgestrichen und eine 4 darüber geschrieben.

4) Dies ist der grund der veränderung der jahreszahl auf dem titel.

wechsel das nähere.[1] Zusamt dem druckfertigen manuscript ist auch der erste druckbogen erhalten, über den hinaus der druck nicht vorgerückt ist.[2] Dieser enthält: I. Lied vom jungen Grafen, II. Die schöne Rosemunde. Es begann also diese redaction genau wie die vom jahre 1778. Die redaction von 1774 bringt aber vor jedem der beiden lieder eine kurze vorbemerkung und bei dem zweiten liede den englischen text vollständig neben dem deutschen. Dasselbe verfahren (wie es der zuerst angeführte brief angibt) ist bei allen aus dem englischen übersetzten volksliedern in dem bändchen eingehalten.

Dieser erste teil zerfällt in vier bücher; jedes buch hat eine eigene vorrede. I. Buch. Englisch und Deutsch. II. Buch. Lieder aus Shakespear. Vorrede: Wäre Shakespear unübersetzbar? III. Buch. Englisch und Deutsch. Vorrede: Von Ähnlichkeit der mittlern Englischen und Deutschen Dichtkunst. IV. Buch. Nordische Lieder. Vorrede: Ausweg zu Liedern fremder Völker.

Also schon hier ist eine gliederung nach ethnographischem princip versucht. Dass dabei englisch und deutsch als äste eines stammes betrachtet und gemeinsam aufgeführt werden, rechtfertigt Herder eben in der vorrede des dritten buchs. Geschickt sind die lieder der nordischen völker (von „hohem nord," einem wunderlichen begriff, weiss Herder nichts) den englisch-deutschen als bindeglied für die lieder fernerer völker angereiht. Die ordnung also, die für die palingenisierte samlung in aussicht genommen war, war die ursprünglich beabsichtigte. Da es Herder — aus einem grunde, den wir unten ermitteln wollen — für rätlich hielt, diese ordnung für die ausgabe von 1778 nicht beizubehalten, so veröffentlichte er eben die vorrede des dritten buches abgesondert im Deutschen Museum von 1777 (november. II, 421—434, vergl. Von und an Herder I, 51). Die überschrift hat hier den zusatz erhalten: „nebst verschiedenem, das daraus folget," und die anlage wie der ausdruck des ganzen aufsatzes zeigt deutlich genug, dass er aus einem organischen zusammenhange herausgerissen und in den jahren des sturmes und dranges geschrieben ist. In diesem programm[3] erklärt sich Herder über methode und zweck seiner samlung folgender massen. „Eine

1) Von und an Herder II, 45—47. 50—52. 57. 60. 65. 69. 70 fg. Brief 48 gehört vor nr. 46.

2) Schon im februar 1774 schreibt Herder, dass er sein manuscript auf kurze zeit zurückgenommen habe, „wegen der grässlichen druckfehler ... auf dem einen .. zugeschickten bogen" (52). Im juni: „Die VL. lasse mir zurückkommen; ich muss noch ändern und den druckfehlern vorkommen; sonst ists ein greuel."

3) Am schlusse des aufsatzes steht eine von Boie verfasste (B signiert) empfehlende hinweisung auf eine „ganze samlung solcher Volkslieder ... die bald ... erscheinen wird."

kleine samlung solcher lieder aus dem munde eines jeden volks, über die vornehmsten gegenstände und handlungen ihres lebens, in eigner sprache (I), zugleich gehörig verstanden (II), erklärt (III), mit musik begleitet (IV): wie würde es die artikel beleben ... von denkart und sitten der nation! von ihrer wissenschaft und sprache! von spiel und tanz, musik und götterlehre!" Mythologie, führt Herder fort, geschichts- und sprachforschung würden hieraus am meisten nutzen ziehen. Als erfordernis der samlung führt er noch einmal auf: (I) ursprache ... mit (II) genugsamer erklärung (ungeschimpft und unverspottet, so wie unverschönt und unveredelt)[1] wo möglich (III) mit gesangweise und (IV als culturhistorische zugabe) „alles, was zum leben des volks gehört."[2]

Dem ideal einer volksliedersamlung, welches hierin aufgestellt war, steht die bearbeitung von 1773 viel näher, als die ausgabe von 1778, und aus einzelnen belegen lässt sich erkennen, dass Herder bei einer späteren ausgabe es versucht haben würde, sich diesem ideal widerum möglichst anzunähern; an eine in allen vier kategorien vollständige leistung liess sich freilich im jahre 1803 fast ebenso wenig denken als im jahre 1773. Auf den ersten punkt z. b., dessen notwendigkeit Herder sich schon bei der frühesten aufnahme seines planes, in Königsberg 1764,[3] klar gemacht hatte, scheint er auch für die letzte redaction geachtet zu haben.[4] Wir finden den originaltext der übersetzung vorangestellt nicht nur in dem sicilianischen schifferliede, das Müller aufgenommen hat (W. VII, 152, Stimmen d. V. 1846 s. 144), sondern auch bei der ersten

1) Hier begreift punkt II, was oben in II und III aus einander gehalten ist.

2) Diese letzte forderung formuliert Herder später (in dem oben angeführten aufsatze der Adrastea): „die lieder sollen aus ländern, zeiten, sprachen, nationen erklärt sein."

3) „Frühe fieng ich an, zu einer geschichte des lyrischen gesanges zu samlen und verschmähete nichts, was dazu diente. Auch dieser zweig (volkslieder) gehörte dazu ..." berichtet Herder. VL. II, 314. Samlungen und erster entwurf zu dieser schrift sind in dem jahre 1764 gemacht. (Herders Lebensbild I, 3, 1, s. XV. 61 fgg.). Eins von den gesammelten stücken veröffentlichte Herder in den Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen von 1764. (Stück 37 s. 146) mit einer kurzen einleitenden bemerkung als „Beitrag zu unbekanten anakreontischen gesängen noch roher völker." Es ist das aus Kelchs Liefländischer Kriegs- und Friedensgeschichte entnommene esthnische lied „Jörru." Zuerst der originaltext widergegeben, darunter „Eine alte deutsche übersetzung" (paraphrase), die Herder bei seiner späteren eigenen übersetzung (Volkslieder II, 84. vgl. s. 83) benutzt hat. Auch zu dem „Litthauischen Brautliede" (V. L. II, 104) kent Herder „eine schöne umschmelzung nach dem sylbenmasse eines alten deutschen liedes," aus der zeitschrift „Der Hypochondrist" (s. 304).

4) In der ausgabe von 1778 ist der originaltext (ohne übersetzung) nur bei einem liede (II, 35.) gegeben.

publication des sicilianischen liedchens „Sage, sag' o kleine biene“ in der Adrastea IV, 254 fgg., das Müller nicht von dieser stelle (sonst hätte er auch den italienischen text mit hinüber genommen), sondern nach einer abschrift hat drucken lassen. Wahrscheinlich indessen gedachte Herder nur dann, wenn der originalausdruck dem höher gebildeten verständlich war, sein princip vollständig in anwendung zu bringen; bei entlegenen sprachen würde er sich mit sprachproben begnügt haben, etwas ausführlicher als die vor dem zweiten buche des zweiten teils gegebenen (s. 83 — 95).

Die dritte forderung — beifügung der gesangweise — hat Herder in der ausgabe von 1778 in so weit berücksichtigt, als er möglichst oft den charakter der melodie in kurzem ausdruck beschreibt. Hätte er selbst eine neue ausgabe veranstaltet, so wäre wahrscheinlich häufiger die weit angemessenere beifügung der melodie in musiknoten zur anwendung gekommen.[1] In den „Stimmen der Völker“ zeigt eins von den neu aufgenommenen liedern, das sicilianische schifferlied, die neue, vollkommnere methode. Freilich nimt es sich nun als das einzige seiner art sonderbar genug unter den übrigen aus. Fand oder suchte Müller nicht mehr proben dieser neuen methode, so hätte er wenigstens nicht unterlassen dürfen bei den neu aufgenommenen liedern die ältere methode da, wo Herder ihr treu geblieben war, beizubehalten. Dem aber hat er sich entzogen. Das neunzehnte der „lieder aus dem hohen nord,“ „klage um eine gestorbene braut, ein tartarisches lied“ hat Herder selbst in der VI. samlung der Zerstreuten Blätter (1797) s. 192 fg. bekant gemacht als ein lied der Kamtschadalen.[2] Er bemerkt dabei: „Von der ente Aanguisch, einem singenden seevogel, der sich in grossen schaaren auf ihren gewässern versamlet und die accorde c, e, g und c, f, a in chören anstimt, haben sie die musik erlernt; nach seinem ton machen sie Aanguischlieder. So z. b. klagt der liebende über seine gestorbene braut, die er jetzt in einen solchen singevogel verwandelt glaubt ...“[3] Hierauf folgt das lied. Bei Müller fehlt die bemerkung.

1) Auf die beigabe der noten legte Herder schon früh wert. (Aus Herders Nachlass I, 29).

2) Jedenfalls hat Müller auch hier nur eine abschrift benutzt und der angeführten stelle nachzuspüren unterlassen. An dieser lautet die erste zeile:

Auf den blanken see bist du gefallen.

Bei Müller: „Auf dem .. see.“ Letzteres ist eine übel angebrachte correctur Müllers.

3) In den St. d. V. hat das lied die kurze bemerkung erhalten: „Sie glauben, dass die verstorbenen see-enten würden; darauf beruhet die idee des liedes.“ Die allgemeine bemerkung aber, die Herder s. 192 über die unterweltsvorstellungen der Kamtschadalen (Itälmenen) macht, ergibt etwas andres: die ente ist eins von den

Auch in dem zuletzt angegebenen punkte würde Herders neue ausgabe nach dem aufgestellten kanon sich gerichtet haben, und gerade in dieser richtung scheint Herder in den letzten jahren für seinen plan tätig gewesen zu sein. Die oben genanten aufsätze (s. 462 fg.) „über das deutsche volkslied und den charakter der Deutschen" sind in diesem sinne geschrieben; so auch der aufsatz „Romanze" (Adrastea V, 243—253),[1] und die „Gemählde aus der Preussischen Geschichte" (Adrastea III, 106 fgg.), die (s. 110—112) über volkslieder und volkscharakter in der provinz Preussen schöne und durch die folgezeit köstlich bestätigte bemerkungen enthalten.

Für einen herausgeber also, der auf neugestaltung und neue ausstattung nach des autors absichten ausgieng und darin seinen hauptsächlichen beruf sah, fehlte es weder an antrieb noch an material. Müller ordnete nach massgabe des manuscripts von 1773 die widervereinigung des aufsatzes über die mittlere englische und deutsche dichtung mit der samlung der volkslieder an und sah sich zur annahme der neuen anordnung ermächtigt. Die ausführung ist freilich oberflächlich genug; sie hält sich nicht einmal genau an Herders einzelne angaben. Im dritten buche sind als „nordwestliche lieder" gerade diejenigen vereinigt, die Herder hatte trennen wollen, nämlich gälische und englische lieder (D. Mus. 1777. II. 421. Von Deutscher Art und Kunst s. 17): englische und deutsche lieder wurden dagegen wider getrennt. Die sonderbare zusammenordnung der völker nach himmelsgegenden,[2] die der herausgeber beim sechsten buche[3] als unpraktisch wider verwerfen muste, war ein sehr dürftiger ersatz für die von Herder beabsichtigte „ordnung nach ländern, zeiten, sprachen, nationen." Überhaupt aber war eine neue ordnung ohne vermehrung des poetischen bestandes der samlung ein arger misgriff und nichts weniger als eine besserung der ersten ausgabe.

Mit gutem grunde hatte Herder 1778 die schon ethnologisch geordnete samlung aufgelöst und sich zu einer nicht mühelosen (Von und an Herder I, 51. 53) neuen anordnung bequemt. Sein material war noch

tieren, in welche die seelen der verstorbenen übergehen. Die bemerkung mag mit der fehlerhaften verkürzung von demjenigen, der das lied für den herausgeber abschrieb, zugesetzt sein.

1) Dieser aufsatz schliesst sich an die s. 167—240 veröffentlichte übersetzung der ersten zweiundzwanzig Cidromanzen an (vgl. s. 275).

2) Die kategorien „lieder aus dem hohen nord," „nordwestliche," „südliche" sind eine ungeschickte nachbildung der misverstandenen aufschrift des vierten buches der samlung von 1773.

3) Die Madagassen, die hier als „Wilde" in einem besondern bezirk abgezäunt sind, verdienen nach Herder diesen namen nicht mehr als die Grönländer, die Schotten, die Letten usw.

viel zu dürftig, als dass es auch nur in bescheidenem massstabe zu einer „karte der menschheit" ausgereicht hätte, zu einem werke, wo „die völker sich selbst schilderten, wie naturgeschichte kräuter und thiere beschreibt." (D. Mus. a. a. o. 432). Herder verstand es aus der not eine tugend und durch die neue anordnung sein werk einem zwecke dienstbar zu machen, der ihm nicht minder am herzen lag als der culturhistorische, der hebung vaterländischer poesie. Dieser zweck trat somit in den vordergrund. (VL. II, 27. 28. 313. 314). Sollte die samlung hauptsächlich ästhetisch anregend wirken, so muste auch ihrem bau ein ästhetisches gesetz zu grunde gelegt werden. Verbindung des in stimmung und wirkung gleichartigen, geschicktes überleiten von gegensatz zu gegensatz, auf ausgleichung und läuterung der gefühle berechnet, ist die kunst des ordners, der, selbst mit hoher feinheit des gefühls begabt, durch den sicheren tact einer kunstsinnigen gehilfin unterstützt ward. Um ein lied, in dem sich der höchste grad einer empfindung darstellt, sind lieder verwanter stimmung gruppiert; bisweilen folgt, wenn in einem liede schon die woge des gefühls, der leidenschaft den höhepunkt erreicht hat, sofort der ausgleichende, beschwichtigende gegenschlag. Sorgsam abgewogen ist nach diesem grundsatz auch der inhalt der einander folgenden bücher, was besonders deutlich sich am ersten und zweiten buche des ersten teils beobachten lässt. Nur spärlich und wo sich von selbst die gelegenheit bot, ist auf den andern zweck, vergleichung der „abdrücke der seele der nationen"[1] und damit beobachtung des volkscharakters, rücksicht genommen.

Die gewählte anordnung steht also im engsten zusammenhange mit wesen und aufgabe der samlung, und da diese von ihrem erscheinen an nicht anders aufgefasst worden ist, denn als aufruf zu einer verjüngung der nationalen poesie, und diese ästhetische und poetische mission auch über die periode, für die sie bestimt war, hinaus zu erfüllen wol geeignet ist, so hätte Müller, der den inhalt nicht wesentlich erweitern konte oder wollte, bedenken tragen sollen die form zu ändern. Denn schon in dieser form lag ein unveräusserlicher wert. Ein gleiches gesetz der anordnung, hervorgegangen aus der beobachtung, dass „aus vereinigung des entgegengesetzten die schönsten wirkungen folgen," hat Herder in den Zerstreuten Blättern befolgt; Goethe wollte diese deshalb „besser ‚gesammelte' Blätter nennen" und liess sich diese samlungen „zur stellung (seiner eigenen) verschiedenen kleinen gedichte zum muster dienen." (Ital. Reise. An Herder 5. oct. 1787. 1. märz 1788). Über die anord-

1) Herder rät (II, 313), der leser solle „jedes stück an seiner stelle und ort betrachten, es als das ansehen, was es für sich ist und sein soll, also auch nicht in einem fort lesen noch sich schwindelnd aus völkern in völker werfen."

nung der Goethischen gedichte lässt sich aber nach Danzels urteil manche gute bemerkung machen, es hätte eben so wenig dem sinnigen leser von Herders eigenen und übertragenen gedichten verwehrt bleiben sollen, an der aufreihung der blüten zum kranze die kunstgeübte hand zu beobachten.

Ganz anders, wenn Herder selbst in späteren jahren seinen plan ausgeführt hätte. Lebhaft genug hat ihm der erste zweck seiner samlungen vor augen gestanden. „Weit vor ihm, im schooss der blauen Thetis, schwimme sein eigentliches eiland vor ihm," sagt er in dem nachworte des zweiten teils (II, 315), und das programm der neuen ausgabe knüpft hieran an, indem hervorgehoben wird, dass mit der ersten der samler „seine absicht nicht ganz verfehlt habe." Die neue ausgabe solle also eine „vermehrte" sein; erst nach diesem prädicate wird von der umordnung geredet. Um vermehrung des materials hat sich Herder schon, als er noch an der ersten ausgabe arbeitete, bemüht. Auswärtige freunde waren für ihn tätig,[1] er selbst sammelte etliches in Italien, und hat später eifrig aus reisebeschreibungen und andern werken, selbst aus handschriftlichem material zusammengetragen. Einiges von dem gesammelten ist in den Zerstreuten Blättern und der Adrastea zum vorschein gekommen.[2] Wie viel von diesen samlungen Müller bei sorgfältiger nachlese und durchsicht hätte veröffentlichen können, entzieht sich unserer beurteilung, das aber können wir mit sicherheit feststellen, dass er mit der neuen anordnung seine absicht, etwas vollkommneres als die erste leistung des autors darzubieten, verfehlt hat.

Auch den neuen titel der samlung scheint Müller, indem er misverständlich Herders absichten ausführte, eingeschwärzt zu haben. Er fand den geschmückten ausdruck „stimme des volks" für „volksdichtung" schon in dem aufsatze über die mittlere englische und deutsche dichtung von Herder gebraucht. Als vorzug der englischen poesie führt

1) Von und an Herder II, 84. Lessings Briefe (B. XII der Lachm. ausg.) s. 521. Auch Goethe, der schon 1771 für Herder sammelt, (Aus Herders Nachlass I, 29. 153 fgg.) ist auf der italienischen reise in Herders interesse auf samlung von volksliedern bedacht.

2) Zerstr. Bl. V, 167 fgg. s 240 anmerk. Von der hier erwähnten „samlung der meistersängersprüche" hat Müller (Buch V. 27. 28) nur einige aufgenommen. Goethe hat diese samlung von Herder im sommer 1788 zum durchlesen erhalten. (Herders Reise nach Italien s. 35. Aus Herders Nachl. I, 95.). Adrastea IV, 89. (Grönländisches lied), 261—270 (mittelhochdeutsche poesie). Müller scheint in keiner der gedruckten schriften nachgeforscht zu haben. — Dem gleichen culturhistorischen zwecke als die samlung der volkslieder sollte auch eine samlung der „reinen naturfabeln ... aus allen nationen und sprachen" dienen, die Herder (Zerstr. Bl. III, 172) veranstaltet zu sehen wünscht.

Herder an, sie sei „national geworden; stimme des volks ist genuzet und geschäzt“ (D. Mus. a. a. o. 428); die deutschen stämme fragt er: „die stimme eurer väter ist verklungen und schweigt im staube?“ (430). In der vorrede des zweiten teils der Volkslieder (s. 11 fg.) heisst es von Deutschland: „Hie und da hat sich eine stimme des volks, ein lied, ein sprüchwort, ein reim gerettet,“ und s. 27: „die deutsche harfe war von jeher dumpf, und die volksstimmen niedrig und wenig lebendig.“ So heisst es nun auch in der „Zueignung der Volkslieder“:

„Euch[1] weih' ich die stimme des volks,[2] der zerstreueten menschheit,“

und denselben ausdruck gebraucht Herder mit leichter änderung in dem aufsatze, der (s. 463) paraphrasierend den inhalt der poetischen dedication widergibt: „eine lebendige stimme der völker,[3] ja der menschheit selbst.“ Es liegt nahe anzunehmen, dass Müller, oder wahrscheinlich schon Caroline Herder,[4] die dann jenem die beobachtung mitteilte, in den angeführten stellen den titel der neuen ausgabe entdeckt zu haben glaubte. Indessen schwerlich hätte Herder den titel der neuen ausgabe verändert, um einen titel einzuführen, den er schon 1778 für untauglich gehalten hat. Die titel der Herderschen schriften sind fast alle einfach und prunklos; dagegen liebt es Herder auch sonst mit einem geschmückteren ausdruck auf den titel anderwärts anzuspielen. Die übertragung des Hohen Liedes hat Herder gleichzeitig mit dem ersten teile der volkslieder herausgegeben unter dem titel: „Lieder der Liebe. Die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande.“ In der Adrastea (III, 329) erwähnt er das gedicht und anspielend sein buch. „Die Salomonischen lieder (das Hohe Lied genant) sind ein concert wechselnder und doch gebundener stimmen der liebe. In ordnung gestellt würden diese stimmen ein frühlingsfest, ein nachtigallenconcert geben, wie es der orient in tönen und gesängen liebte.“ Nicht anders verhält es sich jedenfalls mit dem ausdruck „stimme des volks,“ „stimme der völ-

1) Angeredet sind die strafenden rachegöttinnen.

2) Das durch den sinn erforderte komma (vgl. die dem texte folgende prosaische parallelstelle) steht richtig im ersten drucke (Adrastea); Müller hat es ausgelassen.

3) „Volksstimme, Gottesstimme hiess es einst“ begint der aufsatz von dem ethischen werte des volksliedes, Adrastea V. 287 fgg. Herder hat den ausdruck aus Luthers Bibelübersetzung (z. b. I. Sam. 8, 7).

4) Man findet viele Herder eigentümliche ausdrücke in ihren briefen wider. „Dem vater waren seine gedichte stimme gottes“ (Von und an Herder 3, 343. br. 17. febr. 1806). Die predigten Herders nent sie „stimmen des himmels.“ (Ebendaselbst s. 334. br. 3).

ker.“ [1] Der titel der gesamtausgabe „Stimmen der völker in liedern, gesammelt usw.“ erfreut sich indessen eines bedauerlichen beifalls und es wird schwierigkeit haben ihn zu beseitigen.

Es zeigt sich also im kleinen wie im grossen, wie mislich der versuch, im sinne und nach intentionen des autors zu ändern, ausgefallen ist. Nicht glücklicher war Müller im verständnis des sinnes Herders, indem er mehrere gedichte des unbedeutenden inhalts [2] oder der moral wegen [3] ausliess. In betreff der letzteren hatte Herder ausdrücklich im einzelnen falle seinen eigenen standpunkt dem inhalte gegenüber klar gelegt (VL. II, 268 anmerk.); über den poetischen wert oder unwert des textes eben so offen erklärt, dass nicht dieser vornehmlich, sondern „ton und weise des liedes“ über die aufnahme zu entscheiden habe; „ist diese gelungen, klingt sie aus einer andern in unsre sprache rein und gut über; so wird sich in einem andern liede schon der inhalt geben, wenn auch kein wort des vorigen bliebe.“ (VL. II, 34 fgg.)

Wie Müller im einzelnen bei constituierung des prosaischen textes verfahren ist, ist schon oben (s. 462) angegeben. Er stellte sich dabei die aufgabe, die auch die mitarbeiter an der gesamtausgabe im auge behielten, die spuren der veraltung den augen des neuen publicums, welches für die gesamtausgabe gewonnen werden sollte, zu entziehen. Daher wurden nicht nur alle veralteten ausdrücke, sondern auch alles dasjenige entfernt, was an ephemere streitfragen erinnerte. (Heyne in der vorrede zu den Fragmenten. 1805. I, XXVI mit bezug auf die „ankündigung“ der „sämtlichen schriften.“) Auch im texte der poetischen stücke befinden sich mehrere, zum teil erhebliche abweichungen vom wortlaute der ersten ausgabe. Auf diese näher einzugehen lohnt es sich erst nach vorangegangener genauer vergleichung der handschriften, die

1) Zu beachten ist der collective gebrauch des singulars, eine eigentümlichkeit der Herderschen diction. An Prediger s. 17. 58. „Die tradition wirkte jahrtausende ... und sohn und enkel stand doch nicht da .. die gottesstimme mit seinen obern kräften zu prüfen. — Alle stimmen des wortes gottes .. zu welchen kräften sprechen sie?“ Aelt. Urk. (1774) I, 20. „Die bibel ... die heilige stimme gottes aus morgenlande.“ Teil IV Vorrede s. I. IV. Zur Rel. u. Theol. II, 132 (ausg. v. 1805).

2) C. Herder an G. Müller d. 26. juli 1807. „Bei der revision der gedichte beschwöre ich Sie nochmals, jedes zweifelhafte stück auszuscheiden, Sie werden in des vaters briefen aus Italien eine stelle finden, wo er Goethe sehr tadelt, dass er so viele stücke in die sämtlichen werke aufgenommen habe, die des druckes nicht werth seien.“ (Von und an H. III, 345. Herders Reise nach Italien s. 273).

3) Allerdings ist auch der verstoss gegen die moral schon für Herder in der I. ausg. ein grund gewesen lieder abzuweisen (VL. II, 24 fgg.) wie die mehrzahl der von Goethe gesammelten elsässer lieder (Aus Herders Nachl. I, 154 fgg.); gerade deswegen aber hätte Müller sich hüten sollen eins von denjenigen auszumerzen, die Herder unbedenklich aufgenommen hatte.

Müller benutzt hat. In einer hinsicht hat er — soviel lässt sich schon jetzt erkennen — sich um die bessere textgestalt seiner ausgabe nicht eben verdient gemacht.

Wir haben mehrere male bemerkt, dass die von Müller neu aufgenommenen lieder auch dann nach einer handschrift oder copie abgedruckt sind, wenn schon eine von Herder selbst veranstaltete publication hätte benutzt werden sollen. Michael Bernays hat dieselbe beobachtung viel reichlicher an den übrigen poetischen werken Herders gemacht, und weist auf diesen übelstand, durch den jene (epigramme und gedichte) an vielen orten auf das traurigste entstellt sind, nachdrücklich hin. (Grenzboten IV, 1869. anmerkk. s. 414—418). Eine auffallende verschiedenheit des Müllerschen textes von dem texte der ersten publication lässt sich bei einem der neu aufgenommenen lieder[1] beobachten. Das lied „Balto's Sohn“ (Buch II, 38), eine freie übersetzung eines französischen stückes, steht bereits als ein beitrag Herders in den Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen (1765. St. 75.).[2] Der Müllersche text hat einige erhebliche kürzungen[3] erfahren, enthält einige einschiebsel, und weicht in den meisten zeilen von dem der Königsberger

1) Von einer vergleichung der lieder, die sich gemeinsam in den „Volksliedern“ und den „Stimmen d. V.“ finden, sehen wir ab. Eine gewaltsame umformung und kürzung, die unmöglich von Herder herrührt, zeigt in der neuen ausgabe das „Aennchen von Tharau“ (B. V, 19) vgl. mit VL. I, 92. 319.

2) Titel: Der Vater, ein Mörder des Sohns, der Sohn, ein Vatermörder. Eine Erzehlung. — Nach der anmerkung der gesamtausgabe übersetzt aus Burigny théol. payenne. Paris 1753.

1) Bei Müller heisst es von z. 13 an:

— — — — da that in Einem heere,
Ein junger held sich, wie ein gott, hervor.
Auch unterm helme sprühte geist empor;
Trophä'n von leichen sah man seine schritte messen,

In den Kön. Zeitt.:

— — — hier that im feindesheere
Ein junger held sich, wie ein gott, hervor.
Aus seinen augen sprühte geist empor,
Der auf den wangen, wo noch jugend blühte
Mit heldenroth, so wie ein morgen glühte
Der auf der stirne schalt, im arme wunder that.
Und vor ihm fiel der feind, wie saat,
Trophän von leichen usw.

Müller, z. 22: Der sieger, mitten in dem spiel
Des sieges, kann den jüngling nicht vergessen,
Der feldher, der ihn feind gefällt,
Will kennen ihn, den er gefällt,
Und ehrenvoll begraben, einen held!
Man bringt ihn schon —

Zeitungen ab. Einige von den änderungen liessen sich allenfalls für besserungen ansehen; bei den meisten ist kein grund der abweichung vom ersten texte ersichtlich. Herder hat also den französischen text zweimal zu übertragen versucht; die als weniger gelungen zurückgelegte übersetzung hat Müller nach beseitigung einiger veralteten ausdrücke [1] aufgenommen.

Unter den poetischen werken Herders sind es die Volkslieder, die in der gesamtausgabe die stärkste umarbeitung erfahren haben, unter den prosaischen die Kritischen Wälder.[2] Jene sind daher auch am meisten dazu angetan, im einzelnen die principien, denen die arbeiter an der gesamtausgabe gefolgt sind, darzulegen. Sie nahmen gegenüber den ihnen anvertrauten werken eine stellung ein, die mehreren von ihnen (Heyne, Wieland, Knebel) durch langjährigen umgang mit dem autor natürlich geworden war, die stellung von freunden, die vom autor selbst vor herausgabe eines werkes um besserungsvorschläge angegangen werden. Sie führten diese durch mit rücksicht auf die bedürfnisse eines publicums von gebildeten laien, welches, von dem ersten publicum Herders durch drei oder vier jahrzehnte getrennt, noch einmal die werke mit dem eindrucke der neuheit geniessen sollte.

Nur an dem massstabe dieses zweckes dürfen wir, wenn wir nicht ungerecht sein wollen, ihre zum teil mit redlichem eifer durchgeführte arbeit messen. An dem vorliegenden werke zeigt sich allerdings, dass der herausgeber, auch nach seinen eigenen principien beurteilt, seiner aufgabe wenig genügt hat.

Eine andere frage ist es, ob eine nach solchen principien angelegte ausgabe den bedürfnissen unseres gelehrten und gebildeten publicums

In den Kön. Zeitt.:

Der feind, auch mitten in dem siegesspiel
Kann dieses Tyndariden nicht vergessen.
In ihn bezaubert weinet ihm der held,
Der ihn, als feind, gefällt
Als menschenfreund die ehrenvolle zähre.
Wer held ist, sprach der alte Balto, höre!
Wenn so ein leichnam, der so edel fällt
Im tode sich zum niedern heer gesellt
Macht das uns siegern ehre? — —
Nein! kennen will ich ihn, den ich gefällt,
Und ihn begraben, als ein held. — —
O kommt — — —
Man bringt ihn schon.

1) Z. b. Müller z. 17 „wie einen dämon.“ Kön. Z. „wie einen satan.“ M. z. 28 „entpanzert ihn.“ Kön. Z. „entlarvt, entpanzert ihn.“

2) Siehe s. 463 anm. 1.

genüge. Verneint ist sie schon mit vollwichtigen gründen im namen der wissenschaftlichen litterarhistoriker von Michael Bernays; es darf aber auch eben so entschieden vom standpunkte des gebildeten laien aus die forderung einer neuen kritischen ausgabe erhoben werden. Die werke Herders müssen mit historischem sinne gelesen werden; wer es nicht verstände sich beim lesen auf den standpunkt des ersten publicums zurückzuversetzen, dem würden auch in der gestalt der „sämtlichen werke" viele, vielleicht die meisten schriften Herders ungeniessbar sein. Die fähigkeit in historischem sinne zu lesen und zu verstehen wird aber um so mehr gemeingut der gebildeten, je weiter die zeit der schöpferischen, classischen periode hinter uns liegt. Je mehr aber diese fähigkeit sich ausbildet, um so dringender wird das bedürfnis, die werke in ihrer historisch allein berechtigten gestalt kennen zu lernen. Die änderungen der herausgeber empfindet man als entstellungen, die vorenthaltung des originalen textes besonders in den poetischen werken als eine willkürliche schädigung des wahren und schönen. Auch vom standpunkte des gebildeten lesers aus muss man Bernays beipflichten: „Keiner unserer grossen autoren ist einer kritischen widerherstellung so bedürftig, wie Herder; keiner hat durch eine solche widerherstellung so viel zu gewinnen, wie er."

Schon Johannes Falk, wol erfahren in der kunst misratenes in ordnung und geschick zu bringen, hat die mängel der Müllerschen ausgabe erkant und ist zu anordnung und text der originalausgabe zurückgekehrt. Eine neue kritische ausgabe würde auch dem anhange die ursprüngliche form zu wahren haben. Die von Müller aufgenommenen und die ungehörig unter Herders eigene gedichte eingereihten volkslieder, endlich ein verzeichnis der unter Herders übrigen schriften verstreuten volkspoesie müste in einem nachtrage zu finden sein.

BERLIN, SEPTEMBER 1871. B. SUPHAN.

GOETHIANA.

I.

In seinen dankenswerten mitteilungen über das Tiefurter Journal in nr. 34 der diesjährigen Grenzboten hat herr archivar Burkhardt das „Todeslied eines Gefangenen" aus dem 38. stücke des genanten journals zum ersten mal durch den druck bekant gemacht und zwar als ein Goethesches gedicht. Herr dr. Burkhardt hat nämlich unter andern im nachlasse der herzogin Anna Amalia befindlichen originalcon-

cepten von beiträgen für das Tiefurter Journal auch ein blatt gefunden, auf welchem von Goethes eigner hand geschrieben dieses und ein in demselben stücke des journals erschienenes „Liebeslied eines amerikanischen Wilden“ stehen. Letzteres lied hat herr dr. Burkhardt nicht abdrucken lassen, mir aber auf meine bitte abschriftlich mitzuteilen die güte gehabt.

Goethe hat diese beiden lieder zwei brasilianischen liederfragmenten nachgebildet, welche Michel Montaigne im 30. capitel des 1. buches seiner „Essais,“ welches „De Cannibales“ überschrieben ist und von den wilden Brasiliens handelt, in französischer prosa mitgeteilt hat.

„*J'ay une chanson*“ — sagt Montaigne — „*faicte par un prisonnier, où il y a ce traict: Qu'ils viennent hardiment trestous, et s'assemblent pour disner de luy, car ils mangeront quant et quant leurs peres et leurs ayeulx, qui ont servy d'aliment et de nourriture à son corps: ces muscles, dit-il, cette chair et ces veines, ce sont les vostres. pauvres fols que vous estes: vous ne recognoissez pas que la substance des membres de vos ancestres s'y tient encore: savourez-les bien, vous y trouverez le goust de vostre propre chair.*“

Und weiter unten sagt Montaigne: „*Outre celuy [traict] que je vien de reciter de l'une de leurs chansons guerrieres, j'en ay une autre amoureuse, qui commence en ce sens: Couleuvre, arreste-toy, arreste-toy, couleuvre, afin que ma soeur tire sur le patron de ta peinture, la façon et l'ouvrage d'un riche cordon, que je puisse donner à m'amie: ainsi soit en tout temps ta beauté et ta disposition preferée à tous les autres serpens.*“

In der zu Leipzig 1753—54 erschienenen übersetzung der „Versuche“ Montaignes von Joh. Dan. Titius sind diese stellen so übersetzt:

Ich habe einen Gesang, welchen ein Gefangener verfertiget hat, in welchem diese Stelle vorkömmt. „Sie sollten nur alle kühnlich kommen, und sich versammeln um von ihm zu schmausen. Sie würden zugleich auch ihre Väter und Großväter mitfressen, die seinem Leibe zur Nahrung und Speise gedient hätten. Diese Muskeln, sagt er, dieses Fleisch, und diese Adern, sind von euch, ihr Narren. Ihr wißt nicht daß das beste von eurer Vorfahren Gliedern noch darinnen ist. Kostet sie nur recht: ihr werdet euer eigen Fleisch schmecken.“ (Th. 1, s. 383.)

Außer dem gedachten Kriegsliede habe ich noch ein Liebeslied von ihrer Art, welches sich so anfängt „Schlange, warte, warte, Schlange, damit mir meine Schwester nach der Zeichnung deiner Haut ein schönes Band für meine Liebste machen kann. So mag deine Schönheit und deine Bildung der Schönheit aller andern Schlangen vorgezogen werden.“ (Th. 1, s. 385.)

Man vergleiche nun Goethes bearbeitungen.

Todeslied eines Gefangenen.

Kommt nur kühnlich, kommt nur alle
Und versammelt euch zum Schmause,
Denn ihr werdet mich mit Dräuen,
Mich mit Hoffnung nimmer beugen.
Seht, hier bin ich, bin gefangen,
Aber noch nicht überwunden.
Kommt, verzehret meine Glieder
Und verzehrt zugleich mit ihnen
Eure Ahnherrn, eure Väter,
Die zur Speise mir geworden.
Dieses Fleisch, das ich euch reiche,
Ist, ihr Thoren, euer eignes,
Und in meinen innern Knochen
Stickt das Mark von euren Ahnherrn,
Kommt nur, kommt, mit jedem Bisse
Kann sie euer Gaumen schmecken.

Namentlich die beiden ersten zeilen scheinen mir entschieden für die benutzung der übersetzung von Titius zu sprechen. Zeile 3 — 6 sind von Goethe eingeschoben und durch folgende, einige seiten vorher stehende worte Montaignes über jene wilden veranlasst, die ich nach jener übersetzung (th. 1, s. 379 f.) hier folgen lasse: „Sie verlangen von ihren Gefangenen weiter keine andere Auslösung, als das Geständniß daß sie überwunden sind. Allein unter allen findet sich in einem Jahrhunderte kein einziger, der nicht lieber das Leben einbüssen, als nur mit einem einzigen Worte etwas von seinem unüberwindlichen Muthe nachgeben wollte. Man findet keinen einzigen, der sich nicht lieber ermorden und fressen lassen, als dieses verbitten wollte. Sie verstatten ihnen alle Freyheit, damit ihnen das Leben desto lieber seyn soll; und drohen ihnen gemeiniglich öfters mit ihrem zukünftigen Tode. Sie stellen ihnen vor was für Martern sie dabey aus zu stehen haben, was für Anstalten man dazu macht, wie sie zerfleischet werden sollen, und was für einen Schmaus man auf ihre Unkosten halten wird. Alles dieses geschicht bloß in der Absicht, um ihnen ein verzagtes oder kleinmüthiges Wort ab zu locken, oder ihnen Lust zur Flucht zu machen: um den Vortheil zu erlangen daß sie dieselben in Furcht geiagt, und ihre Standhaftigkeit zu Boden geschlagen."

Wenden wir uns nun zu dem liebeslied. Es lautet in Goethes bearbeitung im Tiefurter Journal also:

Liebeslied eines amerikanischen Wilden.

Schlange warte, warte Schlange,
Daß nach deinen schönen Farben,
Nach der Zeichnung deiner Ringe,
Meine Schwester Band und Gürtel
Mir für meine Liebste flechte.
Deine Schönheit, deine Bildung
Wird vor allen andern Schlangen
Herrlich dann gepriesen werden.

Hier ist die abhängigkeit von der Montaigne-übersetzung von Titius noch stärker als bei dem ersten liede.

Eine bearbeitung desselben liedes findet sich auch in Goethes zeitschrift „Über Kunst und Alterthum,“ band V, heft 3, s. 130, worauf herr dr. Burkhardt nicht verfehlt hat hinzuweisen.

Brasilianisch.

Schlange, halte stille!
Halte stille, Schlange!
Meine Schwester will von dir ab
Sich ein Muster nehmen;
Sie will eine Schnur mir flechten,
Reich und bunt wie du bist,
Dass ich sie der Liebsten schenke.
Trägt sie die, so wirst du
Immerfort vor allen Schlangen
Herrlich schön gepriesen.

Ob auch diese bearbeitung von Goethe herrührt, muss dahingestellt bleiben. (Siehe v. Löper in Strehlkes ausgabe der Goetheschen Gedichte III, 370 und 371). Während die bearbeitung im Tiefurter Journal nach der übersetzung von Titius gemacht ist, lässt die in „Kunst und Alterthum“ in einigen worten benutzung des französischen originals erkennen. Dafür dass dem verfasser der zweiten bearbeitung die erste vorgelegen, könnte nur die ähnlichkeit der letzten zeile in beiden sprechen, doch kann dies wol auch zufälliges zusammentreffen sein.

Schliesslich mögen zur vergleichung noch aus Bodes Übersetzung der Essais Montaignes (M. Montaigne's Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände. Zweyter Band. Berlin 1793. S. 121 und 124) die beiden lieder hier platz finden.

Kommt herbey mit hellem Haufen,
Kommt, gelüstet Euch mein Fleisch!

Wollt Ihr Eure Väter fressen?
Kommt, schmeckt deren Väter auch!
Ha! ihr aller Fleisch nährt mich schon lange!
Muskeln, Adern, Zasern und Gebein,
Sind aus ihrem Saft und Mark erzeuget.
Darnach lüstet's Euch, Ihr dummen Hunde?
Nun so nagt und freßt Eur eignes Mark.
Nehmt mir wieder, was ich Euren Vätern nahm!

Fleuch nicht, Schlange, schöne bunte Schlange,
Bleib! daß meine Schwester eine Zeichnung
Nach der Schönheit Deiner Haut mir mache,
Und nach der ein schönes Band für Cora,
Meine Jugendfreundinn, die ich liebe!
So nennt jeder Dich die schöne Schlange.
Preiset auch dich mehr, als andre Schlangen!
Fleuch nicht, schöne Schlange; schöne Schlange, weile!

II.

Fräulein von Göchhausen schreibt in einem briefe vom 16. september 1782 an Knebel (abgedruckt in der Europa 1843, II, 314) mit bezug auf das Tiefurter Journal: „Der sogenannte christliche Roman ist aus dem Munde einer sehr alten Frau in Ettern [Öttern] bei Belvedere nachgeschrieben worden.“ Als ich vor jahren zum ersten mal diese stelle las, war ich sehr neugierig zu erfahren, was das für ein „christlicher Roman“ sein möchte, den man aus dem munde einer alten bauersfrau aufgeschrieben und der aufnahme in jenes journal wert erachtet hatte. Ich vermutete ein volksmärchen in prosa, fand aber, als ich bald darauf gelegenheit hatte, Salomon Hirzels exemplar des Tiefurter Journals einzusehen, zu meiner überraschung im 28. stücke unter der überschrift „Ein christlicher Roman“ ein mir wolbekantes volkslied. Es ist das lied von der tochter des kommandanten zu Gross-Wardein, von dem ich vier verschiedene drucke kenne: 1) Des Knaben Wunderhorn I, 64; neue Ausgabe I, 73. 2) Volks-Sagen, Märchen und Legenden. Gesammelt von J. G. Büsching. Leipzig 1812. S. 163. 3) Fränkische Volkslieder, gesammelt von Fr. W. Freiherrn von Ditfurth, Leipzig 1855, I, No. 87. 4) Braut-Sprüche und Braut-Lieder, auf dem Heideboden in Ungern gesammelt von R. Sztachovics, Wien 1867, S. 276. (In letzterer samlung ist das lied nach mehreren liederhandschriften mitgeteilt, deren älteste vom jahre 1767.) Es bedarf kaum der erwähnung, dass diese fünf texte des liedes öfters unter einander abweichen, wie dies texte eines und desselben

volksliedes, die zu verschiedener zeit und an verschiedenen orten aufgezeichnet sind, ja immer tun. Was die dem texte des Tiefurter Journals eigentümlichen lesarten betrifft, so sind sie durchaus nicht der art, dass man etwa eine überarbeitung von der hand des einsenders vermuten müste, man darf vielmehr annehmen, dass er unverändert, wie er aus dem munde der alten aus Öttern nachgeschrieben worden war, in das journal übergegangen ist. Herr dr. Burkhardt hat (s. den oben citierten aufsatz s. 289) auch von dem „christlichen roman" die originalhandschrift vorgefunden, und zwar ist sie von Goethes schreiber geschrieben. So mag denn das lied durch Goethe in das journal gekommen sein. Wenn aber herr dr. Burkhardt sagt: „Ob Goethe die Erzählung in diese Reime gebracht hat, darüber lässt sich kaum eine Vermuthung aussprechen," — so ergibt sich aus dem obigen, was nicht als vermutung, sondern als gewissheit auszusprechen ist.

III.

In der abteilung der Goetheschen gedichte, welche überschrieben ist „Sprichwörtlich," findet sich bekantlich der spruch:

Noch spuckt der Babylon'sche Thurm,
Sie sind nicht zu vereinen!
Ein jeder Mann hat seinen Wurm,
Copernikus den seinen.

In Jacob Baldes merkwürdigem gedichte „*De vanitate mundi*," worin gewisse lateinische strophen immer auch frei deutsch widergegeben werden, lesen wir unter nr. LVI:

. . . .

Copernici deliria
Sunt involucra gypsi.
Quid hoc? iacet Copernicus,
Tellus stat, astra currunt.

. . . .

Die Erden steht, vnd nit vmbgeht,
Wie recht die Glehrten meinen.
Ein jeder ist seins Wurmbs vergwist,
Copernicus deß seinen.

WEIMAR, AUGUST 1871. REINHOLD KÖHLER.

LITTERATUR.

Rudolf von Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland. (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Neunter Band.) München, R. Oldenbourg. 1870. XI. 743 s. 8. n. 3 thlr. 6 sgr.

Als die historische commission zu München in den plan der geschichte der wissenschaften in Deutschland auch die geschichte der germanischen philologie aufnahm, mochten manche fragen, ob es bereits an der zeit sei, eine wissenschaft historisch zu behandeln, deren anerkantes leben nach zwei oder drei menschenaltern zählt. Das vorliegende buch Rudolfs von Raumer wird ihnen die antwort geben. Mit grosser belesenheit und anerkennenswertem gestaltungsvermögen, in voller und klarer übersicht über anfänge, versuche und endliche ziele, lässt der herr verfasser die germanistisch-philologischen bestrebungen seit dem 16. jahrhundert bis in das jüngste geschlecht hinein an uns vorüberziehen, und beweist wie in dem schreiber der inhaltsreichen abhandlung „Der Unterricht im Deutschen" der richtige mann für jene aufgabe getroffen war.

R. v. Raumer nimt die philologie in der beschränkteren bedeutung als studium der sprache und litteratur. Er scheidet die geschichte der germanischen philologie in vier perioden: die erste von widerbelebung des klassischen altertums bis zum jahre 1665 ist die zeit der anfänge, versuche und ahnungen. Die deutschen humanisten zeigen eine begeisterung für das deutsche altertum, die ihren heutigen nachfolgern meist abseiten liegt. Durch die kirchengeschichtlichen, juristischen und historischen studien werden verschüttete schätze der deutschen vorzeit ans licht gebracht, linguistische neigungen spielen herein, und die neu sich festsetzende hochdeutsche schriftsprache fordert zur grammatischen behandlung und lexikalischen verzeichnung auf. In einem besondern abschnitt werden uns dann die anfänge germanistischer studien in den Niederlanden, in England und Skandinavien erzählt.

Das zweite buch berichtet über die periode von 1665 als dem jahre der herausgabe des codex argenteus durch Fr. Junius bis zum auftreten der romantiker. Mit recht sind hier die leistungen der Niederländer und Engländer vorangestellt, welche nach zeit und bedeutung den Deutschen jenes abschnitts überlegen sind. Franciscus Junius, George Hickes und Lambert ten Kate treten hier auf: Junius, der zuerst die kentnis des gotischen, althochdeutschen, sächsischen und nordischen in sich vereinte und als textherausgeber und lexicograph bewährte, ist das vorbild des Hickes, welcher zuerst eine grammatik unserer alten dialecte versuchte. Auch ten Kate folgte in seinen scharfsinnigen grammatischen arbeiten, welche den gemeinsamen bau aller germanischen sprachen erwiesen, dem vorgange des Junius. Nun ist der gotische schatz zugänglich, das angelsächsische wird gepflegt, und in Skandinavien erscheint eine reihe altnordischer prosawerke im druck. Für die kentnis der skandinavischen sprachen ist Ihre vornemlich tätig.

In Deutschland wirkt das universalgenie Leibnitz auch fruchtreich für die deutschen sprachstudien. Unter seinem einfluss stehn zumal J. G. Eckhardt, der Leibnitz persönlich verbundene historiker, antiquar und herausgeber wichtiger althochdeutscher denkmäler; ferner J. L. Frisch, der hochverdiente lexicograph und geschätzte schulgrammaticus. An Eckhardt schlossen sich in Norddeutschland Dietrich v. Stade mit Palthen, in Süddeutschland Schilter, Scherz und Wachter an, mit denen die übrigen herausgeber und freunde altdeutscher dichtung, wie Bodmer, Müller u. a. zusammenhangen. Von einer der sprachgesellschaften aus gewint Gott-

sched weitreichenden einfluss auf dem gebiet der deutschen sprachlehre, dessen erbe J. Chr. Adelung ist, über den herr v. Raumer sehr ausführlich (s. 210—241) handelt. Es äussern sich ferner die anregungen des aufstrebenden litterarischen und moralischen lebens der nation auf die gelehrten vaterländischen bestrebungen, und so erscheinen nun auch Klopstock, Wieland, Gerstenberg, Lessing, Herder, Goethe, J. Möser in unserm buche.

Die dritte periode, vom auftreten der romantiker bis zum erscheinen von Grimms grammatik, 1797—1819, ist recht eigentlich die zeit der empfängnis.

Herr v. Raumer behandelt zuerst die romantiker in ihrer stellung gegen den classicismus, in ihrer neigung und den anläufen zu altdeutschen studien, woran sich eine schilderung dieser studien im aufgang unsres jahrhunderts anschliesst. F. H. v. d. Hagen, Büsching, Docen, die bedeutsame einführung der indischen sprache und litteratur durch Fr. Schlegel, ferner Kanne, Görres, Arnim und Brentano bilden die einleitung zu den jugendarbeiten der brüder Grimm, womit der eigentliche kern und schwerpunkt des Raumerschen werkes anhebt. Vortrefflich wird nachgewiesen, wie die Grimms zwar von den romantikern angeregt werden, wie ihre ziele aber von anfang an höhere und freiere sind. Mit den romantischen freunden teilt Jacob noch das zügellose combinieren und dichterische phantasieren. Bei ausgebreiteten sprachkentnissen und seherblicken in das wesen der sprache entbehrt er noch durchaus der sichern methode und der richtigen stellung und behandlung grammatischer fragen. so dass W. Schlegel völlig berechtigt war, in der beurteilung der Altdeutschen Wälder (1815) ihm unbekantschaft mit den ersten grundsätzen wissenschaftlicher sprachforschung vorzuwerfen. Diese mahnung blieb nicht unbeachtet. Ehe aber Jacob den grossen schritt zu seiner grammatik tat, erschienen Benecke, Lachmann und Bopp mit ihren ersten streng wissenschaftlichen arbeiten auf dem felde. Und in Dänemark erstund in Rask ein hervorragender forscher, welcher grosse entdeckungen machte und dessen arbeitsleben sich mehrfach mit Grimms nahe berührt. Man liest Raumers darstellung Rasks mit teilnahme und sieht hiernach die streitfrage, ob Grimm oder Rask das gesetz der lautverschiebung entdeckte, als gelöst an.

Das vierte buch hat vorzüglich die aufgabe, die grossen arbeiten Jacobs von 1819 ab bis zu seinem tode mit gewissenhafter einflechtung der leistungen Wilhelms vorzuführen. Es geschieht mit einer liebe, die doch auch die kritik nicht scheut, und mit sichtlicher bevorzugung der sprachlichen studien. Daneben kommen die mitforschenden freunde Lachmann, Benecke, Schmeller, Uhland, ja auch v. d. Hagen in seiner späteren zeit, Lassberg, Hoffmann, Massmann, Graff, Meusebach, W. Wackernagel, Haupt und Simrock zu abgesonderter besprechung; Bopps unvergleichliche bedeutung für die germanistischen studien erfährt eine darstellung für sich. Die schulmässige behandlung des Neuhochdeutschen, die litterargeschichtlichen arbeiten erhalten ihr kapitel, und der namenreiche abschnitt „fortbau der germanischen philologie in den neusten jahrzehnden“ macht den schluss, wobei auch der Niederländer, Engländer und Skandinaven nicht vergessen ist.

Der gewinn zusammenfassender darstellungen weithin zerstreuter erscheinungen liegt darin, dass der innere geistige zusammenhang heraustritt und der mitlebende empfindet, wie er der erbe einer tiefgegründeten tätigkeit ist. Ausserdem zeigen sich die stellen deutlich, wohin die forschung ihre kraft vornemlich zu wenden hat.

Wer für die geschichte der germanischen philologie tätige teilname hegt, wird überdies erkennen, wo er berichtigungen und nachträge geben kann. Schreiber die-

ser zeilen hofft in dieser art seinen dank für empfangene belehrung und manchen genuss künftig zu beweisen.

KIEL, IM JULI 1871. K. WEINHOLD.

Kleinere Schriften von **Jacob Grimm.** I. Reden und abhandlungen. 412 s. 1864. II. Abhandlungen zur mythologie und sittenkunde. 462 s. 1865. III. Abhandlungen zur litteratur und grammatik. 428 s. 1866. IV. V. Recensionen und vermischte aufsätze, zwei teile, VIII. 467 und VII. 537 s. 1869, 1871. Berlin, Ferd. Dümmlers verlagsbuchhandlung. n. 15 thlr.

Schon im jahre 1853 wollte J. Grimm, wie das vorwort des ersten bandes sagt, seine akademischen abhandlungen gesammelt herausgeben; aber er verschob diese arbeit immer wider bis der tod ihn überraschte. Bald nach seinem tode wurde der plan wider aufgenommen und blieb nicht auf die akademischen schriften beschränkt, es sollten vielmehr alle kleineren arbeiten, die in einer grossen anzahl von zeitschriften zerstreut waren, vereinigt werden. Zuerst waren drei bände in aussicht genommen, zwei andere wurden ihnen noch zugefügt, und so liegt jetzt die ganze stattliche samlung vollendet vor, jedem, der die deutschen studien pflegt, erwünscht, ja notwendig. Früher muste man die kleinen abhandlungen Grimms an vielen zum teil versteckten orten aufsuchen und konte manches selbst hier in Berlin nicht erlangen; auch R. v. Raumer klagt in seiner geschichte der germanischen philologie s. 445 über die mühe, die ihm das zusammensuchen der schriften Grimms gemacht hat. Jetzt findet man in diesen fünf bänden alles zum bequemen gebrauche vereinigt; wir sind für die prompte vollendung der ganzen samlung Müllenhoff, dem herausgeber der schriften, zu grossem danke verpflichtet.

Über das äussere der samlung ist wenig zu sagen. Die schwierigkeit, in den beiden letzten bänden eine richtige auswahl aus den ältesten schriften Grimms zu treffen, ist vom herausgeber glücklich gelöst. Zu grunde gelegt sind überall die handexemplare J. Grimms, und seine zahlreichen zusätze sind mit recht aufgenommen worden. Der wunsch, diese nachträge noch zu vermehren, hatte den verfasser selbst dazu bewogen, die samlung der akademischen abhandlungen hinauszuschieben. — Die ausstattung des werkes ist gut; bei dem hohen preise hat man auch ein recht das zu verlangen. Die ungleichheit, welche durch den engeren druck der beiden letzten bände entsteht, wird niemanden stören; die beibehaltung des weiteren druckes würde, zum nachteil der samlung, die zahl der aufzunehmenden arbeiten bedeutend beschränkt haben.

Eine ausführliche besprechung von Grimms schriften muss an dieser stelle unterbleiben. Denn davon abgesehen, dass diese den raum einer anzeige weit überschreiten würde, die mehrzahl der schriften dürfen wir bei den lesern als bekant voraussetzen. Die vorliegende samlung hat auch schon viel zur einführung der schriften in weitere kreise beigetragen; wir schlagen dies nicht gering an. Namentlich hat sie auch in viele schulbibliotheken eingang gefunden, was bei den oft beschränkten mitteln dieser institute wol zum teil dem allmählichen erscheinen der samlung zu verdanken ist. Endlich haben uns die letzten jahre neben einer unzahl kleiner aufsätze zwei ausführlichere arbeiten über Grimms leben und schriften gebracht: den betreffenden abschnitt in R. v. Raumers geschichte der germanischen philologie, und besonders das buch von W. Scherer, das dadurch so bedeutend ist, dass es viel mehr bietet als der einfache titel „Jacob Grimm“ verspricht.

Wir begnügen uns hier mit einer kurzen übersicht des inhaltes — eine beschränkung ist bei dem grossen reichtum, den diese fünf bände darbieten, durchaus geboten — und knüpfen ein paar allgemeine bemerkungen an.

Der erste band, reden und abhandlungen, enthält die arbeiten, durch welche Grimm, abgesehen von den märchen, auch über den kreis der fachgenossen hinaus bekant geworden ist. Hier zeigt sich am deutlichsten seine sprachgewalt in eigenartigem, aber glänzendem stil, der, oft von hinreissender schönheit, J. Grimm zu einem unserer ersten prosaisten macht. Vorangestellt sind die beiden schriften, welche uns leben und sinnesart des grossen mannes mit seinen eigenen worten schildern: die selbstbiographie vom jahre 1830 und die schrift über seine entlassung vom jahre 1838 mit dem stolzen motto *„war sint die eide komen?“* Auch die rede auf Wilhelm Grimm gehört hierher. Leider ist ihr schluss verloren, bei den märchen bricht sie ab. Nach meiner erinnerung erwähnte Grimm noch, dass sein bruder in den letzten jahren die pflege der märchenforschungen übernommen, dass er selbst aber jetzt eine umfassende abhandlung darüber veröffentlichen wolle, in der auch die resultate von Wilhelms untersuchungen dargestellt würden. Zur ausführung ist diese arbeit nicht gekommen. — Hermann Grimm hat zu den drei erwähnten arbeiten zusätze gegeben für die jeder leser dankbar sein wird. Sie vervollständigen das bild von J. Grimm in der willkommensten weise und teilen auch einige briefstellen mit, darunter die merkwürdigen worte, die er am 12. mai 1840 von Kassel aus an Lachmann schrieb: „der himmel helfe und verleihe, dass Preussen einmal das übrige Deutschland belebe und anfeuere, nicht hemme.“ Eine ergänzung zu den lebensnachrichten steht im fünften bande, der auszug aus Grimms antrittsrede in Göttingen, über das heimweh. Eine andere brachte diese Zeitschr. 1, 489 fgg.: einen gedrängten überblick seines lebens, von Grimms eigener hand im jahre 1850 oder später geschrieben.

Auch andere stücke des ersten bandes zeigen uns Grimm im verhältnis zu seinen freunden: zwei jubelschriften für Benecke (frau Aventiure klopft an Beneckes thür) und Savigny (das wort des besitzes) und die rede auf Lachmann. Wir werden dadurch zurückversetzt in die zeit, wo die deutsche philologie von wenigen männern begründet wurde, die fast ohne ausnahme durch enge freundschaft mit einander verbunden waren. — Der anhang führt uns weiter zurück: er enthält eine abhandlung, die Grimm für Arnims trösteinsamkeit 1808 schrieb: „Gedanken wie sich die sagen zur poesie und geschichte verhalten“; ausserdem die übersetzung eines serbischen liedes und eine kritik von Jean Pauls seltsamem vorschlage über die deutschen composita. Diese im jahr 1819 geschriebene kritik ist durch die überlegene sicherheit und die lebendige darstellung äusserst interessant und für gar manchen auch heut noch in eminentem masse belehrend.

Nicht übergangen werden darf die rede auf Schiller 1859, die gleich damals, als allenthalben Schillerreden gehalten und auch durch den druck veröffentlicht wurden, mit dem lebhaftesten beifall begrüsst wurde. Bedürfte es eines evidenten zeugnisses dafür, dass Grimm über seinen tiefen studien des deutschen altertums doch die neuzeit keineswegs ausser acht liess, so gibt es diese rede. Seine leidenschaftliche liebe zum altertum ist bekant; er selbst spricht oft davon, vielleicht nirgend bezeichnender als im eingang der abhandlung über das pedantische in der deutschen sprache 1, 337: „ich war von jugend an auf die ehre unsrer sprache beflissen und, wie, um mich eines platonischen gleichnisses zu bedienen, die hirten hungerndem vieh einen grünen laubzweig vorhalten und es damit leiten, wohin sie wollen, hätte man mich mit einem altdeutschen buch durch das land locken können.“

Grimms gabe in die poesie der sprache einzudringen verglich G. Curtius in einem vortrage vom 10. febr. 1871 schön mit der erzählung der märchen von den menschen, welche die sprache der vögel verstehen. Kein wunder, dass er immer wider zurückkehrte zu den gegenständen, deren betrachtung ihm das liebste war. Aber er ist in seiner vorliebe für das altertum nicht blind geworden gegen die vorzüge der neuzeit deren die alte zeit entbehrt. Indem Scherer die gegenwärtigen ziele der von Grimm geschaffenen wissenschaft scharf bezeichnet, spricht er mehrere male es fast wie einen vorwurf aus, dass Grimm diese ziele nicht auch schon zu erreichen gestrebt habe. Namentlich hebt er widerholt hervor s. 120—122. 126, dass Grimm die verstandestätigkeit der sprache in ihrer späteren zeit zu erfassen kein verlangen gehabt habe. Dem entgegen ist zu bemerken, dass die abhandlung über den ursprung der sprache, die ihren gegenstand gar nicht gefördert hat und bei dem ignorieren der forschungen W. v. Humboldts auch nicht fördern konte, sich über die entwicklung der sprache vom sinlichen zum geistigen vollkommen klar und richtig ausspricht. Es sind also einige von Scherers forderungen nur ergänzungen von Grimms forschungen in seinem sinne; andere, z. b. die der grammatik von der physiologie gestellten probleme, sind erst nach den grossen arbeiten Grimms aufgetreten, und diese konte und muste Grimm — denn auch für einen so kühnen und grossen geist bestehen die schranken der endlichkeit — andern forschern überlassen.

Der zweite band, abhandlungen zur mythologie und sittenkunde, enthält lauter akademische schriften. Er wird eröffnet durch die abhandlung über die beiden Merseburger zaubersprüche, deren facsimile beigegeben ist. Es war Grimms erste akademische vorlesung. Man hört beständig die freude durchklingen über den fund der beiden „allitterierenden gedichte, offen heidnischen inhalts.“ Und diese freude war so berechtigt, wir empfinden sie noch heut nach dreissig jahren, wenn wir uns vergegenwärtigen, welchen unermesslichen wert diese beiden kleinen gedichte für die erkentnis unserer vorzeit gehabt haben. Welchen vorteil könten uns ähnliche fünde noch gewähren, wenn es eben keine künstlich fabricierten altertümer sind! — Den beschluss des bandes macht die hier zum ersten male gedruckte abhandlung über das gebet, die vielen theologen entgangen zu sein scheint. Und doch behandelt sie ein thema, das bekant genug ist: die sage von der legio fulminatrix unter Marc Aurel. Einen nachtrag zu diesen arbeiten gibt noch am schluss des dritten bandes die erst später aufgefundene abhandlung: der traum von dem schatz auf der brücke.

Von den andern arbeiten des zweiten bandes geben uns namentlich die deutschen grenzaltertümer, über schenken und geben und über das verbrennen der leichen wertvolle monographien aus dem lange beschlossenen, aber nicht ausgeführten werke Grimms über die deutsche sitte. Wir glauben, hier zeigt sich in besonders glänzender weise der geniale zug Grimms, durch liebevolles versenken in den stoff und durch grossartige kühne combination zu resultaten zu gelangen, die den leser nicht nur überraschen, sondern ihn geradezu blenden. Eine andere eigentümlichkeit Grimms, dass er bestrebt ist den grossen kreis seines wissens immer noch zu erweitern und bis in die entlegensten gebiete vorzudringen, offenbart sich uns in den übrigen abhandlungen dieses bandes: in der über frauennamen aus blumen, über die namen des donners und über das finnische epos. Das keltische, das er sonst nur vereinzelt anführt, ist eingehend betrachtet in den beiden arbeiten über Marcellus Burdigalensis. Er geht fast immer aus von der wortforschung, aus ihr entschliessen sich ihm dann die sachen. Widerholt spricht er von seiner vorliebe für die etymologie. z. b. 3, 115 „wörter zu

klauben ist ebenso verfänglich als lockend," vgl. 1, 22. 2, 373. 3, 170 und die abhandlung über etymologie und sprachvergleichung im ersten bande. Dass er vor dem jahre 1819 oft sehr wilde etymologien aufstellte, ist bekant. In der zeit, wo die grammatik den mittelpunkt seiner arbeiten bildete, war er strenger gegen sich und andere: über Schmids etymologien im schwäbischen wörterbuch sprach er 5, 130 scharfen tadel aus. Aber nach dem jahre 1840 hat ihn seine neigung zur etymologie und namentlich das streben, durch kühne combinationen wenigstens die möglichkeit neuer bezüge zu erweisen, vielfach zu irrtümern geführt, wie Scherer und v. Raumer s. 654 es auch aussprechen. Nicht nur im wörterbuche, sondern auch in diesen akademischen abhandlungen sehen wir diese combinationslust: sie scheint wesentlich bedingt zu sein durch die vorhin erwähnte beschäftigung mit sprachen die ausserhalb des germanischen gebietes liegen. Denn nirgends hat er sonst neben den deutschen sprachen auch slavisch, littauisch, finnisch und noch entlegenere sprachen herbeigezogen als hier.

Der dritte band, abhandlungen zur litteratur und grammatik, enthält wie der zweite lauter akademische arbeiten aus den vierziger und funfziger jahren. Voran steht die abhandlung: gedichte des mittelalters auf könig Friedrich I. den Staufer und aus seiner und der nächstfolgenden zeit. Nachdem Grimm den Reinhart Fuchs und mit Schmeller die lateinischen gedichte des zehnten und elften jahrhunderts herausgegeben, komt er hier noch einmal auf die lateinische poesie des mittelalters zurück, von der er 5, 287 sagt: „sie läuft neben unserer einheimischen wie ein canal zur seite eines natürlichen flussbettes. diesem entzieht die künstlich gegrabene rinne wol einen teil seines gewässers, aber sie bleibt ohne eigene quelle und mündung, und muss zuletzt wider versumpfen oder versanden." Er fügt noch im verfolg dieses gleichnisses hinzu, dass wol auch „einzelne nachen echter poesie" auf diesen canal verschlagen würden. Echte poesie ist es, die Grimm hier behandelt, die der vaganten. Er teilt zehn gedichte des Archipoeta, sowie ausführliche auszüge aus der Münchener handschrift mit. Bald ist Schmellers vollständige ausgabe dieser handschrift in den Carmina Burana gefolgt, und Giesebrecht hat in der Kieler monatsschrift 1853 den gang dieser mittelalterlichen vagantenpoesie schön entwickelt. Seitdem hat man sich verhältnismässig wenig mit dieser litteratur beschäftigt. — Die abhandlung Jornandes und die Geten 1846 ist ein vorläufer der „Geschichte der deutschen sprache," in welcher Grimm seine hypothese, dass Geten und Gothen identisch seien, weiter ausgeführt hat. Wem fällt dabei nicht Wilhelm Grimms vermutung über die identität von Walther und Freidank ein? Beide brüder, wie sehr sie sich sonst von einander unterscheiden, gleichen sich auch darin, dass sie eine combination, die sofort dem entschiedensten widerspruch der mitforscher begegnet, — J. Grimm hat sich gegen des bruders hypothese ausgesprochen 3, 100 — mit grosser beharrlichkeit, ja mit einer gewissen eigensinnigen zärtlichkeit aufrecht halten.

Die grammatischen abhandlungen: über diphthongen nach weggefallenen consonanten, über den personenwechsel in der rede, über einige fälle der attraction enthalten teils nachträge zur formenlehre, teils sind es monographien über syntaktische kapitel, die im schluss der grammatik wären behandelt worden. Diese syntaktischen arbeiten verbreiten sich auch über den griechischen und lateinischen sprachgebrauch, der im vierten bande der grammatik nur in einzelnen andeutungen berührt wurde. Es ist kaum nötig hervorzuheben, dass Grimm auch hier feine beobachtungen bietet: wir heben nur ein beispiel hervor, die präcise art, wie Grimm den unterschied entwickelt, den die anrede der helden im homerischen

epos, bei Virgil und bei Voss und Goethe zeigt. Diese beobachtungen verdienten die aufmerksamkeit auch der klassischen philologen, werden ihr aber wol entgehen. Auch die neuhochdeutsche litteratur hat hier eingehende berücksichtigung gefunden: man sieht deutlich, dass diese abhandlungen in eine zeit fallen, wo Grimm fleissig am wörterbuch arbeitete.

Ein wichtiges kapitel der sprachforschung, das im ganzen noch wenig pflege gefunden hat, behandelt Grimm in der abhandlung von vertretung männlicher durch weibliche namensformen, die eigennamen. Nachdem er Förstemanns namenbuch und ähnliche samlungen in anderen sprachen erwähnt hat, fährt er s. 351 fort: „welchen reiz und welche anziehende kraft hat unter allen sprachlichen untersuchungen eben die über eigennamen, wie geschäftig sein muss man um jede hier aufsteigende frage zu behandeln; ich werde zwar noch oft die eingänge finden, aber nicht mehr den genuss haben bis in die mitte der forschung zu gelangen, geschweige ihren ausgang zu ermitteln." Darauf entwickelt er, welchen gewinn das wörterbuch und die grammatik aus der betrachtung der eigennamen ziehen könne, und verfolgt männliche namen die weibliche form haben durch lateinisch, romanisch, griechisch, keltisch, deutsch, littauisch und slavisch. Die deutung der eigennamen hat bekantlich auch für ungelehrte grossen reiz, wieviel mehr für den sprachforscher. Nach dem was oben über Grimms neigung zum etymologisieren bemerkt ist, begreift sich leicht, dass er auch auf die betrachtung der ortsnamen wie der personennamen immer wider gern zurückkomt. 5, 297 steht eine abhandlung über hessische ortsnamen vom jahre 1840; 2, 353 fg. 399 sind deutsche beinamen gesammelt; auch über die imperativnamen wollte er noch einmal schreiben 3, 353. Daraus, dass ihm die namenforschung so am herzen liegt, erklärt sich auch sein allzu günstiges urteil über Förstemanns altdeutsches namenbuch. Gewiss sind die schwierigkeiten, die Grimm hervorhebt, um die schwächen von Förstemanns arbeit zu entschuldigen, auf dem ganzen gebiet der namenforschung gross. Die modernen familiennamen über die in den letzten jahrzehnten so viel geschrieben worden ist — wir erinnern nur an die sorgfältigen arbeiten Andresens — setzen der deutung oft unüberwindliche schwierigkeiten entgegen, weil es in den wenigsten fällen möglich ist, den namen auch nur etwa 300 jahre zurück zu verfolgen; und doch wäre bei ihrer bunten zusammenwürfelung und ihren vielfältigen entstellungen dies das einzige mittel zur vollen klarheit zu kommen. Wo alte aufzeichnungen vorhanden sind, bedürfte es erst auf den verschiedenen gebieten ausgedehnter fleissiger samlungen, die noch kaum begonnen sind. Das frisch und mit liebe geschriebene buch von L. Steub über oberdeutsche familiennamen würde durch solche samlungen älterer namen von vielen verstössen frei geblieben sein, die sich jetzt bei den geringen hilfsmitteln des verfassers allerdings leicht erklären und in gewissem masse auch entschuldigen lassen. Welchen reichtum gewähren allein die beinamen der althochdeutschen und besonders der mittelhochdeutschen zeit, die Haupt öfter, z. b. Zeitschr. 4, 578. 15, 249. 261 und in den anmerkungen zu Neidhard für die feststellung und erklärung dunkler appellativa sehr glücklich benutzt hat. Die örtlichen namen erfordern genaue kentnis der gegend und des dialektes, sie müssen ebensowol aus dem volksmunde wie aus den alten localen aufzeichnungen gesammelt werden: eine nützliche aufgabe für unsere vielen geschichtsvereine. Auch deshalb wären für eine solche samlung diese vereine am geeignetsten, weil einzelne namen genaue kentnis der geschichte der landschaft erfordern. Umgekehrt würde auch die specialgeschichte von der namenforschung manche wertvolle aufschlüsse empfangen.

Doch wir kehren zu Grimm zurück. Die beiden letzten bände enthalten recensionen und vermischte aufsätze. Über die grundsätze, welche hier bei

der auswahl massgebend waren, spricht sich Müllenhoff im vorwort zum 4. bande aus. Hätten alle kleinen arbeiten aufgenommen werden sollen, so wäre nicht nur der umfang dieser samlung allzu gross geworden, sondern der leser hätte auch vieles bekommen, was ihm auch sonst leicht zugänglich ist. Es sind also mit recht ausgeschlossen die in den fachzeitschriften enthaltenen abhandlungen, ebenso die kleinen juristischen arbeiten. Von dem was Grimm vor 1819 in verschiedenen zeitschriften publicierte, ist eine auswahl gegeben: die stücke, welche für die entwickelung Grimms und für die geschichte der deutschen philologie wichtig sind. Die recensionen aus den Wiener jahrbüchern und den Göttinger gelehrten anzeigen sind vollständig aufgenommen. „Sie zeigen," heisst es 4, VII, „Jacob Grimm in der besten, glücklichsten und reichsten zeit seines schaffens und geben zusammen ein unvergleichliches bild von dem umfang, der rührigkeit und rüstigkeit seines tuns und zugleich von dem damaligen ersten aufschwunge der deutschen studien, dem er selbst vor andern bahn brach." Nur eine arbeit haben wir in der auswahl vermisst, die vorrede zur grammatik vom jahre 1818. Nach den allgemeinen principien der redaction war es allerdings richtig, sie nicht aufzunehmen; aber sie ist für Grimms damaligen standpunkt und für die geschichte der wissenschaft von hohem werte, so dass auch W. Wackernagel einen teil davon in sein deutsches lesebuch aufgenommen hat; und die erste auflage der grammatik war nur klein, die exemplare sind sehr selten geworden. Diese erwägungen würden ein abgehen von dem allgemeinen grundsatze wol gerechtfertigt haben.

Die notizen, die Grimm in seinen handexemplaren eingetragen hat, sind ebenso wie bei den akademischen abhandlungen zugefügt worden. Die berühmte recension von Klings ausgabe der predigten Bertholds ist auch noch interessant durch die angabe der stellen, welche die Wiener censur gestrichen oder zugesetzt hat.

Grimms recensionen erstrecken sich auf ein weites gebiet: nicht nur die werke, welche speciell die altdeutschen studien behandeln, werden von ihm besprochen, sondern auch altfranzösische, slavische, historische und litterarhistorische schriften. Für die geschichte der deutschen philologie erhalten wir hier in gewissem sinne die documente. Die gotischen entdeckungen und Graffs Althochdeutsche Präpositionen sind ausser Klings Berthold am ausführlichsten besprochen; manches unbedeutende komt daneben vor, aber man wird kein stück finden, das nicht dazu beitrüge, das bild der deutschen sprachforschung in den zwanziger und dreissiger jahren zu beleben. So empfangen z. b. die ungenügenden arbeiten des „sassischen" Schellers den verdienten tadel. Nicht ohne vergnügen kann man Schellers vermeintliche abwehr in der vorrede zur chronik von Sassen lesen, wo er Grimm unkentnis der sassischen sprache vorwirft und dazu eine reizende probe von seinem eigenen verständnis dieser „ursprache" und davon zu hoffenden früchten gibt: die Nibelungen gehen auf ein sassisches original zurück, alle schwierigkeiten des gedichtes rühren daher, dass der süddeutsche übersetzer sein original misverstand. Man sieht, die Nibelungen waren schon damals ein beliebter tummelplatz für allerlei torheiten.

Grimms ganze art ist auch in diesen recensionen deutlich zu erkennen. Er begrüsst mit freude gute leistungen, er erkent auch in mässigen arbeiten gern an, was sie nützliches bieten, und berichtigt versehen und mängel aus dem reichen schatze seiner kentnisse. Gegen verfehlte oder dünkelhafte schriften aber weiss er auch scharfe worte zu finden, so z. b. gegen Schellers bücher, Zeunes Gotische Sprachformen, Schotts Welfen und Gibelinge.

Aber wir können nicht wider anzeigen von anzeigen schreiben. Auch eine anzahl der recensierten bücher zu nennen würde zu weit führen und von keinem nutzen sein. Man muss Grimms worte selbst lesen, um in die vergangene zeit zu-

rückgeführt zu werden. Den beschluss bilden die abhandlungen aus den monatsberichten der Berliner akademie und die beiden letzten anzeigen, die Grimm geschrieben: von dem vierten bande der Weistümer und von Jonckbloets études sur le roman de Renard.

Der fünfte band enthält noch drei zugaben: ein chronologisches verzeichnis von J. Grimms sämtlichen schriften, das wir dem gewissenhaften fleisse F. Aschersons verdanken, ein schlusswort Hermann Grimms und ein sorgfältiges register über die ganze samlung von Wilmanns. Über das schlusswort s. 503—506, das von dem litterarischen nachlass J. und W. Grimms handelt, ein paar bemerkungen.

Die bibliothek wurde an die Berliner universitätsbibliothek verkauft, die in folge dieses erwerbs im jahre 1869 eine grosse anzahl von doubletten veräusserte. Es war verabredet, wie H. Grimm sagt, dass nicht die Grimmschen exemplare, sondern die schon vorher der universitätsbibliothek gehörigen verkauft werden sollten. H. Grimm scheint zweifel zu setzen in die richtigkeit der angaben in dem katalog von Asher und comp., die eine grosse anzahl von büchern als Grimmsche exemplare, mit handschriftlichen bemerkungen der besitzer versehen, zum verkauf ausboten. Ich weiss es genau, da ich und meine freunde manche bücher dieses kataloges erworben haben, dass Ashers behauptung richtig ist: es waren die Grimmschen exemplare, die zahlreiche notizen besonders von Jacobs hand enthielten. Die verwaltung der universitätsbibliothek hat es also vorgezogen, ihre alten exemplare zu behalten und die Grimmschen zu verkaufen.

Zu einer sinnigen, dauernden erinnerung an W. Grimm haben die hinterbliebenen die Märchen gemacht. Als die Göttinger Sieben vertrieben wurden, hatte man eine namhafte summe für sie gesammelt. Der anteil W. Grimms wird, „da bei der neugestaltung des vaterlandes eine lage wie die der Sieben ein für allemal ausgeschlossen blieb," jetzt so verwant, dass für die zinsen alljährlich 500 exemplare der Märchen an deutsche kinder im auslande verschenkt werden. Man erinnert sich unwillkürlich an das vermächtnis Walthers von der Vogelweide, von dem uns die sage berichtet.

In der vorrede zum vierten bande war gesagt, dass die kleinen juristischen arbeiten von dieser samlung ausgeschlossen seien, weil sie vielleicht bei einer neuen auflage der rechtsaltertümer zu verwenden wären. Hermann Grimm stellt nur eine unveränderte ausgabe des buches in aussicht. Aber viel willkommener würde es sein, wenn die erwähnten abhandlungen als anhang zugefügt würden. Wenige von seinen werken hat Grimm umzuarbeiten zeit gefunden: nur die mythologie und einen kleinen teil der grammatik. Bei den rechtsaltertümern war ihm das bedürfnis einer umarbeitung gleich nach dem erscheinen klar, als er die samlung der weisthümer begann, und die herausgabe dieser urkunden hat ihn später immer wider daran erinnert, aber sie unterblieb; 1854 erfolgte ein unveränderter abdruck des buches. Von einem fremden kann jetzt die durchgreifende umgestaltung desselben nicht unternommen werden. Aber dass die germanisten unter den juristen sich mehr mit der deutschen sprache und umgekehrt die philologen sich mehr mit dem deutschen recht beschäftigten, wäre zu wünschen. Über die juristen hat etwas zu günstig geurteilt Scherer s. 140: die verkehrten etymologien, ja die falschen auffassungen der einfachsten mittelhochdeutschen prosa sind noch keineswegs bei ihnen verschwunden. Es ist hier nicht der ort darauf weiter einzugehen: wer belege für unsern tadel sehen will, findet sie z. b. in Zöpfls altertümern des deutschen rechts und reichs.

Erfreulich ist noch die nachricht Hermann Grimms, dass auch eine samlung der kleinen schriften seines vaters Wilhelm in aussicht genommen sei. Dann würden

wir nur noch Lachmanns abhandlungen vermissen, deren einzelabdrücke man jetzt so selten und nur zu enormen preisen erlangen kann. Hoffen wir, dass auch diese bald gesammelt herausgegeben werden.

BERLIN. OSKAR JÄNICKE.

Herder als Theologe. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie von **August Werner,** Pfarrer. Berlin 1871. Verlag von F. Henschel. V. 422. n. $2^1/_3$ thlr.

Widerum ein beitrag zu der jungen Herderlitteratur, geliefert in der absicht, „eine alte ehrenschuld“ zu tilgen, von allen bisher gelieferten der wertvollste und der bedeutung der person und des gegenstandes angemessenste. Der herr verfasser hat es sich zur aufgabe gemacht für Herder dasjenige zu leisten, was dieser selbst in der zeit des ersten aufschwunges als einen tribut der dankbarkeit für lehrer und vorgänger in philosophischer culturgeschichte und theologie teils entrichtet hat, teils zu entrichten sich vorsetzte: aus den schriftstellerischen productionen den geist des autors zu fixieren und in ihnen das bleibende, trieb- und bildungskräftige abzusondern und vor dem verkommen unter und mit dem ephemeren und veralteten zu schützen. Dem zweiten teile der aufgabe war nun das abgrenzen und ausschliessliche bearbeiten eines bestimten gebietes ungleich günstiger als dem ersten, der nur einer ebenmässigen betrachtung sämtlicher leistungen Herders gelingen kann. Der herr verfasser freilich glaubt mit Herders theologie dasjenige herausgegriffen zu haben, was das eigentliche centrum seines lebens und strebens gewesen ist (s. III. s. 4), und somit von seiner seite am tiefsten in die schriftstellerische und menschliche persönlichkeit überhaupt eindringen zu können. Aber unverkenbar dient die mehrzahl der leistungen Herders dem kosmologischen, nicht dem theologischen interesse; selbst von den in folge der unglücklichen dreiteilung seiner werke in der theologischen section der gesamtausgabe untergebrachten schriften sind mehrere der culturhistorischen oder ästhetischen klasse zugehörig. Herders stand entscheidet über die frage nichts. Es ist leicht zu ersehen: warum Herder theologe geworden und bei dem stande verblieben, und was dies seinen schriften für eintrag gebracht hat. Zunächst durch die zwingenden umstände auf das studium der theologie angewiesen hat Herder bald mit vollem bewustsein den geistlichen stand gewählt, weil er hierdurch am sichersten zu seinem ziele zu gelangen hoffte, auf „die grossen“ und für die cultur „des gemeinen mannes“ zu wirken. Die reihe der enttäuschungen, die er sich durch diesen fehlgriff bereitet, schliesst mit seinem bekentnisse: „er habe sein leben verfehlt.“ Die von dem herrn verfasser (s. 88) bezweifelte „echtheit dieser überlieferung“ und die eben gegebene auslegung ist durch Herders nächste angehörige verbürgt. (G. v. Herder im vorbericht des VI. bandes der Adrastea s. II). Das streben sociale ideen zu verwirklichen, bis jetzt (wie Herders reges politisches interesse) wenig beachtet, hat also auf die standeswahl entschiedenen einfluss geübt.[1] (Bückeburger antrittspredigt. 1771. W. z. R. u. Th. V. pred. I). Geschichte ist der

1) Der herr verfasser hat s. 24 selbst eins von den zahlreichen zeugnissen angeführt, legt aber s. 138 alles gewicht auf den grund: „Der bibel zu gefallen war Herder theologe geworden.“ Der wichtigen stelle in den Provinzialblättern An Prediger s. 80 — 82, über den lebensgang eines theologischen freundes, hat er nicht angemerkt, dass sie zum grossen teil ein verhülltes selbstbekentnis ist. Zu beachten ist auch Herders äusserung über standeswahl und geistlichen stand im „Kenotaphium des dichters Jacob Balde.“ Terpsichore III, 19 fg. 37 fg.

begriff, dem sich die hauptsumme der Herderschen arbeiten unterordnen lässt; dem streng theologischen verbleibt, abgesehen von zünftigen arbeiten (predigten, catechismus u. a.) ein erheblich geringeres capital.

Der herr verfasser hat umgekehrt von solchen schriften, die nur in entfernter beziehung zur theologie stehen, möglichst viel herangezogen, und heterogenes (z. b. Herders ästhetisch-kritische arbeiten in abschnitt I. s. 5—44) berücksichtigt. Andrerseits ist ihm (eine folge der unvorteilhaften anordnung der gesamtausgabe) einiges näher zugehörige aus dem bereiche der beiden andern sectionen [1] (Zur Philos. und Gesch.; Zur schönen Litt. und K.) entgangen. Es wäre z. b. durch die aufgabe des buches bedingt gewesen, die gedanken Herders von der existenz nach dem tode dargestellt zu finden. Der herr verfasser hat sich die untersuchung erlassen, bei der vorzüglich sich herausgestellt haben würde, dass Herder in exoterischer darstellung (Z. R. u. Th. V. pred. XIX) sich dem kirchlichen begriffe anbequemte, mit welchem seine philosophische überzeugung sich kaum noch berührte (Gespräche über die Seelenwanderung u. a.), ein verfahren, zu dem er sich überhaupt für berechtigt und verpflichtet hielt (pred. IV). Der herr verfasser hat nicht beachtet, mit welcher wärme und in welchem sinne Herder, Lessing beipflichtend, Leibnitz verteidigt, dessen „begriffe von der wahrheit so beschaffen waren, dass er nicht vertragen konte, wenn man ihr zu enge schranken setzte.“ „Wegen dieser grossen art zu denken, sich gern allem anzuschmiegen, damit er alles nutze und für sich gebrauche,“ „hielt er ihn wert.“ (Herder, Gott. I. ausg. s. 142 f.). Dies anbequemen an das hergebrachte ist an Herders theologischer vor- und darstellungsart nie ausser acht zu lassen. Hieraus erklärt sich die unklarheit in seiner Christologie. Statt scharfsinnig widersprüche aufzusuchen muss man in diesem falle die schwierige sonderung von kern und hülse vornehmen.

Wir erblicken also in dem buche zwar nicht den centralen, aber doch einen hochwichtigen bestandteil im gesamtbilde Herders, das ohne eine eingehende kentnis und prüfung seiner theologischen schriften immer so mangelhaft und unrichtig ausfallen wird, wie wir es bis jetzt in den bedeutendsten litteraturgeschichten finden. Es ist einmal unmöglich Herder in einen ästhetischen philosophen, philosophischen historiker und theologen zu zerlegen, und nach einer (meist auch nur unvollkommenen) prüfung der beiden ersten seiten den ganzen mann zu beurteilen. Durch dies verfahren eben sind in die charakteristik Herders irrtümer eingeschleppt, zu deren widerlegung es nur der objectiven gegenüberstellung des noch unberücksichtigten materials bedurfte. Der herr verfasser berichtigt also viel schiefe und willkürliche urteile,[2] die, durch einen gewichtigen namen sanctioniert (314 f. 414. 422), weitergesprochen und geschrieben werden. Man ist ihm also sogar da zu danke verpflichtet, wo er seine grenzen überschreitet.

Andrerseits ist auch in der geschichte der protestantischen theologie eine empfindliche lücke durch das buch des herrn Werner ausgefüllt. Man wird ihm recht geben, wenn er zusammenfassend (s. IV) Herder als „den prophetischen typus der gesamten modernen theologie“ kenzeichnet und damit sein buch „einer einleitung in die geschichte der theologischen neuzeit“ gleich stellt. Dass er auch in der theologischen litteratur mancherlei halbrichtiges und unrichtiges zu beseitigen gefunden hat, zeigt fast jeder der neun abschnitte (besonders III. VIII. IX). Seinen eigenen

1) Der anhang (s. 419 fgg.) beweist, dass der herr verfasser die schriften dieser sectionen zum teil erst während der arbeit genauer kennen gelernt hat.

2) So Hettners sonderbare ansicht von einem nachhaltigen einflusse Rousseaus auf Herder, s. 24.

theologischen standpunkt lässt er unbillig hervortreten, wenn er einerseits juden und katholiken verwehren will aus Herders theologischen (und den davon untrennbaren philosophischen) ideen zu entnehmen, so viel ihnen zusagt, und andrerseits ihn „der (doch) kein mann der parteien ist," als schutzpatron allein für die frei protestantische richtung in anspruch nimt (III f.).

Dem verständigen grundsatze, „mehr auf eine vollständige objektive darstellung, als auf eine kritik des Herderschen standpunktes" auszugehen, ist der herr verfasser fast überall treu geblieben; auch darin, dass er „oft Herders worte und wendungen eingewebt" hat (s. IV), und während er glaubt hierin des guten etwas zu viel getan zu haben, finden wir, dass er hierin noch freigebiger mit Herders, noch karger mit seinem material hätte wirtschaften sollen. Niemand wird, wenn es sich um ein wissenschaftliches referat handelt, die sorgfalt verkennen, der es gelungen ist, sich gerade an die stelle des autors anzulehnen, die den adaequatesten ausdruck seiner ideen enthält; mit paraphrasieren und transfigurieren des sinnes ist niemandem gedient. Auffällig ist es bei der sonstigen wissenschaftlichen treue, dass der herr verfasser sich überall mit dem texte der Cottaschen ausgabe begnügt, obwol es ihm nicht unbekant ist, dass derselbe vom originaltexte nicht selten erheblich abweicht.[1]

Die einteilung des stoffes ist etwas bequem und hat widerholungen nötig gemacht. Während die drei ersten abschnitte historisch fortschreitend Herders, des theologischen schriftstellers, entwicklung darstellen, suchen die fünf folgenden seine wissenschaftlichen ansichten und grundsätze unter sammelnden gesichtspunkten zusammenzustellen. In folge dieser anordnung ist besonders im dritten abschnitte (Herder als theologischer schriftsteller s. 93—194), wo nach aufstellung einer chronologischen ordnung[2] der inhalt der schriften ausführlich angegeben wird, mancherlei, was in den folgenden capiteln wider erscheint, anticipiert, und widerum sind in den späteren teilen manche historische einleitungen und verknüpfungen angebracht, die meist in den zweiten teil zurückgreifen (137 fgg. 3 fgg. 154. 120. 368. 385. 85. 347. 355). Ein vorteil indessen ist hieraus dem ganzen erwachsen: „gegenüber weitverbreiteten anschauungen" (s. 42 fgg. 93 fgg.) gibt der erste hauptteil die objective darstellung einer schriftstellerischen persönlichkeit, die sich consequent und nach festem plane (vgl. s. 284 fg.), wie selten eine andre, entwickelt. Ebenso objectiv setzt der zweite hauptteil vornehm absprechendem, meist oberflächlichem und parteiischem urteil ein in den hauptgliedern harmonisch zusammenstimmendes system entgegen, und zeigt (IV, 169 fgg. VII, 284 fg. 295 fg. 301 fgg.) den engen zusammenhang desselben mit den übrigen gebieten, die Herders universaler geist beherschte. Der letzte teil (der prediger 377—418) und teilweis schon das vorletzte capitel (354 fgg. 359 fg. kirche und kirchliche reformgedanken) gibt historisch und systematisch ein anziehendes bild der hohen bedeutung, die Herder als praktischem theologen gebührt.

Auf den inhalt im einzelnen einzugehen müssen wir uns versagen; neues und treffliches zu sammeln und zu sagen ist dem herrn verfasser, der auf seinem felde

1) S. 55 wird der originaltext der Funfzehn (nicht zwölf, wie s. 128 steht) Provinzialblätter An Prediger, wie eine verlorene handschrift behandelt.

2) Der herr verfasser bemerkt (s. 128) selbst, dass die „meisten der letzten theologischen arbeiten" schon vor jahren, theilweise noch in Bückeburg geschrieben seien. Er hätte daher, statt sie einfach der letzten periode samt und sonders einzureihen, versuchen sollen (wie es bei vielen ästhetisch-historischen aufsätzen möglich ist) früheres und späteres zu sondern und das erstere mit den schriften der vorweimarischen periode zusammenzustellen.

fast keinen vorarbeiter hatte,[3] häufig gelungen. In den specifisch theologischen stücken wird jeder von ihm lernen, da er hier über das material die unbedingte herschaft hat. Ohne für seinen autor zu günstig eingenommen zu sein, bisweilen sogar mit etwas zu hoher schätzung des heutigen wissenschaftlichen standpunktes (277. 106 f.), hat er das entwertete ausgesondert, und es ist daher der beachtung ausserordentlich wert, wenn er z. b. von Herders „letzten theologischen arbeiten“ (Vom geist des christentums. Von religion, lehrmeinungen und gebräuchen) sagt: „sie verdienten als ein classisches zeugnis des theologen unter den classikern unserer zeit produciert zu werden“ (s. 128); — wenn er es beklagt, dass nur sechs und zwanzig predigten Herders gedruckt sind (s. 379); die briefe über das studium der theologie als „eine ausgezeichnete einleitung in das studium ... zum teil heute noch“ bezeichnet (s. 120 fg.); Herders katechismus „ein werk nent, das jeder unbefangene und urteilsfähige leser getrost dem lutherischen an die seite stellen wird,“ da „in dem büchlein mehr weisheit, mehr demuth, mehr pädagogik steckt, als in zehn neueren katechismen.“

Wo herr Werner sich auf das gebiet der nicht theologischen litteraturforschung begibt, ist sein urteil weniger zuverlässig. Nach Hettners vorgang zieht er dem einflusse Hamanns auf Herders entwicklung ungebührlich enge grenzen (18 fgg. 105). Irrig ist die bemerkung: „nur theologisches befinde sich unter der menge von arbeiten, die von Herder in Königsberg vorbereitet und begonnen seien“ (s. 21). In der richtigen annahme von frühen Spinozastudien Herders hat sich Werner von Hettners auf sehr unvollständiger kentnis der zugehörigen quellen ruhender meinung frei gemacht (s. 38); doch ermittelt er über zeit und fortgang dieser studien nichts genaueres und versucht nicht die spinozistischen lehren in den frühen theologischen schriften Herders (sogar in den Bückeburger predigten) nachzuweisen. Er vermutet (s. 38) hierbei eine von Lessing persönlich ausgehende anregung und bringt doch (s. 58) selbst die briefstelle, durch welche diese vermutung sich widerlegt. Eigentümlich contrastiert die bemerkung (s. 48), „Herder sei in der polemik zu mild und friedfertig gewesen“ mit der behauptung (s. 94): „mit der Herderschen individualität sei notwendig verbunden die leidenschaftlichkeit der sprache,“ zwei urteile, die in solcher allgemeinheit gleicherweise falsch sind. Über den wechselverkehr zwischen Herder und Goethe wird (s. 61) ungenügend abgeurteilt. Misraten, indem irrige und richtige beobachtungen sich mengen, ist die beschreibung Herderschen stils (94 fg. 103. 111); scharfe charakteristik mit sparsamen, streng zugemessenen und knapp anschliessenden prädicaten würde sich überhaupt an mancher stelle (s. 113) vorteilhafter ausnehmen als tautologische schilderungen.

Hierbei (da nach Herder „muttersprache der landesehre fuhrwerk ist; und man über sie schärfer halten, über ihre reinigkeit mehr eifern muss, als über der zartesten liebsten ehre“) eine beschwerde über einige verunglückte wortbildungen des verfassers: s. 178 geordnetheit. 64 zugeknöpftheit. 194 nichtlügenhaftigkeit. 347 (modernes) Tetzeltum. 83 egocentrische moral. 360 erziehlich; dazu (334) der gallicismus „es ist — dass“ (c'est — que).

Wir wünschen, dass das buch sich und dem trefflichen manne, dem es geweiht ist, bahn brechen möge durch den schwall der ephemeren tageslitteratur, und glauben es auf Goethes wort hin: „Was in der zeiten bildersaal Jemals ist trefflich gewesen, Das wird immer einer einmal Wider auffrischen und lesen.“

BERLIN, 23. AUGUST 1871. B. SUPHAN.

3) Nicht berücksichtigt ist die monographie von J. E. Dibbits: Herder beschouwd als theolog inzonderheid als verklaarder van der bybel. Utrecht 1863.

NACHTRÄGL. BEMERKUNGEN ZUR ABHANDLUNG ÜBER DIE EDDALIEDER.

6. Zu s. 6 z. 24. In den worten: „. . . indem sowol die Isländer als Saxo die gesamte dänische sagengeschichte mit sachsenkriegen, englandszügen und nordhumbrischen eroberungen durchwoben sein lassen, ein beweis, dass die dänische sagengeschichte auf dem wege durch die eigentliche sogenante Wikingszeit (c. 850 — 1030) eine gänzliche umgestaltung durchlebte" ist das wo möglich noch schlagendere verhältnis unerwähnt geblieben, dass diese sachsenkriege zugleich kriege mit „sächsischen" (deutschen) „königen" sind. Vor Karl dem Grossen hatten die Sachsen keine könige. Eine solche gestaltung der sagen ist also jünger als seine zeit. — Da der Norweger Ottar (Ohthere) in dem von könig Alfred bewahrten berichte seine reise nach dem Biarmalande (am weissen meere) offenbar als eine erste entdeckungsreise durch bisher unbekante gewässer darstellt, dürfen wir folgern, dass die sagen von Wikingszügen nach dem Biarmalande erst nach dieser entdeckungsreise entstanden sind. Dieselbe wurde aber erst zur zeit Harald Schönhaars, in der letzten hälfte des 9. jahrhunderts, unternommen.

7. Zu s. 17 z. 8. 13. Guttormr: Godomar bleibt jedenfalls hieher gehöriges sprachliches indicium, nämlich auch wenn Guttormr ein ächt norröner name sein sollte. Denn da er jedenfalls von Godomar divergiert, und dennoch hier dieselbe person bezeichnet, haben wir einen wenigstens ebenso beweisenden fall vor uns wie in Sigurđr (ɔ: Sigwart): Sigfrid. — In der norrönen sprache hatte man einen eigennamen Jarpr (Flateyjarbók III, 567), welcher es also um so wahrscheinlicher macht, dass Erpr eine aus dem deutschen entlehnte form ist

8. Zu s. 20, z. 20 — 21. Die worte „Winge[3] und" nebst der anmerkung 3 sind durch versehen hineingekommen, und sind zu streichen.

9. Zu s. 22, anm 3. Ich bin, seit ich dieses schrieb, zu der überzeugung gelangt, dass die authentie der in sagas citierten Skaldenlieder in weit bedeutenderem umfange zu läugnen ist, so auch der in dieser note genanten, am entschiedensten der dem Egill Skallagrimsson zugeschriebenen. Es wird aber diese frage eine weitläufigere erörterung erheischen, die sich besser in anderem zusammenhange wird geben lassen. — Die authentie des Ynglingatal habe ich schon in der abhandlung aufs entschiedenste geläugnet. Zu bemerken habe ich noch, dass sich dasselbe zum teil auf dänische königssagen gründet, was ja auch schon daraus erhellt, dass es jedesmal die Schweden den Dänen unterliegen lässt; die dänischen königssagen werden ja aber erst nach der zeit des vorgeblichen verfassers des liedes nach Norwegen gelangt sein (vgl. oben s. 20).

10. Zu s. 72 z. 15. Der satz „Einem christen würde es [das lied Völuspá] nicht zuzuschreiben sein" ist viel zu bestimt hingestellt. Ausser der verdächtigen stelle *brœđr munu berjask* usw., haben wir auch noch die über die höllenstrafen, wo besonders die bestrafung der verführer (*þanns annars glepr eyrarúnu*) unheidnisch und unnordisch scheint, und dann noch vollends das *munu systrungar sifjum spilla*, welches nur aussagen kann, man werde in verbotenen graden heiraten. Doch muss man natürlich einräumen, dass eben solche stellen interpoliert sein könten.

11. Zu s. 79 — 80. Was ich über Vedel Simonsens (hier in Kopenhagen wolbekante) priorität in der lehre vom „stein-, bronze- und eisenalter" schrieb, wurde im „Ausland" nr. 18 unter dem titel „ein vergessener archäologe" abgedruckt. Am 13. mai d. j. sante ich darauf folgende erklärung an das „Ausland," wo sie in nr. 21 gedruckt steht:

„Vedel Simonsen war ausserhalb der Kopenhagener archäologischen kreise vergessen; hier in Kopenhagen freilich, wie ich bereits andeutete, nicht eigentlich vergessen. Was mir aber bis vor wenigen tagen ganz unbekant war, ist, dass schon vor mir ein junger Däne, W. Horn, in einer wenig gelesenen, nach kurzer existenz erloschenen zeitschrift (*Tidskrift for Theorie og Praxis*, I, 1869, p. 322) die priorität V. Simonsens (kurz und ziemlich zurückhaltend) öffentlich erwähnt hat. Doch ist W. Horns erwähnung meines wissens wirkungslos und fast unbekant geblieben, so dass es hiemit ganz wie in dem von mir in Zachers und Höpfners zeitschr. III, p. 80, note 3 besprochenen verhältnisse gegangen ist."

Es erscheinen hier jährlich so viele archäologische abhandlungen, die alle wesentlich ein und dasselbe enthalten, dass es nicht zu erwarten ist, dass jemand sie alle lesen würde. Also wäre es vielleicht noch möglich, dass die herren Worsaae und Engelhardt W. Horns erwähnung nicht erfahren hätten, und dass man ihr mysteriöses stillschweigen solcherweise zu erklären hätte.

KOPENHAGEN, 16. SEPTEMBER 1871. E. JESSEN.

I. SACHREGISTER.

II. WORTREGISTER.

1. Gothisch.

2. Althochdeutsch.

3. Mittelhochdeutsch.

4. Neuhochdeutsch
nebst dialecten.

5. Altsächsisch.

6. Niederdeutsch.

7. Angelsächsisch.

8. Englisch.

9. Altnordisch.

10. Dänisch.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.

